zell 1 mood MAG P

2

Meinem lieben Schwager und Freund
zu Weihnachten 1907.

Früh

2

Handwritten text in a cursive script, likely a signature or a note, located in the lower right quadrant of the page.

Handwritten text in a cursive script, likely a signature or a note, located in the lower right quadrant of the page.

Handwritten text in a cursive script, likely a signature or a note, located in the lower right quadrant of the page.

VON VERSAILLES NACH VERSAILLES

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1927 BY AVALUN-VERLAG
JULIUS BRÜLL, HELLERAU BEI DRESDEN

DRUCK DER OFFIZIN W. DRUGULIN IN LEIPZIG

MAXIMILIAN HARDEN
VON VERSAILLES
NACH VERSAILLES

IM AVALUN-VERLAG

HELLERAU BEI DRESDEN

Weigand

[d. i. Maximilian Witkowski]

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1954 IV^e 995

28.8.3800

VORBERMERKUNG

DAS DEUTSCHE VOLK LEBTE NOCH UNTER DEM milden, aber harten Patriarchalismus eines Dutzends von Dynastien, als das englische schon seit Jahrhunderten von der Magna Charta regiert und in Selbstbestimmung seines Schicksals erzogen war. Wer diesen Unterschied, mit all seinen moralisch-politischen Folgen, je vergißt, der kann nicht über Deutschlands Evolution von gestern und heute gerecht urteilen. Das Bild dieser Evolution mit gewissenhafter und eben deshalb schonungsloser Wahrhaftigkeit zu skizzieren, war dem in Deutschland Geborenen und Verwurzelten schmerzliche, nur in festem Glauben an die Heilkraft der Wahrheit erfüllbare Pflicht. Die Völkerverständigung kann nur durch das Streben nach unbefangener Gerechtigkeit, nicht durch eitle Selbstbespiegelung oder feige Heuchelei einzelner Nationen erreicht werden.

Montana - Vermala,
im Oktober 1927

MAXIMILIAN HARDEN

Das Verhältniß der verschiedenen Theile des Körpers zu einander ist in der That eine sehr wichtige Sache, die man nicht übersehen darf. In der That ist die Anatomie eine Wissenschaft, die sich mit der Beschaffenheit der Theile des Körpers beschäftigt. Sie untersucht die Form, die Größe, die Lage und die Function der verschiedenen Theile des Körpers. Sie untersucht auch die Verhältnisse der Theile des Körpers zu einander. Sie untersucht die Verhältnisse der Theile des Körpers zu den verschiedenen Functionen des Körpers. Sie untersucht die Verhältnisse der Theile des Körpers zu den verschiedenen Krankheiten des Körpers. Sie untersucht die Verhältnisse der Theile des Körpers zu den verschiedenen Ursachen der Krankheiten des Körpers. Sie untersucht die Verhältnisse der Theile des Körpers zu den verschiedenen Folgen der Krankheiten des Körpers. Sie untersucht die Verhältnisse der Theile des Körpers zu den verschiedenen Methoden der Behandlung der Krankheiten des Körpers. Sie untersucht die Verhältnisse der Theile des Körpers zu den verschiedenen Prognosen der Krankheiten des Körpers. Sie untersucht die Verhältnisse der Theile des Körpers zu den verschiedenen Ursachen der Krankheiten des Körpers. Sie untersucht die Verhältnisse der Theile des Körpers zu den verschiedenen Folgen der Krankheiten des Körpers. Sie untersucht die Verhältnisse der Theile des Körpers zu den verschiedenen Methoden der Behandlung der Krankheiten des Körpers. Sie untersucht die Verhältnisse der Theile des Körpers zu den verschiedenen Prognosen der Krankheiten des Körpers.

VERGLEICHENDE ANATOMIE
VON
H. J. W. M. J. VAN DER WERF

CHRONICON

AM 18. JANUAR 1871 WURDE IN DER „À TOUTES les gloires de la France“ geweihten Spiegelgalerie des Versailler Königsschlusses die Wiederherstellung des deutschen Kaiserreiches verkündet. Von dem Haus Habsburg-Lothringen, das mit seinen österreichischen und ungarischen Ländern dem neuen Reich fernblieb, ging die Kaiserwürde auf die Preußenkönige vom Stamm Hohenzollern über, die sich mit den anderen deutschen Staatshäuptern, nach dem Wortlaut der Reichsverfassung, zu einem „Ewigen Bund“ zusammenschlossen. Daß diese Neubildung, die das alte Einheitssehnen der deutschen Völker erfüllte, im Palast des Roi-Soleil Louis Quatorze, dicht bei der Hauptstadt des besiegten Frankreich, verkündet wurde, entsprach durchaus dem Geist einer Zeit, deren frommer Glaube in Schlachtensieg und Kriegsentscheidung die Stimme Gottes in ihrer wuchtigsten Klarheit zu hören wähnte. Merkwürdig ist auch, daß in dieser Geburtsstunde des neuen Reiches Wollensstreit zwischen Legitimus und Genie die Stimmung trübte: weil der alte König Wilhelm I. den Titel „Kaiser von Deutschland“ gefordert, der Bundeskanzler Graf Bismarck aber den bescheideneren des „Deutschen Kaisers“ durchgesetzt hatte, ließ der Monarch den Minister, dem er die Kaiserkrone dankte, vor dem Auge der deutschen Souveräne und Heerführer schonungslos seine Ungnade fühlen. Unter solchen Umständen trat der „Ewige Bund“ ins Licht der Welt. Als die Frucht siegreichen Krieges, deren Reife nur durch die kluge Umschmeichelung eines unheilbar Geisteskranken, Ludwigs des Zweiten von Bayern, und durch skrupellos schlaue Nutzung des Welfenfonds zur Tilgung allerhöchster königlicher Schulden möglich geworden war, wurde er in Feindesland, nach heftigem Streit monarchischer Ansprüche gegen Staatsmannsweisheit, zwischen Glockengeläut und Kanonengebrüll, in einer den deutschen Bürgern verschlossenen militärischen Versammlung enthüllt.

Sieben Jahre danach war dieses Deutsche Reich innerlich

so gefestigt und außen so weithin anerkannt, daß Fürst Bismarck als „ehrlicher Makler“ in europäischen Angelegenheiten walten und dem Berliner Kongreß präsidieren konnte, der im Nahen Orient den Hader zwischen Rußland, Großbritannien, der Türkei, Österreich-Ungarn und den Balkanvölkern provisorisch schlichtete und der Wiener Regierung des Kaisers und Königs Franz Joseph die Okkupation der türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina erlaubte. 1882 schrieb der russische Diplomat Graf Peter Schuwalow: „Aus Bosnien kommt einst die gefährlichste Bedrohung des europäischen Friedens. Fest wie Fels ist in mir die Überzeugung, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt.“ 1888 starb Wilhelm der Erste, und nach neunundneunzig Tagen folgte dem stumm an Kehlkopfkrebs hinsiechenden Kaiser Friedrich sein ältester Sohn Wilhelm auf den Doppelthron des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen. Zwanzig Monate später jagte er den Fürsten Bismarck aus seinen Ämtern und faßte den verhängnisvollen Entschluß, den deutsch-russischen Assekuranzvertrag nicht zu erneuen. Die Folge dieses Entschlusses und der auf ihn gestützten Berliner Politik war die Alliance franco-russe, seit deren in Kronstadt feierlich besiegeltem Abschluß Deutschland sich von Zweifrontenkrieg bedroht glaubte. Am fünfundzwanzigsten Geburtstag des Deutschen Reiches sagte ich 1896 in meiner jungen Wochenschrift „Die Zukunft“: wenn in Berlin weiter so regiert werde wie seit sechs Jahren, werde sich ein „Völkerbund“ bilden und unser mächtigs Reich so niederringen, wie hundert Jahre zuvor das Reich Napoleons niedergedrungen wurde.

1898 starb Bismarck, der nie ein „Diktator“, nie auch nur im engsten Amtsbezirk, in der Auswahl seiner Gehilfen allmächtig gewesen und nun in unversöhnlich schroffe Opposition gegen die Politik Wilhelms des Zweiten getreten war. Am 9. November 1918 wurde, von einem deutschen Fürsten, dem Prinzen Max von Baden, die Abdankung des Kaisers, noch ohne dessen Zustimmung, verkündet. Am 28. Juni 1919 mußten zwei Vertreter der Deutschen Republik in der Spie-

gelgalerie des Versailler Königsschlusses den Friedensvertrag unterschreiben, durch den der Spruch eines siegreichen Völkerbundes der deutschen Nation alles in drei Kriegen territorial Eroberte, auch Hauptstücke des von Friedrich dem Großen erstrittenen östlichen Preußenlandes, nahm und das am 18. Januar 1871 begründete Deutsche Reich begrub. Alle deutschen Dynastien waren von ihren Thronen gestiegen, und ihr „Ewiger Bund“ hatte achtundvierzig Jahre gelebt.

DAS „HEILIGE RÖMISCHE REICH DEUTSCHER NATION“ war nicht erst im Sommer 1806 gestorben, als der Habsburger Kaiser Franz, um die Hausmacht Österreichs zu retten, den Kronreif der Karlinger ablegte. Längst schon hatte es ein ärmliches Schattendasein gefristet und niemals sich von dem gewaltigen Streich erholt, mit dem Luther es traf, da er den Staat aus der Vormundschaft der Kirche löste. Die Gestalten des altrömischen Cäsar und des neurömischen Apostelfürsten, der Papst hieß, waren vereint durch die Geschichte geschritten und, trotz ihrem Kampf um die Herrschaft, die unlöslichen Elemente einer Macht-Einheit geblieben. Seit zwischen ihnen Luthers (des nicht frühesten, aber an Wirkung stärksten Reformators) breiter Schatten sich aufreckte, wandelte sich die Zeit: das graubraune Gewölk des Mittelalters wich und der frühlingfrische Wind aus dem Land kühler Vernunft zerwirbelte das Wahngewand einer „Sacra Caesarea Majestas“. Zwar werden noch alle Künste theokratischer Mythenbildung aufgeboten, um den jeweilig regierenden Häusern gläubige Anbetung zu sichern; doch in den Erdbeben der Englischen und insbesondere der Französischen Revolution war der Hort monarchischer Legitimität zerbrochen; und der Sonnenaufgang amerikanischer Freiheit ließ am Horizont ein neues, aus der Anerkennung unverjährbarer „Menschenrechte“ aufleuchtendes Staatsideal sichtbar werden. Das Heilige Römische Reich der Deutschen verfiel, wurde den Nachbarvölkern zum Spott

und keinem Kaiser gelang je noch, mit dem Schein der Macht auch deren Wesen sich zu bewahren. Selbst der Größte ihrer Reihe, Napoleon Bonaparte, hat es nicht vermocht; unter dem Segen des Papstes (der ihn dann bannte und in Fontainebleau dafür büßte) hat er, der Sohn und Exponent der Revolution, seine Stirn mit dem Diadem Karls des Großen geschmückt, sich als das gebietende Haupt der Christenheit gefühlt und zugleich den heidnischen Traum der Kyros und Alexander weitergesponnen. Dennoch war er nur Plagiator verklungener Römerherrschaft; und weil er die Welt beherrschen, seinem Willen unterwerfen wollte, waffnete die Welt sich gegen ihn. Aus Passy hatte 1777 Franklin an Cooper geschrieben: „In Paris glauben alle, daß die Sache Amerikas die der Menschheit ist und daß unser Kampf für die Freiheit sie auch den Europäern sichert.“ Ein Vierteljahrhundert danach konnte kein Sterblicher dem verlebten Leib des Universalreiches noch einmal beseelenden Atem einhauchen. Das 1871 gegründete Deutsche Reich mußte, wenn es sich einwurzeln und dauern wollte, von allem Pomp und Trödel alter Weltkaiserei sich lösen; durfte aber auch nicht den Helm mit dem spitzen Messingstachel und die enge Wolljacke preußischer Zucht tragen. Sein Leben war gefährdet, sobald sein Kaiser einem Imperator ähnelte, der die Hand über die ganze Erde streckt und sich in trügerischem Schein der Allmacht und Allgewalt sonnt.

Diese Gefahr ist erst an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts dem Gewimmel fühlbar geworden.

Rings um die von den Soldatenkönigen des Stammes Hohenzollern gebauten Kasernen waren Städte entstanden, deren rasches Aufblühen und rastlos kribbelndes Leben den Betrachter an Goldgräbersiedlungen erinnerte. Der weithin, bis in die Kaufmannschaft, sogar in die Jugendzeit der Gewerkschaften und der Sozialdemokratischen Partei fortwährende Drill hatte eine anderswo kaum je erreichte Disziplin der Massen geschaffen und eine Arbeitsmaschine aufgebaut,

die das Staunen, aber auch mißtrauische Furcht der Umwelt weckte. Seit die deutschen Stämme geeint, zwischen ihnen die Zollgrenzen verschwunden waren, lag der deutschen Wirtschaft der Weltmarkt offen. Preußen blieb nicht nur auf dem Gebiet des Heereswesens der Lehrer und Führer. Auch in Ackerbau, Viehzucht, Rübenverwertung, Agrargewerbe aller Art, auf den Latifundien seiner Ostprovinzen wie in bäuerlichen Betrieben, in der Organisation der Industrie und in der Sozialgesetzgebung (Alters-, Krankheit-, Invaliditätsversicherung, Fabrikinspektion) war seine Initiative der aller anderen Bundesstaaten voraus. In dem Essen Alfred Krupps, Westfalen, Schlesien besitzt es die industriell wichtigsten Bezirke. Die Annexion des Elsaß und eines Teiles von Lothringen hatte dem Reich in seiner Geburtsstunde neue Rohstoffe, Erz, Kohle, Kali, gegeben und sein Textilgewerbe gestärkt. Ein zuvor nie gesehener Bund vereinte die wissenschaftlichen und kommerziellen Arbeiter. Jedes gewerbliche Revier warb sich einen Stab von Ingenieuren, Agrar- und Industriechemikern. Das Laboratorium wurde das Allerheiligste der Fabriken, Bergwerke, Hütten. Und die von Wissenschaft und Technik geförderte Industrie wurde von kräftigen Kreditbanken finanziert, deren Vertreter im Aufsichtsrat an der Leitung der Gesellschaften mitwirkten. Alles war jung, fast nirgends Schutt von verfallendem Werk wegzukarren; und da ohne Respekt vor, ohne Ausnutzung von Altem überall Neues angeschafft werden mußte, galt das Modernste zugleich als das Billigste. Hastig war eine große, das Bild üppigen Reichtums zeigende Handels- und Passagierflotte, eine kühn dem britischen Muster nachstrebende Kriegsmarine gebaut worden. Der starke, pausenlos gestraffte Gesamtorganismus, dessen Kraft in den relativ engen Grenzen des Reiches und in den wenig ergiebigen afrikanischen Kolonien nicht voll zu verwerten war und der deshalb allzu laut atmete, lechzte nach „Betätigung“ in weiteren Räumen. Eine, sozusagen, rationale Mystik umnebelte die Hirne mit dem Traum von zuerst industrieller, dann imperialer Dehnung ins Weite. Das leere, aber pom-

pöse und gefährliche Wort „Weltpolitik“ war vom Thron her so oft in die Massen geworfen worden, daß in ihnen der Glaube entstand, dabei müsse sich am Ende auch etwas denken lassen. Und draußen, in anderen Teilen unseres Planeten, den die nicht an kosmisches Betrachten Gewöhnten die Welt nennen, schien nun altes Besitzrecht streitig zu werden. Winkte hier nicht günstige Gelegenheit?

Großbritannien focht seinen Streit mit den Buren der südafrikanischen Republiken aus. Der Krieg zeigte das häßliche Antlitz eines Kampfes gieriger Großkapitalisten gegen ein still und fromm lebendes Bauernvolk, dem er die Macht und das Mitbestimmungsrecht über breite Stücke goldhaltiger Erde rauben soll. So sahen ihn fast überall die Massen, die ja immer noch im Vorstellungskreis der Hintertreppenromane und jeden Demos umschmeichelnder „Witzblätter“ lebten und deshalb nicht begriffen, daß in den Gestalten von Cecil Rhodes und Paul Krüger ganz andere Gegensätze und kulturelle Notwendigkeiten sich verkörperten als etwa in denen einer Wucherhyäne und ihres Opfers.

Das melodramatische Temperament Wilhelms des Zweiten, stets ungeduldig wütend, wenn über andere Monarchen und Staatsmänner auch nur Tage lang mehr als über ihn geredet wurde, stets auf der Lauer nach einer neuen Glanzrolle, glaubte in dem Sturm wirrer Unmutsempfindungen das Stichwort zur Rückkehr auf den hellen Vordergrund der Szene zu hören, und entlud sich in eine Depesche, die nicht nur das englische Tun schroff verdammt, sondern dem Präsidenten der Transvaal-Republik deutsche Hilfe anzubieten schien. Als Antwort drang ein langhallender Aufschrei des Britenzornes über Kanal und Nordsee. Der Enkel der Queen Victoria, der sich bald nach seiner Thronbesteigung von Rußland zu England gewandt, übereifrig um die Gunst des Hofes von Saint James gebuhlt, den Rang eines englischen Admirals erstrebt hatte, dieser Herr enttäuschte nun, in einer Stunde britischer Verlegenheit, mit jähem Ruck alles Hoffen. Niemals ist die schrille Depesche ihm verziehen worden. Er hat Rhodes in Berlin empfangen und im

Gespräch mit dem genialischen Traumgestalter, der im Reiseanzug vor den „Allergroßmächtigsten“ trat, sich für den plumpen Eingriff mit Unkenntnis der wirklichen Vorgänge zu entschuldigen versucht, er hat sich geweigert, den alten Schlaukopf Krüger und die Generale der Buren zu sehen, einen Kriegsplan, der dem Feldmarschall Roberts und seinem Generalstabschef Kitchener den Sieg „sichern“ werde, entworfen und nach London geschickt, hat seine Parteinahme für England, als dessen „einziger Freund in Deutschland“, betont und illuminiert. Vergebens. Die Flut wilden Zornes ebte zwar ab, doch der Eindruck erbitternder Enttäuschung war nicht mehr wegzuspülen. In Frankreich hatte die antienglische Volkswut sich viel lauter, auf der Straße und in den „beuglants“ von Montmartre, ausgetobt, die Queen war in Chansons und Karikaturen roh beschimpft, der Prince of Wales gezwungen worden, seinem geliebten Paris fern zu bleiben. All dies wurde vergessen. Nur die Wunde vernarbte nicht, die der Deutsche Kaiser dem Selbstachtungsbedürfnis jedes Briten geschlagen hatte.

Es war nicht das einzige Unheil, das die Effektsucht dieses Kaisers auch auf dem Feld internationaler Politik schon damals dem deutschen Volk brachte. Obwohl er von dem religiösen, moralischen, kulturellen und staatlichen Leben der ostasiatischen Völker nichts wußte und den Buddha, die sittlich reinste, seelisch feinste Gestalt aller Heiligen Bücher, für einen tückischen Dämon der Allzerstörung hielt, glaubte sein blinder, tauber, nur, leider, nicht stummer Größenwahn sich zu dem Amt des Orientierlösers berufen und auserwählt. In die Paläste der Herrscher, in die Kanzleien der Staatenverwalter ließ er, zu Propaganda, eine Zeichnung (ohne den allergeringsten Kunstwert) versenden, die alle Völker Europas unter Deutschlands Führung zum Kampf gegen die gelbe Rasse und ihren Buddha aufrief. Weshalb just den Deutschen, die im Fernorient doch nicht die breite Machtbasis der Briten, Russen, Franzosen, Holländer haben, in diesem Kampf die Führung zufallen solle, war ebenso unverständlich wie das Fehlen Amerikas, dem eine „gelbe Gefahr“

näher als irgendeinem Europäerstaat wäre. Auch empfand jeder nüchtern Denkende, daß die Erhaltung der weißen Rasse, ihr Schutz vor Bastardierung durch fremdes Blut von der Pflicht befohlen, Kampf ruft gegen das Gewimmel asiatischer Völker aber von Vernunft und Moral verboten wird. Dem Kaiser war das Geräusch und Echo dieses Rufes noch nicht laut genug. Im Jahr 1898 hatte er, auf Anregung des Admirals Tirpitz, China zu einem Pachtvertrag genötigt, der das Kiautschau-Gebiet in der Provinz Schantung auf neunundneunzig Jahre dem Deutschen Reich überließ. Das wollte sich also in Ostasien ein Imperium schaffen, mit Rechtsansprüchen gerade da auftreten, wo nach Menschenvoraussicht zwischen Russen und Briten ein Streit um die Vorherrschaft, zwischen England und Amerika ein Wettkampf um die Märkte entstehen mußte. Welchen Weg durch das Dickicht so verschiedener Interessen klarer Kaufmanns-verstand zu wählen habe, lehrte die kluge Politik Amerikas, das vom Landbesitz Chinas nichts für sich forderte oder nahm, das hinter äußerer Ruhe leicht reizbare Selbstgefühl der Chinesen nicht verletzte und eben deshalb seinem damals fast nur mit Südamerika und Ostasien rechnenden Handel das breiteste Bett grub. An so leise Methoden konnte Wilhelms imperialistische Theatralik sich nicht gewöhnen. Einen Missionarmord hatte er flink zur Erlangung des Pachtvertrages genutzt. Den Aufstand der chinesischen Boxer des Ta-Chuan-Geheimbundes wollte er zu rascher Machtweiterung nutzen. Da zu den Opfern der Rebellion der deutsche Gesandte gehörte, war nach allgemeinem Brauch Sühnung durch die verantwortlich Regierenden zu fordern. Der Kaiser strebte darüber hinaus nach schneller Stärkung seines Prestige. Was er zeichnen ließ, sollte Wirklichkeit werden: ein internationales Heer unter deutscher Führung nach Peking marschieren und den fremdenfeindlichen Aufruhr niederwerfen. Er ruhte nicht, bis er die Zustimmung der dem Plan widerstrebenden Mächte erschmeichelt und dem General Grafen Waldersee den Oberbefehl gesichert hatte. „Mit gepanzerter Faust dreinzuschlagen“, hatte er einst seinem

nach Ostasien abreisenden Bruder Heinrich befohlen (in dessen hochgestelzter Antwort er dann als Menschheitmessias vergottet wurde). Jetzt hörten die zum neuen Sühnekreuzzug mobilisierten Truppen viel härtere Worte aus seinem Mund. Nie sollten sie Pardon gewähren, keine Gefangenen machen, ohne Erbarmen nur die Gewalt, Pulver und Blei sprechen lassen und vorsorgen, daß nach tausend Jahren noch im Reich der Mitte der deutsche Name solchen Schrecken verbreite, wie im Erdwesten der Attilas und seiner Hunnen. Die Welt horchte auf und fragte bang, was da werden wolle.

Nichts. Der Inhalt des aufzuführenden Dramas erwies sich als viel zu schwächlich für die pompöse *mise-en-scène*. Zu militärischen Operationen großen Stils kam es, natürlich, nicht; der vor der Ausreise in deutschen Städten mit Lorbeer gekrönte, als Triumphator gefeierte Generalissimus war froh, als er, ohne allzu rauhe Friktion mit dem eifersüchtigen Selbstgefühl der anderen Truppenführer, wieder heimkehren durfte; und nach langwieriger Verhandlung über das Zeremoniale verbeugte ein chinesischer Prinz sich, zur Entschuldigung, vor dem Thron des Deutschen Kaisers. Von Schantung, von all den technisch guten und teuren Anlagen, Bahnen, Häfen, Kabeln, Amtshäusern, Kasernen, Archiven ist dem Deutschen Reich nichts geblieben als die wehmütige Erinnerung. Auch die astronomischen Instrumente, Meisterstücke asiatischen Metallkunsthanderwerkes, die den Gärten des Pekingener Kaiserpalastes entwendet und vor der Orangerie im Potsdamer Park von Sanssouci aufgestellt worden waren, mußten auf Deutschlands Kosten an ihren alten Standplatz zurückgebracht werden. Von all dem Geräusch währte nichts fort als der Nachhall der Rede, in der das Haupt der deutschen Nation die Krieger gemahnt hatte, den Hunnen in Grausamkeit nachzustreben. Auf die Schlachtfelder des großen Krieges noch trug das Echo den Schall dieser Rede zurück: und belud ein ganzes Volk mit der Schuld, die doch nur ein eitler Effektsucher zu tragen hatte.

Noch andere Nachwirkung kündete sich an. Zum drittenmal im Laufe weniger Jahre hatte ein Mächtiger die Welt

rauh aus der Ruhe geschreckt. In Damaskus, am Grabe des Sultans Saladin, hatte Wilhelm, der seine Christenfrommheit doch stets überlaut betonte, nicht nur diesen christenfeindlichen Kalifen als eine rein strahlende Leuchte der Menschheit gepriesen, sondern sich den dreihundert Millionen Mohammedanern als Schutzpatron und Bundesgenossen angeboten. Zugleich verrieten allerlei ernste und unernste Symptome das Streben, die Gunst Amerikas zu erschmeicheln. Und der so, im Wechsel von Drohreden und Schmeichelworten, die Ruhe der trüg gewordenen Alten Welt stört, ist Erbe der Eroberer, die durch Kriege Preußens Königsmacht und das Deutsche Kaiserreich mit preußischer Spitze schufen. Er sperrt die Gleise, auf denen die Haager Konferenz, ein Geschöpf russischer Finanznot, den Weg in Abrüstung und Frieden zu sichern sucht. Mit wachsender Hast baut er eine Kriegsmarine von solcher Größe, Panzerkraft, artilleristischer Stärke, wie kein Kontinentalstaat sie je erstrebt oder erlangt hat, und läßt um den Bug jedes vom Stapel laufenden Schiffes außer dem Inhalt einer Champagnerflasche einen Erguß seiner billigen Rhetorik schäumen. Er begünstigt und betreibt persönlich die Verlängerung der Anatolischen Eisenbahn bis nach Bagdad, an den Persischen Golf, wo er auch seiner Kauffahrerflotte einen Lade- und Löschplatz bereitet: will also (das muß draus der Brite schließen) einen trockenen Weg nach Indien haben. Auf dem Erdball, ruft er, darf künftig nichts mehr ohne die Mitwirkung des Deutschen Kaisers entschieden werden. Trachtet er etwa, in den Ländern der Mohammedaner, Hindu, Chinesen, Kaffern und in dem Weltreich Neptuns, dessen Dreizack er für sich begehrt hat, mit dem Einsatz deutscher Volkskraft Entscheidung zu erzwingen? Verdruß, Mißtrauen, Furcht bejahen die Frage. All dieses Reden, Grimassieren und Fuchteln, das dem Fernen wie Handlung aussieht, nährt den Glauben, ein neuer Imperator wolle die Erdbewohner seinem Gebot unterwerfen. Wohin das Auge blickt: überall sieht es, wie Dantes Träume von Universalmonarchie, den Adler des Kaisers schweben. Eines Kaisers

von längst kaum noch vorstellbarer Art. Queen Victoria und die Kaiser Wilhelm I. und Franz Joseph hatten der Mahnung des Zars Nikolai Pawlowitsch gehorcht: jeder Monarch müsse sein Leben und Handeln so einzurichten streben, daß ihm die Vorrechte und Vorteile seiner erhabenen Sonderstellung vom Volk verziehen, nicht als Schuld angerechnet werden. Hinter dichten Gardinen spann, mochten Tories oder Wighs die Regierung bilden, Victoria still das feine und feste Garn ihrer fast immer dem British Empire weitsichtig nützlichen, nie allzuweiblichen Windsor-Politik. Still erlauschte und beschloß hinter schweren Gobelins der eiskalte Jesuitenzögling Franz Joseph neue Listen und Kniffe, die den Aufruhr und Zerfall der durch Heirat und Krieg dem Haus Habsburg eroberten, von Czechen, Deutschen, Magyaren, Serben, Polen, Italern, Kroaten, Slowaken, Rumänen, Slowenen, Ruthenen, von römischen und griechischen Katholiken, Lutheranern, Calvinern, Mohamedanern und Juden bewohnten Länder zu hindern verhießen. Und dieser letzte Habsburger ansehnlichen Formates blieb, trotzdem er die Verdrängung seiner Reichsmacht aus Italien und Deutschland erlebt hatte, bis in das höchste Greisenalter eine durch Pflichtgefühl und Beamtenfleiß den Haß entwaffnende, durch würdige Ruhe Achtung erwerbende Repräsentativgestalt. Als er in Gastein sich einst über die zudringliche Neugier des Publikums beklagte, antwortete ihm der alte Wilhelm: „Gedulde dich noch ein paar Minuten; wenn Bismarck kommt, achtet kein Mensch mehr auf uns.“ So war dieser erste Deutsche Kaiser aus dem fränkischen Haus Hohenzollern; so war er, seit 1848 der Volkszorn ihn getrieben hatte, verkleidet nach London zu fliehen, und der dort die auch der Dynastie wohltätige Wirkung des englischen Königtums kennenlernte. Nie wurde ihm die Verfassung Herzenssache; und er war weder geistig-politisch kultiviert noch gar, wie die familiäre Eitelkeit seines Enkels prahlte, „groß“, aber ein sauberer Mensch von ungepflegt urwüchsigem Bauernverstand und nobler Haltung, ein guter Soldat, der auch den Monarchendienst, wie

jeden anderen, gewissenhaft tat, stets bescheiden im Hintergrund blieb und mit dankbarem Stolz dort sich der Tatsache freute, daß sein Ministerpräsident im Rat der Staatsmänner vornan stand. Der dritte Zar Alexander war ein ernster, schwerfällig plumper Großrusse aus dem Lande der schwarzen Erde, der fast unsichtbare, schweigsame Muschik-Autokrat, der im Vollgefühl seiner caesaro-papalen Macht niemals wünschen konnte, daß über ihn, den Gebieter (Gosudar) und das Väterchen (Batjuschka) aller Russen, je laut gesprochen werde. Sein Sohn, der zweite Nikolai: eine von jedem Windhauch bewegte Binse; ein Schwächling, der, um seiner Schwachheit nicht allzu bewußt zu werden und zu scheinen, manchmal brutal wurde und noch öfter das leise Gelübde vergaß, die Tugend des Gentleman auf dem Thron, wo sie so rar ist, nicht zu verlieren. Immerhin war dieser Schwache stark genug, niemals dem Andrang der Eitelkeit nachzugeben, mit vorbildlicher Würde vom Thron zu steigen und in männlich schlichter Haltung den Tod zu empfangen. Selbst der tückisch-kluge Despot Abd ul Hamid, Sultan der Türken und Kalif aller Mohammedaner, hatte sich immer im Dunkel gehalten und niemals vor den vielen Mauern von Yildiz durch Pantomimik oder Rhetorik die Blicke auf sich gelenkt. Zum erstenmal, seit die Völker, die Massen nicht mehr, wie in der Griechentragödie der Chor, mit zustimmendem Geflüster oder leise warnendem Gemurr, nach langen Intervallen wohl auch einmal mit zornigem Aufschrei nur die Handlung begleiten, zum erstenmal, seit sie selbst, als *dramatis personae*, agieren, stand ganz vorn, im hellsten Lichtstreif der Bühnenrampe, einer, der täglich gesehen, gehört, genannt werden, zu jeder Entscheidung mitwirken, alle Sterblichen überstrahlen, im Schein von Allgegenwart und Allwissenheit als ein unbegreiflich hohes, vollkommenes Weltwunder bestaunt sein wollte.

In vielfach wechselnden, doch immer bunten oder glitzernen Gewändern stand er vor dem Auge. Er schrieb Verse und komponierte selbst die Musik dazu, zeichnete, malte, modellierte Statuen, entwarf Grundriß und Innenarchitektur

für Kathedralen, Paläste, Kriegs- und Kauffahrerschiffe, löste souverän erzieherische, religionsgeschichtliche, theologische, soziale, kulturelle Probleme aller Art, gab Künstlern und Gelehrten, Assyriologen, Bildhauern, Ingenieuren, Histrionen, Artilleristen und Kapellmeistern barsche Anweisungen, war Feldherr und Theaterregisseur, Prediger und Marinetechniker, Musterbauer und Ästhetiker, Kirchenhaupt und Militärschneider in einer Person. „Mein Roggen ist der beste; die reinen Ulanenlanzen.“ „Eure Modernen machen Rinnsteinkunst.“ „Ich führe die Jugend von Sedan nach Mantinea.“ „Schiller- und Verdun-Preis: Mahlzeit, wenn das Zeug MIR nicht gefällt.“ „Ihr großer Delacroix soll erst zeichnen lernen.“ „Ein Minister, der mir nicht paßt, kann sich die Matratze stopfen.“ „Wagner? Nicht mehr; is mir zu laut.“ „Mit der Sozialdemokratie werde ich schon fertig. Das ist eine vorübergehende Erscheinung.“ „Koner is ein anderer Kerl als der Herr Liebermann. Das versteh ich besser, alter Sohn; bin selbst Maler.“ „Glauben Sie etwa, der König von Preußen weiß nicht, was sogar Sie im Kopf haben?“ „Kadinen ist Musterbetrieb. Gegen meine Kacheln kommt nichts auf. Alle möchten mir's abgucken.“ „Ob Schoen mit dem russischen Esel redet, is piepe; aber wenn ich mit dem Zar spreche, kommt was 'raus.“ „Ach was, Julius: wenn's ernst wird, bin ich doch selbst Generalstabschef.“ „Wenn die Arbeiter nu noch immer nicht zufrieden sind, nachdem ich so viel für sie getan habe: jetzt is die Kompottschüssel voll.“ So schwadronierte Seine Majestät dreißig Jahre lang. Wie Keilschrift zu entziffern, die Trace einer Untergrundbahn zu führen, die Bibel zu deuten, Mozarts Sarastro oder Wagners Amfortas zu kleiden, ein Dreadnought oder Destroyer zu bauen, ein Denkmal zu setzen, die Jugenderziehung zu organisieren, die physische und die psychische Hygiene zu fördern, in gewandelter Zeit das Leben der Frau und des Lohnarbeiters zu gestalten sei: alles sollte und wollte die Weisheit des Imperator et Rex bestimmen. Denn sie stammt von Gott. Der Kaiser und König gleicht nur von außen anderen Sterblichen. Von

Gottes Gnade ward er zum höchsten Amt berufen und ausgewählt und mit seiner Zunge spricht Gottes Wille. Die Formel: „Dei Gratia“, die ein Wort der Aposteldemut in eins des Monarchenhochmuts umgefälscht hat, schwebt in anderen, dem Wurzelboden der Theokratie örtlich und sittlich näheren Kaiserreichen nur noch als ehrwürdige Fiktion um die Kuppel des Staatsbaues. In dem nüchternen, aller Mystik und Romantik entfremdeten Lande deutscher Geschäftsmenschen aber wird sie Tag vor Tag in die Hirne gehämmert. Immer wieder nennt der Kaiser von Gottes Gnade sich den Schirmer des Erdfriedens. Die Hoffnung des Redseligen, dadurch Vertrauen zu erwerben ist eitel. Ein Mann, der sich in ein Restaurant setzt, zwei Brownings und einen Säbel aufs Tischtuch legt und mit Stentorstimme ruft, er werde unter allen Umständen für Ruhe sorgen, ein so seltsamer Gentleman macht sich gewiß nicht beliebt. Wozu das stete Gerede vom „scharfen Schwert“ und „trockenen Pulver“, wozu die Stärkung der Kriegsmacht zu Land und zu Wasser, wenn nur Friedenswahrung erstrebt wird? Schon einmal hat ein Hohenzoller, ein Träger der Preußenkrone, kriegerische Macht gehäuft, die erst sein Sohn, Friedrich II., zur Dehnung seiner Herrschaft verwandte. Schon einmal hat die Welt das Stichwort „L'Empire c'est la paix“ gehört: aus dem Frankreich Louis Napoleons, das, dennoch, in zwei Erdteilen die Furie des Krieges entfesselte. Schwert und Pulver sind, wie friedlich sich auch der Besitzer gebärde, immer und überall eine Gefahr. Und hatten nicht, nach der öffentlichen Meinung Europas und Amerikas, die Generale und Admirale des Kaisers alle Pläne zum Scheitern gebracht, die von Nikolais Haager Friedenskonferenz, zu Demilitarisierung unseres Erdteiles empfohlen worden waren?

Mit der Last solchen Mißtrauens auf dem Rücken, geachtet, gefürchtet, bewundert, doch nirgends geliebt, trat Deutschland über die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Als dessen zweites Jahrzehnt begonnen hatte, stand das rotglühende Zeichen des Krieges am Horizont.

Daß es nicht mehr verblaßte, sondern zur Flamme, zum

Weltbrand wurde, haben vier Hauptumstände bewirkt: der zweimal in zehn Jahren nötig werdende Personenwechsel auf dem Thron von Großbritannien und Irland; der hemmungslos beschleunigte Wettlauf Deutschlands mit Britannien (Marine, Handel, Islam); der Streit um Marokko; der russisch-japanische Krieg mit seiner Rückwirkung auf Europa (Wiederaufbrennen des austro-russischen Kampfes um die Vorherrschaft in Südost, Balkankriege, Liquidation des Osmanischen und Habsburgischen Reiches). Um aber begreifen zu lehren, daß diese Umstände den Großen Krieg herbeiführen konnten, mußten, war der Rückblick auf die Genesis der Mißtrauensstimmung unentbehrlich.

Eduard VII. war zu klugem Genießen mehr als zu kräftigem Handeln geschaffen und nur Huldigungsdrang konnte ihn einen großen Staatsmann nennen. Was ihm aber unter den Monarchen den Vorrang, im Verkehr mit ihnen die Überlegenheit gab, war die bunte Fülle seiner Erlebnisse. Er hatte Menschen aller Klassen, Stände, Berufsarten in der Nähe gesehen, sich manchmal durch gefährliche Schwierigkeiten, die Kronprinzen sonst entfernt blieben, gewunden, Industriekapitänen, businessmen von dem grundverschiedenen Kaliber der Hirsch, Beit, Cassel, bis hinauf zu Rhodes nicht nur die Alltagstricks abgesehen. Eadweard: so hießen die Angelsachsen einst den Verwalter des Gemeindebesitzes. Edward hat seinem Namen Ehre gemacht. In dem weiten Gebiet des Vereinigten Königreiches gab es kaum einen tüchtigeren Kaufmann und emsigeren commercial traveller. Er hat einen neuen Monarchentypus geschaffen: den König, der die Kundschaft besucht, den Konkurrenten das Leben sauer macht und von jeder Reise einen münzbaren Geschäftsabschluß heimbringt. Sicheres Taktgefühl und natürliche Lebenswürdigkeit erlaubten ihm, je nach dem Bedürfnis der Stunde majestätisch wie ein alter Hispanierkönig und geistreich vergnügt wie der skrupelloseste Pariser Boulevardier zu sein. Er konnte nicht ohne das Theater, kaum ohne den besonderen Duft der Kulissen leben; hat aber sein Leben und Königsamt niemals theatraalisiert. Das

schon unterschied ihn von seinem Neffen Wilhelm in Berlin. Der hatte ihn obendrein durch schroffe, schnell nach Buckingham Palace getragene Worte über Weiber- und Spielkarten-Geschichten verletzt, durch eine Halbgott-Allüre geärgert, deren Olympierbewußtsein für den Film posiert schien. Der Onkel kannte den Neffen, wie nur Verwandte, denen aus einer langen Lebensstrecke Intimes, Intimstes zugeflüstert wurde, einander kennen. Er wußte, daß „Willy“ nicht an das Britenblut seiner Mutter, der Princess Royal Victoria, erinnert sein wollte; daß er mit dieser Mutter stets in stiller oder lauter Feindschaft gewesen war, sie, den von ihrem stärkeren Geist ganz beherrschten Mann, den Kronprinzen und Kaiser Friedrich, und ihren Bruder, Edward überall, schon bei dem dritten Zar Alexander, angeschwärzt, als bösertige Intrigenspinner verdächtigt und England als das im Insularnebel kauernde Ungeheuer dargestellt hatte, dessen Polypenarme die Menschheit zu umklammern und ihr die Atemwege zu sperren trachten. Wußte, wie effeminiert der von Weiblichkeit Abgestoßene, im Verkehr mit Frauen ratlos, bis in Flegelei Scheue war. Oft war dem King hinterbracht worden, die ruhelose Zunge des Kaisers rede prahlerisch von dem Tag, an dem seine Marine „der britischen Tyrannei das längst von allen Völkern ersehnte Ende bereiten werde“. Edward, der als Prince of Wales manchen Falstaff oder Pistol in irgendeiner Schänke von Eastcheap renommieren hörte, nimmt auch das Geschwätz an der Potsdamer Tafelrunde klatschsüchtig verweibter „Mignons“ nicht allzu ernst. Aber er fühlt die Absicht, Rußland und Frankreich möglichst weitab von der Fahrstraße englischer Politik zu pilotieren, diese Politik als eine hochmütig-herrschaftsüchtige auch in den Vereinigten Staaten in eine Mißtrauensströmung zu steuern und mit dem isolierten seiner Transportwege und Nährmittel nicht mehr sicheren England dann die Rechnung auszugleichen. „Quis Teutonicos constituit iudices nationum?“ John Salisbury, der Sekretär des Kanzlers Becket, hat es gefragt, als ein von Roms Zauber geblendeter Deutscher Kaiser vor Mailands

Toren stand. Edward nahm die alte Frage auf; und sein politisches Programm wurde der Satz: Deutschland darf weder Weltrichter sein noch auf dem europäischen Festland auch nur die herrische Führung an sich reißen. Deshalb werde die Entente Cordiale mit Frankreich und ihre Weitung in Triple-Entente (durch Rußlands Beitritt) nötig. Nicht durch Waffengewalt und Blutopfer der Nationen wollte Edward sein Ziel erreichen, sondern seinen Namen als den des King-Peacemaker ins Buch der Geschichte schreiben. Defensiv (richtiger: prohibitiv) sollte seine „Einkreisung“ Deutschlands wirken; offensiv war sie nicht gedacht und den Rat des Admirals John Fisher, ohne Kriegserklärung die deutsche Flotte in den Meeresgrund zu begraben, hätte Wilhelms Onkel, der Sohn des Prince Consort aus Koburg, niemals befolgt. Weil er den Neffen und dessen Bestimmbarkeit durch szenische Effekte bis ins Innerste kannte, hätte er auch den Großen Krieg, dessen Vorbedingungen er, ohne ihn zu wollen, mitschuf, noch in der letzten Stunde zu hindern vermocht. Zu spät stieg er auf den Thron; und starb zu früh.

„Ich bitte Sie nur um eine Gunst: Hüten Sie sich vor Ihren englischen Verwandten und lassen Sie sich nicht durch das einschüchtern, was mein Vater erzählt!“ (Der Vater war damals Kronprinz des Deutschen Reiches und hieß später Kaiser Friedrich.) „Er ist ganz unter dem Einfluß meiner Mutter, die, beeinflußt von der englischen Königin, ihn veranlaßt, alles durch die englische Brille zu betrachten. Er schimpft in geradezu unglaublicher Weise über die russische Regierung, stellt Sie und Ihre Regierung als Lügner hin und ich suche vergeblich nach Worten, den Haß auszudrücken, mit dem er Sie so schwarz wie möglich zu malen versucht. Aber diese Engländer haben zufällig mich vergessen; und ich schwöre Ihnen, mein teurer Vetter, daß ich alles, was ich nur vermag, für Sie tun will und daß ich alle mein Gelübde halten werde. . . . In wenigen Tagen wird der Prince of Wales wieder hier sein. Ich bin keineswegs begeistert von diesem Besuch, weil (verzeihen Sie: es ist ja Ihr Schwager!) dieser unehrenhafte und intrigante Mensch zweifellos hier ver-

suchen wird, die bulgarische Angelegenheit zu beschleunigen (wofür der Türke zu Allah flehen wird, daß er ihn zur Hölle senden möge) oder sich mit den Frauen am Hof in politische Dinge hinter den Kulissen einzulassen. Ich werde versuchen, ihn so viel wie möglich zu beobachten. Ich habe dem Fürsten Dolgorukij einige interessante Mitteilungen gemacht, betreffend die Zahl und Namen einiger indischer Regimenter, die in Rawal-Pindi für eine Truppenchau in Gegenwart des Emirs zusammengezogen worden sind. Text und Karikatur von Rußland in der letzten Nummer des ‚Punch‘ waren in äußerstem Maße frech. Man muß das alles nur zusammen betrachten! Wer Ohren hat, kann hören! Möge sie doch der Mahdi alle zusammen in den Nil werfen! . . . Das ganze Gefolge des Prince of Wales sagt, es sei unbedingt nötig, daß früher oder später England und Rußland gegeneinander kämpfen müssen. Von diesem Augenblick an begann ich, mir Aufzeichnungen zu machen und jede Mitteilung zu erhaschen über alles, was eine Mobilisierung in England betrifft, um alles, was für Sie notwendig ist, zu wissen. Ich werde auch immer Dolgorukij sofort Bericht erstatten. Ich bin sehr eng befreundet mit dem englischen Militärattaché, der mir Dinge erzählt, die den anderen unbekannt sind. . . . Meine Mutter, die sonst vor allem, was ‚Krieg‘ heißt, einen heillosen Schrecken hat, sagte gestern, als man über die Aussichten des Friedens sprach, zu mir: ‚Um alles in der Welt können wir jetzt keinen Frieden haben; wir müssen Krieg haben, es ist unsere Pflicht.‘ Ich vermute, daß dies die Ansicht der englischen Königin und ihrer Familie ist.“

Das sind Fragmente aus Briefen, die, in den Jahren 1884 und 1885, Wilhelm an den dritten Zar Alexander geschrieben hat. So sprach er zu einem fremden, dem Deutschland unfreundlichen Souverän über die eigenen Eltern, die nach Menschenvoraussicht morgen den Kaiserthron besteigen mußten. So weit trieb vordringliche Eitelkeit ihn über die Grenze des Landesverrates, bis in Ausschwätzerie, die jeden Bürger vors Tribunal, jeden von mildernden Umständen so

fernen ins Zuchthaus gebracht hätte. Alexanders Frau (und einziger intim Vertrauter) war die Schwester der Princess of Wales, die später Königin Alexandra von Großbritannien hieß. Den Inhalt und oft den Wortlaut solcher Briefe und ähnlicher, die ihnen (vierunddreißig Jahre lang, auch unter Nikolai Alexandrowitschs Regierung) folgten, hat Edward gekannt. Er wußte, wie unermüdlich sein Neffe, der Prinz, Kronprinz, Kaiser Wilhelm, gegen England hetzte, wie verschmitzt er Rußland und Frankreich, „les nations alliées et amies“, seit 1892 aus der britischen in die deutsche Sphäre zu ziehen trachtete. Er konnte diesen Briefen die an ihn selbst und an seine Mutter von Wilhelm geschriebenen vergleichen und daraus erkennen, daß der zärtliche Verwandte, während er England heimlich zu isolieren, auch in Amerika zu diskreditieren strebte, in Windsor Castle und in Buckingham Palace wiederum gegen die Alliance Franco-Russe, als gegen die schlimmste Friedensgefahr, wühlte, schmeichlerisch um die Gunst des Inselreiches buhlte und sich sogar für dessen „einzigen zuverlässigen Freund in dem anglophoben Deutschland“ ausgab. Wilhelm aber hat sich stets als das Opfer der rastlosen Intrigen seines Onkels bezeichnet, der „ein wahrer Satan“ sei, ihn „ganz persönlich hasse“ und gegen ihn, nicht nur in Europa, sondern sogar in Amerika die ganze Presse mit englischem Geld bestochen habe. Bis auf die letzte närrische Verdächtigung, durch die dem gierigen Geschäftsmann in Doorn die Dollareinnahme geschmälert oder abgeschnitten worden wäre, ist so leeres Geschwätz ja noch in dem jämmerlichen Buch des Entthronten wiedergekehrt, das, weil es nicht einen einzigen Vorgang richtig, mit dem Mut zu ehrlicher Wahrhaftigkeit darstellt, nirgends Beachtung fand. Nach seinen Angaben war er stets das unschuldige Opfer fremder Blindheit oder Bosheit; hat er, der in sicherem Machtbesitz brutalste, in jeder Gefahr furchtsamste aller Sterblichen, immer das Gute und Nützliche gewollt, ist aber an der Ausführung immer, meist von seinen Ministern, gehindert worden. All dies ist ein Geflecht aus eitlem Wahn und bewußter Unwahrheit. Selbst ein allzu

*Zedlitz, Fürst Bülow
12 Jahre am Hof
Kaiserin*

lange dienernder, dann sein Erlebnis „verwertender“ Hofmarschall berichtet, wie dieser Kaiser seinem Kanzler grob über den Mund fuhr und daß er ihn zu einem Professor sprechen hörte: „Alle Schwierigkeiten entstehen dadurch, daß meine Untertanen, statt einfach zu tun, was ich ihnen befehle, selbst denken wollen.“ Viel zu oft, viel zu lange, haben die Bürger, die dieser Selbstanbeter, trotz Verfassung und Wahlrecht, noch „Untertanen“ zu nennen sich erdreistet, auf das elementare Recht, die elementare Pflicht frei geborener, aufrecht schreitender Menschen verzichtet: auf die Pflicht und das Recht „selbst zu denken“. Und fast ausnahmslos haben die Minister Wilhelms sich so in Dienerstellung erniedert wie, nach dem Zeugnis des Grafen Zedlitz, der vierte Reichskanzler Fürst Bülow, der „devot schwieg, wenn ihn der Kaiser brüsk, mit einer keinen Zweifel und keinen Widerspruch duldenden Äußerung unterbrochen hatte, und der sich später dann unauffällig wieder in das Gespräch einfädelt“. Das war der Zustand eines Sultanats; und nicht ohne Rechtsgrund hat, als diese dem Genius der Zeit unerträgliche Macht sich beherrschend über den Orient zu recken strebte, der sonst wortkarge russische Minister Sasonow meinen Scherz vom „Berliner Kalifat“ wiederholt. In Berlin paradierte ein Monarch, der sich zur Herrschaft über den Erdball berufen wähnte.

Neben und hinter dieser Personalfrage, die für die Entwicklung, die Gewitterbildung bis in den Sommer 1914 wichtiger als alles andere Ereignis werden sollte, wirkten die Strömungen und Gegenströmungen, die Ballungen und Bedrohungen alter und neuer Macht.

Das relativ kleine, rings vom Meer umspülte Königreich der Engländer, Schotten, Iren will Riesengebiete beherrschen, eine Europa vorgelagerte Inselgruppe will der Vormund und Schicksalslenker des Kontinentes sein, auf dem ihr nicht die kleinste Parzelle (außer der den Spaniern entrissenen Mittelmeerfestung Gibraltar) gehört. Jede an der Peri-

pherie auftauchende Gefahr wird im Zentrum, im Mutterland, fühlbar. Das muß wachsen, damit ihm die Wege nach und von den Dominions und Kolonien offen bleiben und es sie jedem anderen sperren kann. Als Piemonts Minister Cavour das franko-italische Bündnis ermöglicht hat, schreibt Queen Victoria an den Earl of Derby: „Wenn wir auf den Weltmeeren nicht übermächtig sind, ist die Ehre, die Zukunft unseres Reiches verloren; sie ist es schon, sobald Frankreich einen Bundesgenossen findet, der einer Kriegsflotte gebietet“. So spricht die seit Jahrhunderten fühlbare, noch heute nachwirkende Furcht; weniger vor Invasion als vor Hinderung der Weizen- und Rohstoffzufuhr, ohne die der kleine Kopf des ungeheuren Empire nicht leben könnte. Dem Rußland der genialen deutschen Despotin Katharina und des frömmelnden Schwärmers Alexander Pawlowitsch, dem grausamsten Geistknechter und der an Blut und Farbe fremdesten Rasse muß das Land alter Bürgerfreiheit und Erbweisheit sich verbünden, wenn keine andere Möglichkeit winkt, Übermacht zu hindern und England die Herrschaft über Wege und Zufahrt zu erhalten. Wie dürfte es Kultur und technischen Fortschritt fördern, wenn es selbst dadurch in Lebensgefahr käme? Den großen Bonaparte selbst, der noch im Purpur des Imperators, als Schwiegersohn des Erzhauses Habsburg, das Schwert der Revolution, „der Robespierre zu Pferde“ blieb, hat England, weil er Europa aus der Vormundschaft John Bulls lösen wollte, durch Schmähschriften, Agitation, Koalition, Waffensieg vom Thron gestoßen, aus dem Himmel seines vom Genius bedienten Ehrgeizes gestürzt. Völkerfreiheit oder Fürstenabsolutismus, atrocities oder Humanität, Menschenrecht oder Tyrannei: hinter all diesen prächtigen Wortschleiern und Begriffsteppichen verbarg sich immer dieselbe Sorge. Von all den Schlagwörtern, die sie, sich Genossen zu werben, suchte und fand, hieß das klangvollste und haltbarste: „Wahrung des Gleichgewichts in Europa“. Diese Wortschale umschließt, als ihren Kern, den Wunsch, daß in Europa kein Staat mächtig genug werde, um Britannien und dessen Gefährten be-

drohen zu können; daß alles bleibe, wie es für das Europa vorgelagerte Inselreich bequem ist; daß insbesondere nicht im Zentrum unseres Festlandes eine Staatengruppe entstehe, deren Übermacht den starken Arm über die Nordsee hinrecken könnte. Die Scheu, aus der Lage des Inselreiches in veränderter Welt den Schluß zu ziehen, überdauert alle Evolutionen der Technik. Als der Amerikaner Fulton den ersten Unterseebootsplan nach London brachte, sagte Pitt, England werde niemals so dumm sein, ein Kriegsmittel zu begünstigen, nach dessen vollendeter Herstellung das Britenreich den Untergang fürchten müßte. Die Ausführung wurde verschleppt. Doch der leichte Motor, der die Herrschaft über die Luft ermöglichte, trieb auch Fultons Versuch in grausig submarines Leben. Hundert Jahre nach Pitt ist das Tauchboot mit großem Aktionsradius fertig und bedroht keine andere Macht so gefährlich wie England, das weitaus die größte Handelsflotte hat und dem Feinde, der vom Meere abgesperrt ist, nicht mit derselben Waffe begegnen kann. Ein anderes Beispiel. Admiral John Fisher, einst Erster Seelord, hat selbst gesagt, daß England seine älteren Geschwader, die ihm in absehbarer Zeit eine erdrückende Übermacht sicherten, entwertete, als es sich zum Bau der Dreadnoughts und Superdreadnoughts entschloß, weil es annahm, die Nachahmung würde den Kontinentalstaaten zu teuer sein. Die aber hasteten rasch hinterdrein; und da nach der Meinung Zünftiger eine Seeschlacht großen Umfanges durch die geschwindesten, am stärksten gepanzerten und bestückten Schiffe entschieden würde, konnte die deutsche Seegewalt der britischen sehr nahkommen, und England hatte sich selbst um den sonst unentwindbaren Vorteil hoch überlegener Schiffzahl gebracht. Ob es die Technik hemmen oder beflügeln wollte: das Fatum ließ sich nicht zwingen. Luftschiffe, Torpedos, Tauchboote, Minen sind in der Welt wie seit Kains Brudermord auf Edens Acker der Tod. Und Englands Wille, diese Welt in den ihm bequemen Zustand zurückzuzwingen, sich das arbitrium mundi zu sichern, auch in Europa, auf dessen Festland es Fremdling ist, bestimmend

zu handeln, wäre nur durchzusetzen, wenn ihm die Gottheit hülfe, die in Gibeon durch Josuas Mund die Sonne stillzustehen zwang. Aus eigener Kraft wird die Menschheit nicht eine Weltordnung verewigen, deren höchster Zweck die Sicherung des britischen Reichslebens ist.

Dieses Reichsleben bot dem Auge das Bild gesättigt ruhen-der Kraft. Hatte aber der Puls des Reiches, das sich selbst mit seinem Handel identifizierte, noch die Frische starker Jugend? Auch nach dem südafrikanischen Krieg, dessen Lehre vor der Unterschätzung britischer Kriegsfähigkeit warnen konnte, glich Englands Wirtschaft der einer vornehmen, in uraltem Wohlstand sacht verfetteten Firma, die nur sehr behagliche Geschäfte macht und von der Kundschaft Anpassung an den Hausgebrauch verlangt. Kurze Kontorzeit; jedes weekend ganz frei; obendrein manchen Feiertag. Angeln, rudern, segeln, vor und auf dem Flußhäuschen sich lüften, Golf, Cricket, Football, Tennis spielen, jagen, reiten, Rennen und anderen Wettkampf sehen: bleibt für solches Genießen nicht Muße, dann ist das Leben nicht des An- und Ausziehens wert. Da etabliert nebenan sich eine neue Firma. Deren Inhaber sind noch arm, müssen Ruf und Geld erst erwerben und lieben die Arbeit an sich, nicht nur als das Mittel zur Einkunfthäufung. Ihre Offices und Warenhäuser sind von der Frühe bis in die Nacht offen. Sie mieten junge, emsige Leute und liefern ebenso Gutes billiger als der ältere, im Besitzrecht geborene Nachbar; liefern manches, wofür er six pence fordert, schon für zehn Pfennige. Feiertag darf nur sein, wenn er nicht Verlust bringt. Jeder Kundenwunsch wird erlauscht, jeder nicht ganz tolle erfüllt. Reisende durchqueren alle Kontinente. Wird neues Bedürfnis entdeckt, neue Absatzmöglichkeit erwittert, dann ruft der Händler den Produzenten zu Rat. Ist, was bisher gemacht wurde, fortan nicht hübscher, haltbarer billiger zu liefern, dem Geschmack bestimmter Regionen besser anzupassen? Ist die Höhe der Versandkosten nicht irgendwo durch Ersparnis zu senken? Hinten besinnt ein Heer wissenschaftlich geschulter Techniker und Chemiker

die Vorarbeit. Vorn klappert Reklame und funkelt Ausstatterkunst. Und der Sitz dieser jungen, betriebsamen Firma ist ein von sechsundsechzig Millionen Menschen bewohntes, von Rhein, Elbe, Oder durchströmtes Land; das an Kohle reichste auf der Halbinsel, die wir Europa nennen; ein Land mit klug betriebener Landwirtschaft und ungeheurer Industriefähigkeit. Dieses Schauspiel mußte die Alten ärgern. Wenn es dauerte, mußten sie am Ende ihre eigenen Gewohnheiten ändern, viel fleißiger und billiger, weniger stolz und gebieterisch werden, um sich gegen die Dreibünde von Geschicklichkeit, Arbeitsfreude und Geduld, von Wissenschaft, Technik und Händlerklugheit, gegen Dumping und Schleuderkonkurrenz halten zu können, deren Unternehmer der Gerechte dennoch nicht Schwindler oder Lieferanten schlechter Ware schelten durfte. Das Gefühl eines alteingesessenen Spezialhändlers, vor dessen schmales Schaufenster sich ein riesiges Warenhaus mit viel Sandstein, Goldstuck, Marmor, Glas, ein wahrer Schaupalast, hinprotzt: ungefähr so war das Empfinden der vom deutschen Wettbewerb ringsum bedrängten Engländer. Auch hatten sie, vom Augenschein unbelehrt, wie auf das Evangelium auf die Gewißheit geschworen, daß Großindustrie und Großhandel mit Ackerbau, der eine rasch wachsende Nation nährt, unvereinbar sei. Als der Kornzoll gefallen war, wurde ihr Land Wiese, Park, Sportplatz, Blumen- und Gemüsegarten, Parzelle. Das mußte sein, wenn England die Zeche und Hütte, das Magazin und Clearinghouse der Welt werden wollte. Mußte es sein? Hinter dem Kanal liegt Deutschland. Das baut Brotgetreide und Rüben, züchtet Vieh und Pferde, weitet und bessert von Jahr zu Jahr seine Landwirtschaft: und dennoch rauchen auf seiner Erde Schlote, surren Spindeln, sausen Dampfhämmer, türmt sich Kohle, Koks, Eisen, Stahl, Farbstoff, Exportgut aller Art. Ackerbau, Industrie, Handel werden von abstrahierender Wissenschaft und ihrer Schülerin, der Technik bedient und von Dutzenden starker Kreditbanken finanziert. Solche Bündnisse, so enge Arbeitsgemeinschaft kannte das England der Balfour und Asquith nicht.

Kaiserproklamation in Versailles 1871

Hunderttausend Deutsche sprechen Englisch wie ihre Muttersprache; haben sich in London, Manchester, Liverpool, Birmingham, Bradford, in viel kleineren Städten umgetan. Tausenden sind Englands Philosophen, Dichter, Naturforscher, Maler, Erzähler, Historiker, Publizisten, Freunde, Englands Museen und Bibliotheken Heimstätte geworden. Und das Land, in dem solche Vielheit lebendiger Kräfte fühlbar und sichtbar ist, hat obendrein noch ein großes stehendes Heer, das doch nicht nur nach Meinung alter Chartisten mit Freiheit und Zivilisation unverträglich sein sollte; hat die gewaltigste aller je gesehenen Kriegsmaschinen, und ihr sind nicht in erzwungener Sklaverei, sondern meist in freudigem Stolz, Fabrikherren, Ingenieure, Agenten, Gelehrte, Kaufleute, Kopf- und Handarbeiter dienstbar. Der Durchschnitt-Engländer, dem Goethes Lyrik ebenso fern ist wie der Chemiker-Generalstab der Elberfelder Farbwerke, steht vor diesem Deutschland, von dem er nur die von Baedeker und Cook betonten „objects of interest“ kennt, wie vor einem unlösbaren, unheimlichen Rätsel.

Dieses Deutschland scheint, unter diesem Kaiser, entschlossen, die Herrschaft über die Meere, den Handel, den islamischen Orient um jeden Preis, selbst um den eines auf mindestens zwei Fronten zu führenden Krieges, zu erstreben. Dagegen sucht das dreifach bedrohte Britannien Assekuranz. Wie könnte es Indien, den „pivot“ seiner Politik, halten, wie mit einem Häuflein weißer Männer, den Schaumköpfchen auf dunkler, noch leise brandender Woge, das ungeheure Gewimmel Farbiger regieren, wenn ein von dem Berliner Willen geleitetes Kalifat ihm die Mohammedaner verfeindete, die bisher der feste Deich gegen die Hochflut der Hindu-Bewegung waren? Um die Assekuranz zu erlangen, opfert es wichtige, uralte Hauptgrundsätze britischer Diplomatie. Rußland, den nicht nur am Persergolf und an den Pamirs, sondern fast mehr noch als möglicher Alliirter Deutschlands gefährlichen plumpen Riesen, läßt es durch Japan schlagen, Weiße durch Gelbe, hebt das Reich des Mikado und Tenno in Großmacht: und ahnt eben so wenig

wie das kurzsichtige, froh aufatmende Kontinental-Europa die unvermeidlichen Folgen dieses weltwandelnden Ereignisses.

Deutschlands möglicher Alliiertes soll geschwächt, Deutschlands wahrscheinlicher Gegner (und prädestinierte Geisel) in künftigem Krieg soll gestärkt werden: Frankreich. Mit den Grundsätzen der „splendid isolation“ und „free hand“ geht auch der Entschluß über Bord, keine militärische Großmacht jemals zu Beherrschung eines Stückes der englischen Weizenzufuhrstraße gelangen zu lassen. Das Aprilabkommen von 1904 beendet, nach zweiundzwanzigjähriger Dauer, den anglo-französischen Streit über Ägypten und räumt den Franzosen das Herrschaftsrecht (in der Form des Protektorates) im marokkanischen Scherifenreich ein.

Das hatte ihnen schon ein Vierteljahrhundert zuvor Deutschland zugesprochen. Der Wunsch, Frankreich aus der Hypnotisierung durch den steten Gedanken an Elsaß-Lothringen, an die „revanche pour Sedan“ zu lösen und es in anderen Erdteilen mit lohnender Arbeit zu beschäftigen, hatte Bismarck bestimmt, auf der Madrider Konferenz, 1880, den deutschen Vertreter für alle Forderungen Frankreichs eintreten zu lassen und der in ihrem höchst reizbaren Chantecler-Stolz gekränkten Nachbarrepublik, so zu sagen, einen Blankoscheck für ihre nordwestafrikanischen Ansprüche auszustellen. Mit gutem Recht waren seitdem die Pariser Regierungen überzeugt, daß Deutschland in Marokko desinteressiert sei und bleibe, von ihm dort also keine Schwierigkeit zu erwarten sei: und zehnfach schmerzhaft war deshalb die Enttäuschung, als die Schwierigkeiten begannen und sich schnell häuften. Ihre Ursachen waren mannigfach.

Der Vorgang von 1880 wurde der Nation verschwiegen; war vielleicht auch im Auswärtigen Amt vergessen. Dort saß, als einziger Träger der Tradition, der durch Personalkennntnis und Gehirnkraft eben so wie durch Wesensfehler und Schrullen vorragende Geheime Rat von

Holstein, der, seit er auf die Anregung eines ostasiatischen Abkommens aus Paris keine Antwort erhalten hatte, in dem französischen Außenminister Delcassé einen persönlichen Feind sah. Volk und Parlament waren von der unsterilen kaiserlichen Politik, die zwischen Umschmeichlung und Bedrohung Frankreichs ewig schwankte, und von dem höflich behenden, aber ziellosen Diplomatisieren des Kanzlers Bülow nervös geworden und ersehnten ungeduldig „eine Tat“. Der Versuch, durch solche Tat sich in neues Prestige zu heben, hat nur, Glied an Glied, eine lange Kette politischer und psychologischer Mißgriffe gefügt: von der Landung und Rede des Kaisers in Tanger bis zu der Sendung eines Kanonenbootes nach Agadir. Sieben Jahre lang blendete die Berliner Regierung der Wahn, die Demütigung einer Nation von der Geschichte und dem Charakter der französischen könne dem nützlich werden, der dieser Nation nicht zugleich, durch Schwächung die Abwehrmittel, die Möglichkeit rächender Gegenstöße entringt. Deutscher Druck erzwang die gewaltsame Ausschiffung des (bis 1904 weder bewußt deutschfeindlichen oder gar kriegerischen noch mit besonderer Schuld an dem Marokkotreit belasteten) Ministers Delcassé, die bis in die Reihen seiner schroffsten Gegner, vorn an Georges Clemenceau, knirschend, als eine unerträgliche Erniedrigung, hingenommen wurde, und danach die Konferenz von Algesiras, die Deutschlands Vereinsamung offenbar werden ließ. Österreich-Ungarn konnte ihm in den gefährlichen Stunden kleine Dienste eines Agenten, Vermittlers (Wilhelms mit Kämpferbegriffen spielende Zunge nannte es „Sekundant“) leisten, die aber die klägliche Niederlage des Berliner Unternehmens keinem klaren Auge verbargen. Italien, der Dritte im Dreibund, war durch einen in Berlin unbekannt gebliebenen Vertrag (Delcassé-Prietti), der ihm das Recht auf Tripolitanien und die Kyrenaika zusprach, zu Anerkennung der französischen Expansion nach Marokko verpflichtet und vermochte deshalb, auch wenn es gewollt hätte, nichts für seinen Bundesgenossen zu tun. Das Gesamtergebnis der unbedachten, von Prestige-

sucht und persönlicher Eitelkeit bewirkten Abenteuerpolitik war verhängnisvoll. In dem von innerem Hader um religiöse und pädagogische Fragen und um Abgrenzung sozialer Klassenmacht durchwühlten Frankreich der Waldeck-Rousseau, Jaurès, Briand, Combes, Millerand, die den Gedanken an Rachekrieg als Torheit und Frevel verwarfen, in dem Lande der „Déracinés“, müder Genießer und kühler Skeptiker, schwand die Hoffnung auf dauernden Frieden mit Deutschland, das seinem Westnachbar selbst in Nordafrika blühendes Leben nicht gönne, und die Auferstehung der den Krieg vorbereitenden Triebe und Handlungen begann mit der alltäglich von den „retraites militaires“ geweckten Verherrlichung der Armee, die vor und nach dem Fall Dreyfus kaum noch beachtet, nur als ein notwendiges Übel geduldet worden war. Auch über die Welt hin aber hatte sich die Stimmung verbreitet, der sogar der von Wilhelm mit fast grotesker Schmeichelei umworbene Präsident Roosevelt unterlag: Deutschland, dessen Hand überall, in den Reichen der Mandschukaiser, der Zaren, Kalifas, in Nord- und Süd-Amerika, Irland, Frankreich, fühlbar sei, gefährde den Frieden, störe wenigstens immer wieder die Ruhe, dränge sich in fremde Staatsgeschäfte und müsse deshalb fest, wie ein böses Tier eingezäunt werden.

Als Erster (ich darf es nicht verschweigen), ungefähr ein Jahrzehnt vor dem Krieg, habe ich diese Tendenz mit dem Wort „Einkreisung“ bezeichnet, dessen Begriff dann bald in alle Sprachen übergegangen ist, es aber im Sinn defensiven Vorbeugens, nicht in dem offensiven Handelns, angewandt. Klarer noch hätte das Wort „Einzäunung“ meine Wahrnehmung ausgedrückt. Denn nicht Angriffskrieg gegen Deutschland, der allen Mächten allzu gefährlich schien, wurde vorbereitet, sondern ein Schutzbündnis, ein Guarantee- and security-Trust, der dem unsteten Irrlichtelieren deutscher Politik eine unüberschreitbare Grenze ziehen und ihrem bedrohlichen Wortgefuchtel und Rüstungseifer die Umwandlung in Taten unmöglich machen sollte. Noch war uns der Weltwille nicht bewußt feindlich. Nach dem eben so

tölpelhaften wie nutzlosen Gestus von Agadir und nach der ungebührlich groben, gerade dadurch aber in Berlin als Einschüchterung wirkenden Rede des Schatzkanzlers Lloyd George, der am Eßtisch der Mansion House Deutschland häßlicher Undankbarkeit und unertragbaren Dünkels beschuldigte, hat Sir Edward Grey, als Chef des Foreign Office, diesen Willen in die Sätze gefaßt: „Deutschlands Kraft ist die beste Bürgschaft gegen den Versuch anderer Länder, ohne Rechtsgrund mit diesem starken Reich Streit zu suchen. Die öffentliche Meinung Deutschlands kann aber nicht verkennen, daß eine Nation, die über das größte Heer der Erde verfügt, die eine große Flotte hat und eine noch größere bauen will, mit der Furcht friedlicher Mächte rechnen muß, dieses Heer und diese Flotte könnten zum Angriff benutzt werden. Deutschland, das auf seine Stärke stolz sein darf, muß deshalb, wie mir scheint, alles ihm Mögliche tun, um den Verdacht zu entkräften, daß es einen Angriff vorbereite.“ Diese Entkräftung wurde nur manchmal, in (auch dann noch zu lauten) Worten versucht; die Rüstung zu Land und zu See, der Dumping-Kampf um die Märkte, die Gründung und das Gelärm militarisierender Vereine, die „alldeutsche“ Propaganda währten fort. Leider hat aber auch England in diesen kritischen Jahren nicht so gehandelt wie ihm Viscount John Morley, der Biograph Cromwells und Burkes, Walpoles und Cobdens, geraten hatte; dieser als Greis noch kühnste Denker des House of Lords rühmte den Kollegen Grey als einen der weisesten Leiter der internationalen Britenpolitik und sprach dann: „Deutschlands rascher Flottenbau erzwingt, weil er auch uns große Ausgaben aufbürdet, unsere Wachsamkeit; doch er darf uns nicht das Gefühl herzlicher Freundschaft für ein Land rauben, dessen Ehrgeiz nicht nur verständlich ist, sondern sogar erhaben genannt werden kann. Ein Volk, das auf allen Gebieten so ungemeine Fortschritte gemacht hat, muß sich Raum wünschen, auf dem der im alten Haus überschüssige Teil gedeihen kann, ohne sich von seinem Volkstum, von den hohen deutschen Idealen zu lösen. Und an

solchem Raum fehlt es ja unter der Sonne nicht.“ Diesen Raum Deutschen zu gönnen, hat England sich nicht entschlossen. Nur, freundlicher von und zu ihnen zu sprechen. Weil es als eine unbequeme, drückende Last die Pflicht empfindet, immer in der Nordsee die stärksten Geschwader zu halten, deren Verwendung in südlichen Gewässern morgen notwendig werden kann.

Die Welt ist ruhelos geworden: als habe der finstere Wille eines Ehrgeizigen ihren Schlaf gemordet, wie Macbeths den Duncans und seiner trunkenen Kämmerlinge. In Ost und West erwacht Wind, schwillt schnell zum Sturm, Blizzard, Taifun, Scirocco an und durch die hellsten Köpfe zuckt hier und dort schon die bange Frage: Wird Herbst, entlaubt sich der Baum aller Zivilisation und Kultur oder naht neuer Frühling, nach Orkanen ein Germinal?

Im Mai 1910 ist King Edward gestorben, dem die Triple Entente (mit Rußland und Frankreich), die (durch den unseligen deutschen Ausrodekrieg gegen Hereros und Hottentotten begünstigte) Pazifizierung Afrikas, die Versöhnung der Buren und die Einzäunung des von seinem Neffen Willy beherrschten Reiches gelungen war. Unter dem Fünften George entpersönlicht das britische Königtum sich wieder mehr als seit dem Beginn der viktorianischen Ära. Doch die sonnigen Tage des „Merry Old England“ kehren nicht zurück. Das von Sorge erzwungene Bündnis mit dem Japan, das über eine weiße Großmacht triumphiert hat, läßt die Herrenallure, mit der britische Männer bisher in steriler Erhabenheit und steifer Würde farbige Völker regierten, nicht mehr zu voller Wirkung kommen und erschwert noch mehr das Verhältnis zu den United States, der in nie und nirgends gesehener Schnelle erstarkenden Tochter Englands, die längst die Ehrfurcht der „Pilgram-Zeit“ vor der Mutter verlernt hat und mißtrauisch auf den Alliierten des ihrer Pacificküste zustrebenden gelben Mannes blickt. Auf beiden Seiten wächst das Mißtrauen, seit die aus West importierte Hefe revolutionären Geistes in dem welken Leib Chinas

gärt, das beide englisch sprechende Weltreiche sich offen halten, beide vor japanischer Oberherrschaft sichern wollen, ohne den Grimm des durch siegreiche Tapferkeit und imitation faculty für alle Technik gefährlichen Volks von Nippon aufzustacheln. Weil erst hinter der Daimio- und Samurai-Zeit, nach dem Übergang in eine besondere Art von Konstitutionalismus Japans Aufstieg in Macht und Welt-rang begann, glauben auch andere Farbige nun, den selben Weg gehen zu müssen: Chinesen, Inder, Türken, Perser, allerlei kleinere, mongolisch bastardierte Völker. Rußland, das nach dem in Asien verlorenen Krieg genötigt war, sich wieder einmal nach Europa zu wenden, stößt hier auf eine zerfallende, dem Abenteurerklüngel der Talaat, Enver, Dje-mal ausgelieferte Türkei und auf austro-ungarische Intriguen, die nach der Annexion der von Serben bewohnten türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina, das ganze Königreich Serbien unterjochen, den Wladika von Montenegro zum Vasallen Wiens machen, die Habsburgerherrschaft bis ans Ägäische Meer strecken und sogar das durch Rußlands Waffen der Türkenknechtschaft entrissene, seit dem Frieden von San Stefano und dem Berliner Kongreß der russischen Einflußsphäre zugesprochene Bulgarien in ihr Netz ein-spinnen wollen. Das zarische Rußland lechzt nach Ersatz des Nimbusverlustes, den der Japanersieg ihm bereitet hat, und das (unter der falschen Firma Romanow bekannte) Haus Holstein-Gottorp will und kann den Kniefall eines Khans der Mongolei nicht als ausreichenden Ersatz der Ansehenseinbuße hinnehmen. Weil Rußland noch immer nicht einen eisfreien Hafen hat, der einem so ungeheuren Reich längst schon gebührt, weil es noch immer in das Schwarze Meer gepfercht ist, zerrt und rüttelt es ungeduldig an dem Schloß dieses Käfigs. Weil es aus den fernen Tagen Wladimirs von Kiew, der tatarischen Reichsüberschwemmung und fast pausenlosen Türkenkriegen den religiös-nationalen Zorn gegen Islam und Tatarensprossen im Blut hat, bringt es in Persien und weiter östlich den auf Muselmanenfreundschaft angewiesenen britischen Partner in arge Verlegenheit.

Gegen die Türkei wendet sich auch Italien, das die Stunde zur Erlösung der Italia Irridenta (Istrien, Dalmatien, Trentino) aus den Klauen des habsburgischen Doppeladlers noch nicht gekommen glaubt, aber dem nationalen Sehnen irgendeine Befriedigung geben will. Der deutsche Panthersprung nach Agadir hat die Minister Vittorio Emanuele gelehrt, daß den Franzosen, trotz der ihnen 1909 abgepreßten Kongo-Entsündigung, Marokko noch nicht ganz sicher ist, Italien sich also beeilen muß, seinen Anteil aus dem Nordafrika-vertrag Delcassé-Prinetti in festen Besitz zu nehmen. In Libyen verliert die Türkei das letzte Stück afrikanischer Erde. Ihre Ohnmacht ist offenbar und erwirkt gegen sie die Verbündung der zwei Serbenreiche, der Griechen und Bulgaren, denen später, nach dem dummen Verrat des Koburgers Ferdinand, der sich Zar der Bulgaren nannte und schon als oströmischer Kaiser Symeon, als Basileus von Byzantion in Konstantinopel einziehen und thronen sah, auch die Rumänen sich anschlossen. Agadir gab den Antrieb. Ohne den Panthersprung wäre das Italien Giolittis nicht nach Tripoli gegangen, ohne die türkische Niederlage in Tripolitanien wären die zwei Balkankriege nicht entbrannt und ohne die Balkankriege nicht die atmosphärischen Spannungen entstanden, deren Folge dann das viel größere Ringen werden konnte (nicht: werden mußte). Der Bukarester Friede ließ der Türkei nur ein winziges Stück europäischer Erde, köpfte die Großmachthoffnung Bulgariens und stärkte, territorial und militärisch, die Serben und Rumänen so beträchtlich, daß Österreich-Ungarn vor dem Tag zu beben begann, an dem diese Völker, vielleicht unter Rußlands Patronat und im Bund mit den Polen Galiziens und den Czechen Böhmens und Mährens, die Befreiung ihrer Stammesgenossen in Bosnien, dem Banat, Transsylvanien, der Bukowina und Herzegowina fordern würden.

Ehe dieser Tag im mürrischen Zwielight eines Regensmorgens sich aus fahlen Scharlachschleiern hebt, hat blinder Machtwahn mit tatenlüsterner Feigheit sich an Abgrundrändern in gefährlich trunkenen Tänzen gedreht. Furchtsame

Kinder singen auf dem Weg durch dunklen Wald. Furchtsame Völkerhirten suchen ihre Angst dadurch der Herde zu bergen, daß sie drohend den Stab schwenken, mit gellem Pfiff den Wachhund vorhetzen oder sonstwie eine Handlung vorzubereiten scheinen. Solcher Drang hatte, trotz der Warnung des Staatsmannes Li-Hung-Tschang, das Rußland des zweiten Nikolai nach Port Arthur, dann auf die Schlachtfelder am Yalu, bei Mukden und in das Gewässer von Tsushima verführt. Nun tobt er sich in den zwei anderen Kaiserreichen des europäischen Festlandes aus. Der von Bismarcks Meisterhand geknüpfte Dreibund ist locker, fast ein leerer Schemen geworden. Für Italien war er stets die Wartehalle, in der es bis in die zur Abrechnung mit Österreich-Ungarn günstige Stunde warm saß; er konnte aber dieses mit langen Küsten jedem Seeangriff offene Land nicht binden, wenn gegen ihn ein anderer Dreibund mit Englands Geschwadern und Schiffsgeschützen sich kehrte. Der war seit 1908, seit King Edwards Besuch in Reval, im Entstehen. Während der durch die austro-ungarische Annexion Bosniens bewirkten Krisis hatte die Eitelkeit und Rachsucht des russischen Ministers Iswolsky die Wirksamkeit dieses numerisch stärksten aller je gesehenen Bünde gelähmt und Rußland zu neuem Rückzug, neuem Prestigeverlust genötigt. Statt es danach zu schonen, kräftig für sein Recht auf freie Ausfahrt in Marmara und Mittelmeer einzusetzen und dadurch den Spalt zwischen russischen und britischen Interessen offen zu halten, schlug Berlin wütend auf das Reich des Zars ein, der, gegen Wilhelms aufdringlichen Rat, „sich nun auch mit England einließ.“ Um Habsburgs adriatische Stellung gegen Italiener und Serben zu stärken, machte die kurzsichtige Schlaueheit der Wiener und Berliner Zufallsregierer aus Albanien, einem halbwilden Land ohne Einheit des Glaubens, der Nationalität und Zivilisation, ein Königreich, auf dessen brüchigen Thron ein deutscher Prinz und Offizier des kaiserlichen Heeres kletterte. Um im Südost die im ganzen neunzehnten Jahrhundert von Österreich begünstigte, nun aber schwankende Türkenherrschaft zu stützen, wurde das Erste Armee-

korps des Schatten-Padischah unter das Kommando eines preußischen Generals gestellt. Wer dieses Korps hat, gebietet über Konstantinopel und die Meerengen. Das durfte Rußland nicht dulden. Obendrein war seinem Minister Sasnow, dem bedachtsameren Nachfolger des kleinen Firebrand Iswolsky, die Absicht verschwiegen und der kurz zuvor aus Potsdam mit Girlanden und verzuckerten Freundschaftsversprechen Heimgekehrte nach der Enthüllung als ein Gefoppter ausgelacht worden. In Durazzo und in Konstantinopel, auf beiden Flanken der Balkanhalbinsel, die Befehlsgewalt in der Hand deutscher Offiziere? Unmöglich. Wieder trafen in einer Negation die Interessen Britanniens und Rußlands zusammen. Beide Pläne erwiesen sich, wie so viele Wilhelms, als kernlose Schalen. Von ihnen blieb nichts als vermehrte Mißtrauensstimmung. Als im Frühjahr 1914 die Pariser dem King George und Sir Edward Grey zujauchzten, begrüßte ihr innigster Jubel den anglo-russischen Bund.

Daß er, wider alle Weisheit der Historiographie und Prophetie, geknotet wurde und bis in Lenins Siegestag fest blieb, ist in das Schuldbuch kaiserlich deutscher Politik zu schreiben. Flotte, Islam, Handel, Transvaal, Bagdadbahn; Verzicht auf die russische Assekuranz, Eindrang in Ostasien, Begünstigung Österreich-Ungarns, Japans, der Türkei, Wacht an der Adria und Marmara: Mißtrauensgemeinschaft mußte die immer wieder von Schlag und Nadelstich, von Geschäftsstörung bedrohten Reiche verbünden, selbst wenn ihre Häupter nicht so oft durch laut polterndes Geprahle und leise weitergetragene Schmähreden gekränkt worden wären. Und zwischen ihnen stand Frankreich, dessen seit 1871 nie ganz in die Scheide gesunkenes Schwert seit den Tagen der endlosen Marokko-Schikanen, halb schon gezückt, den Zugriff eines Starken zu ersehnen schien. In der Ostsee hatte, durch Flaggensignal, Wilhelm dem Zar zugerufen: „Der Admiral des Atlantic grüßt den Admiral des Pacific!“ Nikolai hatte, nur einmal ironisch, geantwortet: „Glückliche Reise!“ Atlantic und Pacific aber interessierten immerhin auch andere Nationen, die keine Lust hatten, ihre Flagge dort vor frem-

den Großadmiralen und Allerhöchsten Kriegsherren zu senken. Daß all die kleinen Feuer, die im neuen Jahrhundert aufgeflackert waren, sich niemals zu großem Brand verbreitet hatten, war beinah ein Wunder und verbietet uns, die an der Themse, Seine, Newa beamteten Wächter für so rücksisch, eroberungssüchtig oder dumm zu halten, wie Schuldbewußtsein, das sich hinter Sündenböcke verkriechen wollte, später behauptet hat. Die Herren Asquith, Grey, Morley, Burns, damals auch Lloyd George wünschen ungetrübte Fortdauer des Friedens, die ihrem Lande das Arbitrium über Europa gewährt. Nikolai Alexandrowitsch, der Begründer des Haager Schiedsgerichtes, ist dem Heer ein Fremdling, der leis bespöttelte Herr Oberst; und sein Sasonow einem kranken Papagei ähnlicher als einem reißenden Tier. Und Frankreich hat nach der Wahlniederlage der Nationalisten zum erstenmal ein pazifistisch gefärbtes Kabinett, das, wie Sarastros Heilige Halle, die Rache nicht kennt.

Da krachen in Sarajewo, der Hauptstadt Bosniens, die Schüsse, platzen die Bomben, die den austro-ungarischen Thronfolger und seine Frau töten. „Aus Bosnien kommt einst die gefährlichste Bedrohung des Friedens. Fest wie Fels ist in mir die Überzeugung, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt.“ Brach der Tag an, der, nach fast fünfzig Jahren, jene Prophetie Peter Schuwalows bestätigt? Achtundzwanzigster Juni. An diesem Tage verlor Maria Theresia Habsburgs Stolz, Schlesien und Glatz, als Siegespreis an den Preußenkönig Friedrich. An diesem Tag hat in der kleinen Kathedrale der Wiener Hofburg Erzherzog Franz Ferdinand vor dem Kruzifixus die Ehe mit der Gräfin Sophie Chotek geschlossen und den Ausschluß dieser nicht ebenbürtigen Frau und ihrer künftigen Kinder von allen Kronrechten des Erzhauses feierlich beschworen. Und vierzehn Jahre danach hat, wieder an dem selben Tag, das Geschoß des zwanzigjährigen Bosniaken Gawrilo Princip unter heiß leuchtender Sonne den Erzherzog-Thronfolger und die Gattin, die Herrin seines Lebens getötet.

Auf Österreichs Erde das Geschoß eines Österreichers aus serbischem Stamm. Das Jahrhunderte lang auf zerstücktem Heimatboden schmäählich geknechtete Serbenvolk war eben erst vom Joch frei geworden und durfte sich endlich wieder dehnen. Aus heldisch und zugleich menschlich geführten Kämpfen war es, als Sieger über Türken und Bulgaren, in Skoplje eingezogen, in die lange verwaiste, lange beweinte Hauptstadt des großen Serbenzars, großen Romäerkaisers Stephan Duschan, dem Albanien, Bosnien, Makedonien, Thessalien untertan war, der aber als Schutzherr auch dem Basileus von Byzantion, der Republik Ragusa und dem Patriarchen von Phesae gebot. All diese Herrlichkeit war am Veitstag der Amselfeldschlacht, in der, bei Kossowo, Sultan Bajesid den Serbenkönig Lazar schlug, verscharrt worden. Nun erst, nach 525 Jahren, stieg die von Kriegersruhm durchkürte Geschichte aus der Gruft. Noch wohnten zwar unter Habsburgs Szepter mehr Serben als in den Königreichen Peters und Nikolas; noch war in Österreich-Ungarn das Gravitätszentrum des Serbenstammes. Aber die in den zwei Königreichen Vereinten durften nun wenigstens hoffen, an die See, die allen anderen Völkern Europas (außer den Schweizern, die sie nicht brauchen) offen ist, zu gelangen, Serbiens silbernen Doppeladler im Goldpanzer wieder bis an die Adria blinken zu sehen. Diese Zuversicht hoffender Herzen feierte nach fünf düsteren Jahrhunderten zum erstenmal wieder den Tag des heiligen Vitus, den Vidov Dan, als das Ostern, nicht mehr als den Karfreitag des Serbenglaubens. Und just diesen Tag hatte, trotz aller ehrerbietigen Abmahnung, Franz Ferdinand, der als Generalinspektor des Heeres in Bosnien Truppenübungen besichtigen wollte, für den Einzug in Sarajewo auserwählt. Am Tag dieser Provokation warfen die Waffen der Cabrinowitsch und Gabriel Princip den krankhaft hochmütigen Habsburger von seiner Höhe ins Nichts. Ein Verbrechen? Gewiß wie die Taten der biblischen Judith, der Griechen Harmodios und Aristogeiton, des Römers Marcus Brutus, des Mythos-Schweizers Wilhelm Tell, des Genuesen Verrina,

wie all der später Geborenen, die Zaren und Sultane, Kaiser und Könige, Großfürsten und Präsidenten, Diktatoren und Minister mordeten, um „das Land vom Tyrannen zu befreien“. Niemand aber hatte das Recht, für die Tat zweier kaum dem Knabenalter Entwachsenen das Herrscherhaus der Karageorgewitsch, die Regierung des behutsam klugen Nikola Pasic oder gar das serbische Volk verantwortlich zu machen. Das hat zunächst auch niemand versucht. Weder der seit sechsundsechzig Jahren herrschende Kaiser und König Franz Joseph noch seine zuständigen Minister, die Grafen Tisza und Berchtold, haben anders gedacht als der Kabinettschef Graf Hoyos, der offen aussprach, „er glaube nicht, daß in Belgrad oder Petrograd die Ermordung gewollt oder vorbereitet worden sei“. Ein aus dem Wiener Auswärtigen Ministerium zur Ermittlung nach Sarajewo gesandter Sektionsrat, Herr von Wiesner, hat von dort berichtet, man dürfe „als ausgeschlossen betrachten, daß an der Vorbereitung und Leitung des Attentates oder auch nur an der Waffenlieferung die serbische Regierung, wär's selbst durch Mitwisserschaft, beteiligt sei“. Mitwisser und Vorbereiter waren (wie die Schrift des Belgrader Professors Stanijewic über „Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand“ unzweideutig erwiesen hat) nur zwei Offiziere, von denen die Planer des Attentates Lehre im Waffengebrauch erbeten und erhalten hatten. Diese Offiziere waren Todfeinde der radikalen Regierung Pasic, auf deren Antrag einer davon später eines Mordanschlages gegen den serbischen Thronfolger Alexander angeklagt und nach kriegsgerichtlichem Urteil erschossen wurde. Die Serbennation war in Stücke gerissen, unter Österreichs und Ungarns Fahne, unter der Mondsichel der Türken in Knechtschaft gezwungen, in ihren eigenen Königreichen Serbien und Montenegro ruhelos bedroht, vom Meer abgesperrt, durch die Habgier magyarischer Ackerbauer und Viehzüchter der natürlichen Absatzmärkte beraubt: nur allzu begreiflich ist also, daß in Fanatikerhirnen der Glaube keimte, durch Terrorakte den Weg in Befreiung und Einung bahnen zu können. Doch weder die

erst seit zehn Jahren wieder eingesetzte Dynastie, die Erbin des Kara Georg, noch die Regierung konnte wünschen, das durch den Ertrag der Balkankriege fast um das Doppelte vergrößerte Land in neue Wirrnis zu stürzen und dem von langen schweren Kämpfen ermüdeten Volk neue Blutopfer abzufordern, die in einem Krieg gegen Habsburgs Doppelmonarchie, ohne festes Hilfeversprechen von Rußland und mit dem von Rachsucht fiebernden Bulgarien im Rücken, nach Menschenermessen vergeblich bleiben mußten. Längst wissen wir ja auch aus den dokumentarisch bewiesenen Angaben der Minister San Giuliano und Giolitti, daß schon ein Jahr vor dem Sarajewoer Attentat in Wien und Budapest der Vernichtungskrieg gegen Serbien geplant und nur durch Italiens starren Widerspruch die Ausführung vereitelt wurde. Ob nicht auch in dem böhmischen Schloß Konopischt, wo Wilhelm mit seinen höchsten Beratern für Armee und Marine im Frühjahr 1914 den Erzherzog Franz Ferdinand besuchte, das Gespräch um dasselbe Thema kreiste, wird nie mit bündiger Sicherheit festzustellen sein. Glaublich ist es; ein anderer Zweck dieser in feierlichem Plakatstil angekündeten Konferenz ist nicht auffindbar. Den Dienern Habsburgs und des Magyarenehrgeizes war Serbien nach seinen Siegen territorial zu groß, seine Anziehungskraft auf die in Österreich und Ungarn lebenden Konationalen zu stark geworden. Nach dem mißlungenen Versuch, den Bukarester Friedensvertrag in seinem ganzen Umfang anzufechten, wollten sie dessen Früchte wenigstens dem Volke König Peters entreißen, sein Land zerstückeln und ihm nicht nur die Hoffnung auf Bosnien und die Herzegowina nehmen, sondern es so eng knebeln, daß auf dieser Seite die Todesgefahr für Habsburgs Monarchie hinausgezögert wurde, die nun nicht mehr auf sich das Distichon anwenden durfte: „Bella gerant alii; tu, felix Austria, nube, nam quae Mars aliis, dat tibi regna Venus“. Zu lange hatten zwei Habsburg-Lothringer mit dem Schwerte Deutschlands drohend gefuchelt; jetzt wähten sie, nur durch siegreichen Krieg sich die erheirateten, ererbten, erlisteten Länder noch

retten zu können. Die Ermordung des (in Herrscherhaus und Volk gleich verhaßten) Thronfolgers bot den willkommenen Vorwand. Auch ohne ihn aber wäre der Krieg wohl kaum zu vermeiden gewesen: denn in Wien, Budapest und, leider, auch in Berlin überschrie den nüchtern wägenden Menschenverstand der aus militärischer Pflichtauffassung entstandene Glaube, die letzte solchem Unternehmen günstige Stunde müsse morgen schlagen, und wer sie tatlos, müßig versäume, der sei schuldig an nie mehr aufhaltbarem Niedergang und Zerfall des Vaterlandes.

Das Volk, das die Steuern zahlt und die „chair à canon“ liefert, durfte von alledem nichts hören; woher wäre ihm sonst die notwendige Begeisterung für die nationale Sache zugeströmt? Dem Volk wurde ein aus der Tatsache des Verbrechens, das den Kronprinzen eines Kaiserreiches nebst seiner Frau aus blühendem Leben riß und kleinen Kindern in einer Minute beide Eltern nahm, leicht abzuleitender Film vorgekurbelt. Der zeigte den Mord als das Endziel einer Kette tückischer Verschwörungen, Serbien als ein Mördernest, die Habsburger und ihre Kardinale, Beichtiger, Generale, Minister, Statthalter, Beamte als väterlich milde Hirten „ihrer“ Völker deutschen, slawischen, italischen, ugrofinnischen, dako-walachischen Stammes. Tränen der Rührung flossen. Zorn ballte die Fäuste. Dröhnend schrie die Stimme der ewigen Gerechtigkeit nach Sühne. Rasch war aus dem Potsdamer Kaiserschloß eine Blankovollmacht erlangt; die deutsche Zusage, „selbst auf die Gefahr russischen Eingriffes“, der das Kriegsfeld ins Unabsehbare weiten mußte, Österreich-Ungarn zu unterstützen. Auch diese Versicherung und die Abreden, die sie erwirkten, blieben natürlich Geheimnis. Serbien stand dicht vor der Wahl einer neuen Skuptschina und dachte schon deshalb nicht an Kriegsvorbereitung. Damit die Absicht darauf nicht den Kaiserreichen zugetraut werde, gingen oder blieben in beiden die Ressortchefs für Armee und Marine auf Sommerurlaub. Allmählich beruhigte die aus leichtem Junischlummer geschreckte Welt sich denn auch wieder und bettete

sich auf das Kissen der kühlen Hoffnung, nach dem Verlangen und der Gewährung von Sühne, von strenger Bestrafung der Schuldigen werde der traurige Handel still eingesargt werden. Aus wieder entwölkttem Himmel zuckte der Blitzstrahl des in Belgrad vorgelegten Wiener Ultimatums. Trotzdem es, ohne den Schatten eines Beweises, sogar wider besseres Wissen seiner Verfasser, die serbische Regierung der Mitschuld am Mord zeiht und ihr unerhörte, kaum tragbare Demütigung zumutet, nimmt sie, unter dem Druck Rußlands und der Westmächte, fast alles an und will für den Rest der Forderungen sich dem Spruch des Schiedsgerichtes beugen. Doch Wien ist entschlossen, nicht noch einmal auf die Gunst der Gelegenheit zu verzichten. Die Herren Poincaré und Viviani, Präsidenten der Französischen Republik und ihres Kabinetts, sind, auf der Rückreise vom Besuch am Zarenhof, auf der See, auch Wilhelm, der im letzten Augenblick ängstlich werden könnte, ist weitab von Berlin, in London die Atmosphäre für Serbien grau vernebelt, weder Nikolai noch Sasonow fest im Glauben an Heil verheißenden Krieg: jetzt oder nie! Damit die Serben das Ultimatum nicht ganz schlucken können, ist es dick mit Pfeffer und Paprika bestreut worden. Daß sie es, dennoch, fast ganz hinunterwürgen und nichts, keinen Bissen in wütendem Ekel ausspeien, wird nicht gesagt; ihre Antwort nur mit der färbenden, verwirrenden, entstellenden Duplik des Wiener Klüngels veröffentlicht, die den Oberflächenblick an klarer Erkenntnis hindert; der Gesandte Österreich-Ungarns, der schon vor dem Eingang der Antwort die Abreise vorbereitet hat, bricht die diplomatischen Beziehungen zu dem Königreich ab, aus Wien kommt die Kriegserklärung; über die Donau brüllen Geschütze . . .

Der Plan ist gelungen.

Ein Plan, den nur bis in Wahnsinn verblendete Hirne erbrüten und hegen konnten. Österreichischer Krieg gegen Serbien mußte die auf der Balkanhalbinsel stabilisierten Machtverhältnisse ändern: also war Italien nicht nur von der Pflicht der Mitwirkung frei, sondern sogar zu Klage über

Kaiser Wilhelm I.

Bruch des mit Wien abgeschlossenen Vertrages berechtigt. Eitle Torheit wähnte, der Bluff, der unter dem ganz anderen Himmel der bosnischen Krisis die Russen zum Rückzug bestimmt hatte, müsse noch einmal wirken. Das konnte nicht sein; Rußland durfte, selbst unter dem friedlichsten Zar, die Zerschmetterung Serbiens nicht dulden, wenn es nicht auch in Südeuropa, wie zuvor in Ostasien, das Prestige der Großmacht verlieren wollte. Und in einen Krieg gegen Italiens Wünsche, gegen Rußlands Menschenmassen wagte sich ein Reich, in dessen Armeen, neben den nach „Anschluß“ an das Reich der Hohenzollern strebenden Deutschen und den die Österreicher hassenden und von ihnen gehaßten Magyaren, in buntem Gemeng Czechen, Slowaken, Polen, Ruthenen, Italiener, Serben, Kroaten, Slowenen, Dalmatiner, Rumänen fechten sollten und dessen Entmachtung, Auflösung, Verschwinden all diesen Völkern längst das Ziel inbrünstigsten Sehnsens war. In so hoffnungslosen Krieg ging Deutschland mit; ihm nicht furchtsam auszubiegen, hatte Wilhelms kriegerische Rhetorik die Wiener gemahnt. Vergessen, echolos ins Leere verhallt war Bismarcks Warnung: „Nicht nur der Panslawismus und Bulgarien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, czechische Frage, ja, selbst heute noch die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatischen Küste können zu Kristallisationspunkten für nicht nur österreichische, sondern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur so weit nachweislich berührt werden, wie das Deutsche Reich mit Österreich in ein solidarisches Haftverhältnis tritt“. Seit dieser Satz aussprach, was „the prophetic soul“ des ersten Kanzlers ahnte, waren Jahrzehnte vergangen. Schon im Sommer 1913 war das von ihm gefürchtete Haftverhältnis geschaffen worden.

In der Wiener Hofburg saß ein uralter Kaiser, der aufgeatmet hatte, als der verhaßte, durch die Ehe mit einer nicht „ebenbürtigen“ Hofdame ihm noch tiefer entwertete „Herr Neffe“ aus dem Lichtschein der Majestät gestoßen war. Ganze Geschwader von Leid und Graus haben diesen Kaiser

bedrängt. Seinen Oheim, den die Revolution von 1848 aus Wien trieb und der dem achtzehnjährigen Jüngling die Krone ließ, umfing Psychose mit gnädigem Trost. Der junge Kaiser verlor die Lombardei, der mannbar gewordene Venedig, das Recht auf die Elbherzogtümer Schleswig und Holstein, die Vorherrschaft, sogar den Sitz im Deutschen Bund. Sein Bruder wird als Kaiser von Mexiko zum Tode verurteilt und in Queretaro erschossen; die Frau überlebt ihn in Wahnsinnsnacht. Der einzige Sohn Franz Josephs (dem selbst der Schrecken des Mordanfalles nicht erspart bleibt) wird, als dreißigjähriger Ehemann und Vater, mit einer Schußwunde, tot, neben seiner Geliebten im Bett gefunden. Der Vetter der Kaiserin Elisabeth, König Ludwig von Bayern, entläuft dem Irrenarzt, wird von ihm gepackt, erwürgt ihn, ertrinkt neben ihm im Starnberger See. Elisabeth wird von dem Italiener Luccheni am Genfer See ermordet. Ihr Vetter Otto von Bayern, Ludwigs Bruder und Folger, hieß König, hauste aber als ein seelisch unheilbar Kranker, ein gemeingefährlicher Wüterich in einem fest verriegelten Waldschloß. Ein Erzherzog ist verschollen, einer der Strafe für widernatürliches Laster entzogen, ein dritter, nach schlimmen Ehen, aller Titel und Rangehren entkleidet, ein vierter, der schöne Vater des letzten Habsburgerkaisers, nach wüstem Taumelleben von Lues verzehrt worden; und eine Erzherzogin, die Sachsens Krone tragen konnte, ist durch die Sümpfe der Sexualgier bis dicht an die Pforte des Heimlosenasyls gewatet. In Italien war Savoyen, in Deutschland Hohenzollern der Überwinder und Erbe Habsburgs; nun, noch unter dem selben Kaiser, wird die Monarchie von Serbien, dem südslawischen Piemont, aus der Balkanhalbinsel gedrängt; wird ihr, in Sarajewo, wieder der Thronfolger getötet und wieder verblutet neben ihm eine Frau, diesmal die von Kirche und Staat ihm zugesprochene. All dies und unermessliche Mengen kleinen Ungemachs in Dynastie und Reich hat in sechsundsechzig Regentenjahren Franz Joseph erlebt, ohne je von einer Gefühlswallung durchwärmt zu werden, ohne je die Pflicht des pünktlich-fleißigen

Kanzlisten zu versäumen, der noch am dunkelsten, leidvollsten Tag seine Dienststunden einhält. Er wollte nicht Krieg, glaubte nie inbrünstig an Sieg. Aber den im Jesuitenstift Erzogenen drängte die Priesterschaft der Römervkirche in Kampf gegen die slawischen Schismatiker, die einem Patriarchen und einem weltlichen Imperator die Papstmacht ausgeliefert haben. Und an das selbe Ziel treibt im Innersten den Greis die Furcht, wenn er auch jetzt nicht das Reichsschwert ziehe, werde der Adel, die Armee, das Volk (in solcher Rangordnung sah es sein Auge) sagen: „So gehts, wenn ein Vierundachtzigjähriger die Krone trägt. Weil er, der von Italien und von Preußen besiegt wurde, nicht mehr ins Feld ziehen kann und anderen, jüngeren den Glanz eines ihm versagten Ruhmes nicht gönnt, dürfen wir uns gegen Schmach nicht wehren. Wäre er schon tot!“

Nur in diesem einen Punkt war in Berlin Zustand und Stimmung ähnlich. Einem modernen Tacitus oder Suetonius würde die Aufgabe lohnen, den Hof Wilhelms des Zweiten zu beschreiben.

Eine geistig eng beschränkte, lutherisch-pietistische Kaiserin aus kleinem, armem Herzogshaus, die sich in die parvenuhafte geschmacklose Prunkliebe ihres Mannes wie in Himmelsgebot fügt, sich selbst grellbunt, mit Federn, Pelz, Pelzen, Paillettes aufputzt, aber eine gute Hausfrau und Mutter ist und mit übertreibend puritanischer Sittenstrenge dafür zu sorgen sucht, daß in Leben und Kunst der Aberglaube an den Klapperstorch erhalten wird, der aus dem Teich die Säuglinge holt und den jungen Ehepaaren aufs Kissen legt. Ein Lied, in dem der Tenor vom „Stelldichein in finsterner Nacht“ träumt, darf vor ihrem keuschen Ohr nicht gesungen, das holde Gretchen, das dem Doktor Faust, ohne ihm angetraut zu sein, ein Kind gebar, darf ihrem Auge nicht gezeigt werden. Der Gatte hat Grund, sie in die Öse solchen Wahnes zu haken. Nur reizlos züchtige Frauen, so wenige wie irgend möglich, duldet dieser Hof. Ringsum aber flattert und schwebt, girrt und trillert ein Schwarm homosexueller Halbmänner, Diplomaten, Offiziere, Hofkavaliers

aller Grade und Altersstufen, in dem gestickten Frack und den Escarpins des Wirklichen Geheimen Rates, in dem kurzen Attila und Trikotbeinkleid des Husaren, in dem knapp am Körper klebenden weißen Lederanzug des Garde du Corps und dem Adlerhelm, dem golden funkelnden Ehrenzeichen des Regimentes. Sie küssen Seiner Majestät bei jedem Empfang die Hand und haben diese Byzantinersitte als allgemeinen Brauch durchgesetzt. Sie hängen, so oft er aufschaut, mit Schwärmerblicken an der Wimper des Kaisers, nennen ihn flüsternd oder laut ein Universalgenie, das Wunder der Welt, beten ihn wie Gottheit an, knien (physisch, nicht nur metaphorisch ist's gemeint) vor ihm, bezeichnen ihn, den grimmig-heldisch grimassierenden Allerhöchsten Kriegsherrn, als „das Liebchen“. Ein Halbdutzend dieser „amici“, wie im alten Rom, dieser „Mignons“, wie am Hof der Valois die Sorte hieß, war, hart an der Zuchthhaustür vorbei, ins Dunkel gestoßen worden; doch immer noch war ihre Zahl zum Erschrecken groß. An Bord des Prachtschiffes, auf dem, nur in Männerbegleitung, Wilhelm seine alljährliche Fahrt in die Fjorde Norwegens machte, traten Generale als Cancantänzer und Clowns, Hofwürdenträger als Chansonnettsängerinnen auf und hübsche junge Matrosen bildeten in Frauenkleidung das Bordorchester, die „Damenkapelle Seiner Majestät“. Der Chef des Militärkabinetts, für alle Personalfragen der Armee die höchste Instanz und der irdische Herr-Gott, starb, ein baumlanger preußischer General, vom Herzschlag hingestreckt, während er, in Trikot und Gazeröckchen einer Prima Ballerina, mit vollendeter Kunst und Fußspitzentechnik vor Seiner Majestät die schwierigsten Pas tanzte. Das geschah bei einem Fest im Schloß eines dieser Majestät befreundeten Fürsten, am Abend eines Tages, da im Deutschen Reichstag zum erstenmal der (durch den im „Daily Telegraph“ veröffentlichten Bericht über eine Interview als gefährlicher Schwätzer entlarvte) Kaiser von allen Parteien heftig getadelt und sogar von dem Wortführer alt-preußischer Junker gesagt worden war, gegen das persönliche Auftreten des Monarchen habe seit Jahren im Volk

sich Groll angesammelt. In solchen Tagen saß Wilhelm, um seine Verachtung aller Öffentlichen Meinung zu zeigen, an der Südwestgrenze des Reiches, schüttelte sich nach waidrechtwidriger Massentötung von Wild vor Lachen über die plumpen Späße und Zoten eines hinberufenen Berliner Kabaretts und applaudierte den Ballettinnenkünsten des für die Personalien der Armee verantwortlichen Generals. Denn: „Majestät braucht Sonne“, sagt der ihm Nächste, Ergebenste; und weh jedem, der eine den Sonnenglanz trübende Hiobspost in den Dunstkreis Serenissimi brächte.

Nur das zum Verständnis der Ereignisse Unentbehrliche wird hier angedeutet. Die Kenntnis solcher Zustände und des nach dem Zusammenbruch in Wien, Berlin und an kleineren Höfen zu Skandal und Schande gehäuften Stoffes berechtigt zu dem Urteil, daß ein System, in dessen höchstem Herrschaftskreise so häßlich krankhafte Erscheinungen möglich wurden, einstürzen mußte.

Noch aber stand es aufrecht, schien allen Kurzsichtigen felsenfest, und selbst die rasch wachsende Schar derer, die von dem Kaiser nichts mehr hofften, war überzeugt, daß der Kronprinz die Monarchie in das alte Ansehen zurückheben werde. Der wurde, ohne jemals etwas geleistet zu haben, überall bejauchzt. Weil er schlank war, eine grazile Frau und nette Kinder hatte, nicht als physisch furchtsam galt und auch sonst in Wesentlichem sich von dem frömmelnden und theaternden, stolzierenden und paradierenden „Allerhöchsten Herrn“ unterschied (der „höchste“, aber im Rang immerhin niedrigere Herr hieß der auf dem Himmelsthron waltende). Der Vater witterte die ihm aus der Sphäre des Sohnes her drohende Gefahr. Er hatte in einem großen Teil der bewohnten Erde den Ruf des „vareux poltron“, der nur mit der Zunge den Gegner zerschmettert, doch nach drohender Geberde vor jedem zu kräftiger Abwehr Entschlossenen scheu zurückweicht. „Majestät braucht Sonne“: jeder Höfling wisperte das Wort nach; und alle mühten sich, durch bunte Girlanden und strahlendes Kunstlicht jedes Wölkchen zu verbergen. Schon Bismarck hatte gesagt: „Der Kaiser möchte

täglich Geburtstag feiern“: an jedem Tag irgendwo so überschwänglich geehrt und umdienert werden, wie ernste Mannheit kaum einmal im Jahr erträgt. In einem Kriege gegen die größten Mächte, wärens auch nur Europas, war weder ewiger Sonnenschein noch stete Geburtstagsstimmung zu erwarten. Trotz unaufhörlicher Prahlerei hatte Wilhelm denn auch instinktive Furcht vor dem Krieg. Während des unselig schädlichen Feldzuges in Südwestafrika war Wilhelm schwer zum Anhören unangenehmer Meldungen zu bewegen. Seine Generale kannten ihn. Die klügsten sahen längst voraus, daß die unstat Irrlichtern nachlaufende, durch Intriguen und komödiantische Effektsucht allen ärgerliche Berliner Politik eines Tages in Krieg führen müsse. Wird dann aber dem Allerhöchsten der Entschluß, der Befehl zur Mobilmachung abzurufen sein? Unter den Eichen des Sachsenwaldes hörte ich den geächteten Schöpfer des Reiches stöhnen: „Die Feigheit des Kaisers ist beinahe der einzige Aktivposten in unserer Politik; er wird alle erdenklichen Fehler und Dummheiten machen, aber der Konsequenz, dem Krieg, immer ausweichen.“ Das glaubten auch die Generale; hatten deshalb in manchem Konventikel beraten, auf welchem Weg der entscheidende Befehl zu erlisten sein werde, und hofften nun, nach der Ermordung des Erzherzogs, eines „von Gottes Gnade zur Thronfolge Berufenen“, um dessen vertrauende Freundschaft Wilhelm mit langwierigem Eifer und nicht stets ganz würdigen Mitteln sich bemüht hatte, werde das dynastische Gefühl und der Zorn über verlorenen Werberlohn den Entschluß erwirken. „Unsere Politik und Diplomatie war spottschlecht; unsere Armee, die beste der Welt, kann noch alles wieder gut machen, wenn wir jetzt losschlagen und nicht warten, bis die anderen uns eingeholt oder an irgendeinem Punkt der Bewaffnung überholt haben.“ So stellte den Generalen sich die Sachlage dar. Sie hatten die Pflicht, nicht nur das Recht, militärisch zu denken. Über Militarismus darf man erst da klagen, wo die im Heerwesen unentbehrlichen Begriffe und Auffassungen, Gesetze und Bräuche auch das Leben des Staates, seine Organe und Bür-

ger, sein Verhältnis zu anderen Ländern bestimmen. Im preußischen Deutschland war die Klage berechtigt. Schon Bismarck hatte in fast dreißig Jahren ministerieller Tätigkeit den Militarismus auf jedem Höhepunkt siegreich bekämpft; in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ hat er darüber gesagt: „Es ist natürlich, daß in dem Generalstab der Armee nicht nur strebsame jüngere Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfnis haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigene Befähigung zu dieser Leitung zu verwerten und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes nicht stattfände; die Aufgabe, ihr Ergebnis in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfnis der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militärischen Stützen des Staates ob. Der Geist der Institution, den ich nicht missen möchte, wird gefährlich nur unter einem Monarchen, dessen Politik das Augenmaß und die Widerstandsfähigkeit gegen einseitige und konstitutionell unberechtigte Einflüsse fehlt.“ Wie gefährlich unter solchem Monarchen der Militarismus geworden war, hatte sich 1913 in dem elsässischen Städtchen Zabern offenbart, wo es zu ernststen Konflikten zwischen Bürgerschaft und Garnison gekommen war, weil die Militärbehörde unter allen Umständen und um jeden Preis die törichten Fehler eines hemmungslosen Leutnants gegen „Zivilistenkritik“ decken wollte. Seitdem lief in den Offizierskorps das Wort um: „Die Armee, um die uns die Welt beneidet, wird zum Gassenspott. Das ist die Folge vierzigjährigen Friedens!“ Das alljährliche Herbstmannöver sättigt den Ehrgeiz des Kriegers eben so wenig wie den des Schauspielers die Generalprobe. Hätte der Kaiser nach all seiner Gestikulation, deren Unwert noch wenige ahnten, sich diesem Drang entgegengestemmt, dann wäre darin der ins Auge springende Beweis seiner Feigheit erblickt und viel fester noch als zuvor die Massengunst an die Person des Kronprinzen geheftet worden, der Leos altes Professorwort vom „frisch-fröhlichen Krieg“ nachzulallen für nützlich hielt.

Was sich Regierung nennt, ist viel zu schwach, der natürlich und historisch entstandenen Machtverhältnisse, der Tendenzen und Personalien zu unkundig, um dem Drängen des Generalstabes, „nicht die letzte Gelegenheit zu würdiger Entscheidung zu versäumen“, im Bewußtsein unabwälbbarer Verantwortlichkeit zu erwidern, daß die Stunde durchaus nicht günstig, die Entscheidung, friedliche, oder, wenn es sein muß, kriegerische, nur durch Willen und Kunst des Staatsmannes politisch vorzubereiten und zu erwirken sei. Große Teile der Industrie und des Handels fühlen die Gefahr künstlich überhasteter maßlos gesteigerter Produktion, die ausreichenden Absatzes nicht mehr sicher ist, und haben die Furcht, ein Krieg werde alles in vier Jahrzehnten kräftig kluger Wirtschaft Aufgebaute zerstören, durch die Hoffnung überwunden, der Krieg werde, bei Deutschlands militärischer Überlegenheit, ganz kurz, unbedingt siegreich, nur auf fremdem Boden auszufechten sein und dem deutschen Hochkapitalismus, mindestens in Europa, die Hegemonie bringen. (Diese bremslose, nirgends von Zweifel benagte Zuversicht ist allgemein. „Hier werden Kriegserklärungen angenommen“: mit Kreide schreiben es die Soldaten an die Kasernenmauern; an die ostwärts rollenden Waggonen: „Herrenpartie nach Petersburg“. Der Kaiser ruft: „Nun werden wir sie dreschen!“ Er verspricht: „Weihnacht sind wir wieder zu Haus“. Am fünften August 1914 wird im Kriegsministerium Journalisten gesagt: „In acht Tagen sind wir in Belfort und spätestens am Sedantag in Paris“. Am zweiten September? Am sechsten droht an der Marne dunkles Verhängnis. Doch aus dem Kriegsministerium sendet in Allerhöchstem Auftrag General von Viebahn die Rundfrage, welche Fenster die Hausbesitzer und Mieter Unter den Linden und am Pariser Platz für den nahen Tag, der die siegreichen Truppen in die Hauptstadt einziehen sieht, zur Verfügung stellen können. Triumphaler Einzug im Herbst 1914! Noch immer blendet die Gottheit den Sterblichen, dem sie Verderben sinnt.) Aus der Volksmasse qualmt Enttäuschung auf. Einst prahlte der Kaiser: „Herrlichen Tagen führe ich Euch entgegen“! Sie sind nicht

gekommen. Nur Ärgernisse, Skandal, Theatereien, Feste ohne Feierlichkeit. Jeder fühlt, daß ein hoher Zaun, ein Eisengitter, eine Mauer um Deutschland gezogen, daß der Erdraum enger wird, als im Verhältnis zu der nationalen Leistung zu fordern wäre; und fast niemand kennt, weil jeder Akt internationaler Politik öffentlich als das Ergebnis fremder Schuld und Niedertracht dargestellt wird, die wahren Gründe des Weltmißtrauens.

Allmählich war mit zäher Verschmitztheit das junge Nationalgefühl des Deutschen in die Nutzensreligion einer von Gewissenwallung freien Erwerbgenossenschaft umgefälscht worden. Jung war es; die 1871 geeinte Nation hatte keine Gemeinschaftsgeschichte, nur eine Chronik der Stämme (deren kräftigste noch fünf Jahre zuvor gegen einander kämpften), und ließ sich im Drang nach Nationalgeschichte, wie aus ähnlichem Mangel Israel in den Logos, die das Staatsbewußtsein ersetzende Glaubenslehre, floh, bis in das umnebelte Urgermanentum, allzu oft ein von Richard Wagner kostümiertes und frisiertes, verführen. Selbst das echte oder für echt geltende aber war dem Wesen dieser nie oder längst nicht mehr reingermanischen Völker (besonders des pruzzisch-preußischen Kolonistenvolkes, dem wilder Mut der Physis und die Fähigkeit, veränderten Formen und Bedürfnissen der Zivilisation und Kultur sich behend anzupassen, in Vormacht geholfen hatten) durchaus fremd; es wurde flink dann mit allerlei Besatz und Behang aus dem überlieferten Schatz der Christenheit aufgeputzt und kleidet die deutsche Seele in das bunteste Flickengewand, dessen Entstehung aus Lappen und Lagerresten zweier Zonen nur der Starblinde nicht sah. Die Lüge saß auf dem Thron und von ihrem Krüppelleib schillerte in allen Farben das Wams. Hinter dem zu Firmenzeichen und Kundenfang geschändeten Kruzifixus hockte ein Nerochen, Heliogabalchen. Auf der Zunge die Bergpredigt, im Kopf ganz anderer Kult. Vordringlich laute Mahnung zu schlichtem, prunklosem Lebenswandel: und am Hof der aufgedonnerte Luxus, den träges Gedächtnis jetzt nur den „nouveaux riches“, den von Krieg, Niederlage, Staatsumsturz,

Inflation rasch Bereicherten zuschreibt. Der Fisch, sagt ein altes Lateinerwort, stinkt zuerst vom Kopf aus. Wo sollte unter solchem Kaiser Wahrhaftigkeit blühen, wer ihr strenges Gebot dem von Lügensträhnen umsponnenen Volk verkünden? Der Schornstein raucht, die Exportzahlen wachsen himmelan, auf dem Erdball fällt keine Entscheidung ohne den Willen des Deutschen Kaisers, des Admirals auf dem Atlantic, der Dreizack Neptuns ist in unserer Faust, der trockene Weg nach Indien über Bagdad uns offen. Russen, Franzosen, Amerikaner platzen nächstens vom Hochdruck gelbgasigen Neides und dem Englishman wird vor unserem Viergespann Marine, Islam, Bagdad, Exportziffern angst und bang. Nur jetzt, da es um alles geht, nicht laut, vor dem Ohr Fremder, zugeben, daß auch bei uns manches schlecht, faulig, sogar blitzblank Scheinendes unsauber ist. Trotzdem erreichen wir ja unser Ziel. Von Jahr zu Jahr weitet sich der Kreis der in Ritus und Rhythmus solcher Nutzensreligion Gedrillten. Und noch ehe die ihr mißtrauisch Fernen es ahnten, hatte sie den Wurzeltrieb und bald jeden Schößling deutscher Politik vergiftet.

Das wird noch nicht offenbar. Noch trübt das Zittern der Nerven die Klarheit des Blickes. Bleibt Friede oder bricht diesmal der Orkan los, den das dumpfe Schweigen der Lüfte anzukünden scheint? Erst auf den zweiten Hilferuf des Kronprinz-Regenten von Serbien hat Zar Nikolai geantwortet: wenn die allerletzte Hoffnung, durch irgendein mit der Würde des Serbenvolkes vereinbares Mittel blutigen Austrag zu vermeiden, geschwunden sei, werde Rußland das Schicksal der verwandten Nation nicht gleichgiltig betrachten. Danach, am letzten Julitag, erklärt sich, zum ersten Mal, die Wiener Regierung bereit, über das an Serbien gerichtete Ultimatum mit Rußland zu verhandeln. Auch der Depeschenaustausch zwischen Petersburg und Paris zeigt deutlich den Willen zur Friedenswahrung. Doch Petersburg fürchtet, daß ihm Berlin, Berlin, daß ihm Petersburg in der Kriegsvorbereitung voraus sei. Botschafter Swerbejew meldet die deutsche Mobilmachung; und sein Widerruf dieser

durch ein fälschendes Extrablatt bewirkten Meldung wird von dem deutschen Telegraphen verzögert. Die Nachricht, daß Belgrad von den Österreichern beschossen worden sei, erregt in Rußland die Gemüter. Aber Wien will weiter verhandeln. Zu spät. Auch Deutschland legt nun ein Ultimatum vor: in Petersburg; da es keine Antwort erhält, übergibt am ersten Augustabend der Botschafter Graf Pourtalès Herrn Sasonow die deutsche Kriegserklärung. In der vierten Augustnacht überschreiten deutsche Truppen die belgische Grenze. Auf preußischen, aber aus britischem Bedürfnis entstandenen Antrag ist im vorigen Jahrhundert Belgien neutralisiert worden; auf Befehl des preußischen Königs und Deutschen Kaisers wird nun diese Neutralität gebrochen, weil militaristisch gedrillte Hirne wähnen, ein internationaler Vertrag sei nicht mehr als ein „scrap of paper“, den die Hand des nach Mehrung nationaler Macht Strebenden ohne Bedenken zerreißen dürfe. Gegen Rußland, Frankreich, England, Belgien ist das Deutsche Reich im Krieg. Noch unter dem selben Augustmond folgt Japan. Im Herbst leckt der Brand über die fünf Kontinente der Menschenwelt. Und Deutschlands Volk, dem so ungeheure Last aufgebürdet ist, gegen das bald eine Menschenmilliarde sich waffnet, atmet auf, als sei es von Albdruck erlöst. Im kugelfesten Panzer des Glaubens, zu Abwehr des frevelsten Unrechtes, zu Verteidigung mühsam erarbeiteten Nationalbesitzes aufgerufen zu sein, zieht es freudigen Herzens, singend in den Kampf.

Das Geleistete ist höchster Bewunderung wert. Kleidung, Waffen, Nahrung, Munition, Handwerkzeug jeder Art, Transporte auf fast endlos langen Nachschublinien: alles war und blieb in straffster Ordnung; und lange wurde durch den vom Krieg erzwungenen Umbau aller Wirtschaft der Bürger, der seufzend auf den Eintritt ins Heer verzichten mußte, nicht arg belästigt. Der Gemeinschaft leiblicher, seelischer, geistiger Kräfte gelang, zwischen Gent und Grodno, also auf dem größten Stück europäischen Festlandes, ein Aufmarsch, wie ihn das Himmelslicht nirgends je

sah. Jeder auf seinem Posten; jedes Kriegsgerät an seinem Platz; jede Möglichkeit vorbedacht. Und in keines Mannes, keines kräftigen Weibes Brust bebt ängstlich das Herz. Tief und mit festen Strängen ist das Vertrauen eingewurzelt. Unser Leben, nicht nur das des Reichsten, war allzu üppig geworden; auf Gummireifen (vier, als Ersatz, hinten angehängt) sauste es über Sumpfland, Baumstümpfe und spitze Steine. An manchem Herzen hatte deshalb die Sorge genagt, ob das verwöhnte Geschlecht nicht knurren, nicht früh über Gliederwundheit stöhnen werde, wenn es sich auf die Pritsche rauher Kriegerpflicht strecken müsse, ob das Fleisch noch geschwind, bis in Massengemetzel dem Willen gehorchen könne. Diese Sorge wich schnell. Aus der Fülle behaglicher Lebensgüter, aus den weichsten Kissen sprangen Hunderttausende auf ihren Wehrmannposten. Wer ganz vorn sein darf, jubelt. Wer noch hinten bleiben muß, hofft: Morgen geht's an die Front. Niemand bangt vor Entbehrung. Alle lechzen danach. Beamte höheren Grades und Bankregenten, Stadt- und Justizräte ziehen den Rock des Unteroffiziers, des Gemeinen an und harren wie in Glücksfieber, wie als Kinder der Christfestbescherung, des ersten Gewitters, das aus dem Eifer des viel jüngeren Vorgesetzten aufflammt. Verdient etwas Tadel, so ists die allzu laute Fröhlichkeit der sichtbarsten Volksschicht. Das putzt sich und tändelt und lacht. Das meint, jeder Abend müsse eine neue Siegesbotschaft bringen, und sitzt, sie flink aufzuhaschen, bis nach Mitternacht um die Straßenschänke. Überall Fahnen und Fähnchen, Gesang und Gekreisch. Zu viel Volksfeststimmung, zu wenig Andacht. Erst jenseits von diesem Geräusch, in den stilleren Straßen, auf der Heide, in Dörfern, schaut ernste Empfindung gelassen oder schüchtern, wortlos beredt dem Wanderer ins Auge. Aus einander Fremden, oft Feindseligen scheint, endlich, ein Volk geworden. Jede Seele fühlt, jede auf ihre besondere Weise, den großen Ernst des Erlebens und die zum Gehorsam freier Menschheit gebändigte Kraft der Volksgemeinschaft, in deren Takt ihr Puls pocht. Alles Lügengespinnst schien wie Zunder zerfallen.

Schien . . . Mit unermüdlichem Eifer wurde auf tausend Spindeln neues Lügennetz gewebt, das die alten Gespinste ersetzen sollte. Für alles gab es nun bald „Ersatz“; für Gutes und Schlechtes, Edles und Gemeines. Für Butter, Tinte, Parfüm, Mangan, Kaffee, Tee, Zucker, Schmieröl, Zahnwasser, fast allen Bedarf, dessen Deckung die Blockade der deutschen Küsten verhinderte. Eisen ersetzte das Kupfer, Pflanzenfaser die Wolle, in Zuckerwasser getränktes Seidenpapier die zur Granatfabrikation nötige Baumwolle. Wieder war die Leistung höchster Bewunderung wert. Und Deutschland hatte sich gewöhnt, nur die Leistung zu schätzen. Ihrem Ursprung, den Wegen, auf denen sie möglich geworden war, wurde nicht nachgeforscht. Hinter dem Übergang in die Kriegsmoral, die auch den Massenversand von „Wahrheit fürs Ausland“ (einer oft ranzig riechenden *vérité officielle*), wie alles hienieden „organisierte“, in der Heimat aber die echte, natürlich gewachsene Wahrheit erblinden, verhungern, verlausen ließ, wurde die Nutzensreligion der gewissenlosen Erwerbgenossenschaft erst ganz offenbar. Die Epistel der dreiundneunzig „Vorragenden“ „an die Kulturwelt“ zeigte zum erstenmal schmerzhaft, was in dunkler Stille entstanden war. „Es ist nicht wahr, daß wir die belgische Neutralität verletzt haben“: dieser von einem Komödienschreiber ersonnene Satz und ein Bündel ähnlicher, die ihm folgten, wiederholten nur, was unmittelbar vor Kriegsausbruch ein bayerischer (nicht preußischer) Diplomat, Graf Lerchenfeld, in dem Bericht an seinen Ministerpräsidenten sagte: „Dem Ausland gegenüber muß, natürlich, alles abgeleugnet werden.“ Alles, was dem Ansehen Deutschlands schaden kann. Wahr oder unwahr: einerlei. Right or wrong, my country. Noch weiter als dieser schlimme britische Spruch ging der deutsche Grundsatz; viel weiter. War er das tiefste Geschäftsgeheimnis und der letzte Schluß neudeutscher Weisheit? Die Erwerbgenossenschaft nennt es Patriotismus, „vaterländische Pflicht“; sie bildet sich ein, dieses einer Falschmünzerguppe oder Hehlersippe ziemende starre System steten Ableugnens schaffe die „vom Nationalgefühl in

schwerer Zeit geforderte Einheitsfront“; hält auf dieser imaginierten, in der Wirklichkeit eines zerklüfteten Sechzig-millionenvolkes unmöglichen Front alltäglich Paraden ab und fällt von Erstaunen in zornige Schimpfrede, weil die Welt auf solches Treiben mit Verachtung reagiert. Die Leistung wird bewundert, die allumfassende Tüchtigkeit oft sogar, besonders in Frankreich, noch überschätzt; auf die politische Moral aber blicken die anderen, alle, von den verschneiten Wällen festgefrorenen Mißtrauens.

Darf der nach Gerechtigkeit Strebende darüber staunen, pharisäisch zetern, daß in den Jahren sittlicher Wirrnis, unaufhörlicher Bedrängnis und peinigender Not die Saat des Unheils in überreichliche Ernte reifte? Aus Ost und West kam immer wieder die Kunde von deutschem Sieg; niemals von Fehlschlag, Rückzug, Verlust an Menschen, Schiffen, Kriegsgerät. Niemand erfuhr, daß schon in der ersten Septemberdekade von 1914 an der Marne eine Entscheidung gefallen war, die, weil sie England die Zeit zur Waffnung des Empire gab, keinen Halm von der Hoffnung stehen ließ, Deutschland könne, zwischen zwei lahmen Gefährten, den Sieg erringen. Als ich in meiner Wochenschrift vorsichtig die Tatsache der Marneschlacht angedeutet hatte, schrieben hochstehende Männer mir, sie seien erstaunt, zu sehen, daß auch ich von den Lügen der französischen Propaganda zu dem Irrglauben an eine Marneschlacht verleitet worden sei, die in „der Wirklichkeit nie existiert habe“. So fest war der Tempel der Wahrheit verriegelt. Die Erfüllung der von Fichte und Lassalle den Deutschen oft gepredigten Pflicht, „auszusprechen, was ist“, war streng verboten und schon dem Versuch, vor gefährlicher Illusion zu warnen, drohte Bestrafung durch „Schutzhaft“ oder noch Ärgeres. Innere Hemmnisse, Riesenverluste hatten nur die Feinde, nicht wir. Ihnen nur nahte Bankerott, Meuterei, Zermorschung des Staates, Abfall der Fremdvölker, Dominions, Kolonien, Auflockerung der Bündnisse, zornige Ungeduld der Neutralen. Sie müssen im Ausland immer höhere Schulden häufen, während wir alles im eigenen Lande

durch Kriegsanleihen aufbringen, die stets überzeichnet werden. Wir haben in breiter Fülle, was wir brauchen; mehr, als wir brauchen. Obendrein eine ganze Kiste voll Überraschungen, die, Giftgas, Tauchboot, Zeppelin-Geschwader, Dicke Berta und Ferngeschütz, geschminkte Patrouille-Kähne, Untersee-Handelsboote, dem Feind bald den Atem rauben werden. Der Vizekanzler des Reichs wagte sich bis in die Behauptung vor, sogar finanziell sei Deutschland allen anderen überlegen und könne länger als das British Empire „mit silbernen Kugeln schießen“. Selbst dieser läppischen Prahlerei glaubte das gläubige Volk. Tag vor Tag hörte es, der Endsieg sei nicht nur sicher, sondern auch nah und nur zu gefährden, wenn irgendwo die Klammern der Siegesgewißheit sich lösten. Vor und nach jedem Ereignis hat und hätte diese Taktik lückenloser Beschönigung sich bewährt. Andere aber forderte der Zustand fünfzigmonatigen Krieges. Ereignis, selbst schmerzendes, flügelt die Geister und hebt sie in Willenskraft, die sieghaft der härtesten Mühe spottet. Zustand, selbst der von tausend Fahnen umrauschte, wird langweilig; er rupft, Feder nach Feder, den Geistern die Schwingen aus und läßt sie kalt und lahm in Alltagsstaub, Alltags Sorge sinken. Die Hoffnung, mit der Strategie und Taktik, die den Willen das Ereignis meistern lehrt, auch über den widrigen Zustand die Herrschaft gewinnen zu können, gleicht dem Wahn, die beseligenden Herzensräusche und Sinnenspasmen der Verlöbniszeit könnten das Glück einer Ehe verbürgen. Weil weder die Heeresleiter noch die Regierer den Unterschied zwischen Ereignis und Zustand erkannten, mußte ihre Rechnung falsch werden.

Dem Krieger und dem Bürger wurde die Zeit allmählich bitter hart. Draußen und drinnen fehlte das Nötigste. Ein nur im eigenen Land, zugleich für drei wirtschaftlich schwache Bundesgenossen finanzierter Krieg unerschauten Umfanges, der erste mit großindustriellen Mitteln geführte, mußte einer nicht kleinen Schar von Produzenten und Händlern Riesengewinne eintragen. Diesen ungeheuren Profiten mit der Steuerzange beträchtliche Stücke abzuzwicken, scheint

nicht notwendig. Dadurch würde ja die „Stimmung“ in der Schicht verdorben, die den Krieg wie Champagnerwein schlürft. Und alle Kriegskosten zahlt am Ende ja der Feind, dessen Niederlage längst sicher ist. Damit in der Unterschicht die Stimmung nicht versauere, wird mit den Arbeitslöhnen nirgends geknausert. Der Mittelstand aber, das ganze Gekribbel der kleinen Intelligenzträger, verarmt mehr und mehr. Nur auf diesem Gebiet wird nicht alles, Preis und Lohn, Gewerbe und Handel, Dauer und Bedingung der Arbeit, vom Befehl der Militärbehörde geordnet. Von schlechtem Kleie-Brot, Wassersuppe und Kohlrüben sich einen Winter lang in kalten Zimmern nähren, ist Pein. Noch schlimmer die stete Konzentration auf allzu Irdisches, der ewige Zwang unter das Joch der Fragen, wie und woher das für Nähr-, Heiz-, Kleid-Stoff, für Unterricht und reinliche Bettung der Kinder am nächsten Tag unentbehrliche Geld zu erlangen sei. Wer vermag aus dem Käfig solcher Sorgen, mit überreizten, übermüdeten Nerven, sich in das Gefild reinen Denkens, der Kunst, Wissenschaft, irgendwelcher Abstraktion aufzuschwingen? Das Gewissen selbst wird morsch und verliert allmählich das Bedürfnis innerer Sauberkeit, das in dem feinen Uhrwerk kein Stäubchen duldet. Doch unter der Zuchtrute der Generalkommandos (wo zu Kriegerwerk untaugliche Generale über frontscheuen Allüberwindern thronen) darf Ungeduld, Mißmut, Zorn über die leichtfertige Gefährdung des geliebten Landes nicht zu offenem Ausdruck kommen. Im Dunkel nur, in der Stille schwillt die Schar der Ketzer. Laut wird aus tausend Megaphonen geschrien: „Der Sieg ist uns sicher, nur sein Umfang noch ungewiß; durchhalten, nur für eines Atemzuges Dauer noch: und kein Teufel raubt uns den Endtriumph.“ Geflüstert aber wird: „Wir siegen uns zu Tod! Wie lange soll und kann dieses entkräftete Volk sich gegen eine Menschenmilliarde denn noch behaupten?“ Unerträglich wird der Zustand, in dem ein achtzehnjähriger Leutnant wie ein mit gottähnlichem Recht Begnadeter durch die Reihen versteint scheinender, ehrerbietig salutierender Soldaten schreitet,

Bismarck

während ein fast fünfzigjähriger Landsturmmann, Richter, Professor, Künstler oder Kaufmann, mit Sack und Pack wie ein Stück Vieh herumgestoßen wird. An Kasernen, in Unterkünften und Gräben ist nun andere Inschrift zu lesen als 1914. „Gleicher Sold und gleiches Essen — und der Krieg wäre bald vergessen.“ „Ich sag' es ohne Scheu: Wenn Wilhelm im Zylinder geht, Auguste nach Kartoffeln steht, dann ist der Krieg vorbei.“ Viel bitterlich Schlimmeres noch. Wird in der Heimat ein Ketzer ertappt, so muß er schnell ins Feuer; daß es Trommelfeuer, nicht das kleinere des trauten Scheiterhaufens ist, ändert nichts am Wesen der alten Ketzerstrafe. Die Vibrionen müssen an die Front: und man wundert sich, daß sie von den Stellen reizbarer Schwäche (*minoris resistentiae*) aus zersetzt wird. Im Westen, trotz tapferer Ausdauer, kein entscheidender Erfolg und stetig wachsender Andrang der bis ins Kleinste gut gerüsteten und versorgten tollkühnen Amerikaner. Im Osten, trotz allen Einzelsiegen, nur durch den von der deutschen Heeresleitung befohlenen Import der Bolschewiken und durch deren Agitation die russische Wehrmacht gelähmt. Und die militaristisch aberwitzige Härte der Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest hat die Hoffnung auf allgemeinen, von weitsichtiger Vernunft gestützten Frieden verschüttet. Weh jedem, der solche Gedanken öffentlich anzudeuten wagt. Meine Wochenschrift, in der ichs tat, wurde durch immer erneute Konfiskation bis an den Rand des Ruins geschädigt, war in Armee und Marine jahrelang, in der Heimat je zweimal fünf Monate lang verboten. Den „Gutgesinnten“ blühte der Weizen. Die Mahner sollte der Hunger kirren. Noch im Oktober 1918 aber schrie von allen Mauern die Proklamation des Generalissimus Hindenburg, nur Deutschland, das im Osten gesiegt habe und im Westen endgültigen Sieges sicher sei, habe im ganzen Kriegsverlauf jeder Meinung freien Ausdruck gewährt.

Eine Matrosenmeuterei, die ein paar Hundert unruhiger Köpfe von der Küste ins Binnenland spült, schwemmt die

Fundamente des Fürstenbundes von 1871, den Unterbau des Deutschen Reiches, hinweg. Die Tagebücher und Briefe des Generals von Moltke, der neun Jahre lang, bis nach der ersten Schlacht an der Marne, den Großen Generalstab leitet, und andere Urkunden erweisen, daß schon 1915 unbefangene Sachverständige nicht mehr an Endsieg glaubten, viele sogar schon vor der Möglichkeit völligen Zusammenbruches bangten. Den hielt nur der geduldige Opfermut der in Feld und Haus von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugten Nation auf. Wäre den Deutschen, wie von kühler Klugheit den Briten, gesagt worden, der Weg (nach Tipperary) sei noch weit, die Aufgabe furchtbar schwer: nie konnte aus Enttäuschung dann Katastrophe werden. Sie war Produkt vierjähriger Lügenbrut, nach der die auf stürmisches Drängen der Heeresleitung nach Washington gerichtete Bitte um Waffenstillstand wie ein aus heiterem Himmel zuckender, ringsum Flammen zeugender Blitz wirken mußte. „Wir sind belogen und betrogen worden“: in diesem Aufschrei des Führers der Junkerpartei drückte das Empfinden der ganzen Nation sich schmerzlich stöhnend aus.

Die Dynastenfront, die ein Halbjahrhundert lang unerschütterlich schien, zerstob wie Spreu im Wind. Der Kaiser ist längst aus der Heldenpose gerutscht; nun, weil im Hauptquartier der Feldmarschall ihm, wie er schreibt, nicht mehr „die Sicherheit verbürgen kann“ (ohne die doch Millionen, vier Jahre lang in Gräben und Höhlen ausharren mußten) desertiert er das Heer und flieht nach Holland. Dahin folgt ihm der Kronprinz. Zwei Dutzend oder mehr deutsche Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten verschwinden über Nacht, ehe sie, von denen eigentlich kaum einer sich Haß zugezogen hat, gewaltsam von ihren Thronen und Thrönchen gestoßen werden. Zuerst in München, sogleich danach in Berlin, dann überall wird die Republik verkündet. Offizierkorps, Adel, hohe Beamtschaft, gelehrte und journalistische Wortführer der Monarchie: alles duckt sich behutsam, durchaus nicht heroisch, unter den Sturm. Gestern noch wurde das Wort „Demokratie“ wie abscheulicher

Greuel verfehmt; heute schminkt und gebärdet jeder sich demokratisch. Gestern wurde einem sozialistischer Partei-gesinnung Verdächtigten die Bestätigung in dem kleinsten Ämtchen versagt. Heute stellt diese Sozialdemokratie Kanzler, Minister, Oberpräsidenten, spickt den ganzen Be-
amtenkörper von Reich, Staaten, Gemeinden mit ihren Leu-
ten und wird von den soeben Entmachteten genau so um-
schmeichelt, umdienert wie gestern der glitzernde Troß der
Privilegierten. Ein Mann, der als Sattlerlehrling, Schankwirt,
Redakteur provinzialer Blätter, Parteibeamter, hundertmal
das Lob der „internationalen, revolutionären, völkerbefreien-
der Sozialdemokratie“ gesungen hat, wird Reichspräsident,
Nachfolger Wilhelms des Prunksüchtigen. Wer könnte,
wer dürfte nach alledem noch zweifeln, daß ein neues
Deutschland entstanden war?

Wahrhaftigkeit, die der nicht flüchtig nur Hinblickende
in jeder Zone als die beste Politik erkennt, befiehlt, den
vielfach schon durchlöcherten Schleier ganz zu zerreißen.
Neu-Deutschland hat nicht Revolution durchlebt, sondern
nur einen von Übermüdung begünstigten, von Schreck be-
wirkten Krampf durchfiebert. Nicht der ungestüme Drang
nach Freiheit, Selbstbestimmung und Verantwortlichkeit
für das Staatsschicksal hat die Monarchie gestürzt und an
ihrer Stelle die Republik errichtet, sondern der Wunsch, den
Willen einer feindlichen Welt zu sänftigen, und die Hoff-
nung, dadurch mildere Friedensbedingungen zu erlangen.
Weil diese Hoffnung zu trügen schien (nur schien: denn
einer deutschen Monarchie wäre noch viel schwerere Last auf-
gebürdet worden), weil, dennoch, der Friedensvertrag furcht-
bar hart wurde, kam neue Enttäuschung auf, deren Gefühls-
inhalt sich in den banalen Worten zu äußern pflegte: „Nun
haben wir alles, was Wilson & Co. wollten, getan und werden
trotzdem so schlecht behandelt! Mit all ihren großen Worten
von Freiheit, Menschenrecht, Brüderlichkeit haben diese
Leute uns nur heuchlerisch in eine Falle gelockt.“ Solche

Stimmung wurde der Quell alles Unheils. Ein Volk, spricht Goethes Herzog Alba, wird niemals reif; ein Volk bleibt immer kindisch. In diesen düsteren Glauben eines hispano-römisch frommen Katholiken und Kriegers konnte sich das Urteil dessen trüben, der die tapfere, arbeitsame, durch Verstandeserziehung und Bildnerkraft manchem Nachbar überlegene deutsche Nation noch einmal unter die unselige Wirkung des methodischen Wahnes gleiten sah, der vor wenigen Jahren erst ihr Leben ernstlich gefährdete. In Allmacht wuchs die Herrschaft von Rachgier glühender Nationalisten; fester als zuvor der Befehl militärischer Diktatoren knebelt Terror: *terreur blanche*, den Willen zur Wahrheit. Der Rückblick auf den frühen Morgen der Republik lehrt diese Entwicklung verstehen. Sozialdemokraten haben, als Reichsminister, damals die heimkehrenden Truppen des „unbesiegten Heeres“ an Stadttoren begrüßt. Und einer dieser angeblich international-pazifistisch Denkenden, „Genosse“ Noske, hat im Truppenlager eines preußischen Generals zu dem von rauh beginnenden Kommunistenunruhen tief bekümmerten Herrn Ebert gesagt: „Kopf hoch, Fritz! Alles wird wieder gut.“ Diese Zuversicht entnahm er der durch Augenschein bewirkten Gewißheit, daß dicht bei Berlin eine in straffer Disziplin gehaltene Mannschaft ganz im Geist der Kaiserzeit zu schonungsloser Niederzwingung allen Aufruhrgelüstens, zu gewaltsamer Restauration von „Ruhe und Ordnung“ bereit sei. Das geschah wenige Wochen nach der „Revolution“. Um mit dem Werkzeug alter Gewalt die alte Ordnung, die Ruhe der streng überwachten Kaserne wieder herzustellen, brauchte man nicht die Pfeiler und Tragbalken des Staates umzustürzen. War der Zweck des Umsturzes aber, den freien Grund zu ebnen, auf dem ein freies Volk sich in Schaffenslust regen könne, dann ist zu diesem Zweck nichts, gar nichts geschehen.

Der Raum eines dicken Bandes wäre nötig, um all die in diesen Jahren gehäuften Fehler zu beschreiben, deren frühester war, daß nach Versailles, mit viel zu großem Gefolge, der typische Vertreter alter Diplomatie geschickt wurde,

der, trotz Klugheit und bewußtem Streben nach der Allure des Bürgers, die höfisch-militärische Erziehung nicht verleugnen konnte und dessen erstes Wort, das erste nach vierjähriger Blockade aus der neu schimmernden Fassade des Reiches erschallende, ein Protest gegen den Verdacht deutscher Hauptschuld am Ausbruch des Krieges war. Auf den Krücken so falscher Psychologie wurde dann auf dem Dornenweg weiter gehumpelt. Den Gegnern schien all das Trug; schien es aus der „Cour des miracles“ alter Meloromantik entlehnt, die ihren Kunden blutige Binden, Buckel, Stelzfüße, plumpe Prothesen aller Art als Leihgut liefert und in deren Täuschungskünste, noch aus engster Klemme, eine in Würde gereifte Nation sich niemals erniedern dürfte. Doch unheilvoll wirkte jener Grundsatz nach, den der bayrische Graf in die apokalyptisch-unverjährbaren Worte gefaßt hatte: „Dem Ausland gegenüber muß, natürlich, alles abgeleugnet werden“.

Alles. Stramm abgeleugnet, daß zwar die deutsche Volksmasse eben so wenig wie irgendeine andere je nach Krieg, der ihr Blutopfer aufbürdet, lüstern, daß aber Wilhelm mindestens eine in Fleisch und Bein wandelnde Ursache des Krieges war, dessen Ausbruch und Ausdehnung von der Unvernunft und Anarchie europäischer Wirtschaft begünstigt wurde. Abgeleugnet auch die militärische Niederlage und die Tatsache, daß unmittelbar nach ihr Deutschland zu gerechter Reparation noch durchaus fähig blieb. Wem hat dieses zähe Leugnen genützt? Sicher nicht der Nation, gegen die es immer neues Mißtrauen weckte und waffnete und deren nächstes Schicksal doch an der Frage hing, ob ihr der Erwerb des Weltvertrauens gelingen werde. Nützen konnte es nur den Monarcho-Nationalisten. Je fester sie die Vertreter neuer Staatsordnung in das alte Lügensystem verstrickten, je fester also zwischen diesem System und den Machthabern der Stunde das Band der Solidarität wurde, desto heftiger mußte sich draußen ringsum Feindschaft regen, die Deutschland in den Luftbereich einer Katastrophe riß: und nur aus Katastrophen, fremden oder heimat-

lichen, kann einer Desperado-Politik Hoffnung auf Sieg erblühen. Mit verschmitzter Schlauheit haben die Nationalisten alle Regierungen der Nachkriegszeit in eine Taktik zu verleiten vermocht, deren Ziel war (und nur sein konnte) die neue Staatsform zu diskreditieren, den Glanz der Kaiseritage und das Elend der Republik zu illuminieren, alle Schuld auf die Bosheit und niederträchtige Schurkerei der Sieger zu schieben (deren Sieg nur ihrer Betrügerei und dem von Sozialisten und Juden in Deutschland angezettelten Verrat zu danken sei), den Versailler Vertrag, der eine Pontonbrücke, nicht die Küste fruchtbaren Festlandes, Mittel, nicht Zweck ist, als das infamste Verbrechen, die verächtlichste Schandurkunde aller Jahrhunderte zu verschreien und dadurch den Willen zum Bruch der Fessel und zu Rächung des Frevels aufzupeitschen. Die Regierer sahen dieses Ziel nicht immer klar, die Angst, als schlechte Patrioten geächtet zu werden, die feige Furcht vor den in der Mordanstiftung nicht schüchternen Geheimbünden, deren direkte Opfer die Ziffernhöhe eines Halbttausend erreichen, blendeten ihr Auge; und ist es nicht wundervoll bequem, das von eigener Unzulänglichkeit Versäumte oder Verfehlt durch dem prüfenden Blick zu bergen, daß man es mit der Miene des trauernden Patrioten auf das Schuldkonto feindlicher Tücke bucht?

Wie der Sprachforscher von Volksetymologie, so kann der Forscher nach Ursache und Wirkung von Volkslogik sprechen. Eine Frau hat stundenlang im Regen auf der Straße gestanden, um für ihren kleinen Haushalt, in den kaum noch die Hälfte des (nicht überreichlichen) Arbeitseinkommens von früher fließt und in dem deshalb die kahle Not herrscht, um für ihren Mann und die Kinder Brot und Mehlsuppe, die seit Monaten die einzige Nahrung bilden, ein Viertelkilo Pflanzenfett zu erlangen. Sie hat Muße, der Zeit zu denken, da täglich Fleisch auf ihren Tisch kam, sie den Kleinen was Süßes, Kuchen, Bonbon, Schokolade zu stecken, zu Weihnachten ein Tannenbäumchen einkaufen, die in den Zweigen befestigten Wachslichte anzünden, aller-

lei hübsche Geschenke darunter legen konnte. Jetzt hat sie für ihren Knaben kein Hemd, kein Laken im Bett. Milch, Butter, Eier sind nur noch erträumte Genüsse. An Weihnachtsfeier und Geschenke ist gar nicht zu denken, und wenn sie für ihr kleines Mädchen, das seit acht Tagen so furchtbar hustet, einen Arzt holen muß, ist das Loch im Budget monatelang nicht zu stopfen. So aber wie dieser Frau ging es Millionen Menschen in deutschen Städten. Ist nicht begreiflich, daß der Vergleich leidlicher Existenz in der Kaiserzeit mit dem grassen Elend von heute sie in die Meinung verleitet, das Kaiserreich sei der Republik vorzuziehen? Weil der Butterpreis ins Unerschwingliche gestiegen ist, scheint Wilhelm nicht so schlimm, wie man ihn jetzt darstellt. Das ist simpel. Das leuchtet der Volkslogik ein. Gewiß wäre leicht zu erweisen, daß der Butterpreis, der ganze Jammer von heute die Folge, die letzte Auswirkung der Wilhelmerei ist. Erstens aber ist der Kausalprozeß, der solchen Beweis liefert, viel zu kompliziert, zu spitzfindig für die dumpfen Sinne der mit Mühsal Beladenen, die in geflickten Schuhen und fadenscheinigen Kleidern durch den Morast der Alltagsnot stampfen. Und zweitens ist der Versuch solches Beweises nie gemacht worden. Niemals mit den derben, der Massenpsyche angepaßten Mitteln, die allein ihn zu Wirkung bringen könnten. Statt von dem Bild nachwirkender Verderbnis die letzte Hülle wegzuziehen, statt die ungeheuren Fehler und die Fäulnis des alten Systems und seiner Hauptrepräsentanten immer wieder mit dem grellsten Licht zu bestrahlen und so allmählich den Volksinstinkt in Klarheit zu führen, hat man durch Beschönigung und Verteidigung des Gewesenen, Gestürzten eine Art von „Kontinuität“ des Regierungssystems zu schaffen versucht. Wem ist auch nur vorstellbar, daß die Köpfe der großen Revolutionen Englands und Frankreichs von den Generalen und Staatsintendanten, Günstlingen und Kreaturen der Könige Charles Stuart und Louis Capet, von diesen Monarchen selbst, die vor der Geschichte doch nicht mit einem Hundertstel des von Wilhelm bewirkten Unheils belastet sind, mit

zärtlicher Schonung gesprochen hätten? Aus den Tiefen der Nation wäre ihnen die zornige Frage entgegengehalten, warum sie verfemten, zertraten, köpften, was solcher Schonung würdig war. Die deutsche Republik, von ihren Regierern prahlerisch die freieste der Welt genannt, wahrt und ehrt das Gedächtnis der Monarchie wie heiliges Gut. Und der Erfolg dieses Tuns wurde überall fühlbar. Wo die besiegten Feldherren (die schlaue genug waren, mit dem Odium der von ihnen erzwungenen und erflehten Kapitulation im Wald von Compiègne die Zivilisten zu bepacken), wo die Generale Ludendorff und Genossen sich zeigten, da umbrauste sie Jubel, wie ihn die Marschälle Foch, Joffre, Pétain, Douglas, Haig, Pershing niemals hörten. Populär sind nur die Leute, die das Land in den Krieg, in den Wahnwitz des Strebens nach Annexionen und Erdbeherrschung, in die Niederlage geführt haben. In dem breiten Schwarm der seit 1919 verbrauchten Minister war nicht ein einziger, der nicht ein großes Stück von Mitverantwortlichkeit für das Gewordene trug. Alle waren von dem Terror der Nationalisten eingeschüchtert und, sobald sie den Mund auftraten, nur von der Furcht beherrscht, sich vor diesen unbittlich grausamen Wächtern des integralen Nationalismus die kleinste Blöße zu geben. Deshalb die ewige, ewig nutzlose, immer nur der Sache Deutschlands schädliche Wiederholung all der tausendmal gehörten Anklagen, der langen Liste von Rechtsbruch, Willkür, Greuel, die „dem Feind“ zugeschrieben ward. Denn die schrillste Verfluchung des Feindes weckt den lautesten Applaus.

Wer darf darüber staunen? Die von System zu System vererbte Behauptung, ein Volk flecklos reiner, engelgleich bescheidener Menschen sei nur durch die böse Tücke, die Gier und den Neid schlimmer Nachbarn und Konkurrenten in Krieg gezwungen, in zermürbende Not eingepfercht worden, diese der Volkslogik sich einschmeichelnde Legende konnte nicht spurlos bleiben. Und woher sollte die Garde einer Republik sich rekrutieren, die keinem Stand je etwas gab, auch dem Bauer nicht Land, die allen nur nahm und die

vom murrenden Haß knirschender Scharen Deklassierter, Adel, Offiziere, Beamten, umlagert ist?

Keinem Stand brachte sie dauernden Gewinn, einem ganzen Gewimmel aber für Jahre Bereicherung oder wenigstens Glitzerschein. Neben hohlwangiger Not, auf den Gräbern der Mittelklassen, die vom Ausverkauf ererbter Schmuckstücke und entbehrlichen Hausgerätes eine Weile ihr Leben kümmerlich fristeten, blähte frech sich üppigster Luxus. Das praßt und schlemmt, überfüllt Theater, Konzerthäuser, Tanzsäle, Restaurants, Teestuben, Bars, die Arena der Box- und Ringkämpfer, Schnapsschankstätten, Rennbahnen, Seebäder, Alpendörfer, Wintersporthotels und die mit jedem Monat wachsenden Räume, in denen halb oder fast ganz nackte Frauenleiber sich zu Wettbewerb ausstellen. Das hält sich die kostbarsten Rolls-Royce, die elegantesten Weiber, mietet in Gebirg und Tal und am Meer die feinsten Quartiere, kauft, was irgendwo käuflich ist, und fragt niemals ängstlich nach der Höhe des Preises. Woher all das Geld? Unnötig, das auf tausend Walzen abgespielte Lied von den Profitierern des Krieges, den nouveaux riches, dem täuschenden Segen der Inflation, den ins Ausland verschleppten, zu Haus versteckten, ins Neutralländische verlarvten Kapitalien, von der alle Schichten durchrasenden Devisenjagd und Aktienpekulation, von der Auswurzelung des Spartriebes noch einmal anzustimmen. Nur daran sei erinnert, daß alle von Landwirtschaft Lebenden, noch immer fast drei Fünftel des Volkes, nie zuvor so hohen und sicheren Gewinn hatten wie seit dem Beginn des Krieges und der Blockade; daß die ins Lächerliche sinkende Geldentwertung sie von allen Hypotheken und von anderen Schulden erlöst und ihnen Meliorierung und Modernisierung der Bauernhöfe, Großgüter, des Viehstandes, Ackergerätes und aller Maschinen, den Ausbau und den Neubau von Kirchen, Schulen, Amts- und Wohnhäusern bis in die entlegensten, einst ärmsten Dörfer in nie erhofftem Umfang ermöglicht hat; daß Bauern, um die sich über Nacht entwertenden Markzettel in „Sachgüter“ umzuwechseln, Klaviere, Grammophone, Motorräder, Auto-

mobile, für ihre Frauen und Töchter Seide, Sammet, Pelze, Jumpers, Spitzen, die zartesten Dessous, ganze Berge von Wäsche, Kleiderstoffe, Wolle, Nähgarn, für zwölfjährige Mädels schon die ganze Brautausstattung eingekauft haben; daß einfache Förster im Nebenberuf Acker-Weidewirtschaft treiben, ein Dutzend Stück Rindvieh, ein Halbdutzend fetter Schweine im Stall halten, Gänse, Puten, Hühner auffüttern, Fische und Krebse in genügender Menge fangen, um den ganzen Bedarf großer Stadtreaurants damit zu versorgen. So sah es auf dem Land aus. So, bis eines Tages beschlossen wurde: „Von morgen an sind 1000×1000 Millionen = 1 Rentenmark.“ Bis auf dieser Gleichungsbasis die Mark im Inlandsverkehr „stabilisiert“ und Deutschland aus dem billigsten über Nacht das teuerste Land Europas wurde. Seitdem leidet auch die Landwirtschaft. Sie ist mit hohen Steuern verschiedenster Art belastet, muß ihre Produkte, die sonst unverkäuflich blieben, unter dem Weltmarktpreis hingeben, für alles aber, was sie von den Stadtgewerben braucht, von der Kohle und Maschine bis zu Nägeln und Nadeln, Preise zahlen, die mindestens auf, meist über dem Weltmarktniveau liegen. Was sie noch an Papiergeld, Obligationen, Pfandbriefen hat, ward wertlos; und schon die Pflicht, die zur Feldbestellung notwendigen Düngemittel anzuschaffen, dräute als ein unlösbares Problem. Und nur natürlich, in Urtiefen der Menschennatur begründet ist, daß auch die Städter die häßlichen Geldzettel, die in ihrer Hand, Tasche oder Truhe schnell Makulatur wurden, für Ware oder Tand, Genuß oder flüchtiges Vergnügen ohne Bedenken hinwarfen. „So“ (sagt man in Deutschland) „kommt Geld unter die Leute“. Regierungen, zu denen niemand Vertrauen hat, dieses Geld als Steuerbeitrag zu ertragloser Vergeudungswirtschaft anzubieten, drängt keinen besondere Lust; noch weniger, es in den Hort zu häufen, der die von dem „Feind“ zu Reparation seiner Kriegsschäden verlangte Summe liefern soll. „Der Feind nähme uns ja doch alles“: jeder Mahnung an die Pflicht der besiegten Nation, sich in das karge Leben verarmter, tief verschuldeter Menschen einzuschrän-

ken, folgt diese oder im Sinn ähnliche Antwort. In dem übermüdeten, unterernährten, von der Fülle schrecklichen Erlebnisses stumpf gewordenen, vom Glauben und Aberglauben an Worte, Parteidogmen, Führergrimassen enttäuschten Volk ist, oben und unten, alles Interesse an Politik erloschen wie ein Lichtstümpfchen nach kurzem Flackern im Wind; in der unaufhörlichen Sorge um den nächsten Tag, in dem nie endenden hastigen Drang nach Sicherung des Notdürftigsten glimmen nur die zwei eng alliierten Begriffe „Feind“ und „Reparation“ manchmal noch auf.

Denn unausrottbar scheint den Köpfen, leeren, simplen und mit Kultur fein möblierten, die Meinung eingewurzelt, an der Lösung des Reparations-Problems hänge das Schicksal Deutschlands, Europas, eines noch viel größeren Stückes der Menschenerde, hänge (wie eine schlechte Metapher es ausdrücken könnte) die Zukunft des Planeten, der dem eng begrenzten Auge der Adamsenkel als Kosmos gilt. Seltsam, wie lange diese Irrmeinung sogar in hellem Verstand sich hielt. So, wie der Versailler Vertrag vorschreibt, auf so plump einfache, dem Zivilprozeß zum Schadensersatz nachgeahmte Art wird die Reparation nicht geleistet werden. Weil sie so nicht geleistet werden kann. Solche Summen sind entweder in Stoffen, Fabrikaten und Arbeit oder aus dem Ertrag exportierter Güter zu zahlen. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Zahlt Deutschland in „Sachwerten“, Produkten seiner Erde oder seiner Arbeit, so schädigt es die Industrie Frankreichs, seines Hauptgläubigers, die ja auch später noch für Reparaturen und Ersatznachlieferung zu großem Teil auf die Gewerbe des Schuldnerlandes angewiesen bliebe. Will es aus dem Ertrag seiner Handelsbilanz zahlen, dann muß es den Import alles irgendwie Entbehrlichen so schmal einschränken, den Export billiger, durch Hungerlöhne ein Dumping nie zuvor erblickten Umfanges ermöglichender Waren so hoch steigern, daß es allen anderen Exportstaaten, darunter den stärksten der Menschenwelt, unerträglich würde. Doch die Reparation ist am Körper des Hauptproblems nur ein Appendix. Würde er

durch intern behutsame Behandlung vom Entzündungsfieber befreit oder vom Messer des Chirurgen weggeschnitten: das Hauptproblem bliebe auch dann ungelöst. Worin besteht und woraus entstand es? Mindestens zwei Drittel aller Europäer haben vier Jahre lang ihre ganze Arbeitskraft zum Zweck der Güterzerstörung, der Wertvernichtung aufgewandt. Nun hatten sie, hatten ungefähr dreihundert Millionen Europäer (die nicht ganz mit den zuerst genannten identisch sind) kein international vollgiltiges Zahlungsmittel, keinen halbwegs ausreichenden Kredit, konnten Waren hohen Wertes und Preises nicht kaufen und hinderten dadurch dem noch nicht seiner Zahlkraft beraubten, relativ teuer produzierenden Drittel die Gelegenheit zu Absatz, zum Verkauf seiner Stoffe, Land- und Meerprodukte, Fabrikate. Dort Mangel, hier Überfluß; dort Hungerleider, hier in seinem Fett erstickender Reichtum; dort Konsumschwund, hier Arbeitslosigkeit. Und in der Zeit solcher Marktverengung, solchen Zerfalls des Kontinentes in Völker, die nichts kaufen, und andere, die nichts verkaufen können, in der Zeit solcher an Dehnung und Dauer nie sonst irgendwo erlebten Krisis sind, weil Krieg und Blockade dazu zwangen, ganze große Industrien, die früher das Privileg, fast das Monopol eines Landes waren, noch einmal, zweimal, in Bezirken, in die sie sonst niemals gedrungen waren, aufgebaut worden. Schwellung der Produktion und Schrumpfung der Käufer-schar, Reparation-Forderung des Gläubigers, deren Befriedigung den Schuldner als Kunden noch mehr, für noch längere Dauer schwächt: das war das Problem.

Der Schlüssel, der seine Riegel öffnet, war und ist nur auf dem Weg franko-deutscher Arbeitsgemeinschaft zu finden. Zwischen dem Pas de Calais und dem Teutoburger Wald, wo der Cherusker Hermann einst die Legionen des römischen Imperators schlug, zwischen dem belgischen Zeebrügge und der westfälischen Stadt Hamm liegt, in den Tälern der Hauptflüsse Schelde, Maas, Mosel, Rhein, Ruhr, das reichste Industriegebiet Europas. Von der Gnade der

Natur und der Kultur ist es das reichste. Hier ist Kohle, Erz, Eisen, wird Koks und Stahl produziert, sind Zechen, Hütten, Walz- und Schmelz-Werke, Maschinen-, Farben- und andere Chemikalien-Fabriken, industrielle Anlagen aller Art, denen das feinste Eisenbahngleisgesträhn und das dichteste Kanalnetz zu Gebot ist. Seit Jahrhunderten wird um die Herrschaft über dieses Land gestritten. Kann der Versuch gelingen, ohne Rücksicht auf verweste dynastische und nationalistische Triebe, die das nach Wirtschaftseinheit, nach Zollunion schreiende Land zuletzt durch drei Grenzen, Belgiens, Frankreichs, Deutschlands, schieden, ihm endlich einträchtige, nur vom Rat der Wirtschaftsvernunft bestimmte Verwaltung zu sichern? An der Antwort auf diese Frage hängt Europas nächstes Schicksal. Der ertragfähigste Bezirk unseres (im Vergleich mit anderen Erdteilen an Schätzen nicht reichen) Kontinentes kann von drei einander mißtrauischen oder gar feindlichen Konkurrenten niemals so genutzt werden, wie ers müßte, wenn Europas Rang gewahrt werden und dieser Kontinent im Wettstreit mit gewordenen und werdenden Welttrusts, mit Panamerika, dem British Empire, dem russo-slawischen und dem gelb-mongolischen, sich behaupten soll. England, dem auf Europas Festland nichts als Gibraltar, fünf Quadratkilometer, eins seiner Torwachthäuser am Mittelmeer, gehört, hat sich gewöhnt, Macht und Recht, Souveränität und Wirtschaft der Europäerstaaten als Trumpfkarten und Zahlmünzen in seinem Universalspiel zu verwenden. Auf diese Gewohnheit, die nur Kurzsichtigen haltbar scheint, muß es verzichten lernen. Ihm gehört Australien, der Kern Afrikas, in Amerikas Norden Kanada, in Asien das indische Riesenreich. Dorthin weist die Magnetnadel Englands Zukunft. Auf die Wege, die Benjamin d'Israeli, Lord Randolph Churchill, Joseph Chamberlain empfahlen und die, noch mit unsicherem Fuß, Mr. Stanley Baldwin einst beschreiten wollte: in das von Vorzugszöllen geschützte, mit Rohstoffen und Fabrikaten in Arbeit und Absatz sich selbst versorgende, sich selbst genügende Empire, das nicht durch den Versuch, seinen

Handel (trade) zum Maß aller Dinge zu machen und zu diesem Zweck den Globus heute hier, morgen dort auszu-beuten, das Odium des „perfidious Albion“ auf sich zu laden braucht. Noch weniger als andere Kontinente, auf denen es viel größeren Territorialbesitz hat, darf es Europa in Zahlung geben. Wegen der Ärmel-Küste und des Kohle-Erz-Gebietes ist es mit Spanien, den Niederlanden, Frankreich, dem alten und dem neuen deutschen Kaiserreich in Zwist und Krieg gekommen. Auch jetzt möchte es eine franko-deutsche Verständigung hindern, weil daraus eine ihm unbequem starke Wirtschaftsmacht, ein billiger als der des Inselreiches arbeitender Montan-Metall-Trust werden könnte. Je schneller England diese unhaltbare Position räumt, desto besser wahrt es seine Würde und zugleich seinen Vorteil. Will es nur Sicherung an der flandrischen Küste, die Europas Ausfalltor gegen das vorgelagerte Inselreich werden könnte: diesem Wunsch kann Erfüllung werden. Nach Englands Willen, der an dieser Küste keine Militärmacht duldet, wurde im vorigen Jahrhundert Belgien neutralisiert. Die von den starken Mächten des Völkerbundes verbürgte Neutralisierung des ganzen Industrielandes zwischen Schelde und Ruhr böte sichereren Schutz; gäbe auch Frankreich und Belgien die „sécurités“, die sie heftig fordern, und nähmen ihnen jeden Vorwand zu verschleierten Annexionen und Eingriffen in Freiheit und Selbstbestimmungsrecht des Rhein- und Ruhr-Volkes. Wird dieses Industrieland, ohne der von Dynasteneifersucht und Diplomatenintrigue willkürlich gezogenen politischen Grenzen zu achten, rationell als Wirtschaftseinheit, zu der es vorbestimmt ist, zusammengefaßt, dann vermag es Frankreich und Deutschland rasch über die Nachwehen der Kriegszeit hinwegzuhelfen, sie zu der lohnenden „Kulturaufgabe“, die der Aufbau Rußlands ihnen gemeinsam stellen wird, zu kräftigen und die Quelle zu werden, aus der unserem Kontinent Genesung quillt. Die nationalistische Lösung des heute drohenden Problems heißt: Rüstung zu Rachekrieg, der doch, wie er auch ende, wieder nur Waffenstillstand, neue Rüstung und neuen Krieg

brächte und damit Europas Schicksal in oedipische Tragik münden ließe. Die andere Lösung fordert: deutsch-französische Arbeitsgemeinschaft als Vorbedingung und Keimzelle europäischer Wirtschaft- und Zoll-Einung. Nur auf dem Weg, auf dem George Washington die vom Krieg erschöpften, von Rivalität verkümmerten Staaten Nordamerikas rettete, ist auch unsere „Alte Welt“ zu retten. Europa wird das Feld zunächst wenigstens ökonomisch vereinigter Staaten sein, die sich später dann wohl auch zu zentralen Verwaltungs- und Regierungs-Pools verschmelzen werden, oder es wird aus seinem Jahrtausende lang bewahrten Rang sinken und mählich der Vasall, die Reparaturwerkstatt, das Arsenal und das Museum jüngerer Nationen werden.

Nur aus einem neuen Europa kann ein neues Deutschland aufblühen; ein gesundes. Noch ist es krank; in seiner Seele mehr noch als in seiner Wirtschaft. Nicht so arm, wie es scheinen zu müssen glaubt, weil ihm immer wieder gesagt wurde und wird, die ganze Welt sei ihm feindlich und werde in Neid und Gier ihm alles nehmen, was es nicht verberge. Läßt sich aber der Wohlstand eines Landes verbergen? Die Schar derer, die big business machen, war schon im Ruhr-Jahr groß. In den Städten wächst die Zahl der neuen Paläste und Villen, Automobile, Alkoholschänken, Vergnügungstätten; und drei Wochen vor Weihnacht schon ist in Gebirgshotels und Schneesportplätzen, trotz Chimborasso-Preisen, kein Zimmer mehr zu erlangen. Was zwischen der Schicht der „Dickverdiener“ und den Handarbeitern, denen, damit sie arbeitsfähig bleiben, ein Minimum gewährt werden mußte, noch erhalten war, das hungerte, verhungerte oder verlumpte. Dezimierung des Lehrpersonals, Schulklassen bis zu hundertfünfzig Köpfen unter einem Lehrer, Tinte, Stahlfedern, Bleistifte, Papier, Lehr- und Lesebücher unerschwinglich teuer, Studenten, die durch allnächtliches Klavierspiel in Lasterspelunken, Dozenten, die durch das Schleppen von Kohlsäcken ihr Leben fristen, Töchter von Staatsanwälten, Pastoren, Richtern als Aufwärterinnen und Reinemachefrauen: so sah es in Deutschlands Mittel-

klassen aus. Die Reichskassen waren leer. Der Wahnsinn des vom ersten Tage an aussichtslosen Widerstandes gegen die Ruhrbesetzung, der ungeheure Summen, mehr, als bis mindestens 1928 für Reparation zu zahlen war, verschlang, schien den Staatsfinanzen den letzten Stoß zu geben.

Dem deutschen Volk ist manches Unrecht angetan worden. Doch die ewigen Flüche darüber sind eben so echolos, nutzlos verhallt wie seit Jahren das alte Gewinsel: „Deutschland liegt auf dem Sterbebett“. Selbst muß es sich helfen, nicht von anderen nur Hilfe fordern. Nicht nur den Splitter im Auge des Nachbars sehen und den Balken im eigenen Auge leugnen. Vorwärts, nicht rückwärts blicken. Allzu lange war es gewöhnt, stumm zu gehorchen, in Eroberer-Krieg seine Hauptindustrie und beste Chance zu schätzen und nur die Opfer zu bringen, die ihm befohlen waren. Blinzeln tappte es, mit tausend blutenden Wunden, in die Freiheit und fand sich noch nicht zurecht. Unersetzliches aber gab dieses Deutschland der Nibelungen, Walthers von der Vogelweide, Dürers, Kants, Goethes, Bachs, Beethovens, Mozarts der Welt und Unverwelkliches wird aus seinem Schoß ihr auch künftig reifen. Wenn Deutschland erkennt, daß Wahrheitigkeit das stärkste aller Schwerter, die Religion des Gott gewordenen Geistes nicht nur Firmaschild, Ornament oder Feiertagsspektakulum, die Kampfart und der Ehrbegriff der Feudalzeit, des Rittertums mit der Zivilisation- und Kultur-Form des Industrialismus nicht vereinbar ist und daß jede Nation, groß oder klein, sich ohne Überhebung und dünkelfhafte Verachtung der anderen in den Willen der Menschheit, der unsichtbar, unhörbar waltenden, einordnen muß.

Alfred von Krupp

KÖNIG PHAETON

AM NACHTHIMMEL EIN LICHTER STREIF, ZWISCHEN zwei helleren Punkten ein matt beleuchteter Steg: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos ersannen sie, sein mildes Dämmern zu erklären. Doch die Mythen auch, die herrlichsten selbst, blühen ab, wenn ihrer Wurzel nicht neues Erdreich aufgeschüttet wird. Und weil der dunstende Herbst, der nach klarem Tag die Nebel emporscheucht, nachdenklich stimmt und weil uns neuerlich anbefohlen ward, rückwärts schreitend den Weg der Geschichte nun abzuwandeln, deshalb vielleicht kam mir in den Sinn, dem Mythos der Milchstraße nachzugrübeln und, an losen Fabeln alter Sänger vorbei, zu dem Sehnen mich hinzufühlen, das erst den Mythos gebar.

Im Sagenlande, das man Arkadien nicht heißen darf, weil es von unruhigem Wünschen mächtig erschüttert war, hatte König Merops geherrscht, ein freundlicher Mann mit gutem Blick und ein Herr, der die Zeichen der Zeit wohl erkannte. In einem verblätterten Buch hatte er gelesen, der Tag sei nah, wo aus den güldenen Kronen man Goldtaler prägen werde, mit dem Bildnis einer neuen Prinzessin, die den seltsamen Namen Demokratia empfangen solle. Und da er buchgläubig war und holder Schwachheit geneigt, sah er mit mildem Mißtrauen immer die Krone an und ihrem mystischen Winken lächelte er in Wehmut. Nicht zu majestätischen Gletschern flatterte sein Ehrgeiz; sein Gottesgnadentum, von dem beschränktere Ahnen das Heil erwartet hatten, schlug er gering an und heischte für Reden und Handeln eben nur das Maß der Achtung, dessen Reden und Handeln auch würdig waren und das kein Verständiger dem Haupt des Volkes weigern durfte. Übrigens verschloß er sich keinem guten Rat, wußte klug hinter klügere zu verschwinden und prunkte und prahlte nie mit einer Detailkenntnis, die er nach dem Gang seiner Erziehung und in der prächtig dekorierten Enge seines Palasterlebnisses doch nicht erworben haben konnte. Er war ein guter König in schlim-

mer Zeit, und die da wünschten, gegen die drohende Gefahr einer Ochlokratie das monarchische Wesen erhalten zu sehen, die priesen ihn hoch und seufzten, als er zu sterben kam.

Ihm folgte der junge Sohn. Der hieß Phaeton und seinem Ruhm hatten Geberdenspäher und Geschichtenträger längst schon die Pauke gerührt; ein windiger Schreiber, von der Zunft einer, die mit Feder und Tinte damals das alte Weglagererhandwerk aufzunehmen begann, hatte ihn dem Großen Alexander verglichen, ein Magister des Caesar. Jedes unbedachte Wort, das ihm entfuhr, wurde als wunderkindliche Weisheit durch alle Gassen getutet und ein Lärmen hub an, daß von der phaetonischen Ära das Volk sich ein Unerhörtes erwarten mußte. Die Bedächtigen standen abseits und dämpften ihre Angst, denn ins Schwabenalter mußte Phaeton wachsen, ehe ihm noch gelingen konnte, den reichen Schatz zu verstreuen, den Merops sorgend gehäuft hatte; und so fest stand im Fabellande die Monarchie, daß eine junge Laune sie nicht gleich zu erschüttern vermochte. Und als sie gar hörten, wie der neue Herr immer wieder gelobte, in allen Stücken dem weisen Merops und seinem Beispiel nachtrachten zu wollen, da schwand auch aus der Bedächtigen Sinn letzte Furcht und dem Jubel des Volkes lächelten sie freundlich.

Es geschah aber, daß König Phaeton andere Könige besuchte. Und da vernahm er übelklingende Wahrheit. An den Kronen nagte gefräßiger Rost, der vor Edelmetall scheu sonst zurückkroch, und zum Gast sprachen die müden Herrscher, wie zu Zarathustra sie einst gesprochen hatten: „Dieser Ekel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten, vergilbten Großväterprunk, Schaumünzen für die Dümmeren und die Schlauesten und wer heute alles mit der Macht Schacher treibt! Wir sind nicht die Ersten: und müssen es doch bedeuten. Dieser Betrugerei sind wir endlich satt und ekel geworden. Es gibt kein härteres Unglück in allem Menschenschicksal, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die Ersten Menschen sind.“

Da wird alles falsch und schief und ungeheuer.“ Viel noch von solcher Art mußte Phaeton hören und er erkannte, wie ein trauriges Sterben des Königsgedankens durch die vom Glauben geirrte Welt schlich. Hier sah er dumpfe Dummheit auf stolzem Thron, da zerrten hitzige Spieler und gierige Dirnen an einer Krone, dort entsank das Szepter einer von unheimlicher Krankheit zermorschten Hand. Das Schlimmste aber war, daß die Könige selbst nicht mehr an sich glaubten und zufrieden waren, wenn hinter hohen Gittern, die man Konstitutionen hieß, sie ein behagliches Leben in reichen Gewanden und bei standgemäßer Ernährung verbringen durften.

Anders hatte Phaeton, ganz anders, sich seine Sendung geträumt. Von Otto dem Großen hatte er gelesen, dem der Statthalter Petri den Eid der Treue geleistet, und von Otto dem Dritten, den man das Weltwunder nannte und der auf seine Siegel prägen ließ „Renovatio Imperii Romanorum“. Warum sollte er nicht, dessen winzigstem Worte die Erde doch lauschte, ein neues Weltwunder werden und mit frischem Glanze die Römerkrone umgolden? Auf den gefährdetsten Thron war er gesetzt. Und dann erst (also lautete des Einsiedlers laute Verkündung), wenn den gefährdetsten Thron der gefährlichste Schwärmer besteigen sollte, würde offenbar werden, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat. Phaeton fühlte sich Manns genug, der Welt zu beweisen, wie fern der Monarchie diese Todesstunde noch war.

Mit dem alten Wesen wurde rasch aufgeräumt, schlichte Einfachheit von lauter Pracht, stille Zurückhaltung von kühnem Vordrang abgelöst und der König begann zu lächeln, so oft man ihm von seinem Vater sprach. Sein Vater? Nicht eines Menschen Sohn wollte er sein; nur ein Gott, Helios allein, der prachtvoll Strahlende, konnte aus seiner Mutter Clymene Schoß ihn gezeugt haben, denn göttlicher Art empfand er sich voll und göttlicher Odem blähte ihm trotzig Nüstern. Darin lag ja der Fehler, daß Merops in milder Schwäche zu früh sich dem Gottesgnadentum ent-

kleidet und das farblose Gewand eines geschäftigen Verwalters angetan hatte. Sein Beispiel hatte die anderen Könige verführt und mit monarchischer Pracht, der neue Herr sah es wohl, war auch monarchische Macht nun gewichen. Der Vater hatte empfunden, daß er nicht der Erste der Menschen war, und mochte es drum auch nicht scheinen; der Sohn klammerte sich an den Schein und wollte ihn der Welt als Abglanz des Seins erweisen, das den König berechtigt, der Erste der Menschen zu heißen. Alte Rumpelkammern taten sich auf, vermottete Herrlichkeit wurde eilig wieder tragfähig gemacht, eifriger Wettbewerb entstand um neuen Zierat und neuen Schmuck und den stolz aufgeputzten König blökte die Herde der Höflinge untertänigst an: Heil Phaeton, Heil ihm, dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten Reiches! Und König Phaeton war höchst froh und allerhöchst zufrieden; denn er wußte ja nicht, der Ärmste, daß es außer den Höflingen in seinem Lande noch Menschen gab.

Das erfuhr er auch nicht, als er sich ernstlich nun ans Beherrschen machte, Gesetze entwarf, Reformpläne spann und immer bedacht war, das Weltall an sein, des Allumfassers, wachsames Walten zu gemahnen. Die Herde der Höflinge nämlich, der längst auch schon von den Ministern alles, was sich im Amt halten wollte, zugelaufen war, hatte einen wundervoll schlaun Zauber erdacht, des Königs Gewissen in Ruhe zu wiegen. Für gute Worte, für Geld, und auch, weil von den Parteien stets eine sich freute, wenn die andere die Rute bekam, fanden sich immer Schreiber, im Sagenlande oder auch in der Nachbarschaft, die den königlichen Schritten Beifall wieherten; und ihre Zahl wuchs an, denn ein König, der so viel zu schreiben gibt, an dem man mit Zeilen so viel verdienen kann, ist ein seltenes Gewächs und solchen Schreibermonarchen muß man wohl loben. Diese Lobschreibereien wurden nun, in sauberen Ausschnitten sauber zusammengeklebt, dem König vorgelegt, auf daß er erkenne, wie seinen Weg die Öffentliche Meinung mit wohlwollen-Wünschen begleitete. Und wieder war König Phaeton höchst froh und allerhöchst zufrieden, denn er wußte ja

nicht, der Ärmste, daß es außer den Höflingen und außer den Schreibern in seinem Lande noch Menschen gab.

Es gab noch Menschen; und allgemach wurden sie ungeduldig. Jahrelang hatten sie im Fabelland ruhig gelebt, den alten Merops ehrfürchtig begrüßt, um sein persönliches Tun und Lassen aber sich nicht bekümmert und immer am Abend gewußt, wie am andern Morgen der Wind pfeifen werde. Damit war's nun vorbei. Hastig wurde regiert, hastig gelebt und kein Barometer half den ratlos nach Wetterzeichen Ausspähenden. Am meisten verdroß sie, das nun das hohe Gitter, das man die Konstitution hieß, durchfeilt und durchsägt wurde, daß man den König immer und überall sah und der plötzlich verlangte, von ihm, von dem Gottentsprossenen, müßten die Menschen sich, ohne nach Weg und Richtung zu fragen oder zu forschen, willenlos leiten lassen, einem Ziel entgegen, dessen Geheimnis der Führer im Busen barg. Von den Fabellandleuten meinten die Alten, zu solchen Experimenten seien sie nicht mehr jung genug und ein König sei doch am Ende auch nur ein Mensch und meistens an Reife und Einsicht gleichaltrigen Bürgern nicht gleich, weil die im Kampf des harten Lebens ganz andere Erfahrungen sammeln. Die Jungen aber unter den Fabellandleuten, denen das kecke Selbstvertrauen des Führers doch mächtig imponierte, weil er mit seiner Allwissenheit den Alten die Augen austach, die Jungen forderten (und schließlich stand ja auch ihnen Leib und Leben auf dem Spiel) eine Probe: „Bist du in Wahrheit Gottes Sohn, wohl, so zeige uns deine Kraft! Helios, den du als Vater ansprichst, hat allen Menschen, den Armen auch und den Elenden, das Licht gegönnt, das ihrer nicht einer im Dunkel blieb. Besteige du seinen goldenen Wagen, bringe in Hütten, wo Dunkel jetzt lastet, Trübsal und Gebrest, bringe dorthin das Licht zurück und die Freude am Leben; und niedersinken wollen wir gern in den Staub und mit deinen Höflingen um die Wette anbetend rufen: Heil Phaeton, Heil ihm, dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten Reiches!“

Ein erstes Wunder geschah; der Ruf drang bis an den

Thron hinauf. Und da die Luftfahrt der Höhensucht des Königs entsprach, da ihm dunkel auch der Wert des Einsatzes aufdämmern mochte (denn eine Rückkehr zum alten System des Merops gab es nicht mehr und nur Sieg oder Tod bot noch das Schicksal dem Königsgedanken), so wurde dem Wünschen der Jungen Erfüllung und gefährlichen Höhen trieb der waghalsige Lenker die scheuenden Rosse zu. Auf güldenem Gefährt im Purpur der Jüngling; jauchzend sah der Erdball das Schauspiel, das auf die verdüsterte Welt Glanz zurückwarf, immer heller gleißenden. . . Bis züngelnde Flammen emporleckten und in tollem Funkengestiebe die ganze durchmottete Herrlichkeit dann versank. In wildem Jagen hatte das Gespann den leichten Hütten der Armen glühende Strahlen entsandt, lichterloh flakerte das Gebälk und in heulendem Jammer wälzte es aus den Höhlen sich in die Gassen, der ganze Troß der Elenden, die das Licht gesehen hatten und denen im Dunkel nun das letzte Lager in Asche sank.

Als der Rauch sich, es war tief in der Nacht, endlich verzog, war in der Runde von Rossen und Lenker nichts mehr zu erblicken. Es gab keinen König mehr, den Phaeton hatte mit brennender Deutlichkeit die Menschen gelehrt, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat, da auf den gefährdetsten Thron sie den gefährlichsten Schwärmer gelangen ließ. Zum geschäftigen Verwalter berief das Volk nun einen Bürger. Im Purpur war ja nicht göttliche Macht; und ein schwarzer Rock ist viel billiger.

Am Nachthimmel ein lichter Streif, zwischen zwei hellen Punkten ein matt beleuchteter Steg: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos errannen sie, sein mildes Dämmern zu erklären. Dort fuhr Phaeton entlang, spricht wohl der Vater zum Sohn, doch sein Vermessen strafte der allgewaltige Zeus und dessen Blitz schleuderte ihn in des Eridanos Tiefen.

Phaeton aber war ein König, der ein verblichenes Gottesgnadentum zu der Sonne empor führen wollte, und der ihn schlug, war nicht Zeus, der Hochmögenden immer noch

lächelte. König Phaeton fiel durch den alten Chronos; sein Vernichter war der rächende Gott der Zeit.

MONARCHEN-ERZIEHUNG

DEN KRONENTRÄGERN LÄUTEN DIESMAL DIE Silvesterglocken ein düsteres Trauerjahr ein. Für die kommenden Hofbälle sind die Galerien und Säle glänzend renoviert, in den Kadettenschulen sind eifrig Menuett-Kurse abgehalten worden, doch schon der erste Monat drängt ein drohendes Datum in die festliche Lust aufgefrischter Rokoko-Herrlichkeit. Am einundzwanzigsten Januar wird ein Jahrhundert verstrichen sein seit dem Tage, da Ludwig der Sechzehnte das Haupt unter die Guillotine legen mußte und die Legitimität (im Sinn Talleyrands) den Kopf verlor. Derb und brutal preßte damals der Aschermittwoch sich vor den Karneval und Camille Desmoulins fand das freche Wort, das dem Denken der Schreckensmänner die epigrammatische Fassung gab: Un roi meurt, il n'y a pas un homme de moins!

Dem armen Ludwig Capet half nicht, daß er noch auf dem Schaffot seine Unschuld beteuerte. Gewiß: er war kein Tyrann und kein Verbrecher gewesen, er hatte es, wie man wohl sagt, gut gemeint. Mit allerlei technischen Spielereien, mit Schmiedekünsten und Uhrmacherarbeit hatte er sich die Zeit vertrieben, war auf die Jagd gegangen und hatte Rehböcke geschossen, niemals aber in Hirschparkgelüsten geschwelgt; und redlich glaubte er seiner Regentenpflicht zu genügen, wenn er von unverantwortlichen Ratgebern, von den Polignacs und Genossen sich über die Stimmung im Lande unterrichten ließ. Seine Hofhaltung verschlang ungeheure Summen und Necker, der frühere Bankier und Syndikus, der mit Turgots Finanzreform sehr groß tat, fand doch nicht den Mut, seinem König die Wahrheit zu sagen. Der arme Ludwig verlor den Kopf und die Krone, weil er durch fremde Augen geschaut, durch fremde Ohren gehört

und seinen hohen Beruf als eine *Sinecure* betrachtet hatte, die man zwischen zwei Jagden versehen könne. Seine persönliche Schuld war gering, denn zu dem Gefühl der Verantwortlichkeit war er nicht erzogen worden, und als der Unerfahrene den Thron bestieg, mochte er glauben, die monarchie absolue, tempérée par des chansons, lasse sich noch ein hübsches Weilchen aufrecht erhalten. Seine Vorgänger aber, alle die liederlichen und leichtfertigen Herren, hatten den Acker bestellt: und als ein blutendes Opfer fiel, der sich für einen reichen Erben gehalten hatte. Vergebens waren die Lehren der Geschichte, waren die Anrufe der Warner gewesen; vergebens hatte Dante in seinem tractatus de monarchia das Ideal eines Weltherrschers aufgestellt, vergebens Rousseau den unbarmherzigen Fürstenspiegel Machiavellis das Buch für Republikaner genannt, selbst Voltaire's Ode an den König, deren Tendenz doch mehr nach Frankreich als nach Preußen wies, war ohne Echo verhallt. Gefällige Fälscher lagerten auf den Stufen des Thrones, jedes organische Band zwischen Fürsten und Volk war zerrissen, und als aus dem Blut, das den Grève-Platz düngte, eine neue Form der Alleinherrschaft wieder emporstieg, da war es eine monarchie parvenue, ein Regiment von des Demos Gnaden, und ein genialer Brecher alter Tafeln, ein brutaler Condottiere aus Korsika, stülpte mit herrischem Griff die Krone aufs Haupt.

Die Revolution richtete sich nicht eigentlich gegen das Königtum; sie entsprang der sozialen Ungleichheit, die Aristoteles früh, in einem zu wenig gelesenen Buch, die Quelle aller Revolutionen genannt hat; und sie hätte den Thron von Frankreich nicht gestürzt, wenn Ludwig XVI. zum Monarchen erzogen worden wäre. Der schwache Vergnügling aber aus der verlotterten Rasse fand seine Mannheit dann nicht einmal, als in den rhythmischen Reigen der Hoftänzer die Carmagnole hineinheulte, und zum letzten Gange noch schritt er ahnungslos, in dem Olympiergefühl, immer und überall das Rechte getan zu haben.

In diesem Olympiergefühl lauert auf die gekrönten

Häupter die größte Gefahr. Der byzantinische Kodex hat mit seiner Bestimmung, daß des Königs Wille Gesetz sein solle (*Quod principi placuit, legis habet vigorem*) nicht nur das alte Deutsche Reich zerstört, er hat auch in den Monarchen gefährliche Triebe geweckt, Triebe, die mitunter verhängnisvoll an den asiatischen Ursprung des Königsgedankens erinnern. Ein Fürstensohn wächst nicht wie ein anderer Sterblicher auf; der Kampf und die Sorge, die uns mit jedem neuen Tage neue Erfahrungen bringen, bleiben dem Prinzen erspart, und so mannigfach sind die Ansprüche, die an seine Repräsentation, an seine Beherrschung äußerer Formen gestellt werden, daß für eine tiefer reichende Bildung wenig Zeit übrig bleibt und oft genug eine dilettantische Geschicklichkeit aushelfen muß. Mit diesem flüchtig erworbenen Besitz nun besteigt der vielleicht kaum mannbar Gewordene den Thron und soll eine Aufgabe bewältigen, die Kenntnis von Menschen und Dingen, Reife des Urteils und selbstlose Bescheidenheit verlangt. Im besten Fall hat er aus der Geschichte etwas gelernt, kennt den kategorischen Imperativ der Pflicht und hat eine sorgfältige Erziehung erhalten; aber eine Erziehung für den Vorhof des Königspalastes, nicht für den wechselnden Anspruch eines neuen Berufes. Erst nach der Thronbesteigung beginnt für ihn die Lehrzeit. Und das Volk, das zunächst fast immer die königlichen Messages of Love, die Thronreden und die verheißenden Programme der Huld, mit „Vertrauen“ aufnimmt, das Volk hat später die ernstere Pflicht, dafür zu sorgen, daß der König sich selbst erziehen kann. Jede theoretische Monarchen-Erziehung wird nutzlos bleiben (Seneca war Neros Lehrer): nur durch eigene Erfahrung am meisten durch schlimme, lernen die Könige dieser Welt.

Die erhabenen Traditionen von 1789 haben nicht lange vor der Fäulnis geschützt; die Aristokratie des Geldes, der jede politische Handlung nur ein trade ist, ein Gewinn versprechendes oder mit Verlusten drohendes Geschäft, hat sich ungleich schneller verlüdet als die Aristokratie der Geburt, die einen alten Namen und Besitz zu wahren hatte und

äußerlich mindestens auf sich halten mußte, während die regierende Bourgeoisie wie neue, blanken Münzen auch neue Moralbegriffe einzuhandeln gedachte. Die liberale Doktrin will die Zersplitterung jeder Verantwortlichkeit und möchte jedem Dorfschulzen ein Parlament an die Seite geben, damit schließlich gar nicht mehr festzustellen ist, wer für eine Entgleisung oder einen Achsenbruch die Verantwortung trägt; sie will die formale Rechtsgleichheit und die Aufhebung aller Privilegien, damit nur das privilegierte Geld noch herrschen und mit der Hungerpeitsche zu Fügsamkeit zwingen kann. Deutschland ist mit nationalen Heimsuchungen so schwer geprüft worden, daß ihm die Verpuppung der Geldwirtschaft in republikanische Gewande vielleicht erspart werden kann. Das Deutsche Reich und der Deutsche Kaiser sind an einem Tage geboren und das Bedürfnis nach einer Änderung der Staatsform ist heute, da die soziale Bewegung allen Ingrimm aufsaugt, eigentlich nirgends vorhanden. Nahe Gefahr für die Monarchie ist nicht sichtbar. Und dennoch würde der sich einer bewußten Täuschung schuldig machen, der behaupten wollte, daß heute der monarchische Gedanke bei uns noch so feste Wurzeln hat wie vor fünf Jahren. Die ruhige Sicherheit ist fort und mit wachsender Beängstigung fragt die Nation, wie der Deutsche Kaiser sich erziehen werde.

Demosthenes hat in einer seiner Philippiken die Athener verspottet, die immer zu dem Wahne neigten, in zwei Tagen könnten sich alle ihre Wünsche erfüllen. Von ähnlichen Vorstellungen mag Wilhelm der Zweite beherrscht gewesen sein, als er den Thron bestieg und in seiner Nähe hat es wohl nicht an Polignacs gefehlt, die solchen Glauben geflissentlich zu nähren suchten. Er sonnte sich in dem rühmlichen Plan, seinem Reich und Europa ein Reformator zu werden, und als sein Drang sich an einen Felsen stieß, suchte er dieses Hindernis zu zerschmettern. Am anderen Tage fragte, wie nach Mazarins Tode, alle Welt: An wen sollen wir uns nun wenden? Und der zweite Wilhelm zögerte nicht mit der Antwort Ludwigs des Vierzehnten: An mich!

Damals sah Europa ein klägliches Schauspiel: nicht eine Partei hielt dem Gestürzten die Treue; alle beeilten sich, in die wärmende Nähe der neuen Sonne zu kommen. Ein verlogenes Jubelgeschrei begrüßte das Ende des „persönlichen Regiments“ und im Westen und Osten begannen unsere Feinde von einer Episode deutscher Größe zu sprechen. Seitdem hat sich die widrigste Schmeichelei an den Kaiser herangedrängt und ihm beinahe unmöglich gemacht, die wahre Stimmung im Lande zu erkennen. Sophokles, der die alten und neuen Herren doch besser noch als unser Wildenbruch kannte, hat einmal gesagt, auch der frei Geborene werde in der Nähe der Könige schnell zum Sklaven. Wir haben erlebt, wie die Strahlen der kaiserlichen Gnade jede Regung selbständigen Denkens wegsengten und wie die Gebildeten sich beeilten, für weiß zu erklären, was sie gestern für schwarz ausschrien. Jetzt ist einer Clique gelungen, die Dinge so darzustellen, als ob die Unzufriedenheit nur von dem großen Regisseur im Sachsenwalde inszeniert worden sei.

So dummen Lügen könnte man in behaglicher Ruhe zusehen. Viel gefährlicher ist die Empfindung, daß die Wahrheit heute nicht mehr an den Thron gelangt, daß der Kaiser, von Höflingen, Strebern und politischen Mittelmäßigkeiten umgeben, gar nicht erfährt, wie jeder seiner Schritte mit Mißtrauen verfolgt, jede seiner Handlungen mit unwilligen Kommentaren begleitet wird. Die Unaufrichtigkeit, der er überall begegnet, hindert den Kaiser oder erschwert ihm mindestens, seine Erziehung fortzuführen und zu vollenden. Er hat eine Reihe von wertvollen Erfahrungen gemacht, die ihm gewiß nicht verloren sind, und er würde rasch neue Erfahrungen sammeln, wenn die Parteien sich nicht um die Wette in den Staub werfen, um dem vorwärts Schreitenden den Weg zu versperren. Jede Partei möchte den Kaiser für ihre Zwecke einfangen, ihn, wie Bismarck einmal sagte, als Hospitanten in ihren Reihen sehen.

Das verkehrteste Spiel ist das der Konservativen, schon deshalb, weil sie viel zu verlieren, ihre Nachbarn aber nur zu

gewinnen haben. Es ist ein Märchen, und ein schlecht ersonnenes obendrein, daß in Preußen und Deutschland eine Konservative Partei nur von der Gnade der Regierung leben kann; wäre das Märchen Wahrheit, dann stände es übel um den Staat und das Reich, wo an der Erhaltung und organischen Fortbildung des Bestehenden niemand mehr interessiert wäre. Eine gouvernementale Partei hat heute sehr wenig Aussicht auf Erfolg, weil die Minister von denen, die hinter den parlamentarischen Schweifwedlern stehen, meist gering geschätzt werden und weil die Person des Monarchen noch in einer Entwicklung begriffen ist, deren Abschluß sich heute nicht überblicken läßt. Niemand darf die Möglichkeit schmälern, Erfahrung zu sammeln. Innerer Besitz will erworben, nicht ererbt, aus Büchern erlesen oder als ein Geschenk gefälliger Freundschaft hingenommen sein. Mit dem Feuer hat fast jeder König einmal gespielt, auch der, dessen blutiger Schatten uns an der Schwelle des neuen Jahres drohend und warnend begrüßte. Auf dem kleinen Theater in Trianon erschien Figaro mit seinem tödlichen Hohn und an den pathetisch grollenden Chorstrophen der Athalia regte die liederliche Hofgesellschaft sich angenehm auf. Der arme Ludwig Capet hatte nicht Zeit, sich selbst zu erziehen; er hörte die dumpfen Erdstöße nicht und sein erstes Erlebnis war auch sein letztes. Seinen gekrönten Vettern aber ist er nicht umsonst gestorben, wenn sie aus seiner Geschichte lernen, daß eines Volkes Vertrauen, das echte, das aus dem Urteil und nicht aus unklaren, flüchtigen Gefühlen stammt, nur durch eine strenge erzieherische Arbeit erworben und bewahrt werden kann, und wenn sie, statt von einem mystischen Olympierbewußtsein, von der Erkenntnis sich durchdringen lassen, daß erst mit dem Besitz der Macht und der Krone die Zeit ihrer Lehrjahre beginnt.

BISMARCK IM SCHLOSS

Am 26. Januar 1894 war Fürst Bismarck,
Generaloberst, in Berlin Gast Wilhelms II.

AUS DEM POMMERSCHEN KNIEPHOF SCHRIEB der Junker Otto Bismarck an die Schwester Malwine: „Bloß weil Du es bist, will ich von einem meiner wenigen Grundsätze abgehen, indem ich einen Gratulationsbrief purement pour féliciter schreibe. Selbst kommen kann ich zu Deinem Geburtstage nicht, weil mein Vizekönig noch nicht hier ist, um mich abzulösen; ohnehin würde ich riskieren, daß Du nach Deines ungläubigen Bräutigams Vorbild überzeugt sein würdest, ich käme in Geschäften zu Euch und nicht um Deinetwillen.“ Im Laufe eines an Abwechselungen nicht gerade armen Lebens mußte Junker Otto recht oft, purement pour feliciter, sogar an erheblich ferner stehende Personen Briefe schreiben und auch daran mußte er, je höher hinauf sein Weg führte und je weiter der kleine Kreis verwandtschaftlichen Verkehrs zurückblieb, immer mehr sich gewöhnen, daß persönliche Freundlichkeit, die er gewährte oder erwiderte, in geschäftliche oder gar gewinnsüchtige Absicht ihm umgedeutet wurde. Er war nie ein Freund des Reisens; am liebsten saß er auf seiner Scholle, daheim in der Altmark oder im Pommernland und später im Lauenburgischen, und immer kehrten, freilich in veränderter Form, vor jeder Übersiedelung die schreckenden Reisebilder und die „gelinde Wut“ wieder, die in Schönhausen einst dem jungen Familienvater schlaflose Nächte bereiteten, als er in seines Geistes Auge sich „mit den beiden Brüllaffen auf dem Stettiner Bahnhof“ sah. Von Frankfurt sogar, wo es im Parterre des Palais Taxis doch langweilig genug war und „die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit“ in ihm vorherrschend wurde, schrieb er, zwölf Jahre später, wieder an die Schwester Malwine: „Ich habe eine Aufforderung, im Herrenhause zu erscheinen, bekommen, nach deren Inhalt ich zweifelhaft bin, ob Seine Majestät in der Tat, wie es darin geschrieben steht, mich in Person oder nur seine untertänigen Herren und Diener en bloc dort zu sehen wünschen. Im letzten

Falle würde ich mich nicht für berufen erachten, meine gewichtigen Geschäfte und den Kamin im roten Kabinett verwaisen zu lassen, um bei Halle im Schnee sitzen zu bleiben und demnächst unter der Rubrik von ‚Volk, Edelleute, Hässcher und Priester‘ den Effekt des großen Ensemble im Weißen Saal mit einer Kostümnuance zu beleben. Ich erwarte noch eine Antwort von Berlin darüber, ob ich als Dekoration oder als Mitspieler verlangt werde.“ Diese Stimmungen sind nicht unbekannt geblieben; man weiß, welchen Entschluß die Hochzeitfahrt nach Wien den Brautvater kostete und wie es von Jahr zu Jahr mehr des Zuredens bedarf, bis der Fürst sich nach Kissingen mobil machen läßt. Deshalb ist es auch nicht wunderbar, daß in der vorigen Woche, als Bismarck den Kaiser in Berlin besuchte, die Gegner und auch viele Freunde des alten Kanzlers die Köpfe zusammensteckten und ganz ernstlich glaubten, was der Junker vom Kniephof dem Schwager nur scherzhaft insinuiert hatte, und daß man aus Zeitungsartikeln und Gesprächen, hoffend hier und bangend dort, den Verdacht heraushören konnte: „Er kommt in Geschäften zu uns und nicht um seinetwillen.“

Diesmal hat er nicht erst gefragt, ob er als Dekoration oder als Mitspieler verlangt werde; auf das Mitspielen hat er wohl lange verzichtet und gerade jetzt, wo der Gang der Handlung so vielfach in falsche Bahnen gedrängt ist, kann einen feinen, aber doch schon etwas ermüdeten Spieler die schwere Aufgabe des verantwortlichen Protagonisten kaum verlocken. Einem Gebot der Höflichkeit aber, der germanischen Mannentreue und des patriotischen Empfindens hat Otto Bismarck sich niemals versagt. Die Teilnahme, die der Kaiser von Güns aus dem Leidenden gezeigt, die Grüße, die er von Bremen aus durch den Grafen Wilhelm Bismarck dem Genesenden gesandt hatte, verpflichteten den preußischen Eeldmann und den alten Soldaten, persönlich als Dankender vor dem Souverain zu erscheinen, sobald die physische Verhinderung gewichen war. Und nun sandte nicht nur der Monarch eine Stärkung, nun lud auch, in freundlich drängenden Ausdrücken, der oberste Kriegsherr zweimal in zwei Tagen

zu seinem militärischen Jubelfest: und nun gab es für den Generalobersten kein Säumen mehr. Der untrüglich sichere Takt, der ihn stets auszeichnete, hat den Fürsten dann bestimmt, Dank und Glückwunsch schon einen Tag früher dem Kriegsherrn darzubringen; wie er einst den ersten Reisen des jungen Kaisers fern blieb, um nicht auf sich einen Teil der Huldigungen abzulenken, so hat er auch jetzt für unanständig gehalten, die massige Größe einer bei Lebzeiten schon mythischen Gestalt in den Vordergrund des Festtagsjubels zu drängen. Er hat wieder einmal die größte und seltenste Kunst hoch gestellter Menschen geübt, die Kunst, rechtzeitig zu verschwinden; die Berliner haben ihn kaum gesehen, und während er mit seiner gewohnten Umgebung gemütlich rauchend beim Kaffee saß, konnte der Kaiser durch die Linden reiten und in jubelnden Zurufen lächelnd den Dank der Bevölkerung entgegennehmen.

Der stürmische Überschwang dieses Jubels mag den Monarchen überrascht haben. Er hatte zu seinem Militärjubiläum den Mann geladen, der dem preußischen Heer von allen Lebenden die wertvollsten Dienste geleistet, der früh in ihm das allein taugliche Mittel zum Zweck der deutschen Einheit erkannt und es durch schlimme Anfechtung zur Größe geführt hat: und nun sah er sich gefeiert, als hätte er eine undenkbbare, eine zuvor kaum erträumte Großtat vollbracht. In diesem Überschwang verbarg sich wohl ein Mißverständnis und ein Keim neuer Enttäuschungen. Als er den Fürsten Bismarck aus seinen Ämtern als Kanzler und Minister entließ, schien der Kaiser doch zugleich darauf bedacht, ihn der Armee zu erhalten. An demselben Tage, wo der große Staatsmann einem General den Platz räumen mußte, wurde er im militärischen Rang erhöht; und wie die Ordre, die diese Auszeichnung bekannt machte, so trug auch jetzt die Einladung zu einem militärischen Fest die Unterschrift des Königs von Preußen, der damit unzweideutig ausgedrückt hat, daß er an seinem Ehrentag auf das Erscheinen des Generalobersten besonderen Wert lege (wenn er auch den politischen Rat des Fürsten Bismarck entbehren zu können glaubt).

Für so subtile Unterscheidungen, die in der sorgfältig gegliederten Hierarchie eines Beamtenstaates nicht auffallen können, hat das Volk, hat der rasch erweckte und rasch auch wieder eingelullte Enthusiasmus der Massen kein Verständnis und deshalb entstand eine seit den traurigen Märztagen von 1888 und 1890 nicht mehr gespürte Aufregung, als zuerst ein vages Gerücht meldete: Bismarck kommt nach Berlin, Bismarck wird als Gast des Kaisers im Schloß wohnen. Schnell bildeten sich in den Parlamenten Gruppen, in denen das große Ereignis besprochen wurde; man wies mit Fingern auf die Trefflichen, die sich jetzt gar so begeistert gebärdeten, nachdem sie vor vier Jahren geduldet hatten, daß im Reichstag die Entlassung Bismarcks totgeschwiegen wurde. Die einen sagten: Bismarck kommt nur, wenn er Garantien hat und sicher ist, daß er mitspielen soll; die anderen höhnten: Bismarck hat ein so starkes Gunstbedürfnis, daß er, um einen gnädigen Sonnenstrahl zu erhaschen, mit den Herren sogar, die er früher den Troupier und den Staatsanwalt genannt hat, die feinsten diplomatischen Artigkeiten austauschen wird; und wieder andere meinten: Er kommt überhaupt nicht, er schützt im letzten Augenblick Krankheit vor; und wenn er wirklich kommt, dann tut er's, um für seinen Sohn eine Stellung als Botschafter zu erbitten.

Und dann kam er wirklich. Es war ein schöner Tag, der schönste, den wir seit lange erleben durften. Nicht die gewöhnlichen Hurrabrüller hatten sich aufgemacht; in der Menge, die von früh an die Straßen besetzt hielt, sah man, wie an dem Nachmittag des 29. März 1890, die besten Vertreter deutschen Geistes, deutscher Wissenschaft und Kunst deutschen Gewerbefleißes. Man sah auf die Uhr und berechnete, wann „er“ seine Hand in die des Kaisers legen würde, und fromme Frauen flehten für diese Minute, die Vieles vielleicht entscheiden sollte, des Himmels Segen herab. An den äußeren Anlaß zur Festesfreude dachte kein Mensch. Da oder dort jubelte wohl ein Binsengemüt besonders laut, weil es hoffte, nun komme die Zeit endlich wieder, die eine bange und bedenkliche Wahl ihm erspart. Vereinzelt freute wohl

Bebel

auch Einer sich, daß in der Stadt, der kein augustisch Alter blühte, einmal doch mit königlichen Ehren dem Genius gehuldigt wurde. Im ganzen aber überwog die Empfindung, daß hier eine Epoche zum Abschluß kam, die dem Vaterland kein Heil und dem Ansehen des deutschen Namens schweren Schaden gebracht hatte. Und als der Galakutsche brausende Rufe nachgesandt wurden und die unübersehbare Menschenflut sich dann vors Schloß wälzte und schob, da war es, als würde ein Fest der Heimkehr gefeiert und als sollte im Rat des jungen Kaisers der alte Fürst bis zum letzten Wank nun wieder den ersten Platz einnehmen. Es war wirklich schön. Auch für den, der im Lärm der Gassen das Feierkleid seiner Begeisterung nicht gern beschmutzen läßt und der nur in schlechten Theaterstücken ungläubig lächelnd, mit angesehen hat, wie mit einem Zauberschlage plötzlich die Charaktere sich ändern.

Das Berliner Tageblatt hat die offiziöse und diesmal dennoch buchstäblich wahre Nachricht verbreitet, daß in den Gesprächen des Kaisers mit dem Fürsten (die Herren waren nur während der kurzen Fahrt nach dem Bahnhof miteinander allein) die Politik nicht mit einem Worte berührt worden ist. Man spürt in diesem offiziösen Stoßseufzer die überstandene Angst; für den unbefangenen Betrachter aber bringt auch diese Meldung nur Selbstverständliches.

An den für die Zeitungen maßgebenden Stellen mag das so laut verkündete Gefühl der Zufriedenheit wohl aus dem Glauben stammen, der Kluge sei diesmal klug genug gewesen, nicht klug zu sein. Auch sonst hat man Stimmen gehört, die beklagen, daß Bismarck nun unter Girlanden begraben sei. Die Hoffenden und die Fürchtenden werden sich täuschen. Solange Bismarck lebt, kann von einem natürlichen und befriedigenden Zustand der Dinge dann erst wieder die Rede sein, wenn in den entscheidenden Fragen wenigstens sein Rat erbeten und erwogen wird. Der freien Entschließung des Kaisers bleibt es vorbehalten, diesen Zustand herbeizuführen; einstweilen spricht kein Anzeichen dafür, daß der Kaiser die bisher von ihm eingeschlagenen

Wege zu verlassen und die bisher von ihm gewählten Berater zu verabschieden wünscht. Graf Caprivi hat sich, wohl nicht leichten Herzens, dazu verstanden, bei dem Manne eine Karte abzugeben, den er im Juni des Jahres 1892 des Verkehrs mit dem Personal der Deutschen Botschaft in Wien für unwürdig hielt; aber er würde sicher nicht im Amt bleiben, wenn „die Öffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgendwelchen Einfluß gewonnen“. Der Kaiser, so muß man annehmen, beharrt auf seinem Weg und in dem festen Vertrauen auf seine Berater.

Der Enthusiasmus ist, wie der Haß, ein schlechter Ratgeber. Die jubelnden Massen dachten nicht daran, daß in gewissen Lebensaltern die Charaktere sich nicht mehr ändern und daß weder der Kaiser noch sein Gast eine Haupt- und Staatsaktion aufzuführen beabsichtigten. Im Deutschen Reich ist alles unverändert geblieben; nur der gefährliche Schein einer persönlichen Verstimmung ist beseitigt und die Bahn ist frei für den Ratsuchenden wie für den, der Rat zu erteilen für nötig hält. Darin liegt der wichtigste Wert der festlichen Stunden. Es hieße den Kaiser beleidigen, wenn man ihm die Absicht zutrauen wollte, mit den höchsten Ehren, die er zu vergeben hat, einen unbequemen Mahner zur Ruhe zu bringen. Und der Fürst wird den sachlich begründeten Widerspruch gegen Maßregeln, die er für verhängnisvoll hält, nicht aufgeben, solange er nicht den festen Willen sieht, allmählich wieder in Bahnen einzulenken, die seiner Überzeugung genügen. Persönlich hat er auch früher nichts erstrebt und bekämpft und eine persönliche Genugtuung kann jetzt seine Ansichten nicht erschüttern. Dem obersten Kriegsherrn, der ihm den Stoff zu einem grauen Militärmantel geschenkt hat, wird er in Dankbarkeit verpflichtet bleiben; ebenso sicher aber wird er dem Versuch sich versagen, auf seine alten Tage noch die ragende Reckengestalt in die knappe Uniform des neuen Kurses zu kleiden.

H O F S K A N D A L

IM MILITÄRGEFÄNGNIS SITZT MANCHE WOCHE nun schon ein Mann, der gewöhnt war, die schwülen Julitage sonst unter den schattigen Wipfeln des eigenen Herrschaftsparkes zu verbringen: der Zeremonienmeister Lebrecht von Kotze. Er war als ein wohlhabender Lebemann von nicht streng altpreußischem Schnitt längst bekannt, als ein heiter genießender Herr, der nicht, wie mancher Standesgenosse, auf Schritt und Tritt das Ehrfurcht heischende Abzeichen seiner hohen Hofwürde mit sich herumschleppte. Wenn Herr von Kotze den langen Weg von seiner Tiergartenwohnung bis zum Schlosse durchwandelte, dann lag auf seinen scheinbar von ernstester Sorge gefurchten Mienen wohl ein feierlicher Glanz und der Hoffremdling sah in dem würdigen Herrn mit der umfangreichen Aktenmappe vielleicht einen wichtigen Berater der Krone. Dieser Eindruck pflegte sich bei der Rückkehr des Zeremonienmeisters aus den Diensträumen nicht zu verstärken: ein tieferster Mann erschien, der dem ihm Begegnenden seufzend wohl mitunter von der lastenden Verantwortlichkeit seines Berufes erzählte, von den bedeutsamen Konferenzen, die er eben gehabt, und von den Erwägungen, die er der maßgebendsten Stelle gerade unterbreitet hatte. Die Eingeweihten lächelten leise dazu, denn sie wußten, daß der Kaiser zwar das gastliche Haus des Herrn von Kotze manchmal mit seinem Besuch beehrte und dem Zeremonienmeister nicht selten deutliche Zeichen seines Wohlwollens gab, daß aber von einem politischen Einfluß des Hofbeamten nicht ernstlich die Rede sein konnte. Die ferner Stehenden hatten nach dieser Richtung indessen doch einige Zweifel und in einzelnen Diplomatengruppen hielt man es seit zwei, drei Jahren für wünschenswert, mit dem „wichtigen Mann“ gute Beziehungen zu unterhalten. Vielleicht ist Herr von Kotze jetzt selbst geneigt, sein früheres Verhalten zu bedauern, das den Schein einer (nicht gerade geschmacklos, doch etwas unvorsichtig) hervortretenden Wichtigtuerei nicht immer mied; wer weiß

ob der häßliche Verdacht ihn überhaupt betroffen hätte, wenn er nur in geistiger Abendtoilette der Gesellschaft bekannt gewesen wäre. Denn nach der Tagesarbeit war der Zeremonienmeister nicht wiederzuerkennen: jeder Sinn für Feierlichkeit fehlte ihm dann; wo fröhliche Weisen und schöne Frauen lockten, tauchte er auf, die Allerwärtsmeinung hielt ihn für einen lebenswürdigen, völlig harmlosen und stets gefälligen Herrn, der lebte und leben ließ, für durchaus bon enfant; und das Erstaunen war groß und schmerzlich, als dieser joviale Genießer plötzlich in den Verdacht eines Vergehens geriet, das nur ein ungewöhnlicher Mangel an Anstand und guter Sitte ausreichend erklären könnte.

Denen freilich nur, die nicht in die Intimität der Hofzirkel gelangen, kam die Enthüllung plötzlich zu Ohren; die engeren Kreise der heute merkwürdig wirkenden Institution, die man einen Hof nennt, sahen das Ungewitter heraufziehen und in immer dichterem Wolken sich drohend zusammenballen. Seit vier Jahren (das Datum ist nicht uninteressant, weil es die Erinnerung an den Rücktritt des Fürsten Bismarck weckt) ging in der Hofgesellschaft ein Gespenst um, das zwar nicht so unheilvoll und so bedeutsam erschien wie die Weiße Frau, das aber doch überall Unruhe und Beängstigung schuf, wo es sich zeigte. In anonymen Briefen, die teils geistreich und fast poetisch, teils plump und unflätig abgefaßt waren, wurden Mitglieder des Kaiserhauses und des Hochadels beschimpft und verdächtigt. An kleine Verfehlungen, wie etwa das Betreten eines der Hofgesellschaft gesperrten Saales, oder an winzigen Kompetenzstreit wurden boshafte und oft unaussprechlich rüde Bezeichnungen geknüpft, unvorsichtige Äußerungen wurden denunziert und gehässig kommentiert und selbst Blicke schien die geheime Palastpolizei in ihre Konduitenlisten sorgfältig einzutragen. Der unbehagliche Spuk wurde zunächst schweigend erduldet; jeder und jede hielt sich für den einzigen Empfänger der anonymen Briefe und scheute sich, vor den anderen von dem Unfug zu sprechen. Allmählich aber merkte

man, daß hier nicht nur die Ranküne eines einzelnen Höflings walten könne, irgendeines unbedeutenden Mannes, der seine Muße zu böartigen Sticheleien nutze. Der Briefschreiber, das wurde bald klar, mußte zu den Einzelheiten gehören, denn er verriet selbst mit den intimsten Vorgängen eine auffallende Vertrautheit: den Häuption, denen er Ärger und Unannehmlichkeiten verkündete, blieb mindestens ein flüchtiger Augenblick des Unbehagens, ein Verweis oder eine ungnädige Behandlung, selten erspart. Und nun, da man in dem nächtigen Treiben ein System erkannte, nun bildeten sich auch Gruppen und Grüppchen, in denen die Erfahrungen und Beobachtungen ausgetauscht wurden, und ein Raunen und Murmeln begann, das lange freilich in angstvoll umhegten Grenzen blieb. Doch das ruhige Behagen war gestört, in gewissen Verkehrszentren fühlte niemand mehr für den kommenden Morgen sich sicher und die Bedrohten schlossen sich eng aneinander, um gemeinsam dem Gespenst auf den Leib zu rücken. Das war die kritische Stunde, da die Jagd nach Indizienbeweisen ihren Anfang nahm. Wer hatte ein Interesse daran, diesen oder jenen zu verdächtigen? Offenbar einer, dem dieser oder jener im Lichte stand, dem er ein Hofamt, eine Auszeichnung, eine Gnade versperrte. Wer konnte diesen oder jenen Vorgang zur Anzeige bringen? Offenbar nur einer, der den Vorgang selbst mit angesehen hatte. Nun traf es sich, daß in den Fembriefen mitunter Vorfälle berührt wurden, bei denen Herr von Kotze zugegen gewesen war; Damenrivalitäten mögen hinzugetreten sein, Antipathien sich geregt haben, kurz: allgemach verdichtete sich ein Gerücht, das den Zereimonienmeister mit dem anonymen Schmäher in enge Verbindung brachte, und es kam eine Zeit, wo man in den intimen Zirkeln zu sagen pflegte: Kotze hat's gesehen, in drei Tagen kommt ein anonymer Brief; und manchmal kam er auch wirklich. Auf diesem schwanken Steg schritt man dann vorwärts, bis die Entdeckung der seither berühmt gewordenen Löschblätter zur Verhaftung des Herrn von Kotze führte.

Was einstweilen herumgetragen wird, zeigt mit Klatschgeschichten eine bedenkliche Ähnlichkeit und reicht nicht annähernd aus, um einen vornehmen Mann einer erbärmlichen Gemeinheit zu zeihen. Die Interessen des Herrn von Kotze teilt wohl mancher unter seinen Kollegen; die Vorgänge, die er mitangesehen haben soll, haben wahrscheinlich mehr als diesen einen Zeugen gehabt und sie können auf dem gar nicht ungewöhnlichen Wege der Geschichtenträgerei sehr bequem auch bis zu einer Stelle gelangt sein, die vielleicht mit der Hofgesellschaft in gar keiner Verbindung steht. Völlig romanhaft, höchstens wie eine matte Sardouszene, wirkt die Erzählung von der Beweiskraft der gefundenen Löschblätter; ein Mann, der über eine prächtige Privatwohnung verfügt, müßte nicht im Besitz seiner gesunden Sinne sein, wenn er Schmähbriefe, deren Entdeckung seine Existenz vernichten würde, in seinem Amtszimmer oder im Kasino schriebe und die Spuren nicht mit äußerster Sorgfalt tilgte; der Umstand, daß man an solchen Orten Löschpapier mit kompromittierenden Schriftzügen fand, scheint eher auf ein Komplott zu deuten, dessen Opfer der vielfach beneidete Herr von Kotze werden sollte.

Aber der einzelne Fall, der noch nicht aufgehellet ist und über den auch die besser Informierten öffentlich einstweilen ihr Urteil zurückhalten, verdient die Aufmerksamkeit ernsthafter Menschen nicht. Auch der Rücktritt bekannter Persönlichkeiten von ihren hohen Hofämtern ist keine Tatsache von allgemeiner Bedeutung. Und wenn die Angelegenheit, die nachgerade die Dimensionen eines beträchtlichen Hofskandals angenommen hat, trotzdem auch verständige Leute beschäftigt, wenn sie in der Menge eine täglich wachsende lüsterne Neugier erregt, dann muß, außer der leicht entfachten Lust an schrillen Sensationen, auf dem Grunde dieses Interesses doch wohl ein dunkles Empfinden ruhen, das der Klärung bedarf.

Mehr als in irgendeinem anderen modernen Lande sind im deutschen Norden die einzelnen Klassen und Kasten von einander getrennt. Die Rangordnungen und die Verschie-

denheiten im Niveau werden so ängstlich gewahrt, so bündige Satzungen regeln die hochwichtige Frage, wer bei einem Honoratiorendiner zuerst aufstehen und als erster sich verabschieden darf, daß ein Gesellschaftsverkehr, wie andere Länder ihn unter Menschen von gewissen gleichartigen Lebensgewohnheiten kennen, schon deshalb sich nicht herausbilden kann. In Norddeutschland ist man nicht ein Gentleman, ein Herr X. oder von Y., dessen Titel und Amt nicht in Betracht kommen, sondern ein Professor, ein Geheimrat, ein Major oder ein Hüttendirektor; man wird eben nach der Sprosse beurteilt, die man auf der Leiter äußerer Ehren und Würden erklettert hat, und die einzelnen Mandarinen sondern sich wieder in Gruppen und Cliques ab. Die besonderen Verhältnisse der Reichshauptstadt, auf die noch heute die Schilderung der Frau von Staël paßt, kennen eigentlich nur zwei Arten wirklicher „Gesellschaft“: die Offizierskreise und, eng damit verbunden, den Hof. In den Bankiervillen tummelt sich ein bunter Troß von Eintagsberühmtheiten: große Modedichter, die morgen vielleicht vergessen sind, und große Gründer, die übermorgen vielleicht das Zuchthaus streifen oder erreichen. In die sparsame Geselligkeit der Gelehrtenkreise klemmt oft sich ein kleinlicher Klüngelgeist, der ein behagliches Gefühl der Niveaugleichheit nicht aufkommen läßt. Nur in der Waffenkameradschaft und in der Hofgesellschaft herrscht die ruhige Sicherheit, die aus der Überzeugung stammt, daß der Nachbar, mit dem man sich unterhält, was er auch sonst sein mag, jedenfalls ein Kavalier ist, ein Mann von gewissen Sitten, Gewohnungen und Ehrbegriffen, die eine gesellschaftliche Gleichheit selbst für die im Rang Unterschiedenen schaffen. Diese Sphäre ist aber der Mehrheit ein völlig unbekanntes Gebiet; sie erfährt zwar, welche Uniformen die Prinzen und welche Toiletten die Prinzessinnen getragen haben, aber sie ahnt nichts von der besonderen Eigenart dieser Gesellschaft und von den Formen ihres Verkehrs. So ist dieses geheimnisvolle Land allmählich von Legenden und Sagen umspinnen und wie eine Märchenwelt mit allem, was gut und schön und edel ist

und was lieblich duftet, von der gläubigen Phantasie ausgestattet worden. Der nicht Hoffähige hört vom Hof nur, wenn eine Staatsaktion sich abspielt, wenn ein Ball veranstaltet, eine Prunkoper aufgeführt, eine Parade abgehalten, ein Monarchenbesuch gefeiert oder eine Kirche eingeweiht wird; was in der Zwischenzeit sich ereignet, bleibt seiner Kenntnis verborgen und der enge Kreis, in dem sein Umgang sich meist bewegt, gibt ihm auch nicht den Maßstab für die Beurteilung so ganz anderer Verhältnisse. Daraus erklärt sich die unbändige Neugier, die um Hofberichte und Hofgeschichten sich drängt und der seit einigen Jahren eine bedauerlich reiche Nahrung geboten wird. Daraus erklärt sich auch das starre Staunen, das jetzt den Fall Kotze umgafft: ein Eckchen des Zauberschleiers ist gelüftet und die Menge steht enttäuscht, da sie im erträumten Wunderlande nun allerlei häßliche Händel entdeckt.

Unter den Gebildeten, die zwar nicht gerade mit ernstesten Geschichtstudien, doch mit historischem Klatsch sich eifrig beschäftigt haben, ist die Stimmung geteilt. Die Skeptiker, die nicht wundergläubig sind, zucken die Achseln und meinen, an den angeblichen Enthüllungen sei nichts neu, denn ein Hof bleibe eben immer ein Hof und an allen Höfen seien Skandalgeschichten stets auf der Tagesordnung gewesen. Die Sozialkritiker aber, die unruhig nach den Ähnlichkeiten verschiedener Kulturepochen forschen, blicken bekümmert drein; sie wittern ein gefährliches Fäulnissymptom und sie schauen ängstlich zur rissigen Spitze der Pyramide empor, deren Basis schlimme Gewalten unterwühlen. Soll, da eben erst durch die Ermordung des Herrn Carnot die Erinnerung an den Schrecken der Revolution wach geworden ist, auch eine zweite Auflage der Halsbandgeschichte uns beschieden sein, die mit gefälschten Briefen und mit Indiskretionen des Kardinals Rohan kurz vor dem Zusammenbruch der alten Herrlichkeit begann? Und daneben dringen andere bange Fragen hervor: Von welcher Art sind die Leute, die den Kaiser täglich umgeben? Welchen Einflüssen könnten die Entschlüsse des Monarchen ausgesetzt sein?

Und ist eine Institution noch länger aufrecht zu erhalten, die zwischen dem Volk und seinem höchsten Repräsentanten unübersteigliche Schranken errichtet und die selbst für die politisch verantwortlichen Ratgeber (man denkt an Bismarcks Klagen über die Hoffriktionen) sehr ernste Gefahren auftürmen könnte?

Aus früher Feudalzeit hat die Sitte der Hofhaltung sich fortgeerbt. Damals lebten die Herrscher im Feldlager oder in Zwingburgen und die Edelleute versahen dort den Hausdienst: sie sorgten für angemessene Wohnung und Nahrung, sie waren beim Kleiden und Rüsten dem Herrn behilflich und hielten darauf, daß seine Pferde und Falken ausreichende Pflege hatten. Dann zogen die Tage der Fehden und Fronen herauf und nun fiel dem Hofadel die Aufgabe zu, den Herrscher zu schützen und vor seinem Palast die Wache zu halten. Von dieser ursprünglich praktischen und vorwiegend militärischen Einrichtung ist längst nur noch eine leere Form übrig geblieben. Heute hat der Hofadel nichts oder so gut wie nichts zu tun, die Würden, unter deren Gewicht er einherstolz, sind nur scheinbare Bürden, sind in Wirklichkeit nur eine pomphafte Parade, und wenn von den Hofbediensteten einer den Schein erregt, als sei er mit hochbedeutsamen Erwägungen beschäftigt, während er allenfalls über Ordensverleihungen, Zeremonialgeschäfte oder Etikettefragen nachdenkt, dann verfällt er bei den Standesgenossen bald der Lächerlichkeit. Dieses glänzend inszenierte Leben geschäftigen Müßigganges aber beherrscht in seinem ganzen Umfange ein Gedanke, ein Wunsch und ein Wille: der, dem Herrn, dem man dient, sich möglichst angenehm zu machen. Dieselben Edelleute, die auf der eigenen Scholle eine annähernd königliche Existenz genießen könnten, bequemen sich willig in den Dienst eines Königs, dem sie praktisch nicht nützen, dessen Säle und Vorzimmer sie nur mit dem Glanz ihrer Uniformen und mit dem Gewimmel ihrer von Gold strotzenden Röcke ausputzen können. Beim Eintritt in diese Welt inhaltlosen Gepränges verlieren sie aber auch ein wichtiges Stück ihrer individuellen

Besonderheit: aus Freien werden sie Unfreie, aus Persönlichkeiten Ziffern, denn sie müssen auch geistig in pralle Uniformen und knappe Galakleider sich zwängen, sie dürfen nicht geistreicher scheinen als die hohen und höchsten Herrschaften, sie müssen nach deren Stimmung und Laune sich richten und mit äußerster Vorsicht ein Lächeln verbeißen, wo die Gebietenden gerade ernste Mienen um sich zu sehen wünschen. So ist eine sozial ungemein wichtige Klasse, ein großer Teil des reichen und saturierten Hochadels, dem Organismus unserer Gesellschaft verloren; und damit schwindet ein Gegengewicht, das der unruhigen Betriebsamkeit des Kleinadels die Wage halten und in einer demokratisierten Zeit sehr wohltätig wirken könnte. Und diesem Verlust steht kein Vorteil gegenüber als der Gewinn einer glänzenden Äußerlichkeit; der Hof hat die Bedeutung aus der Feudalzeit eingebüßt, die Ritter und Bannerherren sind schmiegsame Höflinge geworden, sie seufzen und triefen unter nichtigen Mühen, sie werden zu lächelnden Schranzen und sperren dem Herrscher, den sie umdienen, den schmalen Pfad, der die Fürsten zur Wahrheit führt. Ohne Marinellis aber sind auch die Prinzen von Guastalla nicht denkbar.

In dieser müßigen Welt nun, die immer den Schein der Geschäftigkeit zeigt und die doch mit beflissenem Eifer nur nach der Anerkennung des Einen strebt, ist für jede Art der Intrige der Boden bereitet. Jede Tätigkeit, die den Geist ernstlich beschäftigen könnte, fehlt, Äußerlichkeiten, die sonst nur in menschlichen Damendramen eine Rolle spielen, füllen vom Morgen bis zur Mitternacht und darüber hinaus die Stunden und so bleibt, ganz wie in der üppigen Stille parfümierter Boudoirs, die Muße, die Lust und die Stimmung, zu feinen und groben Gespinsten die Fäden zu knöten. Wie man einen gnädigen Blick, einen huldreichen Gruß erhaschen, wie man beim Cercle einen günstigen Platz erlisten, dem Rivalen ein Bein stellen, die Rivalin durch eine auffallende Toilette überstrahlen, einen Unbequemen in ein unvorteilhaftes Licht rücken kann: solche und ähnliche Er-

wägungen sind dem Höfling und seiner selten besseren Hälfte gewöhnlich nicht fremd. Und von da ist nur noch ein Schritt bis zu kleinen und großen Perfiden, zu Treulosigkeit und Verrat und zu den dunklen Künsten anonymen Schmähbriefstellerei. Wenn wir die Hofgeschichte des letzten Jahrhunderts durchblättern, dann werden wir sehen, daß die Skeptiker recht hatten und daß man in allen höfischen Chroniken auf dieselben Erscheinungen stößt. Auch die Löschblätterraffäre ist keine Neuheit von diesem Jahr; sie wirkt nur befremdend, weil diesmal die Löschblätter nicht ängstlich der staunenden Menge verborgen werden und weil neue Anschauungen auch eine veränderte Auffassung des höfischen Treibens geschaffen haben.

Die ganze Institution hat sich eben allgemach überlebt und sie wirkt heute, wo jeder nach seinen Leistungen beurteilt werden will, wie eine fabelhafte Versteinerung, die in moderne Zustände hineinragt wie ein künstlicher Opernpomp allenfalls in der grellen Beleuchtung des Alltagsvorganges. Dem guten Bürger, der solange alles, was ihm an Phantasie und Märchenglauben geblieben war, in die Hof-sphäre hinübergerettet hatte, dämmert jetzt erst die Ahnung auf, daß hinter dem Prachtvorhang eine vielleicht nicht immer ganz würdige Tragikomödie aufgeführt wird, und er beginnt, bei dem Gedanken an die Zettelungen zu zittern, die in dieser Luft den Monarchen umdrängen könnten.

JUBILÄUM

UM DIE DRITTE MITTAGSSTUNDE SASS IN PARIS am zwölften Juli 1870 der Herzog von Gramont dem Baron Werther gegenüber, dem schwächlichen Vertreter des Preußenkönigs am Tuilerienhof. Eben war das Telegramm bekannt geworden, das Fürst Karl Anton von Hohenzollern an den Marschall Prim nach Madrid und an den Spanischen Gesandten Olozaga nach Paris gerichtet hatte, um ihnen den Rücktritt seines Sohnes von der Thronkandidatur anzu-

zeigen, die in Frankreich die Leidenschaften so mächtig erregte. Der Friede, der seit Gramonts Rede vom sechsten Juli ernstlich bedroht gewesen war, schien nun wieder gesichert. Olliver und Thiers bemühten sich, den zornmütigen Eifer der Duvernois und Guyot-Montpayroux zu dämpfen, die, als echte Erben des edlen Chauvin, munter schon die Backen aufbließen, um durch einen Trompetenstoß die Kammer zu alarmieren; und da große Spekulanten rasch in die Hausse gingen und die Rente in fünf Minuten um zwei Prozent stieg, konnte man hoffen, das Sechstagerwerk werde geräuschlos zusammenstürzen und alles werde geschwind zur alten Ordnung wiederkehren.

Der Herzog von Gramont war anderer Meinung. Der Spanierthron war ihm gleichgültig, aber er brauchte für seinen kränkenden Herrn einen Zuwachs an Prestige, der über die Schwierigkeiten der inneren Lage hinweghelfen konnte. Der Hohenzollernprinz war von der Kandidatur zurückgetreten, aber Europa sollte erfahren, daß dieser Rücktritt durch ein Machtwort Frankreichs bewirkt worden war, dem der Preußenkönig in Ergebenheit sich beugen mußte. Deshalb forderte Gramont einen Brief, in dem König Wilhelm dem Kaiser Napoleon erkläre, er sei von der Absicht, die Würde und die Interessen Frankreichs zu verletzen, weit entfernt gewesen, er werde dem Prinzen Leopold die Bewerbung um den spanischen Thron niemals erlauben und sich stets bestreben, jede Möglichkeit neuen Streites zwischen Frankreich und Preußen vorsichtig zu vermeiden. Ein solcher Brief hätte die Abdankung Preußens als Großmacht bedeutet und das Wort der Fortschrittspartei-Propheten erfüllt, das Ministerium Bismarck werde das Land in Schmach und Erniedrigung führen. Der Brief wurde nicht geschrieben. Sieben Wochen später, um die siebente Abendstunde des ersten Septembertages, stand der General Reille vor dem König von Preußen und überbrachte das Schreiben, in dem der Kaiser Napoleon sich der Gnade des Siegers gefangen gab. Auf der Säbeltasche eines Husarenleutnants wurde die Antwort geschrieben.

Was zwischen diesen beiden Vorgängen lag, ist ohne Beispiel in der modernen Geschichte. Ein gehaßter und verachteter Staat, der kurz zuvor noch genötigt war, in Bruderkämpfen sein Lebensrecht zu verteidigen, hatte das Vertrauen aller deutschen Stämme erworben und mit raschen Schlägen einen Feind niedergezwungen, dessen durch die Jahrhunderte glänzendes Ansehen von der napoleonischen Legende ins Ungeheure gesteigert war. So völlig war der Gegner zerschmettert, der mit leichtem Herzen und lächelnd die Herausforderung gemacht hatte, daß zunächst niemand mehr übrig blieb, mit dem man die Friedensbedingungen verabreden konnte. Und der unbefangene Zuschauende sah an dem Sieger keine Spur eines sich regenden Übermutes. Am ersten Septemberabend, während unübersehbare Feuerlinien das Tal der Meuse erhellten und die Mannschaft still im Wachtdienst wechselte, klangen aus hunderttausend Kehlen ernste und fromme Lobgesänge zum Himmel empor, Dankgebete an den Gott der Schlachten, Grüße an das ferne Vaterland, dem in hohen Haufen hier die Opfer geschichtet waren. Ein Franzose, der an diesem Abend das Schlachtfeld von Sedan sah, mußte später gestehen, ihm sei zumut gewesen, als habe er ein Priesterheer in der Andacht des Gottesdienstes erblickt. Die Wendung schien den Siegern so wunderbar, daß sie nur durch das Walten göttlicher Gnade erklärt werden konnte, der man in Ehrfurcht sich neigen mußte.

Oft ist die Frage gestellt worden, welche Kraft damals den Sieg bewirkt hat. Der Kaiser scheint geneigt, in der unbedingten Hingabe des Heeres an den Willen des Kriegsherrn die Ursache des Erfolgs zu sehen. Diese Auffassung entspricht dem monarchischen und militärischen Sinn für die Macht der Disziplin und Unterordnung, aber sie reicht zur Erklärung nicht aus; die unbedingte Hingabe an den Willen des Kriegsherrn wird gewöhnlich erst erschüttert, wenn dieser Wille vom Unglück heimgesucht wird, und der Rückblick auf den Krieg ist darum gerade so tröstlich, weil er die Gewähr gibt, daß auch eine Niederlage das deutsche Volk

und die bewaffnete Abordnung seiner Söhne guten Mutes und aufrecht gefunden hätte. Heinrich von Treitschke hat in einer prachtvoll mahnenden Rede, die leider nur nicht an allen Stellen durch die glatte Oberfläche der Erscheinungen drang, gesagt, 1870 habe sich besonders klar gezeigt, daß in den Daseinskämpfen der Völker der Wille entscheidet, und der Sieg sei unser gewesen, weil wir im Einmut des Wollens die Stärkeren waren. Der Historiker fordert also nicht die blinde Unterordnung, sondern die Übereinstimmung des Willens. Vielleicht genügt auch diese Erklärung noch nicht. Der Einmut des Wollens lebte, nach dem Beginn des Krieges, auch in Frankreich; aber das Vertrauen in das richtige Handeln fehlte und ließ sich, da es einmal gewichen war, nicht mehr zurückzwingen. Den Preußen war dieses Vertrauen in fast zehnjähriger Anstrengung abgerungen worden; sie hatten die Regierung bei der Arbeit gesehen, hatten die zähe Gewissenhaftigkeit des Königs, sein leises und doch festes Beharren in einem langwierigen Konflikt kennen gelernt und wußten nun ganz genau: Jeder würde an seinem Platze stehen, alles würde in Ordnung sein und keine wechselnde Laune, kein Schwanken und Tasten würde die Stetigkeit des Handelns beirren. Dieses gute Gefühl verbreitete sich von Preußen rasch über das ganze Reich und weckte im Feldlager die frohe Gewißheit, daß kein Gebot der Vorsicht überhört, kein wirksamer Faktor vergessen war. Solche Zuversicht ist im Kriege der beste Proviant. Der Mann mag sein Leben nicht an eine Herrenlaune wagen, die mit der flüchtigen Stunde verflattert; er will, wo es um den höchsten Einsatz geht, die tröstende Gewähr haben, daß alles bedächtig erwogen und von den fähigsten Führern vorbereitet ist; er gehorcht gern, aber nur da, wo der Befehlende des Zieles und des Weges dahin nach Menschenmöglichkeit sicher ist. Dann mag immerhin kommen, was das Schicksal bestimmt: Die Pflicht ist erfüllt, das Haus bestellt und der Mann darf mit ruhigem Gewissen hinausziehen. Das Gefühl ruhigen Vertrauens, das vom ersten bis zum letzten Tage das Land und die Truppen beherrschte, war die sicherste Siegesbürgschaft.

Auf Glückszufälle ist im Leben der Einzelnen und der Völker nicht zu rechnen. Drei Männer vom Schlage der Bismarck, Moltke und Roon werden kaum jemals wieder vereint sein. Deshalb ist doppelt nötig, für die Tage der Gefahr das Vertrauen des Volkes zu sichern. Die Vorbereitung eines Krieges beginnt nicht erst in der Stunde der Mobilmachung; ein Krieg, der mit der Aussicht nach Erfolg geführt werden soll, muß die Fortsetzung der Politik unter veränderten Umständen sein, und diese Politik muß so feste Wurzeln haben, daß sie auch einem wütenden Sturm standhalten kann. Die Männer, die 1870 im Felde waren, sind heute dem fünfzigsten Lebensjahr nicht mehr fern. Mancher von ihnen hat es schon hinter sich; ihnen mag man die festlich geputzte Feier gönnen, den Fahنشmuck, das Eichenlaub, den silbernen Riegel an der Kriegsdenkmünze; sie mögen bei Bier und Wein in Erinnerungen schwelgen und nach Zecherart auch wohl eine Heldentat auffrischen, die nur die Phantasie des Heimgekehrten vollbrachte. Die nicht mit im Felde waren, dürfen auch jetzt nicht bechern und jubilieren; unsere Aufgabe ist, aus der Geschichte des Krieges zu lernen und das Gelernte ohne Menschenfurcht auszusprechen.

Das Deutsche Reich ist mit Prunkfesten und illuminierten Politik übersättigt; es ist in die Gewohnheit gezwungen worden, von einem Tag auf den anderen Überraschungen befürchten und morgen verdammen zu müssen, was es heute vergöttert hat. Allein von großen Erinnerungen kann auf die Länge kein Volk leben und zu Wagen und Wirken kraftvoll gedeihen.

K A M A R I L L A

WÄHREND DER LÄNGST ZUM UNHEILBAREN Landesübel gewordene Festlärm wieder einmal laut durch die Zeitungen tobte, konnte man, wo nur ein Plätzchen frei geblieben war, allerlei Spukgeschichten von einer politischen Krisis lesen. Über die Reform des Militärstrafverfahrens, so

hieß es, habe die höfische Umgebung des Kaisers andere Ansichten als das Ministerium, eine Einigung der Geister sei unmöglich und schon die nächste Stunde könne uns den Rücktritt sämtlicher Minister bringen, die, mannhaft wie immer, für ihre heilige Überzeugung zum schwersten Opfer bereit und gerüstet seien. Nun mag es ja gläubige Untertanen geben, die in unseren Ministern eiserne Catone sehen und ihnen allen Ernstes zutrauen, sie könnten, ehe sie auch nur um eines Fußes Breite von dem einmal gewählten Standpunkte wichen, lieber auf die süße Bürde der Würde verzichten; aber selbst der spärlichen Schar solcher Wohlwollenden schien es wunderbar, daß nach mancher Wandlung gerade eine militärische Frage plötzlich den Catonenstarrsinn entbunden haben sollte. Bald wurde denn auch zum Rückzug geblasen und der Zeitungslärm, der im Volksempfinden nirgends ein Echo geweckt hatte, verhallte allmählich.

Der Sprachgebrauch nennt jede Störung im Gleichgewicht der Organismen eine Krisis; aber der medizinische Krisenbegriff ist doch selbst dem Laien noch so vertraut, daß gewöhnlich nur da, wo eine rasche Entscheidung zu erwarten ist, von einer Krisis gesprochen wird. In diesem Sinn darf von einer politischen Krisis bei uns nicht gesprochen werden. Den krankhaften Zustand unseres staatlichen Lebens empfindet jeder und die meisten fürchten, daß er eines Tages ein schlimmes Ende nehmen wird; aber an eine schnelle Entscheidung über den Ausgang der Krankheit ist, vielleicht zu unserem Heil, nicht zu denken und wir können froh sein, wenn eine langwierige Lysis uns von dem schleichenden Übel befreit. Daß nun gar schon über die internen Personalverhältnisse der Militärverwaltung Preßfehden ausgefochten und technische Fragen des Heeres mit officiösen Leitartikeln beantwortet werden, zeigt deutlich, wie weit mählich die Dinge gediehen sind, fast wieder so weit wie in den Unglückstagen Friedrich Wilhelms des Vierten, wo dem rastlos irrlichtelierenden Geist des Königs die Möglichkeit geboten war, heute mit einem gegen den anderen Minister

Kaiser Franz Joseph I.

und morgen mit dem Generaladjutanten gegen das gesamte Ministerium zu konspirieren. Diese Wahrnehmung ist wichtiger als das spielerische Raten, aus welcher Gegend die nächsten Fackeltänzer wohl kommen mögen. Die Spitze der Pyramide zeigt rissige Stellen und solche Zeichen sollen nach einem alten, oft bewährten Aberglauben ein Ungewitter ankünden. Die Hurrastimmung beweist nichts gegen die Prophezeiung; Madame Campan erzählt in ihren Memoiren, daß in den ersten Regierungsjahren Ludwigs des Sechzehnten von sechs Uhr früh bis in die sinkende Nacht hinein Hochrufe auf den König erschallten, und nicht lange danach verlor der Bürger Capet dennoch Krone und Kopf. Wir wollen nicht warten, bis die Pfeiler der Monarchie völlig unterwühlt sind, sondern, bevor es zu spät ist, den Sitz des Übels suchen. Fürst Bismarck hat in einem der Tischmonologe, die neben Luthers Reden aufbewahrt werden sollten, einmal gesagt, irgendwas müsse im Staate stets faul sein, wenn ein General über öffentliche Angelegenheiten Meinungen laut werden läßt und wenn Minister in den Zeitungen einander bekämpfen. So weit sind wir nun längst . . . deshalb sollten die von der Angst um das Termingeschäft genährten Kolportagephantasien endlich nüchterner Betrachtung der Wirklichkeit weichen.

Im Januar hatte der Kaiser einen Großgrundbesitzer, der sich mit Frau und Tochter im Marschallsamt für die kommenden Hoffestlichkeiten einschreiben lassen wollte, im Schloßhofe mit den Worten begrüßt: „Wenn es der Landwirtschaft wirklich so schlecht geht, wie die Herren behaupten, sollten sie lieber zu Hause bleiben“; bald danach lasen wir die hitzigen Reden gegen den Antrag Kanitz. Im März sagt der Kaiser bei Tische: „Wenn der Terminhandel wirklich so schlimm ist, sollte man ihn abschaffen“; bald danach lesen wir, daß die Terminspekulation in Getreide verboten wird. Die Beispiele ließen sich häufen; aber eins genügt, um zu erklären, wie es kommt, daß im deutschen Land das Raunen und Wispern nie mehr verstummen will und der Klatsch sich ohne Ermatten an die Umgebung des Kaisers

klammert, an die Gruppe, die auf die Richtung seines Willens zwischen Obst und Käse zu wirken vermag. Lessings Riccaut belehrt das sächsische Fräulein: *Tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi*; und seine schlaunen Schranzenworte haben nach hundert Jahren eine im Preußen Friedrichs nicht geahnte Bedeutung gewonnen. Der Bürger und Bauer fragt verängstigt, wer morgen oder übermorgen wohl vom Monarchen der Ehre eines Gespräches gewürdigt werden könnte (denn davon kann abhängen, ob das Deutsche Reich bimetallistische, sozialistische oder großindustrielle Politik treiben wird), und er gewöhnt sich, das von mystischen Schleiern umwallte Gebild, das man einen Hof nennt, mit grimmigem Mißtrauen zu betrachten. Solches Mißtrauen erzwang unter Wilhelm dem Dritten von England, der, statt mit dem Privy Council, mit einem Kreise auserwählter Lieblinge die Geschäfte besprach, die Bestimmung: „daß alle auf die Regierung des Königreiches bezüglichen Gegenstände, die nach den Gesetzen und Gewohnheiten vor den Geheimen Kronrat gehören, dort behandelt und daß alle gefaßten Beschlüsse von den Mitgliedern unterzeichnet werden sollen, die dazu geraten und dafür gestimmt haben.“ Und dieselbe Empfindung waffnete die Wut gegen die Sippen der Mignons und der Polignacs. Heute liegen die Dinge anders. Aus der wundersamen Epistel, deren Veröffentlichung der Freiherr von Mirbach für passend hielt, kann man erkennen, wie ganz und gar unpolitisch und rührend einfältig der Sinn der Leute ist, die als Hofchargen sich im Sonnenglanz tummeln und die der fern stehende Betrachter für Mitglieder einer tückisch waltenden Kamarilla hält. Diese Leute sind ungefährlich; sie sitzen in der Nähe des Gnadenbornes, lechzen brünstig in jeder Stunde nach einem Zeichen hoher und höchster Gunst und denken selten an anderes als an ihrer ängstlichen Seelen eigenstes Heil. Das liebe Vaterland könnte ruhig sein, wenn es nur diese Märchenkamarilla zu fürchten hätte. Die wirkliche Gefahr wurzelt darin, daß heute jeder Kamarilla zu spielen versucht und daß, wohin auch das Auge blickt, kaum irgendwo in der

Runde ein unzweifelhaft sicherer Mann zu finden ist, der von dem Pfade der Pflicht, der Ehre und Überzeugung unter keinen Umständen und für keinen Preis jemals abweichen würde. Beinahe jedem ist jedes Mittel willkommen, das ihm gnädiges Wohlgefallen erwerben kann, und jede Hintertür, die zum Erfolg führt, wird mit Girlanden bekränzt. Dieser Zustand wird dadurch nicht gebessert, daß man, vielleicht manchem Minister zur Wonne, dem Unmut den höfischen Kreis als den eigentlich zu bekämpfenden Feind denunziert.

Der Kaiser reist gern und viel und dadurch entschwindet den Ministern oft die Möglichkeit, in Immediatvorträgen ihre Ansicht zur Geltung zu bringen. Es ist auch ganz natürlich, daß der reisende Monarch die politischen Geschäfte mit seiner Umgebung bespricht, die ihm als soziale Gruppe verwandt ist, und daß in solchem Verkehr Intimitäten entstehen, die ministeriellen Wünschen nicht immer bequem sind. Man braucht kein Geberdenspäher zu sein, um sich vorstellen zu können, daß Graf Philipp Eulenburg, über dessen diplomatische Fähigkeiten die Meinungen sämtlicher Sachverständigen übereinstimmen, von den politischen Plänen des Kaisers mehr weiß als der Fürst zu Hohenlohe und daß Herr von Kiderlen-Waechter, der einst von des Monarchen eigener Hand mit dem Schlauch die Schiffstaufe empfing, manchmal vielleicht nur mit Mühe ein Lächeln zu unterdrücken vermag, wenn der Kanzler für nötig hält, ihm ausführliche Instruktionen zu erteilen. Aber auch dieser Zustand, dessen Schwierigkeiten unverkennbar sind, ist erträglich, so lange ein einiges, von einem festen Willen geleitetes Ministerium den Gang der Politik bestimmt, für die es nach der Verfassung verantwortlich ist. Er wird in dem Augenblick unhaltbar, wo einzelne Minister selbst Lust verspüren, Kamarilla zu spielen und gegen ihre Kollegen Söldnerheere zu alarmieren; und dieser Augenblick ist nicht sehr fern, wenn an der Spitze des Ministeriums der kraftvolle, Widerstrebendes zwingende Wille fehlt. Je stärker und jähher dann der Wille des Herrschers ist, desto rascher rückt die Gefahr heran. Dann wird der Monarch mit einer Summe von Funk-

tionen belastet, die ein sterblicher Mensch auch bei emsigstem Fleiß nicht tragen, nicht ertragen kann, und die unheilvolle Zentralisation wird erneut, in der Tocqueville die gefährlichste Sünde der französischen Monarchie und die tiefste Ursache der jakobinischen Schreckenstage erkannte. Eine Politik, die dem Betrachter am Anfang und Ende jedes Weges den kaiserlichen Adler zeigt und ihm in jeder Minute die bange Frage aufdrängt, wem wohl der Zufall das Glück eines Gespräches mit dem Monarchen bescheren mag, ist schädlich, auch wenn sie, wiederum zufällig, einmal das Richtige trifft. Sie wahrt nur den Schein konstitutioneller Zustände, sie setzt den Vertrauensmann der Nation gehässigen Urteilen aus und dient gewöhnlich dazu, eine schwache Regierung von der schweren Verantwortlichkeit zu befreien, die sie vor dem Volksgewissen, vor dem Gesetz und vor der Geschichte doch auf sich zu nehmen hat. Der Gegensatz zwischen der höfischen und der politischen Art, die Dinge zu betrachten, ist recht alt; er stammt aus den Tagen, wo die Könige ihre Länder wie einen Pachthof verwalteten und über die Verwaltungsmaßregeln beim Becher mit dem Gesinde zu plaudern pflegten. So oft er in moderner Zeit außerhalb des Kreises der Privilegierten sichtbar wurde, war damit bewiesen, daß in den Staatsorganismus ein Krankheitsstoff eingedrungen war, der natürlich um so rascher wirkte, je mehr die Neigung zu schwächlicher Nachgiebigkeit in den höheren Sphären wuchs. Solche Zustände hat nie ein Einzelner oder eine im Hofdienst geschäftig lungernde Gesellschaft allein verschuldet; sie waren stets das Werk derer, die für ihr Recht und für ihre Pflicht nicht das genügende Verständnis hatten. Nur ausbündige Torheit kann sich für die Willensfreiheit unserer Minister erhitzen. Die Herren haben in jeder Stunde die Möglichkeit des Rücktritts, sobald sie mit ihrer Überzeugung da nicht durchdringen können, wo sie Rat geben, nicht, wie es fast schon heute üblich geworden scheint, Rat und Belehrung empfangen sollen. Wenn sie diesen Weg nicht beschreiten, dann können sie uns nicht zumuten, daß wir uns zornig gegen eine Kamarilla erheben,

deren schwerstes Verbrechen doch immer nur war, willenlos im Staube zu winseln, wo aus geheiligter Höhe ein mächtiger Wille gebot.

BARBAROSSA

ZWISCHEN DER GOLDENEN AUE UND DEM nordthüringischen Bergland, auf dem von dichtem Sagengebüsch umwaldeten Kyffhäusergebirge, ist in diesen Tagen ein Denkmal enthüllt worden, das deutsche Krieger ihrem toten Heerkönig Wilhelm errichtet haben, dem ersten Deutschen Kaiser im neuen Reich. Als ein zärtlich geweihtes Werk liebender Mannentreue ragt es in reine Lüfte empor, aber zugleich auch als ein weithin sichtbares Zeichen moderner Geschwätzigkeit, die stolz und selig ist, wenn sie in altes Legendengelände ihre allegorisch verschnörkelten Schriftzüge kritzeln darf. Wie der Wanderer, der schwer zugängliche Höhen nur erklettert, um nachher sagen zu können, daß er oben gewesen ist, seinen Namen in Rinden und Krusten kratzt, so liebt auch unser schlaffes Geschlecht, seine Gedenkhäufchen auf hohe Weistümer zu setzen: sind alle Gedächtnisstätten erst mit Denkmalen geschmückt, dann, meint es wohl, hat es seinen Zusammenhang mit der Vergangenheit einer großen Geschichte deutlich bewiesen. Die Bergfexerei tobt nie hitziger als in Zeiten, denen der wahre, der innerlich ehrfürchtige Natursinn fehlt; und in den Tagen ruhmsüchtig kränkelnder Epigonie wird stets besonders laut auf das Schaugetäfel des historischen Empfindens gepocht. Als ein steinernes Symbol solcher Stimmung wollen wir das Denkmal betrachten, das den alten, geheimnisvoll trauten Sagensitz nun in eine schrecklich moderne Sehenswürdigkeit wandelt. Es schweißt zusammen, was organisch nicht zu einander gehört: das verwitterte Bergschloß des Rotbartes und das frische Eichenlaub der neuen Kaiserkrone, die Stauferherrlichkeit und den einfachen Hohenzollernschild; und es will uns im Sinnbild bedeuten, daß der

alte Wilhelm, den man mit einem falsch klingenden Ton jetzt gern den Großen nennt, der Erbe und Erfüller des Barbarossa-traumes ward. Mußte der unheilvolle Versuch, zwischen dem neuen Deutschen Reich und dem eingeurnten Heiligen Römischen Reich deutscher Nation die Verbindung zu finden, wirklich auch diesmal wieder unternommen und in einem dauernden Denkmal verewigt werden? Nur der Parvenu sucht sich geschäftig Ahnen; der mächtige Psychagoge aus Korsika pflegte, als er an die fernen Unterleutnants-tage nicht mehr erinnert sein mochte, die angestammten Franzosenkönige gern seine gekrönten Vorgänger zu nennen und sein Neffe bestand eifersüchtig darauf, daß die echtbür-tigen Monarchen Europas ihn als Monsieur Mon Frère an-sprechen mußten. Rechtmäßig gezeugte Reiche und Herr-scher, sollte man meinen, können solche Künste entbehren; ihr historischer Sinn kann sich darin zeigen, daß sie aus ihrer wirklichen, nicht aus einer rechtlos errafften Geschichte zu lernen und die organisch erwachsene Pflicht und Aufgabe der Volkheit zu erkennen suchen, der sie den lebendigen, dem wechselnden Anspruch der Stunde gemäßen Ausdruck geben sollen. Das deutsche Kaisertum von heute hat mit der verschollenen Sacra Caesarea Majestas nicht das aller-geringste gemein, nichts mit dem römischen Imperatoren-wahn und nichts mit den schwärmenden Universalträumen der Ottonen und Staufer. Die Zeit theokratischer Vorstel-lungen ist für den Weltwesten unwiederbringlich dahin; und wenn Deutsche jetzt noch in Kyffhäusererinnerungen schwelgen wollen, dann tun sie gut, nicht an den ersten Friedrich zu denken, der im Wasser des Salef ertrank, son-dern an seinen Enkel Friedrich den Zweiten, dessen rastlos bewegter Geist über die deutschen Grenzen hinaus irrlichte-lierte, der sich als Herrn der Welt fühlte, Rotrußland an die thüringischen Landgrafen verlieh, auf die Bitte eines fran-zösischen Dichters das römische Recht in einer Summa Iuris Romani wieder erstehen lassen wollte und, nach Lamprechts klugem Wort, lieber mit arabischen Philosophen über die Unsterblichkeit der Seele korrespondierte, als daß er sich der

Sterblichkeit der deutschen Königsgewalt rechtzeitig erinnert hätte. Der ausschweifende Universalismus dieses begabten Mannes hat zum Zerfall des Reiches nicht wenig beigetragen; er hat ihn und die staufischen Stammesgenossen der Heimat entfremdet und die deutschen Fürsten, deren freies Entschließungsrecht sich widerwillig dem lastenden Joch der Ministerialität beugen mußte, aus dem festen Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Kaisermacht aufgescheucht. Aber von so lästig mahnenden Gedanken mögen die feierlustigen Leute bei uns nichts hören; sie klammern sich an Barbarossas verschlissenen Purpurmantel, an den Plunderkram einer toten Vergangenheit, sie verkünden, daß die Märchenpracht des Kyffhäusers sich dem geblendeten Blick endlich wieder aufgetan hat, und umnebeln die deutschen Hirne geschwind mit dem hohlen Pathos lärmender Rabenprologe.

Die Stunde stimmt nicht recht zu dem Feiergepräge. Wenn der Sagenkaiser das blonde Haupt hebt und nach draußen lauscht, um zu erkunden, ob die Rabenschar noch den Bergfrieden umflattert oder ob für sein deutsches Land endlich das Goldene Zeitalter tagt, wird er ein schrilles Krächzen hören, das vom Morgen zum Abend und vom Norden zum Süden durch die heimischen Lüfte tönt; und wenn auf dem Kaiserberge der alte Wilhelm, der stille, schlichte, bescheidene und gewissenhafte Walter und Wahrer des Reiches, plötzlich zum Leben erwachte, dann würde er in der Tiefe des halbkreisförmigen Postamentes, das sein ruhig schreitendes Roß trägt, erschreckt ein verdächtiges Knacken und Knistern vernehmen. Dem deutschen Reich, das schon lange in jedem Monat dreißigmal seinen Geburtstag zu feiern scheint, hat das Jubeljahr das Sturmsignal gebracht, das Wetterkundige längst voraussahen. Seit manchem Jahr hatte ich warnend auf das rasche Wachsen der Unzufriedenheit hingewiesen, der wühlenden Unzufriedenheit bei Völkern und Fürsten; immer wieder mit starker Betonung gesagt, man solle sich nicht durch die feige Streberwillfährigkeit der Parlamente und die nichtswürdige Verlogenheit der so-

nannten Öffentlichen Meinung über den wahren Sachverhalt täuschen lassen; wie ein lebensvoll wirkendes Bild nicht nur aus Leinwand und Ölfarbe bestehe, so, hieß es, seien auch Presse und Parlament allein nicht der wahre, unverfälschte Ausdruck der im Schoß des Volksbewußtseins webenden Kräfte. Die Warnung verhallte ins Leere; sie war gewiß dem frevlen Wunsch entsprungen, Lärm zu machen, den Neunmalweisen zu spielen und im getrübten Wasser fette Bissen zu fischen. Selbst der Größte, Germaniens greiser Erzieher, mahnte vergebens oft genug an die Vergänglichkeit irdischen Glanzes, bis er, ein müder, persönlich verpflichteter Mann, mit dessen stolzem Namen ein kleiner, altmodischer Durchschnittsdiplomat seine kargen Geschäftchen putzte, allgemach den Kampf aufgab, sich zur verdientesten Rast niederließ und nur selten noch einen die Richtungweisenden Ruf in die veränderte Heimatwelt hinaussandte. Ihn plagte gewiß der Neid, der unbefriedigte Ehrgeiz, die Sehnsucht nach wärmender Sonne. Ging denn im jungen Reich nicht alles ganz vortrefflich? Fand nicht jedes wichtige Gesetz, mochte es noch so hastig durch heiße Sommertage gepeitscht werden, seine sichere Mehrheit? Schallte nicht ohne Ermatten Jubelgebrüll und Hurrageplärr durch das Land? Und waren die Bundesfürsten nicht stets pünktlich und froh zur Stelle, wenn sie irgendein festlich geschmücktes Gelände als erlauchte Statisten mit buntem Gewimmel bevölkern sollten? So klang die Botschaft während der Zeit der Segnungen des Caprivismus, der wenigstens Ziele hatte und den man deshalb offen bekämpfen konnte; so klang sie weiter, in dem viel schlimmeren, tödlich trägen Altweibersommer der Chlodwigei: und der Oberflächenbetrachter konnte glauben, daß in der deutschen Welt alles jetzt viel besser bestellt sei als einst, da der Gewaltige mit dem Pelidenschritt noch um die Mauern der Dummheit und Gemeinheit tobte. Daß Deutschland auf allen Gebieten schwere Verluste erlitt, Verluste an Macht und Ansehen, daß von dem unstet geleiteten Reich die Freunde scheu seitab wichen und ringsum nach neuen Stützpunkten suchten, daß mählich das Vormacht-

gewicht nach Osten hinüberglitt und der Slaventraum von der Weltherrschaft ohne Schwertstreich die Erfüllung fand: davon ward nie gesprochen. Allen üblen Instinkten, die ein Volk und ein Herrscher als Menschenerbteil bewahren könnten, wurde so hündisch wedelnd geschmeichelt, daß man bang fragen mußte, ob die Sitten der sinkenden Prunkherrlichkeit von Rom und Byzanz im deutschen Lande nicht schon überholt worden seien; und wer nach ernster Gewissensprüfung die Feierchöre mit warnendem Ruf unterbrach, der wurde als Störenfried und Skandalmacher von bezahlten Lümmeln mit tintiger Jauche bespritzt. Nur lauter noch ertönte nach solcher Unterbrechung der Jubelchor, nur noch toller wurde der Taumelrausch, als gälte es, die Warner zu überheulen und den nagenden Wurm geschwind zu ertränken. Jetzt hat jäh ein gellender Ton die Tafelnden aufgeschreckt; ein Feuerzeichen ist aufgestiegen, das heller ist als alle Wunder der illuminierten Politik. . . . Und jetzt müssen alle, denen die Zukunft des Reiches am Herzen liegt, dafür sorgen, daß es feiger Niedertracht und bequemer Erbärmlichkeit nicht wieder gelingt, den Weckruf unwirksam zu machen.

Bei einem Festmahl (es ist charakteristisch, daß fast alle wichtigen Wendungen der neudeutschen Politik sich zuerst an festlichen Tafeln ankünden), bei einem Festmahl, das die deutsche Kolonie in Moskau den zur Zarenkrönung versammelten deutschen Fürsten anbot, hat Herr Camesa-Sasca, der aus Hessen gebürtige Präsident des Hilfsvereins, die Bundesfürsten das „Gefolge“ des Prinzen Heinrich von Preußen genannt, dem sein Trinkspruch galt. Bisher galt die Sitte, daß der Text der Reden, die an Fürsten gerichtet werden, vorher dem höchsten Vertreter der Regierung, im Ausland also dem Botschafter oder Gesandten, vorgelegt wird; nur so ist Irrtum, Taktlosigkeit und Ärgernis zu vermeiden. In Moskau war es nicht geschehen. Herr Camesa-Sasca sprach zweimal; und erst als sich von den Berufensten keiner zu einem höflichen, aber entschiedenen Protest gegen das schlimme Wort bereit gefunden hatte, erhob sich der Ver-

treter des zweitgrößten deutschen Bundesstaates, Prinz Ludwig von Bayern, und wies die entwürdigende Bezeichnung fest und nachdrücklich zurück. Prinz Ludwig ist kein hitziger Jüngling; er ist ein gesetzter, schon alternder Mann und wird nach menschlicher Voraussicht in ein paar Jahren die Wittelsbacher Krone tragen. Es ist nicht anzunehmen, daß ihn, mochte auch der Streit um die Rangordnung ihn verstimmt haben, der vor der Reise nach Moskau ausbrach und durch einen Machtspruch entschieden wurde, ein unbeachtetes Wort zu einer so auffälligen Kundgebung veranlaßt hätte; er fühlte wohl (und fühlte ganz richtig), daß dieses Wort einer allmählich eingewurzelten Anschauung entsprach, und er hätte seine Pflicht als Vertreter eines souverainen Fürsten verletzt, wenn er den Ausdruck dieser Anschauung schweigend hingenommen hätte. Man hat gewispert, der Prinz hätte sich in einem fremden Lande mäßigen müssen; aber wirkt eine Verkürzung der Ehrenrechte etwa weniger empfindlich, wenn sie uns in der Fremde trifft? Und sind deutsche Fürsten, sind reife, im Frieden und Krieg als Führer bewährte Männer gezwungen, sich im Ausland als das Gefolge eines jungen Preußenprinzen begrüßen zu lassen, dem das Schicksal die Gelegenheit zu bedeutenden Taten noch nicht gegönnt hat? Sollen sie jede Ungebühr, der die Nächsten nicht wehren, schweigend tragen, nur um nicht irgendwo anzustoßen? Der traurige Zwischenfall wäre bei größerer Geschicklichkeit des Prinzen oder des Botschafters vielleicht vermieden worden; aber es ist kein Unglück, daß er nun ins hellste Licht gerückt worden ist. Wir haben genug Leisetreter und Tuschler im Lande und können uns freuen, daß endlich einmal ein Mann, den keine ungnädige Regung zerschmettern kann, inmitten der ehrsam Wedlerzunft mit starker Hand auf den Tisch geschlagen hat, daß ringsum die zierlichen Kelchgläser klirren. Flink sprangen gleich die Schranzen herbei, wischten und zischten geschäftig und wollten die Zuschauer überreden, eigentlich sei gar nichts geschehen: ein Mißverständnis, eine üble Laune, ein hastig hervorsprudelndes Wort;

sonst sei alles in schönster Ordnung. Aber der Eindruck ist nicht mehr zu überpflastern; mag man die Spur noch so behend verkleben, mag der leise Zwist, der zwischen den drei Generationen des Hauses Wittelsbach das Erdreich zerwühlt, da oder dort ein paar Sandschollen aufwerfen, die den Riß im Boden verbergen: die Erinnerung an das Sturmsignal ist nicht wieder aus dem Gedächtnis zu reißen. Auch die schönen Worte, die um die Kyffhäusertage erklangen, können sie nicht übertönen; sie wecken ihr in Sage und Geschichte nur alte Gefährten und mahnen laut an den ewig währenden Wechsel der Zeit. Als der Rotbart am 18. Juli 1155 von dem Papst Hadrian die Kaiserkrone empfangen hatte und hoch über der brausenden Etsch auf gefährlicher Heerstraße ins deutsche Heimatland zurückkehrte, da rettete ihm und seinem Mannengefolge, denen die Veronesen tückisch den Weg abschneiden wollten, der Wagemut Ottos von Wittelsbach Leben und Macht. Jetzt, kurz vor dem Barbarossatage, hat ein Sproß des Wittelsbacherstammes sich mit stolzem, weithin sichtbarem Ruck in die eigene Krone gereckt. Die Staufer sind längst bestattet; der späte Enkel Ottos aber fürchtet (und mit ihm fürchtets im deutschen Süden die überwiegende Menge des Volkes), der Hohenzollernkaiser, der vor einem Vierteljahrhundert freiwillig gekürte, könne mit herrischem Griff das Staufererbe umklammern.

Darin liegt die Bedeutung des Moskauer Vorganges, der nur ein Symptom einer mählich entstandenen Stimmung ist. Es ist gleichgültig, wann der Zufall dieses Symptom an die Oberfläche trieb, und es ziemt uns im Norden Wohnenden, aus deren Land manches rasche Wort über den Main drang, nicht, den bayerischen Prinzen mit Vorwurf und Schimpf bellend anzufallen, wie es leider schon geschehen ist. Er hat als ein guter deutscher Mann von erprobter Reichstreue gesprochen, nicht als ein selbstsüchtiger Partikularist von weißblauer Färbung, sondern als ein selbstbewußter, aber dem Reichsgedanken ergebener Fürst, der gewöhnt ist, Rechte und Pflichten gewissenhaft abzuwägen; und in seiner Rede kann auch der Argwohn kein Wort entdecken, das fremden

Lauschern um jeden Preis verborgen bleiben müßte. Er mag an den alten Ludwig den Bayer gedacht haben, der einst auf dem Stuhl der Deutschen Kaiser saß und mit offenem Wort zunächst den Frieden und, als der ihm geweigert wurde, den Kampf mit dem Papsttum suchte und dessen Charakterbild erst später durch häßliche Heuchlerzüge beeinträchtigt wurde. Schätzt man im Lande Siegfrieds, Luthers und Bismarcks etwa nur zum Schein die Germanengeradheit, da man doch an jeder kraftvollen Männerregung ein Ärgernis nimmt? Und hofft man, nach schlechter Pfuschärzte Art, mit der Beseitigung des sichtbaren Symptoms auch die erkrankte Wurzel des Organismus geheilt zu haben? Wenn Prinz Ludwig in zager Rücksicht geschwiegen hätte, wäre dennoch alles genau so, wie es jetzt ist; es wäre sogar noch schlimmer, denn das gefährliche Übel bliebe dem flüchtig nur die Außenseite der Dinge betrachtenden Blick verborgen. Nicht eine Laune, nicht die Ungeschicklichkeit eines tüchtigen, aber in seinem Urteil verwirrten Mannes hat den Prinzen der Mund geöffnet: eine lange angesammelte Stimmung brach bei der rauhen Berührung einer plumpen Hand gewaltsam hervor und weckte auch da, wo man es offen nicht eingestehen mag, froh jubelnden Widerhall. Das nur ist wichtig; wir brauchen uns bei den Beschwichtigungsversuchen, die sicher mit verstärktem Eifer noch eine Weile fortgesetzt werden, nicht lange aufzuhalten und können der Hauptfrage die Antwort suchen: Ist die Stimmung, die im ganzen Süden und auch in manchem nördlicher gelegenen Bundesstaate jetzt die Herzen und Hirne gewonnen hat und der Ludwig der Bayer die Zunge löste, berechtigt oder entspringt sie, wie beflissene Dienstboten versichern, einem täuschenden Wahn?

Insgeheim zaudert niemand vor der Wahl der Antwort; in der Öffentlichkeit aber herrscht tyrannisch die Heuchelei und lähmt das Bewußtsein, daß uns alberne Lügen nicht vorwärts helfen. Als Bismarck noch mächtig war, trat er überall auf morastigen Boden und es war nicht seine Schuld, daß er auf seinem schweren Wege mitunter bis an die Knöchel in

schlimme Sumpflöcher sank. Jetzt hat der Kaiser mit demselben Eunuchenunfug zu kämpfen, der den Erfahreneren allzu oft in die Irre lockte. Wenn Wilhelm der Zweite, dem, wie vor ihm keinem modernen Monarchen, winselnd geschmeichelt wird, die Menschen verachten lernt, dürfen wir uns nicht wundern, nicht den Kaiser anklagen; er braucht Männer, die ihm wunschlos Wahrheit geben, Männer mit selbstgedachten Gedanken und eigenem innerem Wert, den keine höfische Würde erhöhen kann: und er findet Lakaien, die ihm gezuckerte Schlummertränke kredenzen und deren lechzender Blick seine Herrschergröße brünstig anzubeten scheint.

Die Geburt des Reiches war ohne den Kaiserschnitt nicht möglich, der dem Kind ans belebende Licht half. Aber die Operation war nur mit äußerster Vorsicht zu wagen; sie forderte eine leichte Hand, geduldig wägende Ruhe und ein sicheres Augenmaß. Der hitzige Wunsch des Kronprinzen, der die Geburt mit Zangen erzwingen wollte, hätte die Wundöffnung vielleicht unheilbar geweitet und einen unreifen Foetus hervorgebracht. Daß die gefahrvolle Sectio Caesarea so glücklich gelang, war das Verdienst Bismarcks und seines alten Herrn. Die beiden Männer hatten noch Preußens schwarze Tage gesehen, sie kannten die Gegensätze der Stämme, die in den Landsmannschaften der Hochschulen fortlebten, und wußten, welches Opfer dem Selbstgefühl der Fürsten zugemutet wurde, die wichtige Teile ihrer ererbten Rechte dem Vertreter eines aus unscheinbaren Anfängen erwachsenen Geschlechtes ausliefern sollten. Bismarck, dem selbst sein Gegner Prokesch das Zeugnis gibt, daß er „für den Umguß Deutschlands in die neue Form“ der providentielle Mann war, vermochte, als es nötig ward, den Preußen in sich zurückzudrängen, und verstand, ohne in der Sache auch nur um Haaresbreite von seinem Anspruch zu weichen, doch jede gerechte Empfindlichkeit sorgsam und scheu zu schonen; der Recke, der mit den Hünenschultern den alten Bund gesprengt und erbarmungslos Throne umgestürzt hatte, streichelte jetzt mit feinen Diplomatenfingern beinah

zärtlich die Falten und Furchen hinweg, die sein von der historischen Notwendigkeit geforderter Plan auf Monarchenstirnen gezogen hatte. Und der alte König nahm in seiner tiefen und schlichten Bescheidenheit die neue Würde als ein wider Wunsch und Willen ihm anvertrautes Pfand hin, das er ängstlich bis zu dem Tage bewahren müsse, wo es ihm wieder abverlangt werden könnte; so peinlich hütete er sich selbst vor dem Schein einer Überhebung, daß er bei der Krönung im Versailler Spiegelsaal nicht um eine einzige Stufe höher als die anderen Bundesfürsten stehen wollte. Beide Männer wußten sich weislich mit dem im Augenblick Erreichbaren zu bescheiden; und wenn das Werk, das ihnen gelang, auch, wie alle menschlichen Dinge, unvollkommen war und manche Anfechtung erfuhr, so sieht man doch gerade heute, daß Umfang und Grenzen der Macht, die zwischen Kaiser und Fürsten gerecht verteilt werden sollte, aus sicherer Erkenntnis der wirklichen Verhältnisse richtig berechnet waren. Die Verfassung des Deutschen Reiches, die Lagarde allzu republikanisch fand und die den roten Radikalen allzu aristokratisch schien, kann die schwerste Belastungsprobe bestehen: sie würde dann sogar die Ruhe und das Gleichgewicht des Reiches verbürgen, wenn das Verhängnis einem schlechten Kaiser die Zollernkrone aufs Haupt setzen sollte.

Deutschen Lesern braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Verfassung in keinem Punkt offen verletzt worden ist. Dennoch muß jeder, wenn er nicht absichtlich die Augen schließt, klar erkennen, daß in den Machtverhältnissen sich manches verändert hat; nicht zu gunsten der Fürsten, die mit dem König von Preußen unter dem von der Sage geheiligten Kaiserzeichen nach freier Wahl einen ewigen Bund begründeten. Der Kaisergedanke war damals mehr als ein die Wölbung krönendes Ornament gedacht worden, als ein legendären Wünschen gewährtes Zugeständnis. Nur der gekürte Kaiser könne Deutschland, die verlassene Braut, heimführen, hatte man schon während der Kriesenkriege gesungen und Welcker, Görres und ihre hoch gestimmten Genossen

hatten von einem Kaiser die Heilung aller Gebrechen des Vaterlandes erhofft. Diese nie ganz erloschene Sehnsucht leistete bei der Geburt des Reiches wichtige Hebammen-dienste; doch war es eine schweigend getroffene Vereinbarung, daß der Kaisergedanke nur für besonders festliche Gelegenheiten aufgespart werden sollte. An diese Vorstellung waren die Bundesfürsten gewöhnt (man darf vielleicht sagen: Sie waren durch die freiwillige Zurückhaltung des alten Kaisers verwöhnt) und ein unbehagliches Gefühl mußte sich einstellen, sobald es anders wurde. Es wurde anders. Der Enkel des ersten Kaisers bestieg als ein reicher Erbe den fest gegründeten Thron; er hatte in den Tagen strahlenden Glanzes, in der hellen Jugendzeit des Reiches, die Prägung empfangen und kein Erinnerungsschatten verdüsterte seine in Kraftgefühlen schwärmende Seele. Er nahm nicht nur seine Pflichten, sondern namentlich auch seine Rechte ernst; und daß er ausnahmslos alles ernst nahm, was mehr ornamental gedacht war und nicht für den täglichen Gebrauch: das gerade hat die Schwierigkeit der Lage geschaffen. Wenn wir umherhorchen: nur von dem Kaiser wird überall gesprochen; nur den kaiserlichen Vogel erblicken wir, wie in Dantes Traum von der Universalmonarchie, an jeder Lichtung des Weges hoch in den Lüften; und alle politischen Erörterungen, auch die nüchternsten, müssen bald stets in die enge Gasse einmünden, deren Ausgang das ragende Kaiserschloß krönt. Das hat das Interesse und die Arbeit an der Politik erschwert, weil es auf Schritt und Tritt zu Prüfungen und Urteilen zwang, die manchem monarchischen Gemüt lästig und unheimlich sind. Das hat auch bei den Fürsten eine trübsinnige Stimmung bewirkt, die sich schon früher nicht selten recht bitter aussprach. Diese Männer, deren Geschlechter manchmal tiefer in der Geschichte wurzeln als die Hohenzollern, sehen sich nun von der leuchtenden Kaiserglorie völlig verdunkelt. Niemand spricht von ihnen, niemand traut ihnen auf die Gesicke des Landes, dem sie doch gemeinsam die Einheit schufen, entscheidenden oder auch nur mitbestimmenden Einfluß zu; sie

scheinen nur noch vorhanden zu sein, um bei festlichen Anlässen sich um den Thron des Einen zu scharen, der mit seinen Worten und Willensregungen die Welt erfüllt, und sie merken, wie das Ausland mehr und mehr dahin kommt, das Deutsche Reich für einen selbstherrlich und höchst persönlich regierten Zentralstaat zu halten. Mit den Äußerlichkeiten würden sie sich allenfalls noch abfinden und es gern tragen, daß sie an nationalen Feiertagen stumm den Hintergrund füllen und bei Kanalfahrten der stolzen Bahn des Kaiserschiffes folgen müssen. Aber sie müssen auch sehen, wie unermüdlich der pietätvolle Sinn des Erben alles daran setzt, seinem Hause, dem Hause der Hohenzollern, mit rascher Hand die Schätze des geschichtlichen Ruhmes zu häufen, und die bange Frage kann ihnen entstehen, was in einem Lande, wo fast alle Fürstengeschlechter miteinander einmal in Fehde lagen, wohl werden solle, wenn jeder von ihnen mit ähnlichem Eifer auf die Verherrlichung seines Hauses bedacht sein wollte. Sie müssen erleben, wie ihre Erwägungen oft durch jähe, die Entscheidung vorwegnehmende Entschlüsse gehemmt und unwirksam gemacht werden, und sie bedenken dann wohl, wie sie vor dem fragenden Auge ihrer Völker bestehen sollen, wenn ein solcher Entschluß eines Tages zu unheilvollen Verwickelungen führt. Die Fürsten empfinden sehr deutlich, daß sie in der Anschauung der Masse nur noch das Gefolge eines Allmächtigen sind, und sie zittern vielleicht vor der Stunde, wo man von ihnen, den angestammten Herrschern, Rechenschaft für Taten verlangt, an deren Planen sie gar nicht mitgewirkt haben. Das deutsche Volk und sein Kaiser sollten dem Bayernprinzen aufrichtig dankbar sein; der Enkel Ottos von Wittelsbach hat für den Hohenzollernkaiser kaum weniger getan als einst der ferne Ahn für den blonden Staufer: er hat ihn auf gefährlicher Straße vor wilden Wassern und tückischen Feinden bewahrt.

Wenn der Sagenkaiser am Unterharz jetzt den Rotbart schüttelt und nach draußen lauscht, um zu erkunden, ob die Rabenschar noch den Bergfrieden umflattert oder ob für

Alexander III.

sein deutsches Land endlich das Goldene Zeitalter tagt, wird er ein schrilles Krächzen hören, das vom Morgen zum Abend und vom Norden zum Süden durch die heimischen Lüfte tönt. Der spukfreie Deutsche aber, der sich von dem hohlen Pathos lärmender Rabenprologe das Hirn nicht umnebeln läßt, wird von Barbarossas verschlissenem Purpurmantel den Blick abwenden, von dem Plunderkram einer toten Vergangenheit sich herzhaft lösen und des alten Kaisers im neuen Reich gedenken, der nicht, wie weiland der Staufer Friedrich, die Fürsten beugen und benutzen, sondern, mit den Fürsten vereint, als Erster unter Gleichen in stiller Arbeit für die Wohlfahrt des Volkes schaffen und wirken wollte.

AN DEN KAISER

In einem Majestätsbeleidigungsprozeß
gegen die „Zukunft“ (1898),

EURER MAJESTÄT

Gestalt hat in den eben verstrichenen Tagen öfter als sonst noch die Blicke der Bürger auf sich gelenkt. Mit ehrlicher Freude ward es von ernst gestimmten, dem lauten Gassenlärm und der Prunksucht abholden Deutschen begrüßt, als bekannt wurde, der Kaiser habe das seltsame Ansinnen abgelehnt, die kurze, vielfach von schlimmen Irrungen und Wirrungen erfüllte Zeitspanne seiner Regierung durch ein geräuschvolles Fest zu feiern, und schlicht und still nur, als ein fromm gläubiger Christ, der Hoffnung Ausdruck verliehen, Gott, der über diese ersten zehn Jahre hinweggeholfen habe, werde auch weiter helfen. Das klang wohltuend in das vom steten Festlärm übersättigte Ohr und nährte den tröstenden Glauben, die leidige Lust an Jubelchören, geputzten und erleuchteten Häusern, an Menschengespinnnen und dem übrigen Apparat sogenannter Volksfeierlichkeit entstamme einer unterhalb des Thrones gelegenen Region, nicht, wie die Bosheit munkelte, einem unstillbaren Sehnen des gekrönten Vertrauensmannes der Deutschen. Dann kam die Kunde, mehr als zwei Millionen erwachsener, zur Mit-

wirkung an den Reichsgeschäften nach der Verfassung berufener Männer hätten bei der Wahl ihre Stimme für die internationale, in ihrem besonderen Sinn revolutionäre und nach eigenem Bekenntnis antimonarchische Sozialdemokratie abgegeben; und erschreckt fragte mancher, wie diese Botschaft wohl auf den Träger der Krone wirken werde, der in den schärfsten und schroffsten Wendungen das Volk so oft zum Kampf wider diese Partei aufrief und nun erleben muß, daß während seiner Regierungszeit gerade die Zahl ihrer Anhängerschaft sich fast verdreifacht hat. Ungefähr um dieselbe Stunde erfuhr man, der Monarch habe sich öffentlich zu einem Gefühl „tiefer Achtung vor den exakten Wissenschaften“ bekannt. Nicht so erfreulich klang das Glaubensbekenntnis, das Eure Majestät vor den versammelten Mitgliedern Ihrer Hoftheater abzulegen für gut hielten. Viele Kunstverständige und künstlerisch Empfindende können die dort ausgesprochene Ansicht nicht teilen, das Theater solle „eine der Waffen des Herrschers“ sein und pädagogisch-patriotischen Zwecken dienen; sie können nicht finden, daß die Leistungen der Berliner Hofbühnen „in allen Ländern mit Bewunderung“ betrachtet werden, sondern fällen gerade über die neusten Leistungen dieser Bühnen ein sehr hartes, ein rückhaltlos verdammendes Urteil und raten jedem Ausländer, die deutsche Theaterkunst an anderen Stätten kennen zu lernen; sie sind auch nicht, wie Eure Majestät, der Meinung, daß von „Materialismus und undeutschem Wesen“ unserer Bühne heute die schlimmsten Gefahren drohen, sondern sind überzeugt, daß es die Aufgabe des jetzt lebenden Geschlechtes ist, seiner vom Determinismus, von der Entwicklungslehre und allen übrigen Ergebnissen der eben erst von Eurer Majestät gepriesenen exakten Wissenschaften beherrschten Weltanschauung den künstlerischen Ausdruck zu suchen und zu finden; sie glauben, daß die von außen, namentlich von Norden, Osten und Westen gekommenen Anregungen für das Werden unserer Dichtung von schwer zu überschätzendem Wert gewesen sind und daß es für die deutsche Kunst förderlicher und des-

halb auch im höchsten Sinn patriotischer ist, diesen Anregungen zu folgen, als pomphaft aufgeputzten Dilettantendramen, nur weil sie dynastische Legenden lärmend zu kurzem Scheinleben gestalten, die Theatertüren zu öffnen. Doch da kein Vernünftiger dem Kaiser das Recht freier Aussprache der eigenen Meinung bestreiten kann, wurden auch diese fremd klingenden Worte mit der geziemenden Ehrerbietung hingenommen. Ähnlich war das Empfinden, das bald darauf die in Potsdam vor der Front der Leibregimenter gehaltene Rede hervorrief. Die Klage des Sohnes, der den Schmerz über den Verlust des Großvaters und Vaters noch nicht verwunden hat, weckte sympathischen Widerhall und die Klage des Königs, der sich lange verkannt wähnte, überraschte durch einen aus diesem Munde neuen Ton trübsinniger Resignation. Rasch aber meldeten sich doch auch diesmal Bedenken. Hat wirklich nur das Heer zuerst an den dritten Kaiser im Deutschen Reich geglaubt, ist gerade ihm nicht, mehr als irgendeinem anderen deutschen Fürsten, die weit überwiegende Mehrheit des Volkes mit froh liebendem Vertrauen, wie nur je ein Bräutigam der Braut, entgegengekommen? Ist wirklich die Armee „die Hauptstütze des Landes und des Thrones“, von dem doch in der Volkshymne gesungen wird, daß ihn auf steiler Höhe nicht Rosse noch Reisige sichern, daß nur des freien Mannes unerzwungene Liebe ihn wirksam zu schützen vermag? Und kann es heutzutage, in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, überhaupt nützlich sein, das Heer, durch dessen strenge Schule jeder waffenfähige Mann zu gehen hat, als eine in sich abgeschlossene, zu begrenzende Kasteneinheit in einen Gegensatz zu der Masse des Volkes zu bringen? Der Armee hat, wie Eurer Majestät bekannt ist, auch die große Mehrheit der zwei Millionen Männer angehört, die jetzt für die Sozialdemokratie gestimmt haben; auch sie taten im Waffenrock ihre Pflicht und eigneten sich da den vielleicht wichtigsten Teil der Fähigkeiten an, die sie nun zu brauchbaren Werkzeugen einer antimonarchischen Bewegung machen: den blinden Gehorsam, die straffe Disziplin und die Bescheiden-

heit, die sich damit begnügt, in einem riesigen Maschinenbetrieb ein kleines, unscheinbares Rädchen zu sein. Wenn die Armee den jungen Kaiser mit getrostem Vertrauen begrüßte, dann kam dieses Vertrauen aus der in stolzer Jugendkraft prangenden Generation, die damals das Heer bildete und heute, obwohl sie zum großen Teil Sozialdemokraten wählt, aus dem Heeresverbande geschieden ist. Der Gegensatz, den der Kaiser zu sehen glaubt, ist, so dachte das Volk, in der Wirklichkeit unserer deutschen Zustände, die keine Prätorianer kennt, nicht vorhanden. Und kaum war das Staunen über diese Rede verhallt, da kam auch schon die Nachricht, wieder sei ein Blatt konfisziert, wieder ein Verfahren wegen Majestätsbeleidigung eingeleitet worden. Wie viele Prozesse solcher Art werden wir noch erleben? Wird die Sozialdemokratie nicht triumphierend nächstens die Ziffer veröffentlichen, die mit Majestätsprozessen in diesen zehn bangen Jahren erreicht worden ist, und auf ihre Art so das Jubiläum feiern? So fragte man flüsternd ringsum. Und die sich das verbotene Blatt, in dem sie Fürchterliches finden zu müssen erwartet hatten, insgeheim noch verschaffen konnten, schüttelten, beinahe enttäuscht, die Köpfe und fragten beängstigt weiter: Ist es möglich, daß in einem modernen Lande solches geschieht, möglich, daß der Deutsche Kaiser sich durch diesen harmlosen Artikel beleidigt fühlt, der offenbar geschrieben wurde, um einen häßlichen und gefährlichen Verdacht von der Majestät abzulenken? Sollen wir in der Stickluft der Eunuchenpresse den freien, erfrischenden Atemzug mählich verlernen, der das Germanentum jahrhundertlang Kraft schöpfen ließ? Wieder verstand das Volk seinen Kaiser nicht und wieder erwachte, wie so oft schon, die Sorge, ob nicht binnen kurzer Frist die monarchische Entwicklung uns schwere Krisen heraufführen werde.

Das konfiszierte Blatt ist die „Zukunft“, der angeblich das Majestätsrecht verletzende Artikel ist von mir geschrieben. Da die Angelegenheit mich also leider sehr persönlich betrifft, bitte ich um die Erlaubnis, zunächst darüber sprechen

zu dürfen. Sie werden gleich sehen, daß es sich nicht um eine persönliche, das öffentliche Interesse nicht berührende Sache, sondern um ein sehr ernstes Symptom handelt.

Als der das erste Jahrzehnt Ihrer Regierung endende Tag nahte, las man in manchen Blättern präludierende Artikel, nach deren Schilderungen im Deutschen Reich alles über jeden Begriff herrlich bestellt sein müßte. Kein Schatten einer Verstimmung zwischen Kaiser und Volk, keine Spur einer Minderung des deutschen Ansehens in der Welt, nein: wundervolles Wachsen, Blühen und Gedeihen unter dem Szepter eines Monarchen, den die große Mehrheit der Nation in überschwänglicher Liebe verehrt und um den uns alle Völker der bewohnten Erde beneiden. Mir wurden solche Artikel, wurden Gedichte und Anzeigen von Jubiläumswerken, die buchhändlerische Spekulation zu diesem Tage spenden zu sollen glaubte, in ganzen Haufen ins Haus geschickt. Sie ärgerten mich; denn sie widersprachen der Wahrheit, auch der subjektiven, zu der die Verfasser sich unter vier Augen bekennen würden. Soll, so dachte ich, das alte, unwürdige Spiel fortgesetzt, sollen die unheilvollen Versuche, den Kaiser über die wahre Stimmung zu täuschen, auch bei diesem Anlaß erneuert werden? Das Volk ist mißtrauisch; es kratzt gern, nach neugieriger Kinder Art, von flimmernden Gegenständen den Goldfirnis ab, glaubt gern, daß auch die durch ihre Geburt hoch über die Masse Erhöhten kleiner Menschenschwäche zugänglich sind, und kichert vergnügt, wenn es unter dem Purpur die Fleischfarbe entdeckt. Es will einen Herrn haben, aber dieses Herrn Wesenheit soll sich von der eigenen nicht allzu sehr unterscheiden. Werden ihm nun Schriften gezeigt, die den Monarchen im niedersten Schranzenstil verherrlichen, dann ist es schnell mit der Ansicht bei der Hand, solche Hymnen müßten doch wohl nach dem Geschmack des Besungenen sein. Und diese Ansicht muß selbst im Hirn der Verständigen Wurzel schlagen, wenn ihnen geschwätzig erzählt wird, der Gefeierte habe sich „huldvollst zur Entgegennahme“ eines Buches „bereit erklärt“, in dem er als ein auf allen Gebieten

menschlicher Betätigung zur Meisterschaft Herangereifter geschildert wird und dessen Absatz die Unternehmer im Prospekt durch die Bemerkung zu mehren suchen, die Liste der Besteller werde Ihrer Majestät der Kaiserin unterbreitet werden, die einen Teil des Ertrages wohltätigen Werken zuwenden wolle. Ein solcher Prospekt, einer von vielen, wurde mir, mit recht vielen unfreundlichen Glossen eines Vernunftmonarchisten versehen, gesandt und stimmte den Sinn zu allerlei ernstesten Gedanken. Es ist nicht möglich, dachte ich, daß der Kaiser an diesen Dingen, die so übel nach Byzanz duften, im Innersten Freude hat, nicht möglich, daß es ihn befriedigen kann, wenn er erfährt, in der Tiergartenstraße, wo man doch keinen Grund hat, sich für den Bau neuer protestantischer Kirchen besonders zu erwärmen, seien so und so viele Exemplare von Leuten gekauft worden, die ihren Namen vor das Auge seiner Frau bringen möchten, wie ihm auch nicht angenehm sein kann, daß auf Plakaten und in Theaternotizen sein hoher Titel zu Reklamezwecken mißbraucht wird. Er läßt wohl, weil er sie nicht hindern kann, den Dingen ihren Lauf, lobt vielleicht auch den Eifer der Unternehmer, aber seiner innersten Neigung entspricht solches Gebahren sicher nicht. In diese Stimmung wehte der Zufall die Erinnerung an Laboulayes reizvolles Märchen vom Prince-Caniche hinein. Das weltberühmte, durch Geist und Grazie entzückende Buch schildert, wie ein edler Fürstensohn allen Versuchen der Byzantiner, ihn zu verblenden und zum Tyrannenwahn zu erziehen, siegreich widersteht, weil die Erfahrungen, die er selbst macht (der Märchendichter läßt sie ihn als Pudel machen), ihn zu ganz anderer Anschauung und zu weiser Selbstbescheidung führen. Hyazinth hat als fünfzehnjähriger Prinz, dessen Geist eine schlechte Tradition verwirrte, die eigene Kraft überschätzt, seiner Körperstärke und namentlich seiner Intelligenz zu viel zugetraut, aber er findet sich, als er auf den Thron gelangt ist, bald selbst und wird nicht nur ein guter König, nein: ein Musterbild moderner Monarchentugend. Da hatte ich ja, was ich brauchte, um die auch in loyalen Gemütern

entstandenen Zweifel schnell und hoffentlich für immer zu verscheuchen. Wilhelm der Zweite gleicht, wenn er ihm je glich, nicht mehr dem Prinzen, gleicht, wenn mein Blick nicht trügt, noch nicht dem König Hyazinth: er steht in der Mitte des von jedem temperamentvollen, mit einem reichen Erbe beschenkten Monarchen zu durchmessenden Weges und erst das zweite Regierungsjahrzehnt kann über sein Charakterbild volle Klarheit schaffen. Jetzt aber, gerade jetzt, nach dem von der Profitsucht bewirkten Jubiläumslärm und nach den Wahlen, schien mir die Stunde gekommen, wo man andeuten durfte und sollte, wie eine sympathische Monarchenpersönlichkeit das Herandrängen byzantinischer Liebedienerei empfinden muß, wie sie das Maß des eigenen Wesens viel richtiger und viel bescheidener zu bestimmen weiß als der Troß der kleinen Leute, die sie, geschäftig wedelnd, umdienern, weil sie dabei einen fetten Bissen oder mindestens einen Huldbeweis zu erschnappen hoffen. Der in der kleinen Fabel skizzierte König weist allzu hitzige Bewunderer in ihre Schranken zurück und bekennt sich zu Ansichten, die jeden Monarchen zieren müßten. In der Märchenwelt könnte er so sprechen, wie ich ihn sprechen ließ, könnte er auch die Einstampfung von Schriften befehlen, deren Geruch ihm nicht wohlgefällig ist. In der gemeinen Wirklichkeit hat der moderne Monarch diese Macht nicht, spricht er auch wohl vor Privatpersonen aus einer ihm fremden Gesellschaftsschicht nicht seine geheimsten Gedanken aus. Ist es aber beleidigend, anzunehmen, daß auch ein moderner Monarch über byzantinische Regungen im Innersten wenigstens so denkt, wie der zum Mut der Wahrheit gereifte König Hyazinth in der Fabel darüber spricht?

Diese Frage hat ein von der Staatsanwaltschaft veranlaßter Amtsgerichtsbeschluß bejaht. Wer an die neue und neueste Gerichtspraxis nicht gewöhnt ist, wird staunend forschen, wo denn die Beleidigung der Majestät in einem Artikel zu finden sei, in dem der Kaiser nicht mit einer Silbe erwähnt wird und in dem er, wenn sein Wesen wirklich der Pudel-König verkörpern sollte, doch nur in der anmutigsten

Gestalt erschiene. Und der Forscher wird weiter fragen, ob ein Märchen, das in Frankreich vor einunddreißig Jahren, in der schlimmsten Zeit der napoleonischen Bücherzensur, in den Tagen des erbitterten Polizeikampfes gegen Rocheforts Lanterne, unbeanstandet blieb, heute im Deutschen Reich den Tatbestand eines Majestätsverbrechens enthält; vielleicht auch, ob nicht viel eher die Annahme beleidigend gewesen wäre, der Kaiser könne mit innerem Behagen auf die üppig ans Licht wuchernden byzantinischen Künste blicken, könne sich freuen, wenn er liest, daß er auf allen Gebieten menschlicher Betätigung ein Meister ist, könne am Ende gar befriedigt schmunzeln, wenn der von seinem Wink abhängige Theaterintendant ihm ins Gesicht zu sagen wagt: „Nur unter den Augen Eurer Majestät, nur dem weisen Rat, den allzeit das Richtige treffenden Anweisungen, dem hohen und feinen Kunstverständnis, dem umfassenden Wissen Eurer Majestät ist es möglich gewesen, die königlichen Theater so weit zu bringen, daß ihre Aufführungen, wie ich sagen darf, mit wenigen Ausnahmen wohl jederzeit als Parade- und Festvorstellungen vor Eurer Majestät gegeben werden könnten.“ Die Annahme, solches Gerede könne den Kaiser erfreuen, würde auch ich heute noch für ungerecht, für beleidigend halten; sie zu entwurzeln, war der Zweck der kleinen Fabel und kaum etwas konnte mich mehr überraschen als der Versuch, in ihr eine Kränkung des Kaisers zu finden. Da ich aber recht oft schon das Objekt der vivisektorisches Bemühungen strebsamer Staatsanwälte gewesen bin, habe ich mich in die dunklen Gedankengänge solcher Herren nachgerade hineinfühlen gelernt und kann mir auch jetzt schon ungefähr vorstellen, wie sie ihre übereilte Anklage begründen werden; bei solchen „Begründungen“ wird fast immer ja nach dem Satz Edmonds Schérer verfahren: „Rien n'est plus répandu que la faculté de ne pas voir ce qu'il y a dans un article, et d'y voir ce qui n'y est pas.“ Ein Herr in der Robe wird sich also am festgesetzten Tage des Termes vom Sitz erheben, das Barett aufstülpen und sprechen: „Der Angeklagte macht geltend, er habe einen

der höchsten Sympathie würdigen Monarchen geschildert und ihn Worte sprechen lassen, die jedem Herrscher zur Ehre gereichen müßten. Das ist unbestreitbar richtig, wird auch von der Anklagebehörde natürlich nicht bestritten. Da aber dem Angeklagten bekannt war, daß unseres Kaisers Majestät nicht so zu reden geruht haben, wie er seinen Fabelkönig reden läßt, wollte er einen Vergleich heraufbeschwören, der die Allerhöchste Person zu verhöhnen und verächtlich zu machen voll und ganz geeignet ist. Er wollte sagen: „So müßte ein guter Monarch sprechen, — fragt Euch, ihr Leser, also selbst, ob einer, der nicht so spricht, ein guter Monarch sein kann!“ Der Angeklagte hat demnach die Absicht, des Kaisers Majestät herabzusetzen, in sein Bewußtsein aufgenommen; er hat freilich, aus dem Gefühl einer Vorsicht, die man weniger höflich auch Feigheit nennen könnte, die Folgerungen seinen Lesern überlassen, mindestens aber mit unbestimmtem Dolus gehandelt und deshalb habe ich, im Interesse der durch solches Treiben gefährdeten Rechtsordnung, zu beantragen“ und so weiter. Zuvor aber wird er sich emsig bemühen, dem Gerichtshof zu beweisen, alles Ungünstige, was über den Prinzenknaben Hyazinth gesagt ist, müsse unbedingt auf den Kaiser bezogen werden, während die überaus günstige Schilderung des Königs Hyazinth für das Urteil gar nicht in Betracht kommen könne . . . Ich will nicht erst fragen, ob solche Gesinnungsriecherei, solches Schnüffeln nach Anspielungen überhaupt der Rechtspflege eines modernen Landes würdig ist, nicht prüfen, was mit solchen Waffen gegen Treitschkes Charakteristik Friedrich Wilhelms des Vierten und manches andere Werk auszurichten gewesen wäre. Aber ist dem begründenden Staatsanwalt der Unterschied zwischen dem Märchenstil und den Lebensformen unserer Alltäglichkeit denn wirklich unfaßbar? Weiß er nicht, daß in der Märchenwelt, wo Baum und Busch, wo alles, was kreucht und fleucht, mit menschlicher Stimme und menschlichem Intellekt begabt ist, jedes handelnde oder leidende Wesen aussprechen darf und muß, was es in der Wirklichkeit schweigend fühlen würde? Und hat

er nicht einmal bemerkt, daß ich selbst in der Märchenform noch ausdrücklich sagte, der Bericht über die Rede des Königs entstamme wahrscheinlich einem Organ der Umsturzpartei, einer märchenländischen Umsturzpartei, die, nach alter Legendensitte, den König gegen die Kamarilla auszuspielen versucht, während das unter ministerieller Verantwortlichkeit redigierte Regierungsblatt keine Silbe davon meldete? Mit fast zu derber Deutlichkeit wies diese Bemerkung den Leser doch darauf hin, nicht in offiziellen Berichten etwa das Echo des Empfindens zu suchen, das in der Seele eines Monarchen lebt, und sich durch die Kahlheit solcher Berichte nicht den Glauben an den guten Geschmack eines Regenten rauben zu lassen . . .

Ich sehe dem Prozeß seelenruhig entgegen. Noch sind wir am Ende doch nicht so weit, daß man im Deutschen Reiche Richter finden könnte, denen dieser Artikel hinreichenden Stoff zu einer Verurteilung böte. Wären wir so weit, dann hätten wir allzu redlich den Hohn des Auslandes verdient, das schon jetzt von dem Khalifat Deutschland sich höhnisch zu raunen erdreistet. Dann wäre der alte Ruhm deutscher Rechtspflege im Fundament erschüttert und Treitschkes wehmütiges Wort furchtbare Wahrheit geworden, daß eine ernste Publizistik bei uns nicht mehr möglich ist. Dann müßten wir auf gekrümmten Knien um gnädige Wiedergewährung der alten Präventivzensur betteln, deren Zustände im Vergleich mit den heutigen paradiesisch zu nennen wären. Ich werde einstweilen der Überzeugung leben, daß Wilhelm der Zweite so denkt, wie ich Laboulayes Hyazinth sprechen ließ. Und wenn ich offiziell und unzweideutig darüber belehrt werden sollte, daß er wider Erwarten nicht so denkt, dann werde ich mir sagen: Er kennt die Stimmung des Volkes nicht, hält, was künstliche Mache, was der Brunstschrei der nach Gunst oder nach Vorteil gierigen Profitwut ist, für das Echo der Wahrheit und glaubt, der Volksstimme, mag sie ihn mit der Schmeichelsucht der Liebe auch nach seinem Gefühl überschätzen, den Weg zu seinem Ohr nicht versperren zu dürfen.

Und hier wird die scheinbar private zur öffentlichen Angelegenheit; hier mündet die Klage des Einzelnen in die Besorgnis eines großen und wichtigen Theiles der deutschen Volksgemeinschaft.

„Sire,“ so sprach Junius einst zum dritten Georg, „es ist das Unglück Ihres Lebens und die tiefste Ursache der unheilvollen Erscheinungen, die wir unter Ihrer Regierung erleben mußten, daß Sie die Sprache der Wahrheit nicht hören, sie in den Klagerufen ihres Volkes nicht belauschen können. Noch sind wir bereit, alle bejammernswerten Vorgänge zu vergessen und auf das natürliche Wohlwollen Ihres Wesens die stolzesten Hoffnungen zu setzen. Weit sind wir von dem Gedanken entfernt, Ihre Absicht könne übel, könne auf die Zerstörung der Grundrechte gerichtet sein, auf denen alle bürgerliche und politische Freiheit in Ihrem Lande beruht. Nährten wir einen für Ihr Ansehen als eines gewissenhaften Königs so schimpflichen Verdacht, dann würden wir für unsere Vorstellungen schon längst nicht mehr den Ton demütiger Klage wählen. Englands Volk hält dem Hause Hannover die Treue, nicht, weil es eine Familie der anderen vorzieht, sondern, weil es überzeugt ist, daß für die Erhaltung seiner bürgerlichen und religiösen Freiheiten die Herrschaft dieser Familie notwendig war und ist. Ein Fürst, der dem bösen Beispiel der Stuarts folgen wollte, sollte gerade durch dieses Beispiel belehrt und gewarnt werden und, statt sich stolz seines hohen Königstitels zu rühmen, lieber still bei sich bedenken, daß Kronen in Revolutionen nicht nur gewonnen, nein, auch verloren werden können.“ Die Verhältnisse lagen im England des Junius anders als heute im Deutschen Reich; hier wie dort aber ist nichts wichtiger, als daß an einer Stelle mindestens noch die subjektiver Überzeugung entspringende Wahrheit rückhaltlos ausgesprochen wird; vielleicht dringt sie dann doch auf die Höhe des Thrones. Solange ich Atem habe, wird nichts, gar nichts, mich hindern, auszusprechen, was ist. Und wenn der Wunsch, mich ins Gefängnis zu bringen, endlich erfüllt, wenn jeder andere, der noch ein offenes Wort zu sagen wagt, unschäd-

lich gemacht würde: was wäre gewonnen? . . . Schopenhauer schrieb einmal: „Die Wahrheit steckt tief im Brunnen“, hat Demokritos gesagt und die Jahrtausende haben es seufzend wiederholt. Aber es ist kein Wunder, wenn man, sobald sie heraus will, ihr auf die Finger schlägt.“ Damit man sieht, daß mich das Ausholen zum Schlage noch nicht wie einen Jammermann erschlottern läßt, will ich, was mir wahr scheint, wenigstens gründlich sagen, — auf die Gefahr, der Strebsamkeit neues Material zu neuen „Begründungen“ zu liefern.

Sie werden, Herr Kaiser, schmähsch seit Jahren belogen. Die Stimmung ist nicht so, wie sie Ihnen geschildert wird, ist vielmehr so, daß die wärmsten Anhänger der Monarchie sie bekümmert, mit wachsender Besorgnis sehen. Ihnen hat man, wie ich annehme, gesagt, zuerst habe die von Friedrichsruh gespeiste Bismarckfronde, dann die Agrarfronde gegen Ihr Ansehen gewühlt; beider Tücke, so fahren die Tuschler wohl fort, sei siegreich längst durch die Macht Ihrer strahlenden Persönlichkeit überwunden, der sich der Erdkreis in Bewunderung beuge, und nun schalle, außerhalb des Lagers der „roten Rotte“, nur eine hell jauchzende Stimme des Jubels über Ihre Reden und Taten durch das deutsche Land. Als Beweisstücke werden Ihnen dann wahrscheinlich Zeitungsausschnitte vorgelegt, aus denen das höchste Lob Ihnen entgegenklingt. Das alles ist unwahr. Die Jubelartikel werden bei Parteiführern bestellt, denen man ins Ohr flüstert, es sei für die Fraktionszwecke nützlich, den Kaiser bei guter Laune zu erhalten, oder sie entstammen dem Geschäftssinn der Bourgeoisie, die aus Plusmachersucht um jeden Preis die Ruhe bewahrt wissen möchte und erst ungeberdig werden wird, wenn eines häßlichen Tages der kleinste Konflikt die Schachermachei und deren heiligste Güter bedroht. Die Leute, die, weil der Brotherr es heischt, diese Artikel schmieden müssen, glauben kein Wort von dem, was sie schreiben; sie sitzen nach der Arbeit im Wirtshaus und erzählen einander Kaiseraneddoten. Genau dasselbe tun die Offiziere in den Kasinos, die Beamten in den

Ministerien und Präsidialbüros. Die konservativen Abgeordneten, die in dröhnendem Prologpathos ihre monarchische Gesinnung beteuern, haben ihrem Gutsnachbarn eben den neuesten Hofklatsch über Sie zugetragen. Die Herren vom Hofdienst, die Ihnen aufwarten, haben aus dem Witzblatt in wonnigem Behagen eben eine möglichst gepfefferte Anspielung auf Ihre letzte Soldatenrede geschluckt. Und die Richter, die einen Beleidiger der Majestät ins Gefängnis schickten, schlürfen grinsend beim Frühstück den neuesten Kaiserwitz ein, der gestern in einer Gesellschaft hoch betitelter Männer von Mund zu Mund ging. Daß solche erbärmliche Heuchelei dem deutschen Boden entkeimen konnte, dünkt Sie undenkbar. Tun Sie den Männern nicht Unrecht, von denen ich sprach! Sie sind Ihnen treu, lieben die Institutionen, deren Vertreter Sie sind, und wären glücklich, wenn sie nie ein unfreundliches kritisierendes Wort über den Monarchen hören müßten. Aber sie hören es überall; denn wo heute zwei Monarchisten, die einander der Denunziantenschmach nicht für fähig halten, beisammen sitzen, da wird dieses Thema berührt; muß es berührt werden, weil fast jeder öffentliche Vorgang, jedes politische, wissenschaftliche oder künstlerische Ereignis den Betrachter schnell auf Sie und Ihre Stellung zur Sache zurückführt. Wenn alle Leute, die bei solchem Anlaß gegen die strenge Auslegung des Strafgesetzes verstoßen, der Majestätsbeleidigung angeklagt würden, säße bald die ganze Elite des deutschen Volkes hinter Kerkermauern und die Welt würde beklommen dann erkennen, daß Treitschke recht hatte, als er zu sagen pflegte, jeder ehrliche Royalist sündige heutzutage mindestens einmal in jedem Monat gegen den Majestätsparagrafen. Die Mehrheit des Volkes fürchtet, daß die Freiheit Ihres Auges durch eine Binde gehemmt ist, die schlaue Höflingskunst der Liebediener fältelte und schlang, und daß, wenn diese Binde nicht sehr bald entfernt wird, die Möglichkeit harmonischen Zusammenwirkens von Kaiser und Volk rascher und völliger vernichtet werden muß, als Sie in der königlichen Einsamkeit des Hofgetriebes heute noch zu ahnen vermögen.

Das ist meine Wahrheit, ist die Wahrheit, die tausend ernste, ihrem Kaiser treu ergebene Männer täglich ausstöhnen. Fragen Sie Ihre Minister, und wenn die nicht klipp und klar antworten, Ihre greisen, in den Ruhestand verabschiedeten Offiziere. Die werden nicht lügen, werden im Angesicht des Todes nicht die unmännliche Sünde auf sich laden, die der alte General Pape vor ein paar Jahren Hochverrat in Reihe und Glied genannt haben soll. Fragen Sie den Fürsten Bismarck, Herrn Bronsart von Schellendorff, Aug in Auge sogar den Freiherrn von Stumm, ob die Stimmung nicht genau so ist, wie ich sie hier geschildert habe, ob nicht die Grundmauern des monarchischen Sinnes sacht schon zu wanken beginnen und nur die Heuchelei noch, der oft verhöhnte Cant, das Dekorum wahr. Fragen Sie Ihre gekrönten Vettern, die Bundesfürsten, wie es in ihren Staaten aussieht und welche Gefühle während der letzten Jahre in den zur Reichsgründung opferfroh vereinten Dynastien erwachsen sind. Wer Ihnen die Dinge anders darstellt, lügt in seinen Hals oder hat nie Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in der Nähe zu sehen. Und wenn Sie über Einzelheiten wahrhaftig unterrichtet sein wollen: lassen Sie sich von dem Rektor der Alma Mater erzählen, wie von den Berliner akademischen Lehrern Ihr Wort beurteilt worden ist, Schule, Universität und Theater hätten „Werkzeuge des Monarchen“ zu sein. Rufen Sie die bewährtesten Vertreter der exakten Wissenschaften und des Heeres herbei und fordern Sie von Ihnen hüllenlose, ungeschminkte Wahrheit. Versammeln Sie die vorragendsten Künstler um Ihren Thron und lassen sie, als wären sie unter sich und unbelauscht, über die Wirkung Ihres Einflusses auf die deutsche Kunstgestaltung sprechen. Wenn sich aus alledem dann ergibt, daß ich das reine Bild der Wahrheit wissentlich entstellt, ihre Züge bübisch verzerrt habe, dann wird es Zeit sein, den ungeduligen Bütteln zu winken . . . Aber mir bangt (leider?) nicht vor dem Nahen solcher Fährlichkeit.

. . . Zwei Männer, denen Genie und Erfahrung das tiefste Dunkel monarchischen Wesens erhellte, haben über die

heute wohl wichtigste Königspflicht gute, einander ergänzende Worte gefunden. Bonaparte sagte: „Un roi n'est pas dans la nature; il n'est que dans la civilisation. Il n'en est pas de nu; il ne saurait être qu' habillé.“ Und Bismarck fügte, ohne vielleicht Napoleons Wort zu kennen, die besser pointierte Lehre hinzu, ein moderner Monarch solle sich so selten wie möglich ohne ministerielle Bekleidungsstücke zeigen. Tut er's dennoch, dann darf er sich über die Wirkung solchen Wagemutes nicht wundern, dann muß er auf seine Rede auch die Gegenrede dulden, muß der nackt Einerschreitende gestatten, daß hier und da ein Knabe ihm zuruft: Herr König, Ihr seid ja nackt! Solcher Ruf mag manchem schüchternen Gemüt skandalös scheinen; der Rufer darf sich aber mit Augustinus trösten, der meinte, wenn eine Wahrheit skandalös sei, müsse man, um sie hören zu können, den Skandal eben mit in den Kauf nehmen. Längst entschwand die Zeit, da Karl der Zehnte Berryers Bedenken lächelnd mit dem Wort abwehren konnte: „Ich bedarf keiner Erfahrung. Sie halten mein Beginnen für tollkühn; aber Gott steht mir täglich durch Mitteilungen bei, über deren Ursprung ich mich nicht täuschen kann.“

Daß Wahrheit, von keiner Schranke, keiner spanischen Wand, keiner Lakaienkunst gehemmt, Ihr Ohr erreiche, wünscht aufrichtig und in Ergebenheit

M. H.

FESTTAGEBUCH

LENZWETTER. DRAUSSEN, IM GRUNEWALD UND an den Havelseen, ist's ganz herrlich. Sogar das Gewimmel der Kilometerradler kann die Maienfreude nicht verderben. Das Grün noch ganz frisch, weiße Obstblüten, Tulpen und Hyazinthen, da und dort schon ein Heckenröschen in den Gärten. Und gar nicht heiß. Knospen, wohin man blickt. Drosseln, Amseln, Finken: die Vogelschar aus dem Lesebuch der Klippschule. Nach den langen Wintermonaten kann man sich ins Gras legen, eine Stunde unter Fichten liegen

und friert nicht. Wie ein Wunder ist's. Man ertappt sich beim Pfeifen, Trällern. In der Bibliothek daheim ist's nicht mehr auszuhalten; Abscheu vor Büchern regt sich. Es ist, als verdopple der in den Pflanzen aufsteigende Saft auch den Menschen die Lebenskraft. Was geht in der deutschen Welt denn jetzt gerade vor? Die Flotte war schon im Hafen, ehe die Torpedoboote die Rheinländer entzückten, die Kanalvorlage ist fertig, doch niemand weiß, wann sie im Landtag landet, und im Pökelfleischhandel ist es noch nicht zum Abschluß gekommen; Tendenz fest, Gesinnung weichend. Sonst gar nichts? Die Zeitung wird uns belehren. „In festlichem Schmuck prangen die Straßen, freudigen Herzens harrt die Bürgerschaft des erlauchten . . .“ Na also: einer der vielen großen Tage unserer neuesten Geschichte ist angebrochen. Der Kronprinz wird großjährig. Der Kaiser von Österreich kommt nach Berlin. Auch andere Fürsten kommen; sechs Dutzend, war neulich irgendwo ausgerechnet. Eine herrliche Zeit für Schmock. Er kann Uniformen und Toiletten beschreiben, in hymnischer Tonart von der Überseligkeit der Volksmassen fabulieren, auf einer Musikantentribüne einem Prunkmahl zuschauen, als Kellner verummmt durch das Fenster eines Bahnhofsrestaurants blinzeln und (die Hauptsache) immer die Bürgerschaft loben. Die ist arbeitsam, opferwillig, patriotisch, stets bereit, Gut und Blut für die Dynastie hinzugeben; sie weiß Feste zu feiern, wie man's nirgendwo in der Welt versteht, und hält im dichtesten Gedräng Ordnung, daß es eine Lust ist, ihr zuzusehen.

Dreiundsiebzig „Fürstlichkeiten“ sollen hier sein. Und alle haben sympathische, ehrwürdige oder anmutige Züge, aller Augen blicken mit „bestechender“ Freundlichkeit auf die Menge. (Bestechend ist Schmocks liebstes Wort.) Die Botschafter hören die Botschaft und tun, als ob sie dran glaubten. Wie viele Audienzen und Besprechungen hat sie die Sache gekostet! Die Abwesenheit der Kaiserin Friedrich wird eifrig beschwätzt. Von weit und breit sind die Fürsten

Salisbury

und Fürstinnen gekommen und die Großmutter des Kronprinzen fehlt. Wunderliche Gerüchte gehen um. Sogar von einer zweiten (morganatischen) Vermählung der Frau wird geredet . . . Ob die kaiserlichen, königlichen und einfachen Hoheiten, die jetzt so oft auf der Eisenbahn liegen müssen, sich nicht fürchterlich langweilen? Vielleicht amüsiert sie das Familiengeplauder. Irgendein ironisch Gestimmter ist auch immer in der Nähe, man hört Hofklatsch und bringt ein paar wirksame Witze heim. Und man gewöhnt sich an alles. Freilich ist diese Art der Politik noch neu. Vor dreißig Jahren sagte Gustav Freytag in dem Vogesendorf Petersbach zu einem preußischen Kronprinzen, die Kaiserei könne den Hohenzollern gefährlich werden. „Die Gefahren ihrer erhabenen Stellung, die Abgeschlossenheit vom Volke, das leere Schaugepränge, das Beharren in einem verhältnismäßig engen Kreis von Anschauungen, die Besetzung ihrer Tage mit anmutigen Nichtigkeiten: das alles ist in diesen zwei Jahrhunderten scharfer Arbeit für sie wenig gefährlich gewesen. Eine gewisse spartanische Einfachheit hat Beamtentum, Heer und Volk in Zucht gehalten. Die neue Kaiserwürde wird dies ändern. Aller Glanz der Majestät, die Staatsaktion bei vornehmen Besuchen, die Hofämter, die Schneiderarbeit in Kostüm und Dekorationen werden zunehmen und, wenn sie erst einmal eingeführt sind, immer größere Wichtigkeit beanspruchen. Bei der schnellen Steigerung des Wohlstandes ist es schon jetzt sehr schwer, in den Offizierskasinos die alte Zucht und Einfachheit zu erhalten; für die Zukunft wird das nur möglich, wenn unsere Fürsten unablässig ein gutes Beispiel der Einfachheit geben und den Regimentern nicht die Gelegenheit gewähren, in vornehmer Kameradschaft Geld auszugeben. Und wie in Heer und Zivildienst, so wird auch im Volk ein höfisches und serviles Wesen sich einschleichen, das unserer alten preußischen Loyalität nicht eigen war. Wird einmal durch große Unfälle und ein Mißregiment im Volk die Unzufriedenheit verbreitet, dann drohen auch den altheimischen regierenden Familien größere Gefahren. Schon jetzt sind

unsere Fürsten in der Lage, gleich Schauspielern auf der Bühne zwischen Blumensträußen und lautem Beifallsklatschen begeisterter Zuschauer dahinzuwandeln, während in der Versenkung die vernichtenden Dämonen lauern.“ Und heute? Freytag war ein grämlicher Herr, gar nicht auf der Höhe der Zeit. Wo sind denn die Dämonen? Alles geht glatt, eigentlich gibt es überhaupt keine Opposition. „Die rote Rotte?“ Mit der wird oben ja nicht gerechnet; sie wartet auf die Entwicklung und es geht einstweilen auch ohne sie. Früher, als wir noch von Bismarck mißhandelt wurden, wären Berlins Stadtväter für ein solches dynastisches Fest nicht zu haben gewesen. Jetzt wohnen die Herrschaften im Besitz, machen einträgliche Geschäfte und betrachten jedes höfisch glanzvolle Fest als wirksame Firmenreklame, die dem Export nützt. Aus Furcht vor den Antisemiten wird noch fortschrittlich gewählt. Aber wer schreit in dieser von sozialistischen und bürgerlichen Demokraten im Parlament vertretenen Hauptstadt denn auf der Straße Hurra, wenn eine Hofkutsche vorbeifährt?

Allerliebste ist die neue Reichsmode, Gefühle als vorhanden, stark, gewaltig, unwiderstehlich zu verkünden, von denen bisher niemand was merkte. In Schlössern geschieht es jetzt oft; aber auch die Oberbürgermeister leisten Großes. Sie vertreten rednerisch immer die ganze Stadt, führen die Gefühle der gesamten Bevölkerung spazieren. Wenn die Herren in ihren Ansprachen nur einmal die Spur eines Gedankens brächten! Der Fibelstil wird nachgerade unerträglich. Man braucht ja, um ein guter Verwalter zu sein, nicht reden zu können. Aber warum läßt Herr Kirschner sich seine Feierreden nicht von einem besseren Zeitungsmann machen? Seine Ansprache mit dem erstens, zweitens, drittens war ganz im Ton der Eierfibel. Und wie kam er dazu, für „Huld und Gnade“ zu danken? Franz Joseph hat doch nicht ihn oder die Stadt Berlin besucht, sondern Kaiser und Hof. Diese freisinnigen Seelen sind noch schlimmer als die Altfeudalen.

Merkwürdig ist auch die Sitte, ein kleines Mädchen, das nicht sprechen gelernt hat und vor Angst schlottert, ein paar Verse lispeln zu lassen. Schmock erzählt, der österreichische Kaiser habe gelächelt, als Fräulein Kirschner ihm in zwölf wildenbrüchigen Versen mitteilte, daß „die Herzen schweigen, wenn sie lieben“. Vielleicht dachte er lächelnd: Wenn sie nur wirklich mal ein Weilchen schwiegen!

Weshalb das alles? Die Frage war dumm, beinah ruchlos. Der Dreibund war ja „befestigt“. Sonst meint man, was befestigt wird, müsse vorher locker gewesen sein. Das gilt offenbar nicht für den Dreibund; er ist immer fest und wird trotzdem immer wieder befestigt, in jedem Jahr mindestens einmal. Schmocks Oberkollege erzählt Wunderdinge von diesem Bund; Friedensbund war er mit Recht genannt (weil er nur in Friedenszeiten brauchbar ist?) und der Erdkreis blickt in ehrfürchtigem Staunen auf sein blühendes Glück. Die Kuliorchester rasen; viel Blech und wenig Melodie. Die armen Menschen wissen nicht, was sie sagen sollen; alle Superlative sind längst verbraucht und Wortverbindungen wie „tiefe Bewegung“, „mächtig ergriffen“, „gewaltiger Moment“ werden kaum noch beachtet. Auch glaubt der Kopf nicht, was die Feder schreibt; kein einziger von allen Plantagenmusikanten glaubt, das Hoffest könne für die ernsthafte Politik irgendetwas bedeuten. Sie würden sich ausschütteln, wenn man sie im stillen Kämmerlein katechierte. Das scheint komisch, ist es aber im Grunde nicht. Welchen Merkmalen soll ein Monarch, der über einen beschränkten Kreis nicht hinauskommt, seine Kenntnis der Volksstimmung entnehmen? Er sieht jubelnde Massen und weiß vielleicht noch nicht, daß sie sich eben so drängen, eben so laut brüllen würden, wenn im Galawagen, statt des Österreichers, ein Chinese, Hindu oder Perser säße. Ihm werden Zeitungen vorgelegt, in denen die Bedeutung des Tages, das Genie des Herrschers, die Größe des Volkes im Marktschreiertone gepriesen wird, und er muß glauben, dieses Wonnegeheul entstamme dem Herzensgrund. Da ist's natürlich, daß Wilhelm der Zweite, der seinen österreichischen

Gast den „großen Kaiser“ nennt, den „Pulsschlag des gesamten Volkes“ zu fühlen wähnt und in einer höfischen Feier, an die übermorgen kein Mensch mehr denken wird, einen „welthistorischen Moment erster Größe“ sieht. Solche Momente sind groß, weil sie selten sind; nicht jedes Volk erlebt sie in jedem Jahrhundert . . . Erfreulich ist, daß der Kaiser sich im Weißen Saal mit dem deutschen Volk so zufrieden erklärte und seinen fürstlichen Gästen wünschte, sie möchten eben so viel Dankbarkeit ernten wie er; nach den Tagen von Dortmund und Hamburg hatte man's anders gelesen. Nur soll man den schnell verhallenden Festtagslärm nicht als politische Errungenschaft schätzen; 1867 huldigten die mächtigsten Monarchen Europas in Paris Louis Napoleon. Und wer weiß, wie nah die Zeit ist, wo im Reich die Antwort auf die Frage gefunden werden muß, ob man altes deutsches Kulturland den Slawen opfern und die Deutschen Österreichs ihrem Schicksal überlassen will. Auch diese Frage gehört zu dem Problem des „Größeren Deutschlands“. Los von Rom heißt drüben schon jetzt oft: Los von Österreich!

Dem Earl Curzon, Vizekönig von Britisch-Indien meldet der Kaiser, mit seiner Genehmigung (soll wohl heißen: auf seinen Wunsch; denn eine Genehmigung wäre nicht nötig) sei in Berlin eine halbe Million für Indien gesammelt worden. Diese Spende sei ein Beweis des „warmen Gefühles von Liebe und Sympathie“, das die deutsche Hauptstadt für Indien und die britischen Vettern erfülle. Die halbe Million haben ein paar Bankiers und Großindustrielle auf hohe Weisung schnell zusammengebracht. Viel ist es ja nicht; aber im oberschlesischen Typhusrevier könnte es Segen stiften. Indien leidet seit 1896 unter der schlimmsten Hungersnot, die das von den Engländern beherrschte Land im letzten Vierteljahrhundert heimsuchte. Die frühere Regierung unterstützte die Kornwucherer und Spekulanten, hinderte alle Maßregeln zur Linderung der Not und sorgte nur für die Indigofabriken. Jetzt werden täglich hundertfünfzigtausend

Mark für die Hungernden ausgegeben. Das Berliner Geld wird drei Tage und einen halben reichen. Wenn Herr Leiter, der die Börsenschulden seines Sohnes nicht bezahlt hat, guter Laune ist, kann er seinem Schwiegersohn Curzon, ohne sich weh zu tun, das Vierfache schicken. Wer aber mag dem Kaiser von Berlins zärtlichen Gefühlen für Britisch-Indien erzählt haben? Mindestens neun Zehntel der Berliner sind für die Buren begeistert und gönnen den Engländern jedes Mißgeschick; von Bengalen, dem Hauptsitz der Hungersnot, haben sie kaum je gehört, kennen nur von den Quartalsilluminationen der letzten Jahre her das bengalische Licht. Aber der Zweck, den Briten einen neuen Freundschaftsbeweis zu geben, ist erreicht. Wenn man nur herausbrachte, wozu wir die vielen Schlachtschiffe brauchen, da wir mit England so innig befreundet sind.

Einer der vielen Glanzpunkte dieser herrlichen Tage, einer der hellsten, sollte die Enthüllung eines neuen Denkmals in der Puppenallee sein. Dem Bildhauer war die Weisung, sich zu beeilen, damit Franz Joseph die Enthüllung sehen könne. „Was Ihr für Künste braucht, ist einerlei; der Kaiser will, daß alles fertig sei,“ sagt Goethes Lucanus. Alles wurde auch pünktlich fertig und den Denkmalsplatz zierten schwarz-gelbe Bänder in reichlicher Fülle. Aber Franz Joseph kam nicht. Man darf es ihm nicht verdenken. Zur Stärkung des monarchischen Gefühls wird diese Enthüllung nicht beitragen. Denn der Denkmalsheld, Kaiser Siegmund, war ein wunderlicher Heiliger, an den gerade ein Kaiser von Österreich wohl nicht gern erinnert sein mag. Dieser Luxemburger war der würdige Bruder Wenzels, des Trunkenboldes, der sich am liebsten mit drallen Bademädchen ergötzte. Siegmund kümmerte sich um sein Deutsches Reich recht wenig. Er war zur Macht gelangt, weil er als König von Ungarn allmählich beliebt geworden war und weil der andere Bewerber, Jost von Brandenburg, in üblem Geruch stand. Lamprecht sagt von Siegmund: „Er konnte würdelos sein bis zu einer selbst im fünfzehnten Jahrhundert

ungewöhnlichen Prostitution der Persönlichkeit: quocumque veniat, semper mendicat et alieno aere vivit, schrieb ein hervorragender Zeitgenosse über ihn an den König von Frankreich. Er war ausschweifend bis ins höchste Alter, er war unstet in seinen Entschlüssen und beherrscht von oft leichtfertigen Stimmungen des Augenblickes.“ Auch gute Herrschereigenschaften werden ihm nachgerühmt; Brunst und Prunksucht aber verdarben alles. Er glaubte, genug geleistet zu haben, wenn er den Deutschen das Prunkschauspiel einer Königskrönung bot. Er schwächte das deutsche Königtum und schnitt dem eigenen Stamm im Norden die Wurzeln ab; die Häuser Wettin und Hohenzollern hat er in die Höhe gebracht und damit die wichtigsten Positionen in Norddeutschland verloren. Er belieh Friedrich den Streitbaren mit der Kurwürde von Sachsen-Wittenberg und benutzte die Mark Brandenburg zu möglichst ergiebigen Pumpversuchen. Erst hatte er sie an Jost von Mähren verpfändet, dann, als Jost gestorben war, zederte er sie an Friedrich von Hohenzollern, dem er hunderttausend Goldgulden schuldete und nicht bezahlen konnte, gegen Vernichtung der Schuldkunde und endlich verschachte er auch noch die Kurfürstenwürde, für die Friedrich viermalhunderttausend Gulden erlegt haben soll. Diese Art, mit der Verleihung landesherrlicher Rechte seine Schulden zu bezahlen und sich für neuen Verschwenderaufwand Geld zu schaffen, war bequem, aber sie hatte auch ihre Nachteile. Drei Jahre nach der feierlichen Belehnung konnte Friedrich den fränkischen Hohenzollernsitz mit dem märkischen vereinen und die Grundlage einer großen neuen Fürstenmacht schaffen; die Luxemburger aber blieben auf Ungarn, Böhmen und Mähren beschränkt und mußten ihre Hoffnungen auf die Heiratspolitik richten, durch die *felix Austria* berühmt werden sollte. Siegmund brach, als es ihm paßte, das Wort, das Johann Hus freies Geleit sichern sollte, und ließ den Reformator töten. Er befahl, das rebellische Tschechenvolk mit Stumpf und Stiel auszuroden, und führte in Böhmen den grausamen Krieg, der heute noch in der Erinnerung unheil-

voll fortwirkt. Er hatte im entscheidenden Augenblick immer gerade Wichtigeres zu tun und konnte seine Zeit nicht an das Geschick seiner Länder vergeuden; in Siena amüsierte er sich mit hübschen Damen oder pumppte und bettelte sich im Purpur durch Welschland . . . Franz Joseph war gut beraten, als er der Enthüllung Siegmunds fern blieb. Wer weiß, wie es jetzt um Österreich stünde, wenn dieser liederliche Herr nicht die ernstesten Interessen seinen Launen und seiner Prachtliebe geopfert hätte. Nach und nach kommt in der Puppenallee übrigens eine nette Gesellschaft zusammen.

Sonderbar: in den Zeitungen steht, es handle sich um große, größte, allergrößte Politik, und kein Mensch denkt daran, daß es im Deutschen Reich einen Kanzler gibt, der, wie man sagt, nach der Verfassung dem Reichstag verantwortlich ist. Wo weilt er? In Berlin, Paris, Baden-Baden oder Werki? Wie vergänglich doch Würden sein können! Als Wilhelm der Erste mit Franz Joseph in Ems oder Gastein war und der Österreicher sich durch den Andrang des Publikums belästigt fühlte, sagte der alte Herr mit ironischem Lächeln: „Nur Geduld! Gleich wird Bismarck kommen: dann guckt kein Mensch mehr nach uns!“ Ob Onkel Chlodwig sich effaciert, um nicht die ganze Aufmerksamkeit auf seine „gewaltige Persönlichkeit“ zu lenken? . . . Waldersee und Hintzpeter haben bei der Cour dem Kaiser die Hand geküßt. Auch diese Hofsitte aus der Zeit des Sonnenkönigs lebt also noch. Nach Friedrichsruh wurde einmal eine Photographie geschickt, die darstellte, wie Bismarck dem totkranken alten Kaiser die Hand küßte. Die Fürstin wurde ganz wütend: „Ottochen hat in seinem Leben nie einem Manne die Hand geküßt!“

Während der Predigt soll in der Schloßkapelle ein Gardist ohnmächtig geworden sein. Der Mann stürzte und blieb hinter einer Kanzel liegen; „der Zwischenfall wurde nicht weiter beachtet“. So las man in den Zeitungen. Das klingt ganz unglaublich und sollte deutlich berichtet werden. Im

Hause des Galiläers kann keine Zeremonie und keine Ehrfurcht vor weltlicher Macht den Christen hindern, sich um einen leidenden Menschen zu kümmern.

Schmock scheint allgemach etwas wirblig im Kopfe zu werden. Jetzt hat er in den Festbericht auch die hochpolitische Nachricht eingeschmuggelt, der Kaiser habe dem Prinzen von Wales zum Sieg eines Rennpferdes eine Glückwunschdepesche geschickt. Macht den, der die frohe Kunde in einem englischen Sportblatt zuerst entdeckte, mindestens drei Zeilen, die von ungefähr vierzig Blättern honoriert werden müssen. Es wird Zeit, daß Schmock endlich zur Ruhe kommt; er hat Blut geleckert und ist nicht mehr zu halten. Gestern erzählte er, wie populär der kleine Herzog von Albany bei den Berlinern sei. Heute hat er entdeckt, der Kronprinz sehe „ungemein sanft“ aus und werde wahrscheinlich eines Tages liberal regieren. Noch ein Weilchen so weiter und wir erfahren, wie der sechste Preußenprinz über den Kanalplan denkt und zu welchem politischen Glauben sich die kleine Tochter des Kaisers bekennt.

TOPIKA

Im Juni 1900: Annahme eines neuen Flottengesetzes. Aufruhr der fremdfeindlichen „Boxer“ in China.

SEIT AM ACHTZEHNTEN OKTOBER 1899 DER KAISER im Hamburger Rathaus gesagt hatte, das Deutsche Reich brauche mehr Schlachtschiffe, konnte kein Verständiger, den politischen Zuständen seiner Heimat nicht völlig Entfremdeter zweifeln, daß der Reichstag die geforderten Schiffe bewilligen werde. Das war sicher; nicht etwa, weil im Volk, in den stummen Millionen, die auf dem Acker und in der Werkstatt die deutsche Zukunft bestellen, plötzlich das heiße Sehnen nach einer imperialistischen Expansion ins Weltenweite erwacht war, sondern, weil die Großindustrie und das sie beherrschende Kapital die Staatsaufträge brauchten, die der Bau einer Flotte nötig macht. Kluge Industrie-

politiker wußten schon damals, daß die auf ihrem Gebiet wichtigsten Marktwerte viel zu hoch notiert waren, sie rechneten mit dem ungeheuren und ungeheuer schnellen Wachstum der amerikanischen Konkurrenz und sahen das Ende des Profitsommers nahen. Was sollte ohne den Flottenbau aus ihren Hoffnungen werden? Statt der Kachexie, die jetzt die Kunden vom Markt schreckt, hätten wir einen die Wurzel des Wohlstandes lockernden Krach erlebt, wenn Westfalen und Schlesien nicht für Jahre hinaus vom Staat mit einträglicher Arbeit versorgt wären. Und da die Industrie-gruppe heute politisch stärker ist als irgend eine andere, konnte selbst eine ungewöhnlich törichte Agitation ihr nicht der Mühe Preis rauben. Welche Partei sollte ihr ernsten Widerstand leisten? Das Zentrum, das in den Industriebezirken des Rheinlandes, Westfalens und Schlesiens seine Stammsitze hat? Oder die arg verrufenen Agrarier? Nur zwei waren tapfer genug, das Flottengesetz abzulehnen. Die übrigen haben, mit einem heimlichen Fluch über ihr schlimmes Geschick, für die „gräßliche Flotte“ gestimmt und damit das Recht zur Klage über die Folgen ihres Tuns verwirkt. Das alles war vorauszusehen; man brauchte nur den ideologischen Überbau abzutragen, brauchte nur das Gewicht der wirtschaftlichen Interessen zu wägen. Im Zeitungsstil spricht man nach solchen Vorgängen von einem erhebenden Schauspiel nationaler Opferwilligkeit. Inzwischen hatte Frankreich, um mit seiner Seerüstung nicht hinter der deutschen zurückzubleiben, ohne Sang und Klang eine halbe Milliarde für neue Schiffe bewilligt; und England wird im nächsten Jahrzehnt seinen Werften mehr zu tun geben als jemals zuvor. Deutschland aber hat, nach einem Wort, das der Kaiser in Lübeck sprach, „Aussicht, einmal eine Flotte zu bekommen“. Das jetzt Erreichte war also nur ein bescheidener Anfang. Hoffentlich hat man nun eingesehen, daß die „Ordnungs-parteien“ stets bereit sind, ihren Mandanten riesige Staatsaufträge zu sichern, und spart künftig den großen Aufwand, die Reden, Flugschriften und Lichtbilder. Es geht wirklich auch so. Marinefragen sind Industriefragen. Und selbst der

wildeste Fortschrittsmann wird sich hüten, dem Kapital in schwerer Zeit das Geschäft zu verderben.

Ob es im deutschen Vaterland Bürger gibt, die heute noch glauben, ein neuer, herrlicher Morgen sei angebrochen, heute noch, trotzdem das Kraftverhältnis der Großmächte durch die Flottenvermehrung nicht im geringsten verändert wird, von den Schlachtschiffen ihres Kaisers Wunder erwarten? Das wäre möglich; denn die sehr einfache Angelegenheit ist ins Reich der Mystik entrückt worden. Das gute Geschäft der letzten Jahre hat die Geister verwirrt. Ein Nüchterner würde sagen: Wir haben unsere Industrie künstlich großgepöppelt, sind jetzt auf den Massenexport angewiesen und brauchen für die dazu nötige imperialistische Politik Schutzschiffe und überseeische Stützpunkte. So hört man's auch oft im Privatgespräch; öffentlich aber klingt es aus einer anderen Tonart. Da müssen wir zivilisieren, Christentum und Gesittung in die Welt hinaustragen, einer gewaltigen Vitalität die entsprechende Seegelung schaffen und die übers Meer verschlagenen Deutschen vor Fährlichkeit schirmen. Es ist die Weise, die schon Carlyle und Ruskin so unerfreulich ins horchende Ohr klang. Überhaupt handelt es sich bei der ganzen Geschichte ja nur um den etwas spät unternommenen Versuch, den englischen Imperialismus in unser geliebtes Deutsch zu übersetzen. Warum auch nicht? fragen die Lüsternen; wir müssen eben zur See so stark werden, daß wir England aus dem Rang der ersten Welthandelsmacht verdrängen können. Ein allerliebster Gedanke. England hat seinen alten Reichtum, seine blühenden Kolonien und eine Kapitalisten-Reserve, die in Notfällen niemals versagt. Und außer England gibt es noch Rußland mit seiner Fülle ungehobener Bodenschätze und seinen billigen Arbeitern und Nordamerika, das für die Kohle, das Getreide der Industriestaaten, ein Drittel des in Deutschland verlangten Preises bezahlt. Es ist immer schwer, dem Ursprung der Vorstellungen nachzuspüren, und eine transszendentale Topik nach kantischem Muster würde den Modernen recht rückständig scheinen. Soll es aber unmöglich sein, das Ziel zu erkennen,

das den vom Zwang der Vorstellung Beherrschten vorschwebt? Die loci communes, auf denen die Wünsche wachsen, können dem suchenden Blick doch nicht entgehen. Was also soll die Weltwende bescheren, die uns verkündet ward? Welche Wunder bringt der neue Morgen auf goldenem Sonnenwagen aus der Meerestiefe herauf?

In einem der vielen Telegramme, die er in seiner Freude über die Annahme des Flottengesetzes abschickte, hat der Kaiser das Ziel seiner Sehnsucht bezeichnet. Er sagte, besonders dankbar sei er dafür, daß sein „Streben zum Besten des Vaterlandes anerkannt werde“, und fügte hinzu: „Nun aber unermüdlich weiter, daß die begonnene Arbeit bald vollendet wird; dann wollen wir auf dem Wasser Frieden gebieten.“ Diese Worte gestatten nur eine Deutung: der Kaiser will, als höchster Vertreter des Reiches, der arbiter mundi sein, wie es in stillerer Zeit Bonaparte, ein Weilchen auch der russische Nikolaus war. Er wünscht sich eine Macht, die ihm gestattet, gegen jedes Abenteuerergelüsten den Frieden zu wahren. Dazu scheint noch nicht die Seemacht, doch schon die deutsche Landmacht ihm ausreichend. Das ist ein Irrtum. Nicht das Verdienst eines friedfertigen Kaisers oder eines märchenhaften Michael, der im goldenen Kürß irgend einen Fabeltempel bewacht, ist es, daß in Europa seit Jahrzehnten kein großer Krieg geführt worden ist. Das einzige Land, das ein Interesse daran hatte, einen solchen Krieg zu führen, war und ist nicht stark genug, um ihn allein wagen zu dürfen, und hat bis heute noch keinen sicheren Bundesgenossen gefunden. Die anderen Mächte haben in Europa nichts mehr zu begehren und wären sehr unklug, wenn sie auf ihre Kunden und Kapitallieferanten schießen wollten. Nur den gefährlichen Konkurrenten möchten sie schwächen; diese Wirkung erreichen sie aber nur, wenn sie ihm einen beträchtlichen Teil seines Vermögens zusammenschießen: denn Menschen sind billig und leicht zu ersetzen. Die Schlachten der Zukunft werden mit dem Arsenal der kapitalistischen Zeit entnommenen Waffen geschlagen werden. Weh dem, der in edlem Drang als oberster Schiedsrichter solche Kriege

verhindern wollte! Gegen ihn würden sich morgen die Feinde von gestern verbünden. Der sehnsüchtige Ruf Wilhelms des Zweiten weckt in Deutschland kein Echo. Die Masse wünscht, ruhig zu leben und den Welthändeln fern zu bleiben; jede Mehrung und Vergrößerung der Reibungsflächen beängstigt sie. Und von den Industriekapitänen sagt mancher: Nur ein Krieg kann uns helfen; wir haben uns zu hoch gebläht und werden bald vom Greater Britain und von den Vereinigten Staaten, vielleicht auch von Rußland wirtschaftlich bedrängt werden; im nächsten Frühjahr wird amerikanisches Eisen auf den deutschen Markt kommen, sobald die Russen Geld und geschulte Arbeiter haben, können sie unseren Gruben und Hütten furchtbare Konkurrenz machen; als Militärmacht sind wir noch jeder anderen überlegen: schlagen wir also los, ehe kostbare Zeit verstreicht und ehe die fortschreitende Industrialisierung uns um diesen sichersten Trumpf bringt. Früher rekrutierten die Kriegsparteien sich aus der Kamarilla und der Heerführerschaft; jetzt liefern kühne Kapitalisten den Nachwuchs. Das lehrt die Erfahrung. Die meisten Britenkriege sind in der Londoner City ersehnt, ersonnen und vorbereitet worden.

Noch ist das Ziel nicht erkennbar. Der Kaiser möchte der stärkste Machtfaktor werden und der Welt mit gepanzerter Faust den Frieden gebieten. Die Mehrheit der Deutschen möchte in der Heimat reichlichen Gewinn finden und alle überflüssigen Handel meiden; sie würde sich gegen ein Weltarbitrium heftig wehren. Und kleine, aber mächtige Gruppen ersehnen den Krieg.

Die missionarische Meinung lautet: Nur eine Weltmacht, die über eine starke Flotte gebietet, kann die Christenpflicht erfüllen, der Heidenheit das Evangelium zu bringen. In den Thesen des Evangelisch-Sozialen Kongresses wurde neulich gesagt, Deutschlands Aufgabe sei, „an der Zivilisierung und Nutzbarmachung unentwickelter Länder mitzuwirken“. Dann hieß es weiter: „Die Erreichung dieses Zieles stellt an die geistige und sittliche Energie unseres Volkes Anforderungen, die nur von einer entschieden christlichen Gesin-

nung erreichbar sind.“ Unnötig, daran zu erinnern, daß Männer, die vom Christentum nichts wußten und wissen wollten, oft das höchste Menschenmaß geistiger und sittlicher Energie erreicht haben. Wichtig ist hier nur die Andeutung eines Zieles. Das Deutsche Reich soll das Evangelium verkünden und es soll zugleich Länder „zivilisieren und nutzbar machen“. Wenn die Völker, denen dieses Glück zugedacht ist, nun aber finden, sie seien schon zivilisiert und ihre Kraft brauche den Europäern nicht Nutzen zu bringen? Dann müssen sie doch wohl mit Kanonen- und Flintenkugeln gezwungen werden, an den Heiland zu glauben und sich zivilisieren zu lassen. Da sind vierhundert Millionen Chinesen. Sie haben eine uralte Kultur und einen im Heimatboden gewachsenen Glauben. Eines Tags wird ihnen von Europäern gesagt: Eure Kultur paßt uns nicht. Wir bringen euch eine andere. Und damit ihr sie lernet, nehmen wir euch zunächst einmal euer Land weg und drillen euch zu Arbeiten, deren Ertrag uns zufließen wird. Das tun wir, weil wir die Stärkeren sind und Kunden mit Kulturbedürfnissen brauchen; und außerdem sind wir Christen. Was wird die Folge sein? Die Chinesen werden aus langem Dämmern zum Bewußtsein ihrer Kraft erwachen und sich gegen die Eindringlinge wehren, mit der barbarischen Grausamkeit, nach der jeder Bedrückte als nach dem letzten Notwehrmittel greift, mit der entzügelten Rachewut, die Heinrich Kleist Germania von ihren Kindern heischen ließ. Kleinkalibrige Gewehre und Maximkanonen werden den Aufstand niederzwingen, einmal, zehnmal vielleicht; in einem zoologischen Krieg, der einer Rasse den Untergang droht, muß endlich aber die Übermacht der Massenzahl siegen. . . Sieht so der Weg aus, auf dem der Galiläer die Welt erobern wollte? Und ist es christlich, ist's menschlich, die Asiaten Räuber und Mordbrenner zu nennen, weil sie handeln, wie jedes starke Europäervolk in ähnlicher Lage gehandelt hat? Sie sollen eine Kultur lernen, die ihnen niedrig und unheilig scheint, sollen sich in Sitten und Bräuche schicken, die ihnen zuwider sind, die Propaganda eines ihnen verhaßten Glaubens dulden und

fremden Eroberern hörig werden. Sie wollen ihr altes Leben, ihr Land und ihren Glauben behalten. In diesem Streit der Interessen wird der Stärkere, nicht der an die feinere Geistesmacht Glaubende, die Herrschaft erraffen. Im Deutschen Reich aber leben wunderliche Heilige, die wähnen, nur der fromme Christ könne solchen Kampf siegreich bestehen und jedes christliche Volk müsse, weil diese Aufgabe ihm von der Vorsehung bestimmt sei, sich so schnell wie möglich eine starke Schlachtflotte schaffen.

Ein mildernder Umstand ist, daß diese Heiligen von der Welt und deren Bewohnern nicht allzu viel wissen. Sie urteilen nach der weithin sichtbaren Grimasse. Der alte Paul Krüger, der immer ein Bibelwort auf der Zunge hat und den Heliographen Psalmenverse in belagerte Städte rufen läßt, war ihnen eine Apostelgestalt von höchstem sittlichem Adel und jeder Versuch, den holländischen Schlaukopf menschlich zu sehen, erhielt von ihnen das Brandmal, das dem Frevler am Heiligsten gebührt. Nun kommt es heraus, daß der Erhabene sich mit barem Gelde bestechen ließ. Von den Baronen Oppenheim, die in Transvaal eine Eisenbahn bauten, nahm er 100 000 Franken, seine liebe Frau erhielt 25 000, sein Schwiegersohn 10 000 Franken. Der ganze Volksrat wurde bestochen und zu dem baren Gelde kamen noch wertvolle Geschenke. Herr Dr. Leyds, der europäische Vertreter der Transvaal-Regierung, mußte unter seinem Eid zugeben, daß die Volksratsmitglieder „kleinere“ Geschenke annehmen. Und für das Wohl dieser sauberen Gesellschaft haben Hunderttausende, haben Millionen deutscher Menschen Monate lang gezittert, diesen tugendsamen Musterpräsidenten, der die Interessen seines Stammes verschachert, haben sie als den reinsten Helden verehrt. . . Das Urteil über die britische Heuchelpolitik kann durch solche Enthüllungen nicht verändert werden und auf die Haltung der uns Regierenden fällt kein günstigeres Licht, wenn Herr Krüger als Wicht entlarvt wird. War es aber nötig, die Buren als die Blüte der Menschheit, die Engländer als das gemeinste Gewürm der bewohnten Erde zu schildern und Liebe und Haß

eines ganzen kräftigen Volkes zwecklos und sinnlos zu vergeuden? Und soll dieselbe Torheit, dieselbe Entstellung sich in dem Urteil über den Chinesenaufstand noch einmal wiederholen? In allen Punkten brauchen wir ja auf dem Wege zur Welthandelsmacht dem britischen Muster nicht nachzustreben. Aufrichtigkeit ist eine herrliche Tugend. Und aufrichtig wäre es, gerade heraus zu sagen, daß wir die Chinesen weder hinieden beglücken, noch ihnen die ewige Seligkeit sichern wollen. Unsere Kapitalisten suchen einen neuen Massenmarkt und hoffen, der Boden des Riesenreiches, in dem die „Hände“ noch spottbillig sind, werde ihnen Schätze spenden, mit denen sie die verdorrnde Heimaterde düngen können. Solche Hoffnung schändet nicht und man braucht sie nicht scheu in des Busens Tiefe zu bergen. Aber wo ist das weithin leuchtende Kulturideal, dem hinter der Großen Mauer deutsche Menschen als Opfer fallen?

TSIN-SCHI-HOANG-TI

Juli 1900: die deutschen Seebataillone und die freiwillige ostasiatische Infanteriebrigade gehen nach China ab.

DIE DEUTSCHE KRIEGSFLAGGE WEHT AUF DEM Weltmeer und fünfzehntausend Männer, deren rüstige Kraft auf heimischer Flur die Arbeit fördern könnte, sitzen, wenn der Dienst oder die Neugier sie nicht auf Deck ruft, in der engen, dunstigen Koje und denken zurück ins Land ihrer Lieben, sinnend vorwärts ins Unbekannte, dem das gepanzerte Schiff sie entgegenführt. Ihr Kaiser und Kriegsherr hat für alles gesorgt, für Khakikleider und Tropenhelme, Mundvorrat, Waffen und Munition, und in der Aufwallung eines Rache heischenden Zornes sogar daran gedacht, aus Berlin den Kinetographen nach Wilhelmshaven kommen zu lassen, der die Abschiedsparaden und die Einschiffung der Rächerschar für das Kinetoskop aufnehmen sollte. Nun haben sie Muße und können dem Zweck ihrer Reise nachdenken. So oft und so lange schon hörten sie von Kameraden das Ende der faulen Friedenszeit herbeiwünschen; jetzt ist der er-

sehnte Krieg da, ein Krieg, der Ehrenzeichen und rasche Rangerhöhung verheißt, und ihnen ward mitzukämpfen gegönnt. Wofür er kämpfen soll, darüber grübelt der gemeine Mann nicht; er ist froh, den eintönigen, ermüdenden Garnisondienst hinter sich zu haben und ein fernes Märchenland betreten zu dürfen, von dem er in alten Kalendern Wundergeschichten las. Nicht als Verteidiger des Vaterlandes zieht er hinaus, wie vor dreißig Jahren der Vater oder der ältere Bruder; die heimischen Grenzen sind nicht bedroht und kein geraubtes Glied ist dem verstümmelten Leib der Mutter Germania zurückzugewinnen. Doch unter heißerer Sonne harren weiße Menschen der Retter aus Todesgefahr. Der Mann im Khakirock greift nach seinem Gewehr. Aber sein Sehnen treibt das Schiff nicht schneller durchs Weltmeer; und ehe er in Reihe und Glied durch Pekings Tor marschiert, werden die Weißen geschlachtet oder geborgen sein. Der deutsche Soldat streckt sich auf sein schmales Lager. Über und unter ihm schnarchen schon längst die vom Wachtdienst ermatteten Kameraden. Nun sucht auch er den Schlummer. Er folgt dem Befehl und hat nicht zu fragen, warum sein Kaiser ihn übers Meer in die Ferne schickt.

Die daheim Gebliebenen aber, die kein Matrosenhemd und keinen Khakirock tragen, haben das Recht nicht nur, haben die Pflicht zu der Frage, was nun geschehen soll und welche Aufgabe den fünfzehntausend deutschen Männern gestellt ward, die jetzt der Ozean trägt. Während der ersten Juliwoche ist viel geredet und geschrieben, telegraphiert und photographiert worden; doch weder Worte noch Bilder haben das Ziel der Reichspolitik und den Zweck des Reichskriegszuges der Menge zu klären vermocht. Der Kaiser hat von „Mobilmachung“ und „Krieg“ gesprochen und mit zorniger Geberde gesagt, er werde „eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat“, und „nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen siegreich auf Pekings Mauern wehen und den Chinesen den Frieden diktieren.“ Diese Worte waren kaum verbreitet worden, da ließen sämtliche Großmächte auch schon erklären, sie dächten nicht da-

Der Kaiser als Prinz mit Kronprinz Rudolf von Österreich

ran, einen Krieg gegen China zu führen, und würden zufrieden sein, wenn für die Ermordung und Beraubung der Weißen Sühne gewährt und im Reich des Himmelssohnes die Ruhe wiederhergestellt werde. Das feierliche Wort eines Deutschen Kaisers kann nicht ins Leere gesprochen sein. Wir müssen also annehmen, das Deutsche Reich führe allein Krieg gegen China; nur dann ist auch der Satz des Kaisers von dem „historischen Augenblick““ verständlich, „der einen Markstein in der Geschichte unseres Volkes bedeutet“. Aber der Kaiser ist nach Norwegen abgereist, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der einzige verantwortliche Reichsbeamte, sitzt seit Wochen, den Geschäften fern, in der Schweiz und die Offiziösen verkünden, man dürfe nicht von einem Kriegszug, sondern nur von einer Strafexpedition nach China sprechen. Hat der Kaiser, der den Krieg nur erklären kann, wenn das Bundesgebiet oder dessen Küste angegriffen worden ist, die Zustimmung des Bundesrats nicht gefunden? Die Unklarheit geht noch weiter. Der Kaiser will einen Rachekrieg führen und zugleich die Asiaten die milde Wunderkraft des Christenkreuzes kennen lehren; und nun scheint, mit deutscher Einwilligung, den japanischen Buddhisten und Shintoisten das Mandat anvertraut, in China Sühne und Ordnung zu schaffen. Dagegen wäre, wenn die Russen zustimmen, nichts einzuwenden; nur wird die rote Sonnenscheibe der japanischen Kriegsflagge nicht einem Sieg der Christenlehre leuchten. Aus dieser Wirrnis führt kein erkennbarer Weg; und ein mündiges Volk darf doch fordern, daß man ihm sagt, welchem Ziel es entgegenwandern und wofür es kämpfen soll.

In dem korrigierten und gedruckten Text einer Tafelrede des Kaisers steht ein merkwürdiger Satz, dessen Sinn uns vielleicht das dunkle Rätsel lösen kann. Nachdem Wilhelm der Zweite von dem historischen Augenblick gesprochen hatte, der in der deutschen Geschichte „einen Markstein bedeute“, fuhr er fort: „Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands Größe. Aber der Ozean beweist auch, daß auf ihm und in der Ferne jenseits von ihm ohne Deutschland,

ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf.“ Man könnte erwidern, daß Deutschland ohne die Herrschaft über ein Weltmeer groß und mächtig geworden ist, daß ozeanische Beweise nicht sehr haltbar sind und daß auch künftig, wie bisher, auf dem Rund der bewohnten Erde manche Entscheidung fallen wird, an der ein Deutscher Kaiser, und hätte er eine moderne Armada, nicht mitzuwirken vermag. Doch wichtiger als die Kritik eines Programmes ist zunächst die Aufhellung seines Sinnes. Und über diesen Sinn ist, wenn man ihn aus den Schleiern hebt, kein Zweifel mehr möglich. Er ist im Ausland verstanden worden und das Bemühen, ihn den Deutschen zu verhüllen, ist töricht und unanständig. Der Kaiser will Weltpolitik größten Stils treiben, in den asiatischen Machtstreit eingreifen und bei jeder Entscheidung seiner Stimme Gehör sichern. Deshalb hat er die Karawanenstraße einer imperialistischen Industriepolitik beschritten, deshalb schnell die Verdoppelung der Schlachtflotte durchgesetzt, deshalb einen Heerhaufen von der Stärke einer Division nach China geschickt. Die Stunde, da diese Entscheidung fiel, durfte er einen historischen Augenblick und einen Markstein in der deutschen Geschichte nennen; sie hat uns, wenn dem Wort die Tat folgt, den nie mehr zu kittenden Bruch mit der deutschen Vergangenheit und mit der Politik Bismarcks gebracht. Der erste Kanzler glaubte, das junge Reich habe mit der Wahrung seiner europäischen Machtstellung genug zu tun; er freute sich, als Frankreich sich in Tongking festlegte, sah die günstigste Chance der stets von einer übermächtigen Koalition bedrohten deutschen Stämme darin, daß sie in dem zwischen Rußland und Großbritannien schwebenden Streit um die Herrschaft über Asien neutral bleiben könnten, unterstützte still, so weit das deutsche Interesse es irgend gestattete, die russische Politik und hielt bis zu dem Tage, wo Nordamerika und Rußland das großbritische Weltreich überwachsen haben würden, England für den der deutschen Entwicklung gefährlichsten Feind. Die kleinste Kolonie, sagte er nach dem Abschluß des deutsch-chinesischen Pacht-

vertrages, ist groß genug, um „Dummheiten zu machen“; und er hörte bis zu seinem letzten Lebenstage nicht auf, eindringlich vor einer Verzettlung deutscher Kraft an überseeische Abenteuer zu warnen, die bei neidischen Nachbarn Mißtrauen wecken und die Fähigkeit zur Verteidigung des heimischen Bodens schwächen müßten. Dem dritten Kaiser sind solche Bedenken offenbar völlig fremd. Ihm ist das Reich Bismarcks zu klein und er hält das Volk, dessen Vertrauensmann er sein soll, für so stark und so reich, daß es mit den älteren Weltmächten den Wettkampf wagen kann. Diesem Gefühl fand er in Wilhelmshaven weithin klingende Worte; und das Echo brachte aus Petersburg, London, Paris und New York die Erklärung: Wir führen nicht Krieg gegen China, wir wünschen keine Machtverschiebung im Reich der Mitte. Vorher hatten die Russen sich geweigert, den England allzu befreundeten Japanern freie Hand zu lassen; nach den Reden des Deutschen Kaisers wich dieser Widerstand. Oft schon sah man, daß zwei Gäste, die so lange sie allein am gedeckten Tisch saßen, einander mit feindlichen Blicken gemessen hatten, schnell Frieden schlossen, wenn ein Dritter sich anschickte, mit aus der Schüssel zu essen.

Heute noch, wie vor Humboldts Tagen, ist China den Deutschen ein unbekanntes Land. Mancher Gelehrte hat in der Sammlung der Sacred Books of the East den Tao-Te-King gelesen, Lao-Tses ehrwürdige Chinesenbibel, und mit heißem Bemühen die konfuzianische Sittenlehre studiert, mancher Politiker hat, wie Andrassy vor dem bosnischen Feldzug, geglaubt, dieses wilde Land könne eine Militärkapelle mit klingendem Spiel kampflos erobern. Das Wesen des gelben Volkes blieb, trotz Gaubil, Ritter und Gobineau, auch gebildeten Deutschen verborgen; und so konnte der Glaube aufkommen, die Chinesen seien Barbaren, denen mit Pulver und Blei die Grundbegriffe zivilisierter Menschheit beigebracht werden müßten. Das ist ein gefährlicher Irrtum. Gobineau zitiert aus dem Schu-King die Sätze: „Die Fremden erregen Unruhen. Wenn Ihr aber fleißig Eure Geschäfte betreibt, werden die Fremden sich Euch gehorsam unter-

werfen.“ Von dieser frühen Epoche asiatischen Staatenlebens wüßten wir mehr, wenn nicht einer der Herrscher Chinas jäh mit der Vergangenheit und ihrer überlieferten Lehre gebrochen hätte.

Tsin-Schi-Hoang-Ti, der zwei Jahrhunderte vor Jesu Geburt lebte, wollte die Macht nicht mit den reichen Familien des alten Hochadels teilen, sondern als ein Caesar des Ostens auf einsamer Höhe über der Masse thronen. Um die Gewalt der adeligen Lehnsherren zu entwurzeln, ließ er die Bücher verbrennen, in denen der Ruhm ihrer Ahnen und ihr erbter Anspruch auf Souverainetät aufgezeichnet war, und nur die Familienchronik der Tsin-Dynastie, der er selbst entstammte, vor dem Feuer bewahren. Dann suchte er alle Verschiedenheiten der Stämme, Provinzen, Bezirke wegzuwischen, ernannte neue Beamte, die nie lange im Dienst bleiben durften, teilte das Reich in sechsunddreißig Departements und tat kund und zu wissen, daß die alte Zeit und die alten Gedanken nun für immer begraben seien. Ein Neues sollte werden und Jeder aus dem gelben Volk erkennen, daß fortan nur ein Herrenrecht galt, nur ein Wille gebot. Damit war die organische Entwicklung des Volkskörpers unterbrochen und der Feudalstaat zum Imperium umgewandelt. Der Chinese blieb als Individuum, was er gewesen war: ein nüchterner, nur den greifbaren Gütern der Erde nachstrebender Mensch, ohne Phantasie, ohne übersinnliches Bedürfnis; das politische Leben aber erstarrte, wie immer in Despotien. Der Kaiser von China durfte nicht, wie andere Tyrannen des Orients, jeder raschen Laune, jedem Überschwang seiner Gefühle nachgeben und in wollüstiger Grausamkeit schwelgen; solches Wüten hätte ihn um die Achtung der kühlen, verständig rechnenden Untertanen gebracht. Doch er galt und gilt heute noch als ein geweihter Vertreter der Gottheit, als ein gestrenger Vater, dem man nur knieend nahen darf, und in der Theorie ist seiner Gewalt keine Schranke gezogen. In der gemeinen Wirklichkeit des Alltagslebens sieht die Sache freilich anders aus. Wer ein nur auf Gütermehrung und schnellen Gewinn bedachtes Volk

beherrscht, muß sich der Forderung fügen, daß dem Lande die Ruhe und die bewährten Geschäftsbedingungen erhalten bleiben und die Erwerbsmöglichkeit dem Händler nicht durch fremde Konkurrenz geschmälert wird. Ein solches Volk kann sich unter der monarchischen Spitze demokratische, sogar sozialistische Einrichtungen schaffen (und wirklich gibt es in China, wo beinahe Jeder lesen und schreiben kann und die Gesetze kennt, eine Volksabstimmung über wichtige Fragen des Rechtes und der Wirtschaft und dem Staatssozialismus des europäischen Westens nah verwandte Tendenzen), aber es ist als politische Persönlichkeit zu unfruchtbarem Siechtum verdammt und wird früh oder spät die Beute des Starken, der sich nicht leichtfertig von der Wurzel des Stammes löste. Tsin-Schi-Hoang-Ti trennte China mit jähem Griff von der Tradition. Sein Geschlecht ist verschollen, die im Waffenhandwerk geübten Mandschus haben den Chinesen, die auf allen Märkten die billigste Arbeit anbieten, den Fuß auf den Nacken gesetzt, das Reich des Himmelssohnes hat seit Jahrtausenden kein die Menschheitsgeschichte bestimmendes Wort mehr gesprochen.

Im Deutschen Reich sind der Macht des Einzelnen, auch des Kaisers, der hier kein Monarch, sondern unter Gleichen nur der Erste ist, von der Verfassung enge Grenzen gezogen, und so lange Wortlaut und Sinn dieser Verfassung getreulich beachtet werden, kann nichts Wesentliches gegen den Willen der Volksmehrheit geschehen. Fürsten und Volk haben das Recht, in offener Rede das Ziel ihres Wollens zu zeigen, und man kann dem Kaiser nicht vorwerfen, daß er seine Absicht verborgen hat. Als er seinen Bruder nach China sandte, sprach er so laut, daß man ihn in Peking verstand und erschreckt auffuhr; denn Pächter pflegen nach dem Vertragsabschluß nicht von der Möglichkeit zu reden, ihr Platzhalter könne im Pachtgebiet blutigen Lorber ernten und zum Schlag mit gepanzerter Faust gezwungen sein. Nur in Deutschland verschloß sich dem Sinn dieser Sätze das Ohr, sträubt sich noch jetzt das nationale Empfinden gegen die vom französischen Konsul in Tientsin, vom Fürsten Uch-

tomski und vom Bischof Anzer vertretene Meinung, daß die chinesischen Wirren als Folgeerscheinung des Kiautschauhandels zu betrachten sind. Bismarck fürchtete damals, der Asiatenzorn könne sich gegen den preußischen Prinzen waffnen; ihn hätte die Ermordung des Kaiserlichen Gesandten sicher nicht überrascht und er hätte den Beschwichtigern nicht geglaubt, die geschäftig erzählen, die Sache sei nicht so ernst gemeint. Worte, die der Deutsche Kaiser in die lauschende Welt hineinspricht, können nur ernst gemeint sein und müßten, wenn ihnen nicht die Tat folgte, ohne Echo künftig ins Leere verhallen. Noch einmal hat jetzt der Kaiser gesprochen, so deutlich und laut, daß nur der böse Wille ihn nicht verstehen kann; und laut und deutlich muß ihm geantwortet werden. Nie ist bisher das Volk gefragt worden, ob es von der aus ruhmreicher Zeit überlieferten Politik scheiden und den steilen Pfad des Imperialismus beschreiten will.

Tsin-Schi-Hoang-Ti konnte vor zweitausend Jahren selbstherrisch mit der Stammesvergangenheit brechen. Ein Deutscher Kaiser wird sich nicht wundern, wenn das mündige Volk, das er vor dem Ausland vertritt, an der Gestaltung seines Schicksals mitzuwirken begehrt und wenn die daheim Gebliebenen anders denken als der in Khakistoff gekleidete Mann, der dem Befehl zu folgen und in der engen, dunstigen Kojen nicht zu fragen hat, warum sein Kriegsherr ihn übers Meer in die Ferne schickt.

DER KAMPF MIT DEM DRACHEN

DER KAISERLICHE KRIEGSHERR HAT DEN NACH China ziehenden deutschen Soldaten befohlen, keinen Pardon zu geben, keine Gefangenen zu machen, jeden überwältigten Feind zu töten und, nach dem Beispiel Attilas und seiner Hunnen, in Ostasien einen tausend Jahre lang nachwirkenden Schrecken zu erregen. Und an diesen Befehl hat Wilhelm der Zweite die Worte geknüpft: „Gottes Segen möge an Eure Fahnen sich heften und dieser Krieg den Se-

gen bringen, daß das Christentum in China seinen Einzug hält. Dafür steht Ihr mir mit Eurem Fahneneid.“

Seitdem hat der Kaiser wiederum dreimal geredet; er hat einen modernem Empfinden schwer verständlichen Glauben an Gebetswirkungen bekannt, ein paar Tausend Hamburger Arbeiter vaterlandlos und ehrlos genannt und den großen Kurfürsten gepriesen, der sich doch, wie der Königsberger Professor Prutz nachgewiesen hat, von einem Franzosenkönig in besoldete Dienstbarkeit fesseln ließ. Die vier Reden ergänzen einander; wer genötigt ist, eine davon zu betrachten, wird auch auf die anderen einen Blick werfen müssen. Und dieser unerfreulichen Nötigung darf man sich nicht entziehen. Denn die monarchische Krisis, die das ungeblendete Auge längst nahen sah, wird durch Vertuschungsversuche nicht zum Guten gewendet.

Der Kaiser hat auf seiner Hofbühne Hebbels Nibelungentrilogie gesehen. Durch dieses Dramas dritten Teil schreitet ein mächtiger heidnischer Herrscher, der sich eine Welt erobert hat und im Besitz beinahe unumschränkter Gewalt edel geblieben ist. Er hat eine Christin zur Frau genommen und ihr jedes Wunsches Erfüllung zugesichert. Er ist sicher, sie wird ihm nichts Unedles ansinnen; die Christenlehre gebietet ja, den Feind selbst zu lieben. Nun fordert sie, er solle ihre (durch die Heimat auch ihm verwandte) Sippe, die Brüder und deren Mannen, in einen Hinterhalt locken und töten lassen. Sie hat seinen Eid; den muß er halten. Als von den Treuen aber der Treuste getötet ist, als der Heldenkönig auf einem Leichenfeld steht und das Amt des Richters und Rächers verwalten soll, da wird ihm die Bürde zu schwer und er legt die Last seiner Kronen auf eines Christenfürsten schneeweißes Haupt. Diesen König hat der niederdeutsche Dichter, nach dem Volksepos, Etzel genannt und durch den Namen die Erinnerung an den Hunnenherrscher geweckt, den die Geschichtschreiber Atilla, Attila und Godegisel hießen. Und diese mit den vornehmsten Wesenszügen geschmückte Heldengestalt hat auf des Deutschen Kaisers lebhafteste Phantasie offenbar stark gewirkt.

Er hat nicht darauf geachtet, daß dieser Etzel schnöde das Gastrecht bricht, daß er sich von dem unwahrhaftigen Christentum einer blutigen Zeit enttäuscht abwendet und daß für Hebbel die Hunnen dem Hornissenschwarm gleichen, der den Leun in den Tod quält, sondern sich gesagt: So sah der Mann aus, der als Gottes Geißel scheu angestaunt ward; so gewaltig war er, so königlich und so edel in seines Wesens tiefstem Kern.

Leider sieht der Etzel der Geschichte ganz anders aus. Er lebte nicht, wie Wilhelm meinte, vor tausend, sondern vor fünfzehnhundert Jahren und hauste mit seinen Reitern in Europa wie nach ihm kaum noch ein Dschengis Khan und Timur-Tamerlan. Doch diese Horden waren viel früher auch schon der Schrecken Ostasiens gewesen. Ihr erster Raubzug hatte die Hunnen vom Norden der Großen Mauer her in das Gebiet der Chinesen geführt, wo sie unter dem Namen der Hiong-Nu Entsetzen verbreiteten. Ihre Häuptlinge, die Tandschus, ließen die Truppen nach Herzenslust morden und brennen, besiegten den Kaiser Kao-Ti und erpreßten von dessen Nachfolgern Gold, Seide und schöne Jungfrauen als Jahrestribut. Erst der starke und schlaue Wa-Ti, der fünfte Kaiser der Han-Dynastie, vermochte das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Er überfiel, wie Gibbon erzählt, das Lager der Hunnen, „während es in Schlaf und Ausschweifung begraben war“, und zwang den Tandschu, Vasall des Boghdo-Khans von Peking zu werden, der ihn mit allen Ehren in der Hauptstadt empfing und sich von ihm huldigen ließ. Die Hunnen brachen mehr als einmal den Lehnseid, neue Kriege folgten und auf hohem Berg kündete im Reich der Mitte Jahrhunderte lang eine Siegessäule dem Wanderer, daß ein Chinesenheer siebenhundert Meilen weit ins Hunnengebiet vorgedrungen sei. Die späteren Schicksale des Reitervolkes, der Weißen und der Wolga-Hunnen, mag man in der „Histoire des Huns“ Josephs de Guignes nachlesen. Attila, der sich seiner Abkunft von den Besiegern Chinas rühmte, soll einem häßlichen Kalmucken geglichen haben; er trug auf einem niedrigen, gedrunge-

Rumpf einen großen, fast bartlosen Kopf mit platter Nase und pflegte, um Schrecken einzuflößen, die Schlitzaugen wild zu rollen. Die unterworfenen Fürsten und die Feldhauptleute „lauerten auf seinen Wink, zitterten bei seinem Dräuen und führten auf das erste Zeichen seines Willens ohne Zögern seine strengen Befehle aus“; sein Wohlwollen erwarben sie, wenn sie zeigten, daß ihr Auge den strahlenden Königsblick nicht ertragen könne. Im Lager des Weltherrschers sah man den üppigsten Prunk. „Das Geschirr, die Schwerter, sogar die Schuhe waren mit Gold und Edelsteinen besetzt und auf den Tafeln standen in Fülle Schüsseln, Becher und Vasen aus Gold und Silber.“ Nur der Monarch selbst blieb bei der Einfachheit seiner skythischen Ahnen, aß von hölzernem Teller und verschmähte die Tafelfreuden der Schlemmer. Doch nicht alle fleischlichen Genüsse scheint er sich versagt zu haben; er schleppte einen Weiberhaufen mit und ließ sich bei der Heimkehr ins Lager von fast völlig nackten Jungfrauen, denen die reiferen Haremschönen ein Schleierspalier bilden mußten, mit Jubelhymnen begrüßen. Sein und seiner Scharen Wesen ist von Cassiodorus und Priscus bis auf Gobineau verschieden geschildert worden und es wäre kindisch, einen Hunnenkönig des fünften Jahrhunderts heute etwa am Maßstab moderner Sittlichkeit messen zu wollen. Der Mann, der ein besonderes Vergnügen darin fand, sich von der Menge Godegisel nennen zu hören, hielt sich wirklich für die Geißel eines finsternen Rachegottes. Ihm war alles erlaubt, konnte und durfte nichts heilig, nichts unantastbar sein. Als ihn der Hofmann Maximin im Auftrag des Kaisers Theodosius besuchte, vernahm er das freche Wort: „In den weiten Grenzen des Römerreiches ist keine Stadt und kein Flecken sicher, wenn es meinem Willen gefällt, sie von der Erdoberfläche zu vertilgen.“ Jedes dem Zweck der Stunde dienende Mittel war dem Wütenden willkommen; er hat unzählige Städte zerstört, unzählige Leichen gehäuft, Versprechungen, Eide, Verträge gebrochen und Europa in den zwanzig Jahren seiner Erobererherrlichkeit furchtbare Wunden geschlagen.

Die Annahme, seine Horden hätten nie Pardon gegeben, ist falsch; wir wissen, daß er fast immer einen großen Troß Gefangener mitführte und daß in seinen Zeltlagern alle europäischen Sprachen zu hören waren.

Und ebenso falsch ist Wilhelms Glaube, Attila lebe in der Überlieferung als eine großartige Erscheinung fort. Nein: als ein blutgieriges Scheusal wird der Hunnenkönig verflucht, wurde er schon im deutschen Land verflucht, als er am Oberrhein erschien und, nach Lamprechts Wort „nicht das Imperium nur, sondern die Kultur des europäischen Westens in Frage stand und die feindlichen Völker Galliens sich einmütig zur Verteidigung des höchsten Palladiums scharten.“ Und so fest wurzelt im Volksempfinden dieser Schreckensruf, daß ein Schrei der Empörung durch Deutschland ging, als während des Kulturkampfes Papst Pius IX. zu deutschen Pilgern zu sagen wagte, im Deutschen Reich hause ein neuer Attila. Der Münchener Magistrat weigerte sich, trotz dem Drängen des Erzbischofes, das Jubiläum eines Papstes zu feiern, der Deutschland so beleidigt hatte.

Wer hätte geahnt, daß dreiundzwanzig Jahre später ein Deutscher Kaiser deutschen Soldaten den König Godegisel als Vorbild empfehlen und sie auffordern würde, nach hunnischem Muster die Chinesen zu schrecken? Wer findet von dieser Empfehlung den Weg zu der Mahnung, der Galiläerlehre eingedenk zu bleiben, und zu der auf tausend Blättern von Klio widerlegten Behauptung, nur die auf den festen Boden des Christentums gebaute Kultur habe Bestand und jede heidnische Kultur müsse bei der ersten Kraftprobe erliegen? Und wer will sich darüber wundern, daß solcher Rede klirrender Ton einen Zustand banger Beklemmung schuf? Aus dem deutschen Süden drang derb und deutlich die Antwort gen Norden; und was im Ausland gegen die Etzelrede geschrieben wurde, haben die sonst so flinken Offiziösen bis heute nicht mitzuteilen gewagt.

Wie kann der Kaiser, der nur der nazarenischen Sittenlehre ein Daseinsrecht zuerkannt und, in unüberbrückbarem Gegensatz zu der Mehrheit moderner Westeuropäer, mit

der Inbrunst eines mittelalterlichen Mönches an die Heilwirkung von Massengebeten zu glauben scheint, zu der Anschauung gelangt sein, die aus seinen heftigen Reden jetzt so gellend hervortönt? Madame Campan, die Prinzen erzogen hat und einen großen Teil ihres Lebens am Hof des letzten Louis von Frankreich verbrachte, hat gesagt, man müsse das Irren im Reden und Handeln der Fürsten nachsichtig beurteilen und sich bei jedem Staunen erregenden Wort immer erinnern, wie selten es diesen Einsamen oder von schmeichelnden Lügnern Umrington vergönnt sei, in den Büchern der Geschichte und in dem an Lehre reiferen Buch des Lebens die Wahrheit zu lesen. Dieser Warnung einer französischen Royalistin sollten die Deutschen nachdenken. Dem Preußenprinzen Wilhelm ward von Lehrern, die er für aufrichtig und gründlich gebildet halten mußte, gesagt, jeder seiner Ahnen sei ein frommer Held gewesen, ein Christ und ein Krieger, jeder habe in der Geistestiefe weise Pläne gehegt, mit unbeugsamer Willenskraft sie verwirklicht und so, als ein geweihtes Werkzeug der Gnade Gottes, die Macht und den Wohlstand des Landes gemehrt. Der früh auf den Thron Erhöhte, der sich stolz den Sohn seiner Väter fühlt, blickt zurück und vergleicht. Wie gering war der Ahnen Vermögen und wie Gewaltiges haben sie dennoch erreicht. Soll ihm allein, dem reichen Erben gesammelter Kraft, keine von den Aufgaben zugewiesen sein, die das Monarchenleben erst lebenswert machen und den roi fainéant zum Mehrer des Reiches wandeln? Niemand zwingt die weithin schweifende Phantasie in die engen Grenzen gemeiner Wirklichkeit. Niemand verscheucht holde Illusionen und warnt vor einer Überschätzung der kunstvoll, aber auch künstlich geschaffenen Reichsherrlichkeit. Jeder bemüht sich, das schön Scheinende noch schöner zu tünchen. Deutschland ist unermesslich reich; Deutschland ist berufen, unter den Industrie- und Handelsstaaten die erste Stelle einzunehmen und muß, um diesem Ziel näher zu kommen, seine sieghaften Feldzeichen über die Meere tragen und der Kaiser der Deutschen muß, wie in den Tagen der Kreuzzüge die ge-

krönten Herren, dem Evangelium die Welt zu erobern trachten. So umwispern Schwärmer und schlaue Spekulant den Herrn und es ist nur natürlich, daß er, der die wahren Lehren der Geschichte und des bedrängten Lebens nicht kennt und nicht kennen kann, solcher lockenden Rede glaubt. In ruhiger Friedenszeit bleibt der Irrtum ungefährlich, stiftet er wenigstens noch kein ernstes Unheil; in jeder Epoche wirrer Verwickelungen kann er verhängnisvoll werden. Der deutsche Gesandte, der des Kaisers Person vertritt, wird in Peking ermordet, das Leben anderer deutschen Männer und Frauen wird mit gräßlichem Martyrtode bedroht und der Fanatismus der Asiaten waffnet sich gegen die Christenpriester und deren Gemeinden. So werden, ohne Aufhellung der Ursachen, dem Kaiser die Ereignisse geschildert, wider besseres Wissen wird ihm gesagt, solchen Frevel habe der Genius der Menschengeschichte noch nicht erschaut. Der in selbstgeschaffenen Welten lebende Herrscher wähnt zu großer, befreiender Tat die Stunde gekommen. In der Spur seiner Ahnen, die ihm stets nur in legendenhafter Verklärung gezeigt worden sind, wird er vorwärts schreiten, für Christentum und Kultur den uralten Kampf erneuen und den Frevlern am heiligsten Recht beweisen, daß eines deutschen Kaisers Arm bis in den fernen Osten der bewohnten Erde reicht.

Wilhelm wäre wahrscheinlich sehr überrascht, wenn er hörte, wie ganz anders sich die Weltereignisse in den Köpfen der meisten Deutschen malen. Die hat das Studium der Geschichte, hat die Erfahrung eines harten Alltagslebens andere Dinge kennen gelehrt und zu anderer Anschauung sind sie erwachsen. In den Hohenzollern sehen sie ein tüchtiges Regentengeschlecht, doch nicht eine lückenlose Reihe gewaltiger Helden. Sie wissen, daß es recht schlechte Hohenzollernfürsten gab, daß mancher laut gepriesene Herrscher aus diesem Haus in der Nähe sehr klein und fleckig aussieht und daß sogar die Besten des Stammes zu den ihrem Lande nützlichsten Taten oft gezwungen werden mußten. Die Gründung des neuen Reiches schreiben sie nicht Wilhelm

dem Ersten zu, der ihr mit altpreußischer Zähigkeit lange widerstrebte, sondern Otto Bismarck, dem Exponenten der Volkswünsche, deren Erfüllung das wirtschaftliche Interesse dringend gebot. Und dieses Reiches Herrlichkeit scheint ihnen nicht ungefährdet. Sie sehen es in schwieriger territorialer Lage, von Mißtrauen und Neid umlauert, im Innern unfertig, nach außen auf unzuverlässige oder kraftlose Bundesgenossen gestützt, mit rasch wachsendem Wohlstand, aber ohne den Reichtum, der ihm gestatten könnte, mit Großbritannien, Nordamerika, Rußland den Riesenkampf um Weltmacht und Welthandelsherrschaft zu wagen. Doch dieser Kampf dünkt sie gar nicht nötig; sie erwarten, daß ihre Landsleute durch eigene Kraft und Emsigkeit, ohne imperialistische Hilfe, sich Raum zur Betätigung schaffen werden. Es war ein Fehler, daß der Kaiser die Völker Europas zum Kampf gegen die gelbe Rasse aufrief, daß man dem geriebenen Li-Hung-Tschang den Anblick eines gierig vor dem reichen Kunden nach Bestellungen winselnden Händlerhaufens bot, daß der an zwei Missionaren verübte Mord mit der Zerstückung Shantungs „gesühnt“ und, aller Warnung zum Trotz, in Peking der Bruch des geheiligten Hofzeremoniells erzwungen wurde. Dieser Fehler Folgen erleben wir nun. Das Deutsche Reich hat nicht die Mission, in China wieder das Christentum einzuführen, das nach frühen Erfolgen, durch den Hader der Konfessionen im Lande Kong-Fu-Tses entwurzelt wurde. Das Deutsche Reich, dessen höchster Vertreter dem Sultan befreundet ist, trotzdem die Türkenregierung Hunderttausende armenischer Christen abschlachten ließ, ist auch durch keine Tradition und keine Treugelübde zum Rächer jedes Christenmordes berufen. Der deutsche Kaufmann will von dem einträglichen chinesischen Handel nicht ausgeschlossen sein; darüber hinaus geht sein Wunsch nicht. Der Rachekrieg stört seine Kreise und er meint, Deutschland könne zufrieden sein, wenn die Seezölle reichlich fließen, die Zinskoupons prompt bezahlt werden und rundliche Mandarinen deutsche Produkte kaufen. Solche Rede klingt recht nüch-

tern, wenn man sie dem Überschwang romantischer Kreuzfahrerschwärmerei vergleicht; noch nie aber hat die nüchterne Wägung seines Wertes einem wichtigen Unternehmen Schaden gebracht.

Stets aber hat es den Monarchien geschadet, wenn das Empfinden des Königs mit dem des Volkes nicht einträchtig zusammenklang. Dieser Einklang wird um so schwerer erreicht, je öfter der Monarch über die Fülle einzelner Vorgänge, die keines Sterblichen Blick umfassen und bis in ihre Entstehungsursachen verfolgen kann, öffentlich Urteile fällt. Auch für einen Herrscher ist des Tages Stundenzahl beschränkt, ist der Irrtum unvermeidliches Menschenlos. Für allwissend und allvermögend halten den König nur blöde Knechte und vom Fanatismus verblendete Feinde. Dem Gift der Schmeichler und dem Dolch der Mörder können Könige und Kaiser nur entgehen, wenn sie sich mit der Rolle bescheiden, die ihnen seit den konstitutionellen Kämpfen unseres Jahrhunderts zugewiesen ist: der Rolle des dem Tagesgezänk entrückten, hinter goldenem Gitter durch besondere Gesetze geschützten Repräsentanten der Volkheit, dessen sorgsam erwogenes Wort Tat ist, der Gutes wirken und für Übles nie verantwortlich gemacht werden kann.

Der Deutsche Kaiser hofft, der Kraft seiner Streiter und der „heiligen Macht der Fürbitte“ werde gelingen, „die Drachenbanner in den Staub zu werfen“, und er erinnert an das Bibelwort: „Solange Moses seine Hände emporhielt, siegte Israel“. Das war das Wort eines stolzen Volkes, das sich vor anderen auserwählt und zum Heil berufen wähnte; in Preußen hat man sich lieber stets an die weniger fromme Zuversicht gehalten, daß der Herrgott nicht von den stärksten Bataillonen weicht. Der Jahrtausende alte asiatische Drache wird sich durch Kreuzeszeichen nicht bannen lassen. Die spärliche Bürgerschar aber, die noch in Siegerstimmung schwelgt, sollte des Johanniterjünglings gedenken, der von Rhodus in fernen Mythentagen in den Kampf gegen den Drachen zog, Ritterruhm erwarb und die erste Pflicht doch des Ritters vergaß, „der für Christum ficht, sich

schmücket mit des Kreuzes Zeichen“. Er hatte sein Roß und das flinke Paar seiner Doggen an das Bild eines Drachen gewöhnt; an den Gifthauch und die grimmen Hautzähne des wirklichen Drachen konnte er sie nicht gewöhnen. Und als er das furchtbare Ungetüm dennoch besiegt und im Triumphgefühl den Schritt in die Ordensheimat zurückgelenkt hat, muß er aus dem Munde des weisen Meisters vernehmen, daß er gegen der Pflichten schwerste sich in frevlem Übermut vergangen hat und, von der Gier nach eitlen Ruhm verlockt, des höchsten Christenschmuckes unwürdig ward, weil er das Joch nicht getragen, den eigenen Willen nicht in Demut gebändigt hat.

Der Kampf, aus dem der Jünger Johannis nach schwerer Versuchung als Sieger hervorging, bleibt auch den Königen nicht erspart, die des Christenheils, nicht des Hunnenkönigs Glauben bekennen. Vom Drachen der Revolution, von der Hydra des Anarchismus wird in Europa jetzt viel gesprochen und gegen das schreckende Tier, das die Angst mit apokalyptischen Farben malt, werden die wunderlichsten Waffen empfohlen. Wenn die hastigen Kurversuche der Pfuscher fruchtlos geblieben sind, wird man merken, daß die Kronenträger vor Dolch und Kugel nur so lange sicher sind, wie sie dem Mord sinnenden Haß keine Angriffsfläche bieten, und daß den schlimmsten Dienst ihnen der Knecht erweist, der in ihres Menschenwesens wechselnde Regungen von früh bis spät die Neugier hineinblicken läßt.

ONKEL CHLODWIG

Am 17. Oktober 1900 tritt Fürst Hohenlohe, Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident zurück.

PREUSSEN HAT MIT DEN HOHENLOHES KEIN Glück. Fürst Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen war einer der Besiegten von Jena und ergab sich am achtundzwanzigsten Oktober 1806 mit fast zwölftausend Mann einem viel kleineren französischen Truppenteil, den Murat anführte. Sein Sohn Adolf, der als Nachfolger des Fürsten

von Hohenzollern der Ministerpräsident der Neuen Aera wurde, war ein kränkender, gebrochener Mann, überließ die eigentliche Geschäftsführung dem Finanzminister Von der Heydt und beschränkte sein Wirken auf kleine Konzessionen und Gefälligkeiten, die nach Bismarcks derb treffendem Wort wie ein Schnaps die erlahmende Fortschrittspartei stärkten. Er konnte den von der Kammermehrheit gewollten Kampf für die Krone nicht durchfechten, scheute jede ernste Verantwortung, riet dem König zur Nachgiebigkeit und verschwand, in Herzensangst vor dem drohenden Konflikt, am vierundzwanzigsten September 1862 ruhmlos, als ein verhöhnter Mann, vom Schauplatz. Der Dritte des von der fränkischen Burg Holloch stammenden Geschlechtes, der in Preußens Geschichte eine Rolle spielte, war Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey. Er hat fast sechs Jahre lang die Titel des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten getragen, hat diese Titel mit einer Gründlichkeit entwertet, die vorher niemand für möglich gehalten hätte, und hat sich, als er von seinem Tun und besonders von seinem Unterlassen vor dem Reichstag Rechenschaft ablegen sollte, aus dem Staube gemacht, wie es die Ingelfinger 1806 und 1862 getan haben. Er ist, auch darin Friedrich Ludwig und Adolf Hohenlohe ähnlich, gewiß nicht ganz freiwillig gegangen; denn er liebte den Schein der Macht und ängstigte sich vor der Pensionierung, die so oft schon dem dürrn Sensenmann eine Greitentür aufschloß. Aber er durfte sich gerade jetzt nicht aus dem Weg stoßen lassen, er mußte darauf bestehen, die in diesem Sommer eingerührte Suppe selbst auszuessen. Und wenn er wider seinen Willen weggeschickt wurde, dann mußte er den falschen Schein freien Wollens meiden. Von den Eigenschaften, die politischen und militärischen Führern am wenigsten fehlen dürfen, haben die drei preußischen Würdenträger vom Stamm Hohenlohe keine einzige gezeigt. Persönlichen Mut mögen alle drei gehabt haben; sobald sie aber mit schwerer Verantwortung bebürdet waren, sank ihnen an schwarzen Tagen das Ritterherz in die Hosen.

Der Kaiser in der Uniform des Regiments
der Gardes du Corps

Chlodwig konnte, wie Adolf, mildernde Umstände für sich geltend machen. Er war, als er Ministerpräsident und Kanzler wurde, ein morscher, zu anstrengender Arbeit unfähiger Mann. In der Rede, die vom Reichstag die Bewilligung eines dritten Direktors für das Auswärtige Amt erbitten sollte und deshalb die Geschäftslast dieses Amtes ausführlich schilderte, sagte Bismarck schon im Dezember 1884: „Nach Herrn von Bülow habe ich die Gefälligkeit des jetzigen Botschafters in Paris, Fürsten Hohenlohe, in Anspruch genommen, um eine Zeitlang die Geschäfte zu versehen. Der Fürst hat sich mit der ihm eigenen Zuvorkommenheit und Hingebung für den Dienst dazu bereit finden lassen; aber schon nach einem halben Jahr mußte er erklären, daß die damit verbundene Geschäftslast seine Kraft und Gesundheit übersteige, und hat demnächst abgelehnt.“ Später wurde er zum Statthalter von Elsaß-Lothringen ernannt. Für diese Repräsentantenrolle paßte er; noch besser hätte er unter den Regentenbaldachin eines stillen Mittelstaates gepaßt. Doch schon gegen Ende der achtziger Jahre hatte Bismarck den Eindruck, daß im Straßburger Statthalterpalast ein gar zu bequemer Herr hause, und ein Redakteur der Kölnischen Zeitung wurde als unbeglaubigter Botschafter in den Elsaß gesandt, um die Stimmung zu erspähen und, wenn es nötig war, den müden Mann aufzuscheuchen. Immerhin ging die Sache noch. Die eigentliche Arbeit leistete der gewandte Staatssekretär von Puttkamer, der das Land genau kannte; und der Fürst zu Hohenlohe hielt Hof. Verschlang die neuesten französischen Romane, knabberte auch ein bißchen an Nietzsche herum und war sehr stolz auf seinen „literarischen Salon“, dessen wertvollster Schmuckgegenstand die Frau Alberta von Puttkamer war. Dieses behagliche Grandseigneurleben dauerte bis in den Oktober 1894. Und nun sollte der Mann, der sich vierzehn Jahre zuvor für die Leitung des Auswärtigen Amtes nicht kräftig genug gefühlt hatte, Reichskanzler und Ministerpräsident sein. Er zögerte, dem Ruf seines Kaisers zu folgen. Als ihm aber die Wahl gestellt wurde, die neuen Würden auf sich zu nehmen oder

aus dem Reichsdienst zu scheiden, wählte er die Wilhelmstraße. Diese Herren sind sämtlich Kinder Sansaras und weltlichem Ehrgeiz untertan. Auch der schillingsfürstliche Herr konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinen Namen ins Goldne Buch der deutschen Geschichte zu schreiben.

Es ist ihm schlecht bekommen. Gleich nach seiner Ernennung sagte ich, die Standesgewöhnung des neuen Kanzlers müsse Bedenken erregen, die gesellschaftliche Sonderstellung des mediatisierten Fürsten, die ihn aus der sozialen Gemeinschaft allzu hoch heraushebt und ihm die Erfahrungen aus der rauhen Wirklichkeit des praktischen, ringenden und erwerbenden Lebens schwer zugänglich macht. Auf der Trümmerstätte des Caprivismus zu bauen, war nicht leicht; diese Aufgabe forderte eine schöpferische Natur, einen rüstigen, aufrechten, rücksichtslosen Entschlusses fähigen Mann, der hoffen durfte, das Richtfest des Hauses noch zu erleben, dem er den Grundstein gelegt hat. Und als man den kleinen Greis, der noch älter schien, als er war, nun zum ersten Male am Bundesrattische sah, mit dem müde auf den eingesunkenen Leib herabhängenden Haupt, da glaubte man, statt eines selbständigen Leiters der Reichsgeschäfte, einen Geheimen Kabinettsrat vor sich zu haben, der nur pro informatione, im Auftrage seines Herrn, den Verhandlungen folgt, ohne persönlich irgendwie daran interessiert zu sein. Dann sprach er, las mit schleppender, schwer verständlicher Stimme von kleinen Zetteln Banalitäten ab; und staunend blickten die Nachbarn einander an: Der soll Reichskanzler sein? . . . Er ist es sechs Jahre lang geblieben und hat beim Abgang jetzt, wie die Franzosen sagen, eine leidlich gute Presse gehabt. Warum auch nicht? Er hat keinen Menschen gekränkt, ist keinem durch geistiges Übergewicht unbequem geworden. Im Jahre 1869 hatte er Europa gegen das Vatikanische Konzil zum Kampf aufgerufen. Darin, sollte man meinen, war das Symptom einer Weltanschauung zu erkennen. Im Jahre 1894 sagte er dem Zentrum, er habe es damals nicht so böse gemeint und werde jetzt ganz artig sein. Den Liberalen blinzelte er freundschaftlich zu und ließ sie

merken: wenn es nach ihm ginge, würde ihr Weizen blühen. Und um die Gunst der angeblich noch immer Konservativen braucht ein neuer Kanzler und Ministerpräsident nicht erst zu buhlen. Sein Hauptvorteil aber war, daß er so ganz ungefährlich, somit leidenswert kümmerlich schien. Die Abgeordneten sprachen von ihm wie die Treiber bei der ersten Letzlinger Hofjagd, die er mitmachte. Erster Treiber: „Du, welches ist denn nun der neue Kanzler?“ Zweiter: „Na, der da, der Kleine, dem das Laufen so schwer wird.“ Erster: „Der?! . . . Jottedoch!“ Bismarck hat über diesen Hofwitz noch herzlich gelacht.

Der dritte Kanzler war zu schlau, um in den Fehler des zweiten zu verfallen. Er war eifrig, allzu eifrig bemüht, sich gut mit Bismarck zu stellen. Er hatte nach dem März 1890 die Schwelle des Verfemten nicht mehr betreten, hatte den Verkehr auf höfliche Glückwunschbriefe zu den Festtagen beschränkt, ließ sich aber jetzt als einen Freund des Gestürzten, dem er persönlich nie nah gestanden, in der Presse preisen. Und Bismarck hielt ihn für einen Gentleman, den er ungern angegriffen sah. Später freilich schüttelte er oft den Kopf, lobte Capravis plumpe Rücksichtslosigkeit, die vorhandene Gefahr wenigstens nicht unter Girlanden verbarg, und zitierte, wenn der Herr der Wilhelmstraße gar so jammervoll über die Schwierigkeit seiner Stellung klagte, Cyrano's Wort: *Mais que diable allait-il faire en cette galère!* Sein helles Auge sah früh, daß auch der neue Mann das Lied nicht blasen könne. Und schließlich merkten es auch die anderen. Zuerst wurde der preußische Ministerpräsident, dann der Reichskanzler aus dem politischen Getriebe ausgeschaltet. Für die preußischen Behörden schien der Präsident des Staatsministeriums schon lange nicht mehr zu existieren. Bei wichtigen Fragen hieß es: „Wenden Sie sich an den Finanzminister!“ „Alles kommt darauf an, wie der Finanzminister sich zu der Sache stellt.“ Und die paar Leute, die bis zum Fürsten Hohenlohe vorgedrungen waren, kamen verstört zurück. Sie hatten ihn beim neusten Prévost oder Louys gefunden. Er hatte über sein an Ärger und Unbequem-

lichkeit aller Arten reiches Leben geklagt und die Vorzüge der Pariser und Straßburger Tage gerühmt. Unmöglich, irgendeine wirtschaftliche Frage zu erörtern. Währung, Zollkredit, Transitlager, Termingeschäfte, Tariffragen: die Besucher hatten den Eindruck, daß dieses ganze Gebiet ihrem durchlauchtigen Wirt ein böhmisches Dorf sei. Woher sollte der bayerische Standesherr, der es bis zum Assessor gebracht und nur im diplomatischen Dienst einige Erfahrungen gesammelt hatte, dieses Gebiet auch kennen? Er selbst hat scherzend einmal erzählt, er habe Karriere gemacht, weil er immer einen guten schwarzen Rock angehabt und den Mund gehalten habe. Einen guten Rock hatte er auch jetzt noch an. Aber nun mußte er reden. Und das war schlimm für ihn.

Der Reichskanzler, sagten die dem Fürsten Hohenlohe Getreusten, kann zwar unter den obwaltenden Umständen nichts Positives leisten; doch welcher fürchterlichen Pläne Ausführung hat seine Weisheit schon verhindert! Das war ein guter Einfall, denn das Hemmungvermögen eines Ministers kann kein Mensch kontrollieren. Aber ohne Beweis glauben wir oft Getäuschten solchen Behauptungen nicht. Für uns ist der Heros des Verhinderns einfach der Mann, der das Boetticher-Attest, diese herrliche Frucht kollegialer Gerichtsbarkeit, der staunenden Welt vorlegte, der das Wort vom allzu schnellen Tempo der Sozialreform sprach, Beamte zur Strafe für ihre der Abgeordnetenpflicht entsprechende Abstimmung aus den Ämtern jagte und die Umsturz-, Zucht- haus- und Heinze-Vorlage in den Reichstag brachte. Für uns bleibt er der Mann, der nie den winzigsten selbst gefundenen Gedanken aussprach, nie auch nur den Schein des ernstesten Arbeiters wahrte, nie dafür sorgte, daß die Wahrheit hüllenlos an den Thron kam, immer zu Festen gestimmt schien und, während er für die Firma des Deutschen Reiches verantwortlich war, die betrübendsten, unheilvollsten Dinge geschehen ließ.

In dem Telegramm, das 1894 den Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg als Statthalter nach Straßburg be-

rief, hatte der Kaiser den dritten Kanzler Onkel Chlodwig genannt. Der Name ist ihm geblieben. Unzählige Witze wurden über ihn gemacht, namentlich, seit er gar nichts mehr von den Vorgängen erfuhr, seit die Verworrenheit und Anarchie der Verwaltung offenbar wurde und der allein verantwortliche Reichsbeamte, während in Berlin die wichtigsten Entscheidungen fielen, wohlgenut auf seinen russischen Gütern saß. Da hielt er sich besonders gern auf. Weil Onkel Chlodwig Reichskanzler geworden war, hatte der Zar ihm, dem Ausländer, der in Rußland eigentlich keinen Grundbesitz haben durfte, erlaubt, den Güterkomplex von Werki noch ein paar Jahre zu behalten. Jetzt, da er das Ende der Kanzlerschaft nahen fühlte, mußte der gute Hausvater sich bemühen, möglichst schnell einen annehmbaren Preis herauszuschlagen. Das ist ihm gelungen. Er braucht also nicht mit Bedauern auf die Zeit des Berliner Glanzes zurückzublicken und ein neuer Wildenbruch kann ihm ein Scheidelied singen, das mit dem Vers beginnen mag: „Du gehst von Deinem Werki“ . . .

ALEXANDRINER

Am 28. März 1901 Rede Wilhelms II. bei der Einweihung der Alexander-Kaserne in Berlin.

DAS GARDE - GRENADIERREGIMENT, DAS DEN Namen des Russenkaisers Alexander trägt, hat eine neue Kaserne bekommen. Wie die Verfassung fordert, wurde das für den Neubau nötige Geld vom Reichstag erbeten und bewilligt. Das Haus ist also von deutschen Bürgern bezahlt und soll als Wohnung und Übungsplatz einem Teil des Volksheeres dienen, das die Aufgabe hat, die Grenzen des Reiches zu schützen und den Angriff fremder Eindringlinge zurückzuschlagen. Mancher Wanderer, der vom Schloßplatz her über den Kupfergraben kam, hat staunend zu dem Neubau aufgeblickt und sich gefragt, ob hier, im Herzen der Hauptstadt, eine Festung errichtet werde. Das war schließlich aber eine Stilfrage; die Regierungszeit Wilhelms des

Zweiten hat uns an architektonische Merkwürdigkeiten gewöhnt: warum sollte sie uns nicht eine Kaserne bescheren, die einer befestigten Ritterburg ähnelt? Einen besondern Sinn brauchte man in der Wahl dieses Stils nicht zu suchen. Erst in diesen Tagen haben wir erfahren, daß diese Kaserne mehr sein soll als die Wohnung und der Übungsplatz eines Teiles der wehrfähigen Mannschaft. Der König und Kriegsherr hat seine Absicht mit erfreulicher Deutlichkeit ausgesprochen. Er hat befohlen, die Kaserne dicht beim Schloß zu erbauen, weil er „eine feste Burg“ in der Nähe haben will. Das Garde-Grenadierregiment Kaiser Alexander, das gegen Straßenaufstände früher der preußischen und sächsischen Dynastie gute Dienste geleistet hat, betrachtet er als seine persönliche Leibwache, die „Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu verspritzen“, und diese Leibwache muß ihr Quartier natürlich dicht beim Schlosse haben. Der Kaiser, der das Regiment selbst in das neue Haus geführt hat, sagt ihm auch ausdrücklich, für welchen Fall er auf die Leibwache zählt: „Wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahre 48, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze eurer Bajonette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben.“ So stimmt alles zusammen: das Haus und die Einweihungsrede haben denselben Stil. Der Kaiser sieht in dem achtundvierziger Aufstand eine Regung unbotmäßiger Frechheit. Er glaubt, dieser Vorgang werde sich wiederholen. Deshalb will er eine feste Burg in der Nähe haben und hat in diese Burg eine Leibwache gelegt, die für die Pflicht vorbereitet werden soll, aufrührerische Bürger mit Bajonetten zu verscheuchen.

Der Kaiser hat die Grenadiere in seiner Rede Alexandriner genannt. Die Bezeichnung ist ungewöhnlich, aber sie klingt nicht schlecht und weckt eine Erinnerung, die nützlich werden kann. Die Alexandriner waren sehr brave Leute und (Männer wie Theokrit, Kallimachos und Herondas waren unter ihnen) sehr tüchtige Arbeiter. Doch ihre schöpferisch fortwirkende Kraft war gering. Sie saßen im Museion

über Folianten und häuften in emsigem Mühen den Bücherstoß. Als die ersten in der uns bekannten Geschichte haben sie den Begriff Gelehrsamkeit um sein altes Ansehen gebracht. Weil sie unproduktiv waren, weil ihrer Stubenarbeit die Wirkung versagt blieb, gilt ein Gelehrter, ein Schreiber in der von hellenischer Kultur gedüngten Welt des Westens seitdem als ein dem Leben fremder, zu öffentlichem Wirken untauglicher Mann. Dieser Alexandriner, deren Name während an der Spitze der neuesten Rede des Kaisers steht, wollen wir uns erinnern. Wenn wir in der Not der Stunde nur hundertmal Gesagtes wiederholen, wenn wir uns damit begnügen, Artikel zu schreiben und unserer Unzufriedenheit vorsichtigen Ausdruck zu geben, dann werden auch wir nicht mehr erreichen als die Gelehrten einst in der Hauptstadt der Ptolemäer und werden, wie sie, den Kindern kräftiger Epochen nur ein mitleidiges Lächeln entlocken. Echt alexandrinisch war schon der Versuch, der Stimmung des Kaisers nachzuspüren und den Gedankengang der Rede aus melancholischen Anwandlungen zu erklären. Solche Künste sollte man höfischen Gebärdenspähern überlassen. Wilhelm hat diesmal ja nicht anders gesprochen als sonst. Noch ehe ein Eisenstück ihm das Nasenbein ritzte, stand das Bild eines Bürgerkrieges vor seines Geistes Auge. Die Garde rief er auf, ihn vor der „hochverräterischen Schar“ zu schützen, und schärfte jungen Soldaten die Pflicht ein, wenn es befohlen werde, auf Vater und Mutter zu schießen. In der ganzen Rede ist kein neuer Ton und alles Bemühen, sie aus einer seelischen Depression abzuleiten, muß fruchtlos bleiben.

Gewiß ließe sich leicht manches erwidern. Als das Geld für die Kaserne gefordert wurde, hat der Kriegsminister mit keiner Silbe angedeutet, hier solle eine kaiserliche Festung, das Quartier einer Leibwache gebaut werden. Natürlich; sonst wäre die Forderung abgelehnt worden. Man könnte also sagen, die Verwendung des Geldes entspreche nicht den im Reichstag vorgebrachten Motiven, und, unter Berufung auf das schöne Lied von den Rossen und Reisigen, hinzufügen, der Kaiser bedürfe keiner Leibwache und zu solchem

Dienst seien deutsche Jünglinge nicht verpflichtet, solcher Dienst sei den Organisatoren und Reorganisatoren des deutschen Heeres nie als Ziel ihrer Arbeit erschienen. Dabei wäre über den Unterschied zwischen Prätorianern und einem modernen Volksheer allerlei zu sagen: zum Beispiel: das Alexander-Regiment sei ja nicht mehr dasselbe, das in Berlin und Dresden die Revolution bekämpft hat; eine andere Generation diene in seinen Reihen und es sei von anderem Geist erfüllt, zum großen Teil vielleicht von dem Geist, der in der „hochverräterischen Schar“ lebt. Auch sei nicht ratsam, ohne zwingende Veranlassung von der grausen Möglichkeit eines Bürgerkrieges zu sprechen und mit der Spitze der Bajonette zu drohen. In Berlin, im ganzen Deutschen Reich denke kein Mensch an eine Revolution nach achtundvierziger Muster. Schon der alte Engels hat erklärt, die Zeit des Putschismus sei vorbei. Die Sozialdemokraten hoffen von der Evolution viel mehr als von irgendeiner Revolution. Die wirtschaftliche Entwicklung, so rechnen sie, wird des Kapitals Allmacht brechen und eine neue Gesellschaftsform schaffen, die gerechter als unsere die Waffen zum Kampf ums Dasein verteilt. Nie war die Gefahr bewaffneter Aufstände geringer als seit dem Erstarken des Sozialismus; und es ist kein Zufall, daß in den Jahrzehnten, die uns von den Tagen Marxens und Lassalles trennen, trotz den heftigsten Interessenkämpfen kein deutsches Land eine Revolution gesehen hat. Und schließlich wäre zu fragen, ob es nötig war, die unkluge Verzweiflungstat deutscher Bürger, denen Söhne und Enkel leben, „Frechheit“ zu nennen. Da hätte Friedrich Wilhelm der Vierte aufzumarschieren, der vor den Opfern des Märzkonfliktes den Hut zog, die Volkerhebung ein „großes Ereignis“ nannte und den „ausgezeichneten Geist“, den „gesunden und edlen Sinn“ der Berliner pries. Also eine Fülle brauchbaren Stoffes . . . Und dann? Was ist damit erreicht, wem etwas Neues gesagt? Nicht einmal dem Kaiser selbst, der ja zu wissen glaubt, wie das Volk über ihn denkt.

Nein: der Kaiser hat deutlich gesprochen und deutlich

muß auch die Antwort sein, so deutlich, daß sie nicht überhört, dem Ohr, an das sie sich wendet, nicht entzogen werden kann. Auf die berlinische Kommunalvertretung ist nicht zu rechnen. Der Oberbürgermeister von Berlin, der zwar nicht „trotzig“, aber auch nicht „tüchtig“ ist, steht bei solchen Reden mit der Amtskette unter den Statisten, ist selig, wenn er eines huldvollen Wörtchens gewürdigt wird, und scheint gar nicht zu ahnen, wie ein stolzer Mann in so seltsamer Lage handeln müßte. Der Magistrat wird loyal weiterwinseln und die Stadtverordneten, deren Mehrheit sich doch als die Erbin des achtundvierziger Geistes fühlt, werden mit leisem Gemurr die strenge Rüge einstecken und in der nächsten Adresse wohl noch wärmere Töne als sonst anschlagen. Im Grunde handelt es sich ja auch nicht um eine berlinische, sondern um eine deutsche Angelegenheit, die in den Reichstag gehört. Da ist der Kanzler zu interpellieren. Ob und wann die verbündeten Regierungen sich von der Notwendigkeit überzeugt haben, dem Deutschen Kaiser eine Leibwache zu schaffen. Warum diese Absicht beim Militäretat, als das Geld für die Alexander-Kaserne gefordert wurde, verschwiegen blieb. Ob der Kanzler, als der allein verantwortliche Reichsbeamte, dem Kaiser gesagt habe, in Berlin sei ein Aufstand zu erwarten, und auf welche bisher unbekannte Tatsachen sich diese Meinung stütze. Ob die Auffassung der achtundvierziger Ereignisse, die den Worten des Kaisers zu entnehmen war, vom Reichskanzler vertreten wird. Im Notfall kann man auch auf einem Umweg ans Ziel kommen. Interpellation über die auswärtige Politik des Reiches. Im Kreis der Offiziere des Alexander-Regimentes hat der Kaiser auch gesagt, es sei gelungen, das freundschaftliche Verhältnis zu trüben, das so lange zwischen Deutschland und Rußland bestand; nicht er aber trage daran die Schuld. Er hat ferner von der nahen Möglichkeit eines Kampfes gesprochen, den Deutschland allein, ohne Bundesgenossen, gegen eine Übermacht auszufechten haben werde: „Wir werden überall siegen, wenn wir auch von Feinden rings umgeben sein und mit der Minderheit gegen die Mehrheit zu kämpfen haben

werden. Denn es lebt ein gewaltiger Verbündeter. Das ist der alte gute Gott im Himmel, der schon seit den Zeiten des Großen Kurfürsten und des Großen Königs stets auf unserer Seite war.“ Solche Worte spricht ein König und Kriegsherr doch gewiß nicht ohne Grund. Das Volk aber hat ein Recht darauf, zu erfahren, wie das Reich in eine so üble Lage geraten konnte. Graf Bülow hat in seinen Reden eine internationale Gefahr nicht erwähnt und die deutsch-russischen Beziehungen als über jeden Zweifel erhaben geschildert. Aber der Weiße Zar, der Chef des Alexander-Regimentes, hat zu dem Festtag, der den Kaiser zu so auffallenden Betrachtungen stimmte, keinen Gruß geschickt.

Verständigung ist nur zwischen denen möglich, die einander kennen, ihres Wollens Richtung nicht einander verhehlen. Der Kaiser scheint einen Willen zu haben. Ihm ist der mit dem Recht auf den Thron Geborene ein besonderes Wesen, das geweihte Gefäß göttlicher Gnade. Dem Wink des Erleuchteten hat die Menge zu folgen, blind und gläubig, denn er sieht, was dem Auge des niedrig Geborenen noch in Nacht gehüllt ist. Sein Werkzeug ist das Heer, das auf seinen Befehl die „mißleiteten“, „unbotmäßigen“ Massen bändigen, niederzwingen muß. Jeder Aufstand des Willens gegen den König war ein freches Verbrechen, das nur mit Feuer und Schwert gesühnt werden kann. Und da der König allein der Vertreter der Staatsgewalt und der einzige Hort der Volkshoffnung ist, hat er Anspruch auf eine Leibwache, die in seiner Person zugleich auch den Staatsgedanken schützt.

Diese aus ehrwürdigen Theokratien stammende Anschauung hat den großen Vorzug lückenloser Einheitlichkeit; nur scheint sie leider mit den Wünschen der deutschen Volksmehrheit kaum zu vereinen. Das ist noch kein Unglück. Erwachsene Menschen, die derselben Kulturzone angehören, sprechen sich aus und finden schließlich einen *modus vivendi*. Wie aber soll der Kaiser die Volksstimmung kennenlernen? Auf eine Preßstimme, die ihn mit der gebotenen Vorsicht angreift, kommen immer zehn, die jedes seiner Worte als eine Titanentat feiern. Keine Spur einer

Einheit im Wollen und Trachten. Und die an den Hof geladenen Herren hüten sich ängstlich, durch eine unbequeme Enthüllung Ärgernis zu erregen; von ihnen hört der Monarch sicher stets, das Volk werde in seinem Glück nur von argen Hetzern gestört. Zu Hause aber jammern sie: Wie schade, daß kein Mensch dem Kaiser die Wahrheit sagt! So geht es nun seit zwölf Jahren. Jeder Rede des Kaisers folgen dieselben Erscheinungen. Eine Woche lang wird davon gesprochen. In Büros, Kontoren, Kneipen, Kasinos ein Gewisper, ein Schütteln der Köpfe. Anspielungen in der Presse, im Parlament. Dann kehrt alles sacht wieder zur alten Ordnung. Höchstens hört man noch, die Kommentare der ausländischen Presse seien „nicht wiederzugeben“.

Diese Kommentare sind für das deutsche Volk noch viel unangenehmer als für den Kaiser. Das also, heißt es da, sind die stolzen Deutschen, die nur Gott fürchten, dem großen Schöpfer ihrer jungen Reichsherrlichkeit Steine in den Weg warfen und jetzt nur verstohlen tuscheln, schelten und Witze reißen, zu einer offenen Auseinandersetzung aber nicht den Mut finden können. Solche Reden sind dem Ansehen neuer deutscher Stammesart nicht gerade nützlich; leider dürfen wir sie nicht als unberechtigt ablehnen. So wie bisher kann es nicht weitergehen, wenn wir die Fundamente deutscher Macht uns erhalten wollen. Es muß endlich zu einer Kraftprobe kommen. Spricht die Mehrheit des Reichstages sich für den Kaiser aus, billigt sie seine Weltanschauung, seine impulsiven Versuche, mit dem Einsatz der monarchischen Person auf die Volksstimmung zu wirken, — gut: dann wohnt Wilhelm der Zweite im Recht des Stärkeren und kein Nadelstich kann ihn, soll ihn verwunden. Lautet das Votum der zur Mitwirkung am politischen Geschäft berufenen Volksvertretung anders, dann wird es nötig sein, zu den Sitten zurückzukehren, die in der ersten Zeit unserer Reichsgeschichte üblich waren. In jedem Fall haben die Last der Verantwortlichkeit dann die Faktoren zu tragen, denen sie der Sinn der Verfassung zuweist: der Bundesrat und der Reichstag. Nicht ein Plebiszit nach napoleonischem Muster

wird also hier empfohlen, sondern die Beschreitung des Weges, den schon der vierte Friedrich Wilhelm „aus ehrlicher und freier Überzeugung“ wählen wollte. Nur auf diesem Weg ist eine Verständigung möglich; jedes andere Bemühen muß, mag es noch so gut gemeint sein, in unfruchtbarem Alexandrinertum steckenbleiben.

LIEBENBERG

WO UKRANER UND DEUTSCHE EINST UM DIE Rechte prägende Macht rangen, liegt, auf ukermärkischem Boden, die Herrschaft Liebenberg. Sie hatte den Bischöfen von Brandenburg, dann den Bredows gehört und war, als nach dem Dreißigjährigen Krieg die Landwirtschaft arge Not zu spüren bekam, von einem aus Cleve eingewanderten Hertefeld durch Tausch und Kauf erworben worden. Dessen Vater hatte die Stunde, da dem clevischen Lande der letzte Herzog starb, schlau benutzt und es, auf eigene Faust und ohne vor der ihm von Wien her drohenden Gefahr zu zittern, einfach durch Wappenanschlag als brandenburgischen Besitz erklärt. Für solchen Dienst zeigte der Kurfürst Johann Sigismund sich dankbar; den tapferen und geschickten Junker machte er zum Geheimen Rat und blieb denen von Hertefeld ein gnädiger Herr. Diese Huld wirkte natürlich fort; und seit unter dem Großen Kurfürsten ein Sohn des Geheimen Rates an der Grenze der Grafschaft Ruppin, in Häsen und Liebenberg, den Eingesessenen bewiesen hatte, wie man Viehzucht und Milchwirtschaft treiben und aus Bruchland reichen Ertrag ziehen könne, saß am kurfürstlichen Hof den Hertefelds mehr als ein Stein im Brett. Ihr Neu-Holland im Ukergebiet galt als Musterwirtschaft; und dem Samuel Hertefeld, der das Havelluch entwässert und dem Anbau gewonnen hatte, häuften sich schon in stattlicher Fülle die Titel: Oberjägermeister war er, Geheimer Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänenrat, Drost, Gerichtsherr und Waldgraf und Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler. Daß einer von ihnen, wie der Friedrich Leopold, der an dem halb frommen, halb liederlichen Prunk des von der Lichtenau

beherrschten Berliner Hofes ein Ärgernis nahm, auch einmal den Frondeur spielte, hat dem Haus nicht geschadet. Und diese Hertefelds müssen wirklich ganze Kerle gewesen sein; zu den Ganzen gehörte auch der Fritz Polte, der das Schranzenthum seiner Standesgenossen mit so boshaftem Leckermaul höhnte und, als man ihm den einzigen Sohn in den Krieg gegen den Korsen schleppen wollte, in heller Wut schrieb: „Ich kann meiner Empörung noch immer nicht Herr werden und will es auch nicht. Meine Verachtung gegen den Urheber werde ich mit ins Grab nehmen. Von Patriotismus sprechen solche Leute, die vom Staat leben, immer. Ich habe keine Gelegenheit versäumt, um nützlich zu sein, habe den Staatsfonds keinen Heller gekostet, nie Vergütung verlangt, aber auch niemals in die Zeitung setzen lassen, wenn ich für den Staat den Beutel zog. Und diese elenden Menschen wollen einem alten Manne nicht einen einzigen Sohn freilassen, dessen Freilassung durch vernünftige Gründe als notwendig vorgetragen wird! Bei Gott, es wären Vormünder nötig, die die Schurken fortschafften! Emprunts forcés und ‚gezwungene Freiwillige‘ gehören in die Kategorie des schändlichsten Nonsens.“ Wie dieser trotz literarischen Neigungen derbe Edelmann gegen Hardenberg, so haben die neuen Junker selbst gegen Caprivi nicht gewettert; und täte man tausend Laternen anzünden, man fände unter ihnen wohl kaum einen, der gesprochen hätte wie der Hertefelder zu seinem Sohn: „Glaube mir als einem alten, erfahrenen und von Vorurteilen freien Manne: der Militärstand ist eine splendide Misere. Wenn man eine Zeitlang darin gearbeitet hat, so fühlt man erst das Angenehme der Independenz und, wie nützlich der macht, der als ein Privater seine Güter selbst bewirtschaftet. Er dient dem allgemeinen Besten und braucht mit seiner Meinung nicht zurückzuhalten. Er ist ein freier Mann, der auch frei sprechen darf . . . Eine Klasse, die jeder Ehre bar und bloß ist, läßt sich zu allem brauchen; folglich ist sie nützlich. Ich wundere mich über nichts mehr, auch nicht über die Anstellung eines gemeinen Spions. . . . Ich erkenne mehr und mehr, daß die Politik die Wissenschaft des

Betruges ist. Und so wird es bleiben, bis vernünftige Landesverfassungen da sein werden, die Kraft haben, die Großen zu binden.“ Und dieser Apfel war nicht gar zu weit vom Stamme gefallen. Mit seiner rationalistischen Geringschätzung alles leidenschaftlichen Überschwanges, seinem Haß gegen alles phrasenhafte Scheinwesen, seiner stolzen Unabhängigkeit, die er freilich nicht durch das Menschenrecht Rousseaus, sondern durch ein ererbtes, erdientes Kastenprivileg verbürgt glaubte, mit der das innere Gleichgewicht sichernden Mischung von gesundem Menschenverstand und Sehnsucht nach feinerem Geistesbesitz war der alte Knabe der typische Vertreter eines Herrengeschlechtes, das in den Hohenzollern nie die von Gottes Gnade Geweihten, sondern stets nur die von Fortunas Laune besser behandelten Junker sah. Eines Geschlechtes, das (in der Uckermark) Bücher las, bei Voltaire und Chateaubriand heimisch war, Bilder und Skulpturen kaufte, das Kunsthandwerk des Theaterspiels nicht nur in Schlafstuben zu erkennen suchte, Zeitschriften gründete, eifrig über den Wert modischer Belletristen stritt und dabei doch dem alten Edelmannsberuf des Ackerbaues treu blieb und bei keiner Rittersportsübung fehlte. Von einem Hertefeld, der nichts von Marx wissen konnte, stammt das Wort: „Die politischen Institutionen werden von den sozialen erzeugt und beherrscht!“ Ein Hertefeld sprach, als er zum ersten Male nach London kam, den ganz unpreußischen Satz: „Was einem in dieser ungeheuren Stadt am meisten auffällt, ist, daß alles ohne Soldaten, Gendarmen und Polizeibeamte in Ordnung gehalten wird.“ Und derselbe Junker merkte, trotzdem er keine englische Silbe verstand, nach zwei in Coventgarden verbrachten Abenden doch gleich, daß Shakespeare von anderem Stoff und Wuchs sei als Rache. Als mit diesem Karl dann Geschlecht und Name erlosch, fiel Liebenberg, als Frauenerbe, an die Großnichte des letzten Hertefeld, die Freiin Alexandrine von Rotkirch, die damals schon seit einundzwanzig Jahren die Frau des Reiteroffiziers Grafen Philipp zu Eulenburg war. Der Sohn dieses Paares ist Philipp Friedrich Karl Ale-

xander. Botho Fürst zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels.

Die Hertefelds waren vom Niederrhein gekommen, spät erst in Preußen heimisch geworden und durch eigenes Verdienst im siebzehnten Jahrhundert zu Macht und Ansehen gelangt. Die Eulenburgs, deren Name nicht von dem Nachtvogel, sondern von der Stadt Eilenburg stammt, waren ober-sächsische Dynasten, die einen Wettiner Burggrafen zu ihren Ahnen zählten und im vierzehnten Jahrhundert über zwanzig Städte und zweihundertundfünfzig Rittergüter herrschten. Durch ihre Beziehungen zum Deutschen Orden kamen sie zu ostpreußischen Besitz; durch Dienste, die einer von ihnen, Wend von Ileburg, im Auftrage des Ungarnkönigs Sigismund als Unterhauptmann der Mark Brandenburg dem Nürnberger Burggrafen Friedrich leistete, wurde ihr Familieninteresse gleich anfangs dem der Hohenzollern verknüpft. So verschiedene Schicksale mußten den Geschlechtscharakter verschieden färben. Auch die Eulenburgs gehörten nicht zu den ungebildeten Landjunkern; mancher von ihnen hat für die Kunst, die Literatur etwas übrig gehabt und Friedrich Albrecht Graf zu Eulenburg, der die erste preußische Expedition nach Ostasien führte, hat aus Japan Bilder, Waffen und Schmuckgegenstände aller Art heimgebracht, die neben der zwölftausend Bände umfassenden Bibliothek der Hertefelder noch heute in Liebenberg bewundert werden. Während aber die meisten Hertefelds froh waren, wenn der Hof, dem sie die Kritik nicht ersparten, sie nach ihrem Behagen leben ließ, wollten fast alle Eulenburgs, darin den auf ostpreußischer Erde gewachsenen Familien ähnlich, an der bürgerlichen und militärischen Verwaltung mitwirken. Ihr Wille zur Macht hat sich oft durchgesetzt; und boshaft übertreibender Witz hat sie deshalb „die eigentlich regierende Familie“ genannt. Im Kreis der Standesgenossen hält man sie für besonders klug, für geborene Politiker. Vielleicht danken sie solche Gabe dem Zwergenvolk, das, nach einer Familiensage, im Prassener Schloß gehaust haben soll. Als in einer Hochzeitnacht die Kleinen sich über einen

Eulenburg, der ihre Tanzfreude störte, geärgert hatten, bestimmten sie, dem Geschlecht dürfen nie mehr als dreizehn Lebende angehören. Ob die liliputischen Junker sich später der Solidarität aller konservativen Interessen entsannen und, weil sie sich nichts vergeben durften und des Fluches Gewicht doch mindern wollten, die dreizehn verschonten Äste mit ungemeiner Frucht begabten? Möglich, wie alles, was in alten Chroniken steht. Jedenfalls gelten die Eulenburs als politische Köpfe, als die stärksten und wichtigsten Persönlichkeiten des Hofadels. Sie haben früh mit dem Hause rechnen gelernt, dessen Ahnherr anderen Edlen nur der „Tand von Nürrenberg“ war, haben wie der Efeu, nach einem Wort Wilhelms des Zweiten, sich um dieses Haus gelegt und wohl nie die Stimmung gekannt, die einen Hertefeld „vernünftige Landesverfassungen“ herbeisehnen ließ, „die Kraft haben, die Großen zu binden“.

Weil den Eulenburs der Ruf politischer Klugheit anhaftet, halten viele sie heute noch für die Träger einer besonderen Familienpolitik. Weil von dem Liebenberger Eulenburg seit Jahren am meisten gesprochen wird, glaubt man, in ihm gerade verkörpere sich Ehrgeiz und Intelligenz des gefürchteten Hauses. Und weil im Oktober 1894 über das (schon lange nicht mehr zweifelhafte) Schicksal des Grafen Caprivi die formale Entscheidung in Liebenberg fiel, ist der Burgberg des ukermärkischen Gutes in der von Gespensterfurcht aufgescheuchten Phantasie allmählich zu einem Blocksberge geworden, wo einmal mindestens in jedem Jahr um Mitternacht höllische Künste getrieben werden.

Die Eulenburs sind heute noch stark. Dreien von ihnen strahlt sichtbar die Sonne der Gunst. Davon ist einer, als Oberhofmarschall, täglich, ein anderer, als Freund und Reisegefährte, sehr oft in der Nähe des Kaisers. Daß eine solche Familie manches zu erreichen, manches zur rechten Stunde ins ihr beliebende Licht zu rücken vermag, scheint gewiß; doch nicht minder, daß keiner der Begnadeten den Wunsch hegen kann, seine angenehme Position gegen das Amt des

Caprivi

verantwortlichen Politikers auszutauschen. Als Caprivi durch Strömungen, die seine fromme Unerfahrenheit überraschten, zu dem Versuch gedrängt wurde, aus katholischen und sittsam liberalen Abgeordneten eine Mehrheit zu schaffen, war das Interesse des protestantischen Preußenadels bedroht und die Eulenburgs hatten Grund, die Entlassung des Kanzlers zu wünschen. Heute aber brauchen sie eine der preußischen Adelspartei feindliche Politik nicht zu fürchten; und sicher strebt keiner von ihnen danach, die Last der kommenden Zollkämpfe auf sich zu nehmen. Keiner; am wenigsten der Fürst zu Eulenburg und Hertefeld. Der ist kein Hertefeld (der Name ist seit 1898 dem des jeweiligen Inhabers des Hertefeldischen Fideikommisses vereint), aber auch kein typischer Eulenburg. Er ist Spiritist, dichtet, komponiert und gehört zu den Leuten, von denen Goethe gesagt hat: „Es ist das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kraft haben.“ Des Künstlers, nicht des Politikers Lorbeer sucht dieses Dilettanten Seele. Er hat es, nach einigem Ungemach, das die Diplomatenprüfung ihm bereitet hatte, weit genug gebracht, ist Fürst, Wirklicher Geheimer Rat, erbliches Mitglied des Herrenhauses und Botschafter am Wiener Hof. Lieber noch wäre er Statthalter in den Reichslanden. Doch seine Feinde sogar, die ihm spottend nachsagen, eine gebildete Sprache dichte und sein Sekretär komponiere für ihn, behaupten nicht, er wolle Kanzler werden. Sein Fürstenwappen trägt die Devise: Constantia et virtute; wenn Ehrgeiz ihn triebe, diese Eigenschaften in Berlin zu bewähren, würde er sich nicht so oft krank melden, sondern zu zeigen bemüht sein, wie eifrig er sich in des Reiches Dienst quält.

An einem der letzten Oktobertage des Jahres 1901 lasen wir, der Kanzler sei nach Liebenberg gereist, um dem Kaiser, der beim Fürsten Eulenburg wohne, Vortrag zu halten. Nach Liebenberg! Der Name weckte die einbildnerische Kraft. Was kann Graf Bülow dort wollen? Seinen Vortrag konnte er ja ein paar Stunden früher in Potsdam halten. Da muß

Merkwürdiges geschehen sein. Merkwürdiges war wirklich geschehen; nur lag es nicht auf dem Gebiete, das die Spürlust jetzt immer umpürscht. Der französische General Voyron hatte seine Pekingener Briefe veröffentlicht und der Kanzler mußte das Bedürfnis fühlen, die ärgerliche Geschichte sofort mit dem Monarchen zu besprechen. Doch solche einfache Lösung des Rätsels hätte den Produzenten und Konsumenten Öffentlicher Meinungen nicht genügt; sie hofften auf eine Krisis, eine Katastrophe von der scheinbar jähen Gewalt der im Oktober 1894 erlebten. Seit Monaten reden sie, hören sie nur von dem neuen Zolltarif und den künftigen Handelsverträgen. Nur darum konnte es sich in Liebenberg gehandelt haben. War nicht eben verbreitet worden, der Kaiser habe gesagt, wenn es nicht gelinge, neue Verträge zu schließen, werde er „Alles kurz und klein schlagen“? Gewiß war es jetzt zum Zusammenstoß gekommen, der Kaiser hatte die Brotwucherpläne verdammt und die Eulenburgs . . .

La poule blanche heißt ein Bild von Pesne, das im Liebenberger Schloß hängt. Ein schwarzer Hahn wirbt brünstig um ein weißes Hühnchen; gleich, man merkt's, wird der abgewiesene Freier wütend den roten Halslappen schütteln und den zierlichen Liebling des Hofes schrill ankrähen. Beiden Tierleibern hat der Künstler Menschenköpfe gemalt; und an Menschenschicksal sollen sie mahnen. Wie dem weißen Huhn, so geht es nicht auf Federviehhöfen nur den Günstlingen des Glücks: sie werden zuerst umworben, dann beneidet und endlich gehaßt. So ist es auch dem Herrn gegangen, der auf den zärtlich klingenden Rufnamen Phili hört. Dem in die Mark verpflanzten Zweig des eulenburgischen Stammes muß wohl etwas von der Bannmacht alter Zauberruten verliehen sein. Der Vater des Fürsten war, als Adjutant, so weich in Wrangels Gunst gebettet, daß der alte Feldmarschall, der sonst kein Kostverächter war, als er in Ruppin das erste Glied einer Ehrenjungfernschar abgeküßt hatte, dem Major ermunternd zurief: „Eule, küsse weiter!“ Den viel jüngeren Mann nannte der Greis seinen Freund, „in Leid und Freude eine Stütze und treuen Stab.“ Der Sohn hat

noch höhere Gunst gewonnen und darf sich nicht darüber wundern, daß er manchen ein Dorn im Auge ist. Die persönliche Stellung neidet man ihm und dichtet ihm, um die unkleidsame Regung zu bergen, politischen Ehrgeiz größten Stils an. Jahrelang dauert der Spuk; ob er endet, wenn dem Träger das Laken vom Leibe gerissen ist, das allein ihn gespensterhaft wirken ließ? Der Fürst zu Eulenburg kann nicht im Reichsanzeiger verkünden, nie erklinge in Liebenbergs Mauern das leidige politische Lied, niemals; nur von schönen Künsten werde da, von des Wikingers Meerfahrerlust und vom Spiritismus gesprochen. Seine Freunde aber sollten daran erinnern, daß ein Herr, seit er den Titel des Botschafters trägt, so viel gedichtet hat, zu bösem Trachten gar keine Zeit finden konnte. Und genügt auch dieses Argument nicht, dann sollte der leidende Held der Legende selbst nach der guten Waffe greifen und den Skalensängen und Metliedern, den Waldmärchen und Seemärchen das Märchen von Liebenberg folgen lassen. Ein lohnender Stoff.

KAISER UND KANZLER

14. August 1902: Telegramm des Kaisers aus
Swinemünde an den Prinzregenten Luitpold.

BERNHARD ERNST VON BÜLOW, DER DIE BEIDEN mecklenburgischen Großherzogtümer im Bundesrat vertrat, als über die Versailler Verträge abgestimmt werden sollte, wurde beinah wütend, da er am 28. November 1870 erfuhr, welche Sonderrechte Bayern sich vorbehalten habe. Die Vertretung Preußens im Vorsitz des Bundesrates, das Recht, Gesandte zu halten, die Partikularstellung im Heer, der Diplomatische Ausschuß, der unter Bayerns Präsidium die auswärtige Politik kontrollieren sollte: das alles ärgerte den in Holstein geborenen Mecklenburger. Doch Bayern war unter anderen Bedingungen für den Ewigen Bund nicht zu haben, bis zur bindenden Abstimmung blieb nur eine Frist von zwei Tagen; und so schrieb der Bevollmächtigte denn an seinen Landesherrn nach Orleans: „Wir sind zu der Über-

zeugung gelangt, daß die Verantwortung einer Ablehnung noch größer sein werde als die der Annahme. Wir haben uns namentlich sagen müssen, daß Graf Bismarck diesen Vertrag als ein Ganzes, als einen großen politischen Akt betrachtet habe, den er so nicht abgeschlossen hätte, wenn Bayerns Eintritt wohlfeiler und mehr im System und Schema der Verfassung zu haben gewesen wäre. Eine andere Frage ist, ob Bayern nicht klüger gehandelt hätte, einfach als *primus inter pares* einzutreten, auf sein Recht und sein eigenes Gewicht vertrauend, statt, wie jetzt der Fall, durch Ausnahmen zweifelhaften Wertes und zweifelhafter Dauer die Bundesgenossen zu verstimmen. Der Diplomatische Ausschuß wird sachlich keinen großen Einfluß oder Geschäftskreis haben, nur Bayern eine gewisse Wichtigkeit geben; aber er stört die Gleichberechtigung.“ Aus jedem Wort spricht mühsam verhaltener Groll. Auch die übrigen Exzeptionen seien „im Ganzen unzweckmäßig“; immerhin werde „das Triebwerk föderaler“, die Gefahr eines straff zentralisierten Staates gemindert und man könne deshalb die offene Ablehnung der bayerischen Ansprüche vermeiden. Long ago. Bayerns Sonderrecht ist in den großen Reichsangelegenheiten Jahrzehntelang nie als lästig empfunden worden. Jetzt aber muß man sich der schweren Wehen, aus denen die Reichsverfassung entbunden ward, wieder erinnern. Denn im zweitgrößten Bundesstaat hat die Mehrheit des Volkes sich in leidenschaftlicher Erbitterung gegen eine Ingerenz des Reichsoberhauptes erhoben; und der verantwortliche Leiter der Reichsgeschäfte ist der Sohn des Mannes, der den bayerischen Sonderrechten nur eine „zweifelhafte Dauer“ zusprach. Den Inhalt der von seinem Vater verfaßten Staatsschriften hat der pietätvolle Sinn des Grafen Bernhard von Bülow sich gewiß längst eingeprägt. Doch er sollte auch nicht versäumen, in den Akten der Reichskanzlei den Erlaß zu suchen, in dem Bismarck Preußens Gesandten am Münchener Hof ermahnte, unter keinen Umständen sich in bayerische Händel zu mischen.

Die Mahnung scheint leider vergessen. Am 14. August

lasen die Deutschen, las das Ausland die folgende, an den Prinzregenten von Bayern gerichtete Depesche des Kaisers: „Von meiner Reise eben heimgekehrt, lese ich mit tiefster Entrüstung von der Ablehnung der von Dir geforderten Summe für Kunstzwecke. Ich eile, meiner Empörung Ausdruck zu verleihen über die schnöde Undankbarkeit, welche sich durch diese Handlung kennzeichnet, sowohl gegen das Haus Wittelsbach im allgemeinen als auch gegen Deine erhabene Person, welche stets als ein Muster der Hebung und Unterstützung der Kunst gegläntzt. Zugleich bitte ich Dich, die Summe, welche Du benötigst, Dir zur Verfügung stellen zu dürfen, damit Du in der Lage seiest, in vollstem Maße die Aufgaben auf dem Gebiete der Kunst, welche Du Dir gesteckt hast, zur Durchführung zu bringen. Wilhelm.“ Auch die Antwort Luitpolds von Bayern wurde mitgeteilt. Sehr höflich, sehr korrekt. Der Prinzregent spricht nicht, wie der Kaiser, von einer persönlichen Sache, sondern von einer Angelegenheit seiner Regierung. Die Annahme des angebotenen Geschenkes wird, als unmöglich, gar nicht erst erwähnt, sondern nur berichtet, ein im Reichsrat sitzender Privatmann habe das Geld schon zur Verfügung gestellt. Die beiden Depeschen waren von Wolffs Telegraphischem Büro veröffentlicht und mit dem Satz eingeleitet worden: „Wie wir aus München erfahren.“ Das sollte die Leser zu dem Glauben stimmen, die Publikation sei von der bayerischen Regierung ausgegangen. Nur die naivsten Gemüter konnten sich durch diesen Kniff täuschen lassen. Die Münchener Offiziösen haben dann auch rasch erklärt, aus Bayern sei kein Wort von dem Depeschenwechsel in die Öffentlichkeit gelangt. Die Telegramme sind also, vier Tage nach ihrer Absendung, von Berlin aus, ohne vorher eingeholte Einwilligung der bayerischen Instanzen, veröffentlicht worden.

„Von meiner Reise eben heimgekehrt, lese ich mit tiefster Entrüstung von der Ablehnung der von Dir geforderten Summe für Kunstzwecke“. Wo las das der Kaiser? In einem Bericht des Reichskanzlers? Des am Münchener

Hof beglaubigten preußischen Gesandten? Oder in einer Zeitung, vielleicht gar einer, der die Taktik gebot, das Verhalten des politischen Gegners falsch darzustellen, die Tendenz seines Wollens zu färben? Darf auf eine Zeitungsnachricht sich der Entschluß zu einer Staatsaktion stützen, deren Folgen unabsehbar sind? Jeder amtliche Bericht hätte, wenn er nicht von der Wahrheit wich, dem Kaiser die Vorgänge anders geschildert. In Bayern werden, wie in allen konstitutionellen Monarchien, die Vorlagen im Namen des Regenten in die Parlamente gebracht. Diese Formel bedeutet aber nicht etwa, jede Forderung sei nun als eine persönliche Sache des Regenten, jede Ablehnung als eine ihm zugefügte Kränkung zu betrachten; sonst hätte das Budgetrecht der Volksvertretung überhaupt keinen Sinn, wäre es wenigstens eine in der Hand des Monarchisten unbrauchbare Waffe. In allen Parlamenten der Erde werden, auch von den loyalsten Parteien, Geldforderungen abgelehnt und nie hat, seit den Tagen der letzten Stuarts, in solcher Ablehnung, selbst wenn sie einen vom höchsten Repräsentanten des Landes vorher nachdrücklich vertretenen Plan traf, jemand ein Zeichen persönlichen Ressentiments gesehen. Die Aufgabe der Parlamente ist nicht, den Staatsoberhäuptern Gefälligkeiten zu erweisen, sondern, zu fördern, was ihnen nützlich, zu hindern, was ihnen überflüssig oder schädlich scheint. In Bayern hat es sich nicht, wie der Kaiser meint, um eine vom Prinzen Luitpold, der Verweser des Königreiches, nicht König ist, für Kunstzwecke verlangte Summe gehandelt, sondern um einzelne Forderungen aus dem Extraordinarium des Kulturerhalts. Taktische Erwägungen haben das bayerische Zentrum bestimmt, nicht den ganzen Etat, sondern nur einzelne Forderungen des Kultusbudgets abzulehnen. Das geschieht in Großbritannien, dem Stammlande des Parlamentarismus, sehr oft; von den geforderten Summen werden winzige Beträge, zehn, fünfzig, hundert Pfund Sterling, gestrichen, um die Regierung oder einen einzelnen Minister erkennen zu lehren: Du bist nicht mehr der Träger unseres Vertrauens. Nach diesem Muster hat das bayerische Zentrum gehandelt;

es hat seine Weigerung auf den Geschäftskreis des Kultusministeriums beschränkt und damit unzweideutig gesagt. Auf diesem Gebiet haben wir, seit der verantwortliche Leiter zum Rücktritt gedrängt worden ist, das Vertrauen zur Politik der Regierung verloren. An diesem Verfahren ist nichts zu tadeln; wer in den nach hartem Kampf erstrittenen konstitutionellen Einrichtungen nicht nur ein wesenloses Ornament sieht, der muß, mag er Atheist, Protestant, Jude oder Buddhist sein, sich der Tatsache freuen, daß eine Partei, statt mit ohnmächtigen Keifreden die Luft zu erschüttern, offen und ohne Zagen die Machtmittel anwendet, deren Gebrauch ihr in der Verfassung verbürgt ist.

Unter den gestrichenen Summen waren auch hunderttausend Mark, die alljährlich zu Ankäufen für die Neue Pinakothek gefordert werden. Ob dieser karge Betrag bewilligt oder verweigert wird, ist für die Kunstkultur des Landes ganz gleichgültig. Staatsunterstützung hat in moderner Zeit noch nie eine gesunde, kräftige Kunst geschaffen oder auch nur am Leben erhalten. Die Kunsttendenzen des bayerischen Zentrums werden freilich Vielen mißfallen. Aber auch dem Deutschen Kaiser? Die Münchener Landtagsmehrheit wird fast überall, wo es sich nicht um in majorem Borussiae gloriam auf Bestellung gemalte oder gemeißelte Werke handelt, mit dem Reichsoberhaupt in Kunsturteil zusammentreffen. Wilhelm der Zweite müßte, wenn er im bayerischen Landtag oder Reichsrat säße, nach seiner inneren Überzeugung jeden Heller der für Kunstzwecke geforderten Summen verweigern, denn sie werden zum größten Teil der modernen Kunst zugewandt, die, nach des Kaisers Wort, „in den Rinnstein niedersteigt und überhaupt keine Kunst ist“. Als der Monarch neulich in Düsseldorf war, wurde, um seinem Auge ein Ärgernis zu ersparen, von getreuen Stadtvätern in der Königsallee über dem Portal einer Bilderausstellung das Schild mit der Aufschrift „Freie Kunst“ entfernt und durch eine Girlande ersetzt; in derselben Stadt sprach er sich, wie in den Zeitungen erzählt wird, in der Großen Kunstaussstellung „so abfällig über

Klingers Beethoven aus, daß die Heiterkeit der Anwesenden erregt wurde“. „Am meisten,“ heißt es weiter, „fesselte ihn die kunsthistorische Abteilung, die er sich in allen Einzelheiten vom Domkapitular Schmitzen zeigen ließ.“ Genau so hätte ein Zentrumsführer geurteilt. Die Frommen beider Bekenntnisse wittern in der modernen Kunst, die weder der Kirche noch dem Staat Magddienste leisten will und einer natürlichen Schöpfungsgeschichte nachzuschaffen strebt, ein feindliches Element und bekämpfen sie deshalb mit dem Recht subjektiver Weltanschauung. Was von Sprechern der bayerischen Landtagsmehrheit über die Kunst gesagt worden ist, könnte auch vom Deutschen Kaiser gesagt worden sein, ist zum Teil, fast mit denselben Worten, von ihm gesagt worden. Hier aber handelt sich's zunächst um Politik, nicht um Kunstgeschmack. Und wenn die Münchener Zentrumsleute die rohesten Banausen wären, Böötier, Barbaren, wenn sie vor jeder starken Regung künstlerischer Kultur so fremd und verständnislos ständen wie ein Zugtier vor Michelangelos Mediceergruft: auch dann noch hätten sie das Recht nicht nur, nein, auch dann noch die Pflicht, ihrer Überzeugung das politische Handeln anzupassen.

Alle Voraussetzungen, deren Zusammenwirken Wilhelm den Zweiten in „Entrüstung“, „Empörung“ trieb, sind, wie die nüchterne Nachprüfung lehrt, unrichtig. Wären sie aber richtig, so müßte jeder, der's mit dem Reich und dem Kaiser gut meint, diese Kundgebung des Zornes dennoch bedauern. Gewiß: sie ist nicht die erste ihrer Art. Als der Reichstag den Antrag, Bismarck zum achtzigsten Geburtstag zu gratuliren, abgelehnt hatte, telegraphierte der Kaiser: „Euer Durchlaucht ausspreche Ausdruck tiefster Entrüstung über eben gefaßten Beschluß Reichstages“. (In Parenthese sei hier bemerkt, daß Fürst Bismarck ein paar Wochen danach gesagt hat, er hätte als Kanzler dem Kaiser von einer so scharfen öffentlichen Kritik eines rite gefaßten Reichstagsbeschlusses entschieden abgeraten.) Am Sedantag desselben Jahres wurde die Sozialdemokratie, für die anderthalb Millionen Deutsche gestimmt hatten, eine „hochverräte-

rische Schar“ und „eine Rotte von Menschen, nicht wert, den Namen Deutscher zu tragen“, genannt. Neuere Äußerungen über die „Frechheit und Unbotmäßigkeit“ der Berliner Bürger, vor denen im März 1848 ein Preußenkönig den Hut zog, über Reklame- und Rinnsteinkünstler, polnischen Hochmut und sarmatische Frechheit sind noch in aller Gedächtnis. Wenn die Agrarier Brotwucherer, Bismarckgemeinde und Freisinn Nörgler verschiedener Sorten, die Christlich-Sozialen unduldsam und unsinnig, die Gegner der Flottenvermehrung vaterlandlose Gesellen, die Polen freche Feinde des Staates, die Sozialisten Hochverräter und Mordstifter sind, wenn sogar die Politik des Zentrums mehr als einmal das Reichshaupt zu „tiefster Entrüstung“ stimmt: was bleibt dann dem Kaiser der Deutschen und vor welcher nationalen Willenseinheit soll dann der Haß des Fremdlings das Fürchten lernen? . . . Genau wie in allen früheren Fällen war jetzt der Verlauf; nur sind diesmal auch die Kommentare der bayerischen, nicht nur der ausländischen Presse „nicht wiederzugeben“. Das scheidet den Vorgang von allen bisher erschauten. Schon oft hat der Kaiser über das Parlament und die Parteien des Reiches, der König von Preußen über Wollen und Handeln seiner nächsten Landsleute heftige Worte gesprochen. Diesmal hat er in die nicht zur Reichskompetenz gehörenden inneren Händel eines autonomen Bundesstaates eingegriffen und die Vertreter der Volksmehrheit dieses Staates mit schroffstem, härtesten Tadel gekränkt. Das Geplärr, „Hochherzigkeit“, nicht die tadelnswerte Absicht, die Bayern die Eisenfaust des Imperators fühlen zu lassen, habe den Kaiser zu solchem Eingriff getrieben, ist sinnlos, ist das Produkt schlotternder Feigheit, die nicht Farbe zu bekennen wagt. Des Reiches Verfassungbürdet dem Bundespräsidenten, der den Namen Deutscher Kaiser führt, viele Pflichten auf und gibt ihm nur wenige Rechte. Darunter ist nicht das Recht, die in den Bundesstaaten geleistete legislative Arbeit zu kontrollieren und Parteien zu schelten, die auf vom Gesetz und von freier Überzeugung gewiesenen Wegen auf einen Standpunkt gelangt

sind, der dem Bundespräsidenten mißfällt. Die Kaisermacht ist ein köstliches Gut; aber sie ist durch die Reichsverfassung beschränkt. Als Karl der Erste vom englischen Parlament die Anerkennung seines *soveran power* heischte, stand Sir Edward Coke, der Patriarch unter den britischen Rechtsgelehrten, auf und rief der Meute, die immer und überall hündisch fühlt, mit letzter Kraft die Sätze zu: „Solches Zugeständnis lockert die Grundlagen unserer Verfassungsrechte! Magna Charta ist ein strammer Bursche, der keinen *soveran power* über sich duldet.“ Und der Name dieses mutigen Greises lebt unvergänglich in Großbritanniens Heroengeschichte.

Der Beamte, der vor allen anderen berufen ist, mit gleicher Umsicht und Energie den Sinn der Verfassung und die Person des Kaisers zu schützen, ist der Reichskanzler, der kaiserliche Minister, der sich, wenn er sein Amt ernst nehmen will, nicht, wie ein Verwaltungsbeamter, zu stummem Gehorsam verpflichten darf. Er hat in private Handlungen des Kaisers, von denen politische Wirkung nicht zu erwarten ist, nicht dreinzureden, sich sofort aber zu regen und seinen Rechtsanspruch geltend zu machen, wenn der Wille des Bundespräsidiums nach Betätigung strebt. Der Kaiser kann sprechen und schreiben, was ihm beliebt, Reden und Depeschen an Jeden richten, den er dazu geeignet findet: Niemand darf ihn hindern, auch der Reichskanzler nicht. Zu Veröffentlichung solcher Reden und Schriften ist aber eine Anordnung, eine Verfügung des Kaisers nötig; und Artikel 17 der Verfassung bestimmt: „Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, der dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.“ Der Zweck dieser Bestimmung war, dem Kaiser unter allen Umständen die Gefahr einer Verantwortlichkeit zu ersparen. In den Blättern, die den Weisungen des Grafen Bülow zugänglich sind, ist erklärt worden, er habe die Depesche des Kaisers erst aus den Zeitungen kennen gelernt. Nichts weiter. Kein Wort darüber, ob der Kanzler erforschen will, wessen Verfügung oder

Anordnung die Publikation bewirkt hat und wer die Schuld daran trägt, daß die Veröffentlichung mit der Lüge eingeleitet wurde, sie sei von München aus befohlen worden. Der Pflichtenkreis des Kanzlers ist groß; er umfaßt auch „die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes und den Schutz des innerhalb des Bundesgebietes gültigen Rechtes“. Die Wohlfahrt des deutschen Volkes muß leiden, wenn im zweitgrößten Bundesstaat der Partikularstolz sich zornig gegen den Kaiser waffnet; und zu den im Gebiet des Ewigen Bundes gültigen Rechten gehört auch das bundesstaatlicher Parlamentsmehrheiten, im Etat geforderte Summen nach freiem Ermessen zu bewilligen oder abzulehnen, gehört das Recht jedes Deutschen, gegen öffentlich kränkende Vorwürfe gesichert zu sein, denen die räsonnierende Stimme des Reichshauptes die weiteste, von keines anderen Mundes Gewalt zu übertönende Wirkung verleiht. Der Kanzler muß aus dem Buch der Reichsgenesis erfahren haben, welche Befürchtungen 1870 im bayerischen Landtag laut wurden, muß die Reden der Jörg und Schleich gelesen und in den Erinnerungen des Grafen Otto von Bray-Steinburg den Bericht gefunden haben, den dieser bayerische Ministerpräsident aus Bar-le-Duc an seinen König sandte und der nur aus zwei noch heute beherzigenswerten Sätzen besteht: „Ich habe im Auftrag Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Luitpold weiter zu berichten, daß Graf Bismarck sich dahin äußerte: Preußen und der Nordbund werden bereitwilligst die Vorschläge akzeptieren, die Seine Majestät der König von Bayern nach Allerhöchstseiner Bequemlichkeit im Interesse einer engeren nationalen Einigung sich etwa zu machen veranlaßt sehen würden. Preußen und der Norddeutsche Bund verzichteten aber darauf, auf diese Entschlüsse irgendwelche Pressuren zu üben, da ein für Norddeutschland günstig gestimmtes Bayern der nationalen Sache mehr nütze als ein widerwillig in nähere Beziehung gebrachtes Land.“ So wurde Unwägbares damals geschätzt, so bei jedem Schritt der besonderen Stammesindividualität und des schwer dem Stolz abgerungenen Opfers gedacht, das allen Deutschen

das alte Haus Wittelsbach brachte, als es sich entschloß, auf seinem Dach die preußische Spitze zu dulden. Grollend sah es Bernhard Ernst von Bülow; sieht es grollend noch heute sein Sohn? Fühlt er das aufziehende Wetter nicht in den Nerven? Ist ihm nicht zu Ohren gekommen, daß am Abend des vierzehnten Augusttages in einem österreichischen Kasino ein hoher Herr in heller Freude gerufen hat: „Heute müßte alles, was gut habsburgisch ist, eigentlich illuminieren?“

The king can do no wrong. Der Kaiser kann irren, raschen Impulsen in falsche Richtung folgen, nie aber, nach dem gravitätischen Wort der Verfassungsurkunde, niemals zur Verantwortung gezogen werden. Wir haben uns an den Reichskanzler zu halten. Dessen Pflicht ist, den Kaiser ohne Säumen richtig über alle Vorgänge zu informieren und vor sichtbarem Irrtum zu wahren. Ihn kann nichts entschulden. Er ist, auch wenn er am Nordseestrand weilt, für das politische Handeln des Reichshauptes dem Volke verantwortlich; kann er nicht hindern, nicht durchsetzen, daß er vor jeder Entscheidung, auch der unbeträchtlich scheinenden, gefragt wird, dann muß er, um die Amtspflicht nicht verwaisen zu lassen, seinen Abschied erbitten.

DIE FEINDE DES KAISERS

VIER MONATE SASS WILHELM DER ZWEITE AUF dem Thron; da sagte er zu hauptstädtischen Abgeordneten, die ihm ein kostbares Geschenk anboten, sein Unwille sei im höchsten Grade dadurch erregt, daß die freisinnige Presse „seinen seligen Vater gegen ihn zitiere“. Anderthalb Jahre später drohte er, jeden, der sich ihm entgegenstelle, zu zerschmettern. Im selben Jahr sprach er die Sätze: „Wer kein guter Christ ist, ist auch kein guter Soldat“ (womit Ungläubige und Juden aus der Reihe der guten Soldaten gewiesen waren) und: „Die sämtlichen Hungerkandidaten, namentlich die Herren Journalisten, sind verkommene Gym-

nasiasten.“ 1891: „Die Kartelle sind unhaltbar und ungesund.“ „Der vornehmste Umgang für den Soldaten ist der Soldat, nicht das Zivil.“ 1892: „Die mißvergnügten Nörgler sollen den deutschen Staub von ihren Pantoffeln schütteln. Ihnen wäre dann ja geholfen und uns täten sie einen großen Gefallen damit.“ 1893: „Ich hoffte von dem patriotischen Sinn des Reichstages die unbedingte Annahme der Militärvorlage. Darin habe ich mich leider getäuscht. Eine Minorität patriotisch gesinnter Männer hat gegen die Majorität (der nicht patriotisch gesinnten) nichts zu erreichen vermocht.“ 1894: „Für anderthalb Mark Zolldifferenz sollte den Konservativen ihr Patriotismus doch nicht feil sein.“ „Eine Opposition preußischer Adeligen gegen ihren König ist ein Unding; sie hat nur dann eine Berechtigung, wenn sie den König an ihrer Spitze weiß.“ „Ihr Rekruten tragt jetzt des Kaisers Rock und seid dadurch den anderen Menschen vorgezogen.“ 1895, als der Antrag des Grafen Kanitz empfohlen wurde: „Sie können mir doch nicht zumuten, daß ich Brotwucher treibe!“ Am Sedantag desselben Jahres: „Eine Kotte von Menschen, nicht wert, den Namen Deutscher zu tragen, wagt es, das deutsche Volk zu schmähen, wagt es, die uns geheiligte Person des allverehrten verewigten Kaisers in den Staub zu ziehen. Möge das gesamte Volk in sich die Kraft finden, diese unerhörten Angriffe zurückzuweisen! Geschieht es nicht, nun, dann rufe ich meine Garden, um der hochverräterischen Schar zu wehren, um einen Kampf zu führen, der uns von solchen Elementen befreit.“ Als im Elsaß ein Fabrikant ermordet worden war: „Wieder ein Opfer mehr der von den Sozialisten angefachten revolutionären Bewegung!“ 1896: „Stoecker hat geendet, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Christlich-Sozial ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit.“ 1897, zu Studenten, die mit Fackeln vors Schloß zogen: „Sorgen Sie dafür, daß im Volke nicht mehr so viel genörgelt wird.“ An den Prinzen Heinrich von Preußen: „Vaterlandlose Gesellen haben die Anschaffung der notwendigsten Schiffe zu hintertreiben gewußt.“ Bei einer Rekrutenvereidigung: „Wer

kein guter Christ ist, der ist kein braver Mann“. 1898, an den Regenten von Lippe-Detmold: „Dem Regenten, was dem Regenten zukommt, weiter nichts. Im übrigen will ich mir den Ton, in welchem Sie an mich zu schreiben für gut betunden haben, ein für alle Male verbeten haben“. Auch in den Jahren, die seitdem verstrichen sind, haben wir ähnlich klingende Worte oft gehört, die einstweilen letzten vor ein paar Tagen: „Ich habe das Gefühl, daß alles, was das Land geworden und was das Reich geworden, schließlich beruht auf einer festen Säule; und diese Säule ist die Mark Brandenburg“. 1890 und 1894 hatte der Kaiser gesagt: „Die Provinz Ostpreußen ist nach meiner Überzeugung die Säule des Vaterlandes, die Stütze der Monarchie.“ Jedem dieser Sätze sind Kommentare gefolgt, freundliche und unfreundliche, jedem ist nachgesagt worden, wie er gemeint sei, nur gemeint sein könne, jeder ward nach kurzen Lebensstunden vergessen und tauchte höchstens in Epigrammen manchmal wieder auf. Jetzt ist es anders. Die Depesche, die aus Swinemünde an den Prinzregenten von Bayern abging, ist fast schon drei Wochen alt und beschäftigt doch heute noch die ernstesten Geister. Wenn die Bewohner eines jungen, künstlich geschaffenen Reiches, die alte Stammesantipathien noch nicht völlig überwunden haben, auf ihre Grundrechte und Sonderprivilegien zu pochen beginnen, wenn die Wurzeln der Verfassung ausgegraben und auf dem lauten Markt geprüft werden, dann droht der dem Gemeinwesen unentbehrlichen Willenseinheit eine Gefahr, die nur der Leichtsinne unterschätzen kann. Das fühlt jeder; und deshalb will nicht so rasch wie sonst diesmal die Sorge verstummen.

Jeder fühlt's; doch nicht jeden drängt die Stimme der Pflicht zu offenem Bekenntnis. Die Schar der Unfreien, der Königischen, der Ministerialen und gemieteten Schreiber muß schweigen. Andere, die es auf ihre Art gut meinen, dünken sich die besseren Patrioten, wenn sie tun, als sei nichts Ungewöhnliches geschehen, von einer Erregung des Volkes nirgends, im Süden nicht und erst recht nicht im Norden, etwas zu merken und der ganze Lärm nur von ein

paar Pfaffenknechten und Preßschwätzern gemacht. Das glauben sie selbst natürlich nicht, hoffen aber, wenn sie's nur laut genug sagen, in dem bourgeoisen Ruhebedürfnis ein Echo zu wecken. Höchst aufgeklärte Leute vielleicht, die sich über manches hinwegsetzen, an einer Ecke aber, wie der kleine Taktiker Clavigo, mit Zwirnsfäden festgebunden sind und noch immer wähnen, durch Besprechen sei Krankheit zu heilen. Sie rufen: Was wollt Ihr Nörgler denn eigentlich? Den Kaiser kennt Ihr doch nicht seit gestern. Gerade weil Ihr frühere Reden und Telegramme in treuem Gedächtnis bewahrt, dürft Ihr Euch jetzt nicht so erstaunt stellen. Wilhelm der Zweite ist nun einmal, wie er ist, und eine so starke Persönlichkeit wird sich nicht ändern. Er ist sein eigener Kanzler. Von ihm sind alle wichtigen politischen Entscheidungen der letzten zwölf Jahre ausgegangen. Er verhandelt, so oft es ihm nötig scheint, selbst mit den bei ihm beglaubigten Botschaftern und nimmt sich nicht immer die Zeit, jede aufdämmernde Möglichkeit lang und breit mit seinen Ministern zu besprechen. Das geben wir zu; auch, daß Marschall nicht wußte, ein deutscher Kreuzer sei nach Kreta gesandt, Hohenlohe nicht, den Buren sei „die Hilfe betreundeter Mächte“ in Aussicht gestellt worden, und so weiter. Das ist kein Unglück. Habt Ihr den jungen Kaiser des zweiten Faustteiles nie gekannt? „Ihm ist die Brust von hohem Willen voll, doch, was er will, es darf's kein Mensch ergründen. Was er den Treusten in das Ohr geraunt, es ist getan; und alle Welt erstaunt,“ Endlich solltet Ihr Euch in die längst nicht mehr neue Situation gefügt haben. Wenn's so weit war, hat sich noch jedesmal ein Minister gefunden, der die Verantwortung übernahm. So wird's auch diesmal werden. Würde es etwa besser, wenn Bülow ginge? Nein. Also müssen wir wünschen, daß er bleibt und das Staatsinteresse nicht durch allzu häufigen Personenwechsel geschädigt wird. Ihr scheltet den Kanzler und meint den Kaiser. Ihr seid Heuchler, seid feige, tückische Friedensstörer . . .

Solche Stimmen soll man, auch wenn sie im Ton eines für seine Kirschen zitternden Marktweibes kreischen, nicht hoch-

mütig überhören. Sie berufen sich auf das Volk. Haben sie es belauscht, auf dem Feld, in der Werkstatt, in Studierstuben und Schänken? „Wir brauchen“, sagt Goethe, „in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis Volkheit zum Volk ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinn soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.“ Will einer leugnen, daß die deutsche Volkheit, so verschieden ihre Bestandteile sein mögen, längst in einer Besorgnis zusammenstimmt? Löst ihr für einen Tag nur die Zunge, gebt ihr das Recht, geheimes Trachten ans Licht zu bringen: eines Wunsches Angstschrei wird euch ins Ohr dröhnen. Und auch ohne solche Eintagsfreiheit muß, wer nicht taub ist oder sich taub stellt, vernommen haben, was in Hofsälen und Hütten, in Ministerien und Fabriken, auf der Tenne und am Strande seit Jahren geflüstert wird.

Die Verfassung des Deutschen Reiches weiß nichts von einem Kaiser, der sein eigener Kanzler ist; die gibt Kaiser und Kanzler verschiedene Rechte, verschiedene Pflichten. Genügt sie dem Bedürfnis nicht mehr, dann soll man sie morgen ändern, mit Stimmenmehrheit oder dem Gewaltrecht des Stärksten, und versuchen, ob ein reifes, differenziertes Europäervolk von dem Willen eines jeder Kritik und Kontrolle entrückten sterblichen Menschen zu leiten, ohne Schaden für Hirt und Herde vorwärts zu führen ist. Solange die Verfassung aber noch besteht, haben wir in dem Kanzler ihren höchsten Hüter zu sehen.

Und an den Kanzler haben wir eine Forderung, die zugleich unzweideutige Antwort auf die Frage gibt, „was wir eigentlich wollen“. Er soll aufhören, sich den leitenden Staatsmann zu nennen und zu sagen, so lange er auf seinem

Bismarck und der Kaiser

Posten ausharre, könne kein irgendwie wichtiger Entschluß ausgeführt werden, den er nicht gebilligt hat. Er soll dem Bundesrat und dem Reichstag offen erklären, der Kanzler sei wieder geworden, was er sein sollte, ehe dem Artikel 17 des Verfassungsentwurfes der Schlußsatz zugefügt wurde: ein Präsidialgesandter im Sine der Bundestagszeit. Dann kann er ruhig leben und in der Wilhelmstraße zu hohen Jahren kommen; nur das tragikomische Mühen, mehr zu scheinen, als sie waren, hat seine Vorgänger um das Ansehen und schließlich auch um das Amt gebracht. Genügt solche Beamtenrolle dem Grafen Bülow nicht, dann muß er seine Entlassung erbitten. Er ist, nicht zum ersten Mal, in einer Angelegenheit, die Fürsten und Völker verstimmt hat und deren Folgen in der Haltung unentbehrlicher Parteien fühlbar werden können, die also keine Kleinigkeit ist, übergangen worden. Er hat nicht verborgen, daß die Publikation des Depeschenwechsels ihm eine sehr unangenehme Überraschung brachte. Wegen viel unbeträchtlicherer Dinge hat Bismarck mehr als einmal seinen König gebeten, ihn von der Amtspflicht zu entbürden. Der alte Herr hat dann erwogen, ob er seinen persönlichen Wunsch oder seinen ersten Minister opfern solle. Der zweite Wilhelm hat noch nie einen harten Willen gefunden, der sich seinem nicht beugte, nie einen Mann, der in aufrechter Ehrfurcht dem Wink des Herrn den Gehorsam zu weigern wagte. Der Kaiser weiß nicht, wie oft die drei Kanzler die Verantwortlichkeit für sein Handeln im Privatgespräch seufzend abgelehnt und sie nur, um sich den Schmerz der Scheidestunde zu sparen, öffentlich, zu spät, auf sich genommen haben. Er kann, er muß glauben, daß nur boshafte Nörgler Gefahren in einem Zustand sehen, mit dem die besten Patrioten und die Räte der Krone sehr zufrieden sind. Graf Bülow ist nicht damit zufrieden; er hat's in Berlin, an der Nordsee, auf Österreichs Bergen, in Bayreuth ausgesprochen. Er ist jung, nicht militärisch erzogen und von rüstigem Selbstgefühl. Er kann seinem Kaiser zu der wertvollsten Regentenerfahrung helfen, zu der, daß es Männer gibt, denen das Wesen mehr gilt als

der Schein, die Pflicht mehr als die Pfründe. Und er ginge nicht als ein verbrauchter, gering geschätzter Diener, der seine Kraft an die fruchtlose Arbeit verzettelt hat, dem Volk zu sagen, was die Volkheit nicht glaubt.

EINZUG

27. bis 31. August 1902: der König von Italien in Berlin und Potsdam.

VICTOR EMANUEL, DER KÖNIG VON ITALIEN, war in Berlin. Und da er natürlich die Pracht der Puppenallee bewundern sollte, war vor seiner Ankunft rasch noch der neue Rolandbrunnen enthüllt worden. Das Ding wirkt zunächst wie eine Karikatur, wie eine lustige Verhöhnung neuberlinischer Monumentalkunst. Wenn Hövell oder Kranzler einem zum Stadtrat beförderten Händler eine Eisspeise lieferten, könnte das Werk ihrer Phantasie nicht niedlicher aussehen: unten Schokolade, oben Schlagsahne, in der Mitte Kaffee-Eis; und überall kleine Röhrchen, aus denen Dessertschnäpse fließen. Alle Stile sind zusammengebacken, von strenger Gotik bis zum ausgelassensten Barock; Gold, Kupfer, Granit, Bronze vereinen sich zu einer unerhörten Kakophonie; und oben thront, wie bei beginnendem Tauwetter ein Schneemann, der Roland; ein trauriger Kerl ohne Knochen, von dessen Schultern ein Mantel aus Watte, Schnee oder Schlagsahne herabhängt. Nirgends sonst wird auf öffentlichem Platze so der Geschmack ganzer Generationen verdorben. Doch im Grunde paßt es hierher. Wer an dem Bilde des Brunenrolands rastet und das Auge von dort vorwärts schickt, durch die Doppelreihe der Figurinenfürsten bis zu dem Riesenspargel mit der in Butter gebratenen Viktoria, der kann nicht ahnen, daß er in der Zeit der Rodin und Meunier, der Klinger und Hildebrand lebt. Der muß glauben, nach Schlüter, nach Rauch sei von einer Barbarenhorde alles vernichtet worden, was es im Spreesand an Kunstkeimen gab, alles bis auf die letzte Spur, und eine traditionslose Steinmetzenschar habe sich dann schwitzend bemüht, nach schlechten Theaterskizzen Denkmale zu schaf-

fen. Die Franzosen, die den Roland mit neidloser Freude an solchem bunten Spaß geschildert haben, fragten nur neugierig, was denn der Paladin Caroli Magni bei den Markgrafen von Brandenburg zu suchen habe. Als ob der wehmütige Schneemann der *britannici limitis praefectus* sein solle und nicht der Rutland, der in alten Städten des deutschen Nordens mit dem blanken Schwerte die Marktrechtsfreiheit wahrt. Vor die Tiergartenvillen paßt er ja eigentlich nicht; aber auf Festblättern kann man lesen, daß er gerade an dieser Stelle sehr würdig den kerndeutschen Bürgergeist repräsentiere, den die allhier auf marmornen Heldenbeinen versammelten Fürsten, Kaiser Siegmund, der dicke Wilhelm und all die anderen großen Männer, bis auf die Höhe der Siegestsäule geführt haben.

Auf die Fassade kommt es an, in der Architektur wie in der Politik. Als der Kaiser von Österreich nach Berlin kam, sahen wir auf dem Pariser Platz einen Pylonenbau, wie kein Auge ihn je noch erschaut hatte. Diesmal war von der Gemeindevertretung nicht soviel Geld bewilligt worden wie einst im Mai 1900. Zwar ist Lagardes grimmiger Wunsch noch nicht erfüllt, „den von irgendwelchem großsprechenden Eigennutz genasführten Philistern der Bürgerkollegien das Verbrechen noch nicht abgewöhnt, das Geld ihrer Mitbürger zu vergeuden,“ und mehr als je wäre heute, da die ärmsten Kommunen Unsummen in Firlefanzereien verzeteln, die Bestimmung nötig, die er schon 1881 empfahl: „Die Stadtverordneten oder Bürgervorsteher müssen für allen Schnickschnack, zu dem sie das Geld anderer bewilligen, regreßpflichtig gemacht werden.“ Immerhin hat die Angst vor der Sozialdemokratie und ihrem Heer Arbeitloser die Väter der Bärenstadt jetzt sparen gelehrt. Aber auch mit kleinen Mitteln ist Großes zu erwirken. Brelique-Breloque: aus dem Brandenburger Tor ist ein allerliebstes Kinderspielzeug geworden, funkelnagelneu, wie aus der Weihnachtsschachtel. Der Betrachter merkt nicht gleich alle Feinheiten dieser Schmuckkunst, weil ihm zuerst grün und rot vor den Augen wird. Das sind (Weiß ist auch nicht vergessen) die

italischen Farben, in die der Doppelportikus zur Feier des Tages gekleidet ward. Hat der Blick sich sacht an den Regenbogen gewöhnt, dann bewundert er auch den Goldanstrich der Berlinischen Propyläen. Überall Goldfarbe; ganz wie auf Heines Bild der Kunst im Hause treibenden Kleinbürgerfamilie, die bis aufs Nachttöpfchen herab alles Gerät schön mit Gelbocker bepinselt hat. Die Stufen sogar, auf denen man zur Quadriga steigt, sind mit Goldfarbe gestrichen, die dorischen Säulen mit Goldfransen behängt. Das hat weder Langhans noch Mnesikles geträumt. Die dachten noch, Marmor müsse wie Marmor, Sandstein wie Sandstein aussehen und es sei Sünde wider den Heiligen Geist, dem Material falschen Schein aufzutünchen. Über solches Vorurteil ist unsere offizielle Baukunst längst hinaus. Grünweiß-rote Decken, Goldfarbe, Goldfransen: dann wirkte das alte graue Ding wieder wie neu. Und der Stadtbaurat hatte noch einen entzückenden Einfall: vor und hinter dem Tor brachte er Riesenbüsche an, aus denen nachgemachte Orangen hervorblinkten. Kennst du das Land? Schmock hat uns leider nicht erzählt, ob Victor Emanuel von dieser zarten Huldigung nicht „tief ergriffen“ war. Die Leute aus dem Berliner Norden aber hatten gewiß noch nie solche Apfelsinensammlung gesehen. Zu reizend. Und alle Einzelheiten stimmen so gut zu einander. Alles unecht, alles mit feinsten Weisheit zur Augentäuschung ersonnen. Wirklich: zu reizend!

*

Viktor Emanuel soll ein bescheidener, schüchterner Herr sein, der sich als einen Lernenden fühlt und selten nur, nach vorsichtiger Wägung, ein schon festgewordenes Urteil auf die Lippe treten läßt. Italien, das nicht mehr, wie zu Palmerstons Zeit, auf Englands nie ganz sichere Hilfe angewiesen sein will, wünscht und braucht gute Beziehungen zu Frankreich und Rußland. Deshalb fuhr der König zuerst nach Petersburg. Italien hatte keinen Grund, den Dreibundvertrag zu kündigen, wenn es nur von der Last und der Feindschaft befreit wurde, die dieser Vertrag ihm aufbür-

dete. Deshalb wurde das Bündnis, nicht aber die Militärkonvention verlängert und in Paris ausdrücklich erklärt: Nie werden wir, unter keinen Umständen, gegen Frankreich zu den Waffen greifen, wenn es uns nicht durch einen direkten Angriff dazu zwingt. Diese Erklärung hat der Minister Delcassé, wie seine Offiziösen behaupten, auf Wunsch des Kollegen Prinetti, im französischen Parlament wiederholt. Ist Italien aber nicht zu einer genau bestimmten Kontingentsstellung verpflichtet, bringt dem Reich der Savoyer den casus foederis nicht der Augenblick, wo Deutschland von Frankreich angegriffen wird, dann ist das Bündnis für uns wertlos. Mag sein, sagen die Italiener; aber Ihr habt ja selbst so oft verkündet, der Friede sei auf unabsehbare Zeit hinaus gesichert, daß Ihr heute doch wirklich nicht schon für den fernen Kriegsfall vorzusorgen braucht. Eigentlich habt Ihr recht, wird von Berlin aus geantwortet; lassen wir's also nach außen beim Alten. Auf eine so günstige Himmelsstirnung hatten die römischen Staatskünstler im kühnsten Traum nicht zu hoffen gewagt. Das Mißtrauen der Franzosen, das den Handel Italiens so lange lähmte, ist beseitigt, das Patronat des Zaren für das Gebiet der Türkenliquidation gewonnen und Deutschlands wichtige Freundschaft dennoch nicht verscherzt.

Nun konnte Victor Emanuel die von der Höflichkeit nicht minder als von der Sehnsucht nach einem bequemen Handelsvertrag gebotene Reise nach Berlin antreten. Der Dreibund besteht ja noch (ungefähr in derselben Verfassung, wie um die Mitte der vierziger Jahre der Vierbund bestand, von dem Friedrich Wilhelm der Vierte und Canitz so gern sprachen), wird wohl bis zu der Stunde bestehen, wo er wirksam werden soll. Herr Zanardelli, ein Mann von vielen Graden, hatte gewiß seinen König gebeten, den Friedenszweck der Verbündung zu betonen und mit keiner Silbe die Möglichkeit einer Waffengemeinschaft anzudeuten. Vor dem Brandenburger Tor ergriff der Oberbürgermeister Kirschner das Wort und ließ es nicht wieder los, ehe er erzählt hatte, das „gesamte deutsche Volk“ (anders tun

solche Mottenburger Tyrannen es nun einmal nicht) sehe in dem Besuch des Königs einen neuen Beweis seiner Bundes-treue. Unangenehm, mochte Victor Emanuel denken; um solcher Festnagelung zu entgehen, bin ich ja nach Peterhof gefahren; wenn ich jetzt antworte, muß ich auch vom Dreibund reden: deshalb antworte ich lieber nicht; der Mann an der Amtskette kann ja nicht wissen, ob ich Deutsch verstehe. Also: „Meine mangelhafte Kenntnis Ihrer Sprache, Herr Oberbürgermeister, hat mich leider gehindert, Ihrer Rede zu folgen, und nur mit französischen Worten kann ich deshalb meinen Dank für den schönen Empfang aussprechen.“ Diese Klippe war umschifft. Dann kamen die Trinksprüche, die wie man annehmen muß, verabredet waren. Der Kaiser sprach sehr herzlich von der Freundschaft der Häuser Savoyen und Hohenzollern, sehr emphatisch von dem „in alter Kraft fortbestehenden“ Dreibund, dem er noch lange Dauer wünscht. Der König erwiderte sehr artig; kein Wort von der „alten Kraft“, kein Wunsch langer Dauer: „Das alte Bündnis wird jetzt allgemein als ein Sinnbild des Friedens erkannt.“ Bis dahin war alles leidlich gegangen. Nun aber fiel die Kulikapelle mit dröhnender Blechmusik ein. Seht ihr, seht, Franzosen, Moskowiter, ruppige Briten: wir haben Freunde! Und ihr seid bis auf die Knochen blamiert. Dieses Geheul ist nicht nur würdelos, sondern auch dumm. Das Deutsche Reich ist noch nicht so schwach, daß es, wie Herr Kirschner meint, seine Hoffnung auf Italien gründen muß. Und wenn der Versuch fortgesetzt wird, dem entkräfteten Halbinselreich neue Feindschaften an den Hals zu hetzen, dann erleben wir wieder „klärende Feststellungen“ von der Sorte, von der wir seit der Weltmarschallschaft schon allzu-viele Proben empfangen haben.

*

Wie wär's, wenn wir jetzt eine Weile nicht mehr vom Dreibund redeten? Auch das mit Goldfarbe, Goldfransen und Goldorangen aus Pappe geputzte Brandenburger Tor darf man nicht alle Tage vor Augen haben; sonst merkt man Hoffmanns Fassadenpolitik. Der Einzug ist ja vorbei. Or-

gelum, Orgelei, Dudeldumdei: mit diesem Drehkastenklang endete, nach der großen Staatsaktion, schon in Plundersweilern das welthistorische Fest.

POSEN

2. bis 4. September 1902: der Kaiser in Posen.

ZWEI EINZÜGE HAT DIE VORIGE WOCHEN GEbracht. In zwei preußischen Städten sind Häuser und Straßen geputzt und Menschengespaliere gebildet worden. Der Kaiser ist mit seiner Frau und mit großem Gefolge nach Posen und Frankfurt gereist und, ehe er hoch zu Roß durch die Tore ritt, von den auf dem Pflaster harrenden Kommunalhäuption in feierlich tönender Rede begrüßt worden. So will es die neue Sitte; ist ihr genügt, dann darf man von einem „Einzug“ reden und braucht nicht zu fragen, was denn geschehen solle, wenn einmal ein Sieger, ein Ender der Not durch die steinernen Pforten deutscher Städte zieht. Von Frankfurt an der Oder ist nur zu melden, daß die Lords Roberts und Hamilton, die der Kaiser eingeladen hatte, den Paradedrill der preußischen Truppen gelobt haben sollen. Mehr ist von Posen zu berichten. Seit der Marienburger Rede waren die Herbsttage, die Wilhelm der Zweite im alten Poznan erleben wollte, in Spannung, von manchen auch in Angst erwartet worden. Die harten Worte, die der Kaiser im Ordensschloß Konrads von Tierberg über, „sarmatische Frechheit“ sprach, hatten nicht nur die zum preußischen Staatsverband gehörenden Polen gekränkt, sondern in der ganzen Slawenwelt die nationale Leidenschaft entbunden. Der tschechische Abgeordnete Klotz schimpfte im Wiener Reichsrat. Herr von Jaworski, ein alter, glatter Höfling und Führer der galizischen Polen, legte im Ausschuß der österreichischen Delegation die Würde des Vorsitzenden nieder, um nicht zum Lobredner des deutsch-österreichischen Bündnisses werden zu müssen, das der Szlachta Galiziens plötzlich nicht mehr rühmend wert schien. Ins Prager Amtsblatt wurde ein Steckbrief gegen den Deutschen Kaiser geschmug-

gelt, dessen heftige Rede auch der Minister Graf Goluchowski, ein Pole, recht unfreundlich kritisiert haben soll. Bald nach diesen Vorgängen fühlte Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, Deutschlands Vertreter am Habsburgerhof, sich so unwohl, daß er einen dreimonatigen Urlaub erbitten mußte und in den Zeitungen von seinem Rücktritt gesprochen wurde. Sogar über die russische Grenze drangen schrille Stimmen an unser Ohr. Nichts, sagt Turgenjew irgendwo, ist so mächtig und zugleich so ohnmächtig wie ein Wort; die Wahrheit des Satzes war wieder an der Wirkung des Wortes zu erkennen, das im Schloß der Deutschen Ritter rascher Zorn auf die Lippe getrieben hatte: es konnte den Deutschen nicht nützen, den Polen nicht schaden, aber es klang den Slawen wie die Ansage eines Rassenkrieges. Was würde nun in Posen geschehen? Die polnischen Provinziallandtagsabgeordneten erklärten, sie seien durch die Schroffheit der Marienburger Rede gezwungen, den geplanten Festen fernzubleiben. Dem Oberpräsidenten, der diese unerfreuliche Botschaft nach Berlin bringen mußte, wurde, wie die Presse berichtete, vom König vorgeworfen, er habe „es so weit kommen lassen“. Wir lasen von einem Massenaufgebot der Polizeimannschaft, von Vorsichtsmaßregeln, die an Zarenreisen erinnerten. Neun Jahre zuvor hatte der Kaiser zu dem Abgeordneten von Koscielski gesagt: „Ich danke Ihnen und Ihren Landsleuten für Ihre Treue zu mir und meinem Hause; sie sei ein Vorbild für alle.“ Jetzt hatte derselbe Monarch die Deutschen zum Kampf gegen sarmatische Frechheit aufgerufen. Freiwillig würde kein Pole die Feste mitmachen. Und wie sollte Posen aussehen, wenn alle Polen grollend in dunklen, ungeputzten Häusern saßen . . . Die Not war groß. Doch wo kluge Kräfte sinnvoll walten, da kann sich ein Gebild gestalten. Glanz, der nur dreimal vierundzwanzig Stunden zu dauern braucht, ist mit konzentriertem Firnis selbst dem porösesten Holz anzupolieren. Ein einzelner Mann, Gregor Alexandrowitsch Patjomkin, hat in der Krim einst Schwereres vollbracht. Polnische Menschen sind nicht zu haben: gut: dann muß man dem König jubelnde

Deutsche zeigen. Die Polenhäuser werden schmucklos und finster bleiben, gut: dann muß man sie hinter Girlanden und Fahnen dem Auge des Königs verbergen. Die zu einem pomphaften Schauspiel nötige Ausstattung, kostbares Gerät, Gobelins, Teppiche, läßt man, nebst einer stattlichen Komparsenschar in Feiertagskleidern, aus Berlin kommen. Auf diesem Wege war das Ziel doch am Ende noch zu erreichen. Es wurde erreicht. In allen Zeitungen stand's: „Die Posener Kaisertage sind überaus glänzend verlaufen.“

In dreißig Jahren war an der Bogdankamündung nicht solche Pracht erschaut worden wie in diesen drei Tagen. Aus der ganzen Provinz waren die Truppenteile herangezogen und durch Nachbarkontingente verstärkt worden. Ein buntes Gewimmel von Prinzen, Fürsten, Grafen, Edelleuten und Würdenträgern jeglichen Ranges. Parade, Zapfenstreich, Denkmalsenthüllung, Museumsweihe, Diners, Einzug und Auszug: von früh bis spät konnte die Schaulust sich weiden. Die Bürger waren aufgefordert worden, ihre Häuser zu illuminieren; die Stadtverwaltung hatte an Gasflämmchen und farbigem Licht nicht gespart und, wo der Wille der Hausbesitzer gut, die Vermögenskraft aber schwach war, selbst die Ausschmückung der Privathäuser übernommen. Feenhaft, sagten die Reporter. Hinter Laubgewinden und Flaggenmasten verschwanden die düsteren Polenburgen. Der Kaiser hatte ein Geschenk mitgebracht: die Nachricht, auf seinen Befehl sei das linke Wartheufer von den Beschränkungen befreit, die das Rayongesetz den vom Festungsgürtel umschnürten Stadtvierteln aufbürdet. Nie, sagte Vincke vor vierunddreißig Jahren im preußischen Landtag „hatten unsere Regenten die Gewohnheit, den Provinzen ein cadeau zu geben, um sich dadurch ihre gute Stimmung zu erwerben“. Das wollte auch der Kaiser natürlich nicht; und dennoch war's nicht Zufall, daß er selbst gerade jetzt den Posenern die frohe Botschaft kündete, die den lange verhaltenen Drang, einmal aus voller Kehle Hurra zu schreien, übrigens kaum noch steigern konnte. Die Kriegervereine waren aufmarschiert, die Dorfschulzen herbeigeholt, ein Kinderheer

(die Schulen blieben drei Tage geschlossen) wälzte sich durch die Hauptstraßen und den Patrioteneifer der Erwachsenen schürte der löbliche Ehrgeiz, den Polen zu zeigen, daß es auch ohne sie ging. Den Entwurf zu dem Friedrichsdenkmal, das enthüllt wurde, hatte der Kaiser korrigiert. Auf der Plakette, die ihm die Stadt als Xenion gab, fand er, über einem wunderschönen Tortenvers, den von ihm gezeichneten Michael. Er hatte zu entscheiden, in welchem Stil das alte Rathaus restauriert werden sollte. Auch die bei solchem Anlaß im neuen Deutschland unvermeidliche Phraseologie fehlte nicht; und daß man in einer armen Stadt selbst die billigsten Reime nicht unbenutzt umkommen läßt, verdient Anerkennung eher als Spott. Was zu machen war, wurde gemacht. Wo der Repräsentant des Reiches zu sehen war, umheulte ihn lauter Jubel. Wohin sein Blick schweifte: überall fand er Zeichen behaglichen Wohlstandes, vielfach eines üppigen Luxus. Ein dichtes Gedräng gut genährter, gut gekleideter deutscher Menschen, denen die Zufriedenheit aus hellen Augen blitzt. Hier soll das deutsche Volkstum bedroht, zurückgeworfen, die wirtschaftliche Vormacht den Polen gesichert sein? Das ist die Stadt, von der uns seit Jahren erzählt wird, sie brauche staatliche Hilfe, um sich in der Slawenbrandung zu halten? Der kühlste Festbetrachter hätte es nicht geglaubt. Der Kaiser, lasen wir denn auch, habe „sich ganz entzückt über die Fülle erfreulicher Eindrücke geäußert“.

Schon am ersten Tage gab er seiner Freude über das veränderte Stadtbild Ausdruck und fügte, in dem frohen Gefühl, auf gesichertem, reichlich gedüngtem Kulturboden zu stehen, den seitdem oft zitierten Satz hinzu: „Was diese Stadt und dieses Land sind, verdanken sie der Arbeit der preußischen Könige“. Jetzt erweise er der Stadt wieder „eine große Wohltat“. Nach der Beseitigung des Rayongesetzes „werden die bösen alten Stadtteile verschwinden und binnen kurzem sich Straßen und Häuserquartiere erheben, die auch den Ärmern ein besseres Dasein ermöglichen“. Und am dritten Tag sagte er: „Wir befinden uns

hier in einer treuen deutschen Stadt“. Daß die Stadt Posen noch immer viel mehr polnisch als deutsch ist, daß nicht die Aufhebung des Rayongesetzes, sondern nur eine wesentliche Stärkung der ostmärkischen Produktion das Massenelend der Höhlenbewohner zu lindern vermag, konnte während der Festtage das schärfste Auge nicht merken. Kein Schimmer fahlen Alltagslichtes fiel in die illuminierte Stadt. Die Polen sind diesmal schuldlos; sie haben ihr Empfinden nicht feig verborgen. Nur die durch die Amtspflicht Gezwungenen trugen das Feierkleid. Die polnischen Stadtverordneten kamen nicht zum Provinzialdiner. Viele Polen hatten Einlaßkarten zu den Straßentribünen gekauft, waren dann aber zu Hause geblieben; die leeren Reihen sollten dem einziehenden König zeigen, daß die Hälfte der Bevölkerung nicht mitfeiern mochte. Umsonst. Auf einen Wink der Behörde füllten die Reihen sich; Deutsche setzten sich auf die von Polen bezahlten Plätze und lachten des vereitelten Mühens, das schöne Schauspiel zu stören. Nirgends eine Lücke, nirgends ein Mißklang. Wirklich: „Die Posener Kaisertage sind überaus glänzend verlaufen.“

Leider leuchtet der Glanz nicht über den Warthebezirk hinaus; und auch in anderen Gegenden wohnen noch Menschen. Die haben nun gehört, daß neunzig Jahre nach der vierten Teilung Polens der König von Preußen in Posen einzieht wie in eine eben eroberte Stadt der landfremde Sieger, dem die Volksmehrheit den Gruß versagt und dessen Leben nur in einem Schutzspalier gesichert scheint. Kann über solche Wirklichkeit ein Flammengaukelspiel hinwegtäuschen? Haben die Beamten dem König gelobt, ihm Schaustücke vorzuführen, oder, ihm Wahrheit zu geben, die Wahrheit wenigstens, die er nutzen kann? Sie meinen es auf ihre Weise gewiß gut, sind vielleicht auf ihren Regisseurerfolg noch sehr stolz. Wenn sie aber nicht blind sind, müssen sie nachgerade doch die Folgen der illuminierten Politik sehen, die in Deutschland jedes schlichte Gefühl verwirrt, brauchbare Kräfte lähmt, dem Reich, dem Volk Enttäuschungen und Demütigungen bereitet. Hätte man dem Kaiser die

Stadt Posen ungeputzt gezeigt, dann hätte er gefragt: Wie kommt es, daß die Polen, die in Böhmen, in Frankreich unter unseren Fahnen gefochten haben, denen Bismarck, trotz seiner Antipathie, „glänzende Tapferkeit“, „Hingebung an das preußische Vaterland“, „Anhänglichkeit an die Krone Preußens“ nachgesagt hat und deren Treue ich vor ein paar Jahren als Vorbild empfahl, mir jetzt sogar das äußere Zeichen der Ehrerbietung weigern? Dann mußte ein furchtloser Mann vortreten und sprechen: Man hat die Leute unklug behandelt und über ihr Trachten Euer Majestät unrichtig informiert. Die Wiener Kongreßakte hatten ihnen „nationale Institutionen“ zugesichert, Euer Majestät Ahnherr ihnen 1815 zugerufen: „Ihr werdet meiner Monarchie einverleibt, ohne Eure Nationalität verleugnen zu dürfen.“ Jetzt hat man, statt die Deutschen zu stärken, die Polen zu Deutschen zu machen versucht und, da dieser Plan scheiterte, sie dem König als unbotmäßig, als freche Empörer geschildert. Und nun hat das solcher Saat entkeimte kränkende Wort die tiefe Verstimmung geschaffen. „Überaus glänzend“ wären die Kaisertage dann wohl nicht verlaufen; aber sie hätten Klarheit gebracht, die dem Auge nützlicher ist als Glanz, vielleicht eine Verständigung, sicher eine Entscheidung. Was bleibt jetzt als Ertrag des großen Aufwandes? Das bunte Licht ist erloschen, die Bühne abgeräumt, der alte Jammer, der alte Hader geht weiter. Und dieselben Beamten, die wochenlang, monatelang, Tag und Nacht mit der Inszenierung des Manöverfestes beschäftigt waren, werden wieder vor die Aufgabe gestellt, ihre Volksgenossen gegen die wachsende Wirtschaftskraft der jungen polnischen Bourgeoisie und gegen die Menschenflut der polnischen proles zu schützen.

Posen ist eine Etappe. Ganz so weit waren wir bisher noch nicht. Gewiß: Alles wird bald wieder frisch zurechtgebügelt sein und wir werden hören, daß die Russen unsere intimsten Freunde, die Polen versöhnt, die Franzosen von altem Haß geheilt sind und Briten und Amerikaner ungeduldig der Stunde harren, da unter deutscher Hegemonie der große Bund der germanischen Stämme die Welt zu teilen beginnt.

Noch jedesmal haben wir's, nach einer bänglichen Pause, gehört. Nach dem Kanalfest, wo russische und französische Seeoffiziere in Tafelreden den Tag herbeiriefen, der ihre Flotten wieder im Kieler Hafen vereint sähe, nicht zur Schau dann aber, sondern zum Kampf. Nach dem diplomatischen Intermezzo, das der Ernennung des deutschen Oberbefehlshabers für China folgte. Nach jedem neuen Versuch, neue Liebe zu werben. Nur glaubt beinahe schon kein Mensch mehr den Beschwichtigern. Die Gäste kommen, die Gäste gehen. Jeder nimmt einen Orden mit, Keiner bringt den Deutschen nützliche Gabe. Die der Regierung zugängliche Presse hat den Auftrag, morgens und abends zu beweisen, daß auf dem Erdenrund alle Völker zärtlich halb und halb neidisch auf das Deutsche Reich blicken, dem alles gelingt, dessen Macht von Jahr zu Jahr wächst, das bald Sonnenaufgänge von heute noch ungeahnter Herrlichkeit sehen wird. Das wird geschrieben, gesetzt, gedruckt. Was tut's, daß England inzwischen Afrika erobert hat, daß die Vereinigten Staaten Europas Zwergwirtschaft ins Joch zwingen? Der Kanzler wird, wenn's Zeit ist, schon sagen, wie alles kam. Einstweilen steht ja in der Zeitung: „Die beiden ersten Manövertage sind überaus glänzend verlaufen.“

DER KAISER IM REICHSTAG

19. bis 23. Januar 1903: Etatsdebatte des Reichstages.

IN ERFURT WURDE NACH EINER PARLAMENTSSITZUNG im Frühjahr 1850 einmal die Frage erörtert, wie stark die in Böhmen gesammelte österreichische Truppenmacht wohl sein möge. Die von Pfuel zum Abendessen geladenen Abgeordneten nannten verschiedene Ziffern; einzelne erzählten, vertrauliche Nachrichten sprächen von ungefähr hunderttausend Mann. Joseph Maria von Radowitz, der General und Günstling Friedrich Wilhelms des Vierten, hörte eine Weile ruhig zu und sagte dann, mit der Miene unwiderleglicher Gewißheit, in entscheidendem Ton:

„Österreich hat in Böhmen 28 254 Mann und 7 132 Pferde“. Radowitz war schon damals der eigentliche Leiter der auswärtigen Politik Preußens und der Mann des königlichen Vertrauens; er mußte Bescheid wissen und niemand durfte wagen, dem kompetentesten Beurteiler zu widersprechen. Doch dem Abgeordneten Otto von Bismarck fehlte der Glaube an die Botschaft; und er erfuhr denn auch bald, daß Österreichs böhmische Truppenmacht viel stärker und Radowitzs Ziffer einfach aus der Luft gegriffen war. Die kleine Geschichte tauchte beim Lesen der Reichstagssteno-gramme im Gedächtnis auf. Das schärfer hinschauende Auge findet im Bilde des Grafen Bülow Ähnlichkeiten mit dem Mann, den Bismarck „den geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs“ genannt hat. Auch Radowitz war mehr Redner als Politiker; auch seine Rhetorik glich einem Feuerwerk, das nach kurzer Herrlichkeit spurlos verpufft; auch seine Reden wirkten nur auf den geblendeten Hörer, nicht auf den kühlen Leser; und auch er verstand, wenn er das Wort hatte, alle Schwierigkeiten wegzusprechen und den behaglichen Glauben zu verbreiten, an den preußischen Zuständen sei nichts auszusetzen und Unkenntnis nur oder Mißverstand könne dans le meilleur des mondes possibles sich in Klage und Tadel verirren. Lange hielt dieses Brillantfeuerwerk ja niemals vor; doch dann stieg eine neue Rakete himmelan und wieder war für ein Weilchen die unbequem laute Sorge beschwichtigt. Graf Bülow hält sich an dasselbe Rezept; und wenn in der höfischen und diplomatischen Schicht die schöne Maske auch recht lange schon durchschaut ist und das Volksempfinden der immer bereiten, immer gleich hoch gestimmten Beredsamkeit die Resonanz versagt: unter Parlamentariern und Journalisten findet der Portefeuilletonist noch Bewunderer. Er ist so höflich, behandelt jeden so gut, kräuselt niedliche Schnitzel und hat alle Töne in seiner Kehle: leichten Scherz und männlichen Ernst, Diplomattendiskretion und biedere Offenheit; und nie ärgert den Hörer, den Freund oder Feind, die lästige Gewalt einer überlegenen Persönlichkeit. Einen

so angenehmen Herrn kränkt man nicht; selbst wenn man sich verpflichtet glaubt, ihn, dem Wähler zur Freude, unsanften Tadel hören zu lassen, wird aus dem Wortgeplänkel nie blutiger Ernst. Niemand denkt an ernste Konsequenzen. Das Budget oder wenigstens den Posten „Gehalt des Reichskanzlers“ ablehnen? Eine Petition of Right an den Kaiser schicken? Kein Wunsch fliegt zu so steilen Höhen. Graf Bülow redet, Graf Bülow lächelt, — und die eben noch wildesten Männer blicken aus heiterem Auge getrost zu ihm hin und auf der Tribüne schmunzeln die Zeitungsschreiber: „Höllisch geschickt hat er's wieder gemacht“.

Auch diesmal wieder. Naive Seelen hatten, weil im Sommer und Herbst Gewitterwolken aufzuziehen schienen, eine lange nachhallende Entladung der atmosphärischen Elektrizität gefürchtet. Die dem bayerischen Zentrum und der deutschen Sozialdemokratie vom Reichsoberhaupt zugefügte Kränkung, das von der dicksten Tünche nicht zu verbergende Wirtschaftselend, die zum Teil schon sichtbaren Folgen des fast beispiellos unklugen Vorgehens gegen Venezuela, ein Reichshaushaltsetat, der alle Fehler einer unsteten Parvenupolitik enthält und den Mutigsten schrecken könnte: gefährlichen Konflikten war nicht auszubiegen. Die Person des Kaisers würde in die Debatte gezerrt, der nützliche Glaube an die Festigkeit unserer Institutionen gelockert und dem Kanzler nur die Wahl gelassen werden, beim Kaiser oder im Reichstag das Spiel zu verlieren. Die Ängstlichen wurden von ihrem Gedächtnis und ihrer Psychologie schlecht bedient. Ungefähr so war's nach den Hochsommersensationen ja immer gewesen und immer wurde der Sturm, der Kurzsichtigen zu drohen schien, ohne allzu große Mühe beschworen; warum sollte es diesmal anders sein? Wer sich von Heldenposen nicht schrecken läßt, weiß, daß niemand einen ernsten Konflikt wünscht und die Wildesten sich mit der kleidsamen Grimasse der Leidenschaft begnügen. Nichts zu fürchten, nichts zu hoffen; nicht einmal die in der Welt Schwarzer Kunst beliebte „Klärung der Situation“. Nichts. Graf Bülow wird lächeln, wird reden und haarscharf be-

weisen, daß kein Tadelswörtchen sachlich begründet ist; dann verrollt der Theaterdonner in die Soffitten und alles kehrt wieder zur alten Ordnung. So ist's gekommen. Herr Omnes blieb gleichgiltig; und die Volksvertreter erhitzten sich gerade nur bis zu dem Thermometerstrich, der die richtige Wahltemperatur verhieß. Keine Budgetweigerung, keine Drohung, keine Resolution. Als aus Morgen und Abend der fünfte Tag ward, konnte Candides Hofmeister mit der Stimmung zufrieden sein, war unter der deutschen Sonne nichts Neues zu schauen.

Manche gute Rede war gehalten und das persönliche System Wilhelms des Zweiten aufrichtiger als je zuvor kritisiert worden. Nicht nur von Demokraten. Sogar der alte Herr von Kardorff sagte: „Wenn die heutigen Zustände fortbestehen, wird es dem Reichstagspräsidenten immer schwieriger werden, die Person Seiner Majestät aus den Debatten fernzuhalten.“ Der Kanzler, der am selben Tag schon im Abgeordnetenhaus die rhetorische Rettung der Ostmarken geleistet hatte, ließ auf die Antwort nicht warten; seine helle Siegermiene schien fröhlich in den Saal hinabzurufen: Nun, Kinder, paßt mal auf; was so schlimm geschildert wurde, ist im Grunde die einfachste, harmloseste Sache von der Welt. Der gefeierten Taktik erster Teil: bestreite, was nicht behauptet, behaupte, was nicht bestritten wird: und keine Redegewalt kann dir widerstehen. Der Kaiser hat erstens das Recht, seiner Meinung den seiner kräftigen, impulsiven Natur entsprechenden Ausdruck zu wählen, und braucht auch für „persönliche Kundgebungen programmatischer Art“ keine ministerielle Deckung; gerade der besondere Fall aber bietet nicht den geringsten Grund zur Klage. Die Depesche soll in München böses Blut gemacht haben? Lächerlich. Der Prinzregent hat ja gedankt; und sein Sohn hat in Posen den Dank wiederholt. Zweiter Teil der Taktik: das Selbstverständliche, von der Sitte Aufgezwungene wird als wichtiges Beweisstück vorgeführt. Rasch noch ein Ornament: Kaiser und Prinzregent sind Freunde und zwischen Freunden ist für Mißverständnisse kein Raum. (Alle Bun-

Hohenlohe

[Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.]

desfürsten sind Freunde; auch zwischen Dresden, Karlsruhe, Meiningen, Dessau, Detmold und der Reichshauptstadt war die Leitung nie unterbrochen und nie haben Berliner Tischgespräche die Wittelsbacher verstimmt.) Eine dichte Wortwolke: so nannte mit Recht am nächsten Tage Herr von Vollmar die Advokatenrede des Kanzlers, „in der kaum ein einziger staatsrechtlich, logisch oder tatsächlich haltbarer Satz zu finden war“. Doch der Kanzler, den jeder glimpflich behandelt, denkt: Sunt verba et voces. Über die Bayernsache spricht er nicht mehr; die Klagereden sind ja in drei Tagen vergessen. Er hat den Hörern Interessanteres zu bieten. „Herr von Vollmar schien Seiner Majestät dem Kaiser und der Monarchie eine antisoziale Tendenz imputieren zu wollen.“ War ihm nicht eingefallen; aber Graf Bülow hatte sich zu einer Antwort auf die (vom Präsidenten verbotene) Kritik der Essener und der Breslauer Rede gerüstet und mußte einen Übergang ins Soziale suchen. „Wie alle wissen, ist die soziale Gesetzgebung in Deutschland durch Kaiser Wilhelm den Ersten ins Leben gerufen worden.“ (Wie alle wissen, hat der alte Kaiser selbst oft gesagt, daß Idee und Ausführung Bismarck gehörten.) „Die Monarchie hat in Deutschland tatsächlich mehr für die arbeitenden Klassen getan, als bisher in irgendeinem anderen Land für die Arbeiter geschehen ist.“ (Was hat sie denn „tatsächlich getan“? Die Lasten der Schutzgesetze trägt nicht sie, sondern das Volk; und das ihr unbequeme Recht freier Koalition hat sie nicht gewährt.) Das hat neulich erst ein Engländer nach einem Besuch in unserem Reichsversicherungsamt bezeugt. Auch Herr Millerand hat als Minister gesagt, in Deutschland habe „der Staat“ (nicht die Monarchie) mehr getan als in Frankreich, und in einem Privatgespräch mit dem Fürsten Radolin „die Hochherzigkeit und Weit-sicht“ unseres Kaisers gerühmt; folgt ein radolinischer Lobgesang auf Millerands „ruhige und würdige Persönlichkeit“. Was, könnte man sagen, kümmern uns diese Mären? Ein gut aufgenommener Brite macht Deutschland die üblichen Komplimente. Ein französischer Minister sagt dem Bot-

schafter des Deutschen Kaisers unter vier Augen Artigkeiten. Ist es lohnend, ist's auch nur passend, sie auf diese Zufallsworte festzunageln? Aber es kommt noch besser. „Absolutismus ist, wie kein deutsches Wort, so keine deutsche Einrichtung.“ Ja, halten zu Gnaden: ist Kaiser ein deutsches Wort? Oder Kanzler? Oder Minister, Zivilkabinettschef, General, Admiral, Prinz? Darf man so zu Erwachsenen reden? Man darf. „Höllisch geschickt hat er's wieder gemacht.“

Das waren ein paar Proben. Die nächsten Tage brachten noch zwei Reden des Kanzlers. Charakteristiken des Kaisers; in einer Ausführlichkeit, die nicht nach jedermanns Geschmack sein wird. Herr Richter hatte gesagt: „Zu keiner Zeit war es so schwierig, Minister zu sein, wie heute und zu keiner Zeit waren die Herren so wenig beneidenswert.“ Durch Nicken des Kopfes zeigte Graf Bülow seine Übereinstimmung mit diesen Worten, deren Sinn nicht zweifelhaft sein konnte. Hatte er damit etwa angedeutet, auch er sehe den heutigen Stand der Dinge nicht ohne Sorge? Nie kam ihm solcher Gedanke. Das lauteste Lob reicht an die Vortrefflichkeit unserer Zustände noch nicht heran. Der Kaiser ist nicht voreingenommen; er verträgt, er wünscht sogar Widerspruch. Von Absolutismus, Caesarismus, Bonapartismus (der Krypto-Absolutismus, vor dem Bismarck, als dem gefährlichsten, nach 1892 so oft warnte, wurde nicht mitgenannt) kann in Deutschland überhaupt nicht die Rede sein. Wir sind ja nicht in Marokko. „Die starke und ausgeprägte und begabte Individualität eines Fürsten ist für das Volk von sehr großem Vorteil; und je stärker und ausgeprägter die Individualität eines Fürsten ist, um so mehr wird er geneigt sein, teilzunehmen an der Politik und einzugreifen in den Gang der Staatsgeschäfte.“ (Dagegen Bismarck: „Der Kaiser ist als solcher kein Faktor der Gesetzgebung, sondern wirkt nur als König von Preußen durch die preußischen Stimmen am Bundesrat mit; ich sehe für die Zukunft des monarchischen Gedankens eine Gefahr darin, wenn ein Herrscher, selbst in der besten Absicht, allzu oft

vor der Öffentlichkeit sich ohne ministerielle Bekleidungsstücke zeigt.“) „Für das tatkräftige Streben und redliche Wollen unseres Kaisers, für den großen Zug in seinem Wesen, für seinen freien und vorurteilslosen Sinn sollte man nicht ungerecht sein. An ihm ist nichts Kleinliches. Was Sie ihm auch vorwerfen mögen, ein Philister ist er nicht; und das ist sehr viel wert im zwanzigsten Jahrhundert.“ (Sind andere Kaiser und Könige, weil sie ihre vielleicht ebenso „starke und ausgeprägte und begabte Individualität“ sel- tener der Kritik aussetzen, nun also Philister? Der Herr Graf wird das rasche Wort bereuen, wenn er hört, wie es an deutschen Höfen gewirkt hat. Und er sollte sich einmal die Frage vorlegen, wie sich die Dinge gestalten würden, wenn alle Bundesfürsten, deren jeder in seinen Reichsgrenzen dieselben Rechte hat wie der König in Preußen, so „tatkräftig in den Gang der Staatsgeschäfte eingriffen.“) Herr Bebel tadelt, in einer ungemein wirksamen Rede, den heftigen Ton, den der Kaiser gegen die Sozialdemokratie angeschlagen habe. Antwort des Kanzlers: „Was führen denn Sie selbst für eine Sprache? Fiel nicht eben in Ihren Reihen ein Zwischenruf, den ich nicht wiederholen mag? Solange die Sozialdemokratie sich als Gegnerin der Monarchie bekennt, können Sie sich auch nicht darüber wundern, daß der oberste Träger des monarchischen Prinzips sich dagegen mit Entschiedenheit und, wenn es seiner Natur entspricht, hier und da auch mit Schroffheit zur Wehr setzt.“ Darauf hat nur ein Zuruf geantwortet. Der Sitzungsbericht meldet das Echo: „Lebhafte Rufe: Sehr richtig!“ Im Deutschen Reichstag sitzen also viele Männer, die meinen, der Gegner der Monarchie habe kein Recht zur Klage, wenn er von dem höchsten und hörbarsten Vertreter des Reiches laut gescholten, feiger Lüge, ehrlosen Betrug, schändlichen Mordes beschuldigt wird. Das war der in fünf langen Tagwerken ans Licht geförderten Weisheit letzter Schluß. „Lebhafte Rufe: Sehr richtig!“ Nicht der leiseste Widerspruch. In keinem Parlamente der Welt wäre solcher Grundsatz ruhig angehört oder gar mit Beifall begrüßt worden. Selbst der treueste

Monarchist hätte gesagt: Nein, Herr Kanzler; keinen Bürger, nicht den letzten, erbärmlichsten, darf der Monarch beleidigen, nicht den überführten Verbrecher öffentlich Dieb oder Mörder schelten; wenn Sie daran auch nur eine Sekunde zweifeln, fehlt Ihnen für die Pflichten konstitutionellen Lebens und für die Bedeutung monarchischer Privilegien jedes Verständnis. In Berlin wird anders geredet. Und es gab in Berlin nervöse Leute, die eine weithin wirkende Elektrizitätentladung gefürchtet hatten.

Graf Bülow schließt sich den vom Kaiser öffentlich gefällten Urteilen nicht an, wirft dem bayerischen Zentrum nicht „schnöde Undankbarkeit“, den Sozialdemokraten nicht Ausbeutung, Ehrlosigkeit, Lug und Trug vor und läßt, mindestens nutu et signis, Leichtgläubige hoffen, daß er manche Beschwerde der Opposition für begründet hält. Sein Gegengrund ist, jenseits von Gut und Böse: die interessante Persönlichkeit; eine so starke, ausgeprägte, begabte Individualität setzt sich selbst die Grenzen. Das ist der Standpunkt des Managers. Der Legitimist Graf von Falloux sagte 1849: „L'injure subit la loi des corps physiques! elle n'acquiert de gravité qu'en proportion de la hauteur d'où elle tombe.“ Graf Bülow findet, auch die von der höchsten Staatsspitze hertönende Beleidigung sei dankbar hinzunehmen, wenn sie nur aus einer besonders starken Seele stammt. Er hat recht; denn er hat Erfolg. Ein Vierteljahrtausend ist vergangen, seit das englische Unterhaus seine Unzufriedenheit mit Jakobs munteren Sprüngen in die Resolution faßte: „Wir können uns ein Volk ohne König, doch keinen König ohne Volk denken“; und dem Wort folgte die Tat, der Resolution die Revolution. Heute braucht kein Minister um seinen Sold zu zittern. Heute wird nur geredet; und unter Rednern hat der Kanzler gewonnenes Spiel. Noch weniger kann das Spektakel auf den Kaiser wirken. Der weiß jedenfalls, was er will, und läßt sich durch schnell verklingende Scheltkonzerte sicher nicht über die Tatsache täuschen, daß er alles Wesentliche durchzusetzen vermag.

DIE EPISTEL AN HOLLMANN

Im Februar 1903 bringen die „Grenzboten“
den zur Veröffentlichung bestimmten Brief
des Kaisers an den Admiral Hollmann.

DIE LETZTE KARNEVALSWOCHE HAT UNS EIN Schauspiel beschert, dessen Schilderung nur einem Swift oder Laboulaye völlig gelingen könnte; Stoff zu stärkerer Satire war selbst in den Ländern der Lilliputaner und Fliegenschnapper, den berühmtesten Fabelprovinzen, niemals zu finden. Der Deutsche Kaiser, der im Reich höchster Kriegsherr und in Preußen Summus Episcopus ist, hat an Herrn Friedrich Hollmann, Admiral, Mitglied des Vorstandes der Deutschen Orient-Gesellschaft, Vorsitzenden des Aufsichtsrates der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, einen Brief geschrieben, einen langen Brief über das Modethema Babel und Bibel. Dieser Brief (richtiger: der in Briefform gekleidete Artikel) wendet sich gegen den Professor Delitzsch, dessen persönliche Anschauungen schroff und spöttisch abgelehnt werden; er genügt, mit seinen disparaten Erinnerungen an Harnack, Dryander und Chamberlain, aber auch dem Anspruch der Strenggläubigen beider Bekenntnisse nicht und muß fromme Juden durch ein Hohnwort über den „Nimbus des auserwählten Volkes“ kränken. Zu erwarten war also, der Artikel werde, je nach dem Standpunkt des Betrachters, kritisiert und, wie fast alle Dilettantenversuche, über Glaubensnöte sich mit Kompromissen hinwegzuhelfen, mehr getadelt als gelobt werden. Als Friedrich Wilhelm der Vierte, dessen Drang, die Religion „weiterzubilden“, nicht geringer war als der seines Großneffen, in einer von Radowitz ausgearbeiteten Denkschrift den Plan enthüllte, auf Zions Höhe die drei großen Kirchen Europas durch drei von einer internationalen Schutztruppe bewachte Residenten vertreten zu lassen, schüttelten nicht nur Nesselrode und Metternich, sondern auch deutsche Protestanten die Köpfe und die Liberalen höhnten die „diplomatische Romantik“ des Herrschers. Nicht besser erging es dem König, als er später Gewissens-

freiheit mit unerbittlichem Kampf gegen den Unglauben vereinen, zwischen den Wegen Hengstenbergs, Schleiermachers und Nitzschs seiner religiösen Begeisterung einen breiten Pfad bahnen wollte; die Rede, in der er die erste evangelische Generalsynode in Berlin begrüßte, weckte auf keiner Seite frohen Widerhall und mißfiel ihm selbst bald so sehr, daß er an Thile schrieb, sie sei „ein neuer Beweis, daß unser Summus Episcopus eine sehr bedenkliche Kreatur ist“. Das war 1846. Heute weht, im deutschen Norden wenigstens, ein anderer Wind. Wenn der Kaiser die Urteile der bourgeoisen Presse über seinen Artikel liest, dürfte er glauben, eine Großtat vollbracht, ein erlösendes Wort gesprochen zu haben, das alle Herzen, heiße und laue, höher schlagen ließ. Kaum eine Spur von Kritik; und gerade in liberalen Blättern manchmal ein Überschwang, als sei der Menschheit neuen Heiles Kunde gekommen. Gestern wurde der Kaiser als Glaubensgenosse Delitzschs gefeiert; heute preisen die Liberalen ihn, weil er nicht ganz orthodox, die Orthodoxen, weil er nicht so liberal ist, wie sie gefürchtet hatten. Was der Monarch tut, ist wohlgetan; an Lady Milford muß man denken, die auf den Lobgesang der loyalen Zofe, der Fürst sei der schönste, der feurigste und witzigste Mann im Lande, mit kühler Ironie antwortet: „Denn es ist sein Land!“ Stolz zitieren die Zeitungsschreiber den Anspruch eines englischen Kollegen, der Kaiser sei ein geborener Journalist (andere ausländische Urteile werden weise verschwiegen), und an das deutsche Volk ergeht die Mahnung, seinem gekrönten Vertreter für das „herrliche Bekenntnis“ zu danken. Platos Wunsch, Philosophen auf Königsthronen erhöht zu sehen, sei jetzt, stand irgendwo, endlich erfüllt; und an Julians epideiktische Reden und Schriften wurde erinnert. Merkwürdig ist eigentlich nur noch, daß von solchem Ritt ins Reich der Alten nicht der Vergleich mit Marc Aurel heimgebracht ward. Das Wirken dieses Kaisers hinterließ in der Geschichte des Christenglaubens ja auch einen „Markstein“. Auch er fand zum Ruhm eines Höchstseligen, Antonins des Frommen, immer

neue Töne inniger Pietät. Auch er hat über Gewissensfragen geschrieben. Und wenn es auch Leute geben wird, denen die zwölf Hefte Marc Aurels höher gelten als die Epistel an Hollmann, so werden doch selbst sie dem Artikel Wilhelms des Zweiten nicht den Wert eines menschlichen Dokumentes und das Recht auf den Titel bestreiten, unter dem die feinen, nie verwelkenden Aphorismen des Epiktet-schülers nach seinem Tode veröffentlicht wurden: Τὰ εἰς ἑαυτόν, „Über sich selbst“.

Denn dieser Artikel entschleiert die Wesenszüge eines Menschen, den, einen Kaiser und König, ungeblendete Augen nur selten sehen; und er beseitigt eine Legende. Jahre, fast schon Jahrzehnte lang wurden uns Wunderdinge über die ganz besondere Geistesart des Prinzen, dann des Kaisers Wilhelm erzählt. Die Seele eines Mystikers sollte in ihm dem ruhelosen Spürsinn modernsten Erkenntnisdranges gesellt, fromme Inbrunst und scharfer Verstand zu nie erschautem Bunde vermählt sein. Hohe Bewunderung verdiene sein weithin reichendes Wissen, höhere noch die niemals versagende Originalität seiner Auffassung. Ob er einen Stadtbebauungsplan, einen Schiffstypus, ein Geschützmodell, ein Textbuch, den Entwurf zu einem Denkmal oder den Grundriß eines Hauses korrigiere, mit Gelehrten, Künstlern, Technikern, Pfarrern oder Soldaten disputiere: stets spreche, aus jedem Ton und jener Linie, eine große, von aller herkömmlichen Gewöhnung abweichende Persönlichkeit. Die berühmtesten Forscher, hieß es, brächten aus solchen Gesprächen fruchtbar fortwirkende Anregung heim und es sei nur natürlich, daß ein Begas und gar ein Eberlein oder Leoncavallo sich den Weisungen dieses Mitarbeiters dankbar fügten. Noch neulich sprach ja Herr Delitzsch ekstatisch vom „Adlerblick“ Wilhelms des Zweiten; und die Genie-kraft des Kaisers wurde von guter Gesinnung längst nicht mehr bestritten. Nicht jeder hörte die Botschaft gern. Manchen quälte die Frage, ob es für ein in schwieriger Lage schnell wachsendes Volk ein Glück sei, wenn auf der Staatspitze eine so besondere, die Norm überragende Persönlich-

keit schalte, ein Glück, statt der ersehnten Entfesselung allzu lange gebundener Kräfte einen Einzigen nun als Allverwalter, Allerhalter zu sehen. Andere fürchteten, die vorwärts stürmende Individualität des einzelnen müsse mit den Forderungen der Demokratie eines schlimmen Tages hart zusammenstoßen. Erst durch die ausführlichen Kunstbekenntnisse des Kaisers wurde das Legendengerüst erschüttert; leise zunächst noch. Was in feine Ohren schon aus früheren Reden gedrungen war, klang nun weiter und gab vielen die tröstende Gewißheit, daß die Wesensfarbe des Monarchen dem Massengefühl nicht so fremd ist, wie Loblieder und Angstsprüchlein behauptet hatten. So, mit frommem Aufblick zu den ewigen Gesetzen der Schönheit und Harmonie, redeten ja die meisten gebildeten Dilettanten von der Kunst, ganz so von den Idealen, deren Zweck die Erziehung dumpfsinniger Herdenmenschen zu christlich sittsamen, strammen Staatsbürgern ist . . . Jetzt darf die Furcht schweigen; doch auch die Panegyriker sollten die Stimmen nun dämpfen. Es ist kein alltäglicher Vorgang, daß ein Kaiser einen langen Artikel drucken läßt; geschieht es, bemüht ein solcher Herr sich gar, seines Glaubens Wurzel der Welt zu zeigen, den Purpur zu lüften, der den Menschen in Herrscherhoheit hüllt, dann ist anzunehmen, das Bedürfnis der nach Aussprache drängenden Leidenschaft habe über alle hemmenden Widerstände gesiegt: und dann müssen in dieser Seelenentblößung vielleicht die feinsten, sicher die stärksten Geisteskräfte dem Auge erkennbar werden. Der Literat schreibt heute schlecht, morgen gut, je nach Stimmung und Stoff; der Monarch, der in der persönlichsten Angelegenheit des Christenmenschen vor allem Volke das Wort ergreift und sein Glaubensbekenntnis zu „ausgiebigstem Gebrauch“ weitergibt, darf sich nicht wundern, wenn diese eine Leistung das Urteil über sein inneres Antlitz endgültig bestimmt. Die lautesten Hymnen der Hofposaunisten verhallen rasch; das Geschriebene aber bleibt. Und spät noch, wenn die deskriptive völlig der psychologischen Geschichtschreibung gewichen ist, wird der Artikel wider Delitzsch den Forscher

erkennen lehren, daß nur der lebhaftere Ton des Temperamentes den zweiten Kaiser Wilhelm von der Masse des Volkes unterschied. Der Verfasser dieses Artikels mag sich eines Tages als Mann starker Tat, als gewaltigen Willensmenschen offenbaren; zu den großen Denkern, den Bringern neuer Vision wird künftig ihn nur die Lakaienschaft zählen.

In den „Noten und Abhandlungen“, die er dem West-Östlichen Divan „zu besserem Verständnis“ auf den Weg in die Welt mitgab, sagt Goethe: „Was dem Sinn der Westländer niemals eingehen kann, ist die geistige und körperliche Unterwürfigkeit unter seinen Herrn und Oberen, die sich von uralten Zeiten herschreibt, indem Könige zuerst an die Stelle Gottes traten. Im Alten Testament lesen wir ohne sonderliches Befremden, wenn Mann und Weib sich vor Priester und Helden aufs Angesicht niederwirft und anbetet; denn dasselbe sind sie vor den Elohim zu tun gewohnt. Was zuerst aus natürlichem frommem Gefühl geschah, verwandelte sich später in umständliche Hofsitte. Der Kotau, das dreimalige Niederwerfen, dreimal wiederholt, schreibt sich dorthier. Wie viele westliche Gesandtschaften an östlichen Höfen sind an dieser Zeremonie gescheitert!“ Heute ist der Weltosten uns nicht mehr so fern wie 1820; und was damals „dem Sinn der Westländer nicht eingehen konnte“, ist Germanen nun Alltagsereignis geworden. Am zwanzigsten Februar 1903 war der Brief des Kaisers in allen Zeitungen zu lesen. Abwarten. Das Geschlecht der Lessing, Fichte, Grimm kann auf deutschem Boden ja nicht ausgestorben sein; irgendwo wird im engeren oder weiteren Vaterland einer aufstehen, ein Natur- oder Kulturforscher, ein tapferer Pfarrer, und das nötigste sagen. Die harten, oft leidenschaftlich verdammenden Urteile, die unter vier Augen fallen, werden sich ans Licht wagen. Zwei Wochen gingen. Keiner stand auf. Aus zuckersüßen Worten kroch da und dort mählich ein zagendes Bedenken hervor, ein submisster Einwand, der im Entstehen schon Verzeihung erbat; und in der Fülle gehäufter Kränze wurde das Würmchen kaum sichtbar. Die Gelehrten schwiegen; Naturforscher, Historiker, Theo-

logen. Herr Professor Harnack ergriff das Wort. Er hat die in der Epistel an Hollmann berührten Fragen in langen Unterredungen mit dem Kaiser durchgesprochen und fühlt solche Gnade vielleicht als Fessel. „Wohltuend und erhebend“ nennt er die Worte Wilhelms des Zweiten, der „den Überzeugungen des Gelehrten volle Freiheit läßt und nicht an Machtsprüche denkt“; und fordert uns auf, dem Monarchen „dankbar zu sein“. Dank und Lob scheint dem gelehrten Herrn, der als Luther des modernen Protestantismus gepriesen wird, also schon die Tatsache zu verdienen, daß der Kaiser nicht kommandiert: Das ist fortan in Deutschland zu glauben und jede dissentierende Regung werde ich ahnden; daß er nicht das Recht des Caesareopapates für sich fordert, nicht, trotz Montesquieu, Thomasius und dem König Fritz, Apostaten, Haeretiker, Schismatiker mit staatlichen Strafen bedroht. So herrlich weit haben wir es im preußischen Deutschen Reich nun gebracht. Zur Klage wäre kein Grund, wenn die öffentliche mit der privaten Meinung übereinstimmte. Doch nur Feigheit, träge Bequemlichkeit und die Taktikerangst, durch Widerspruch den mächtigsten deutschen Fürsten am Ende gar einer Partei oder lüsternen Gruppe zu entfremden: sie allein lähmen den Bekennermut. Hundert Aufrechte hätten längst, tausend sonst gesagt, was zu sagen Pflicht ist: daß kein Wochenblatt und keine Tageszeitung den Artikel des Kaisers angenommen hätte, wenn er nicht mit dem ersten Namen des Reiches unterzeichnet gewesen wäre.

Gibt die Form diesem Artikel besonderen Wert? Vergebens sucht man die Einheit des Stils, ohne die keine Kunstform entstehen kann. In laute Pathetik, die am Spalier der Jahwelehre wuchs, drängen sich Worte der gewöhnlichen Umgangssprache; altfränkischen Wendungen folgen Inversionen, die nur im Amts- und Geschäftsstil, noch, leider, heimisch sind. „Es ist eben bei Delitzsch der Theologe mit dem Forscher auf und davon gegangen und dient der Letztere nur noch als Folie für den Ersteren“. Die „häßliche, unorganische Bildung Ersterer und Letzterer, eine komparativische Weiterbildung eines Superlativs“, hat Herr Wust-

mann oft gerügt; von der „Inversion nach und“ sagt er, sie sei „für den sprachfühlenden Menschen der größte Gräuel, der unsere Sprache verunstaltet; sie geht ihm noch über Derselbe.“ Ein anderer Satz: „Delitzsch erkennt die Gottheit Christi nicht an und daher soll als Rückschluß auf das Alte Testament dieses keine Offenbarung auf Denselben als Messias enthalten.“ Eine Materie wird „angeschnitten“, „Lieblingvorstellungen“, mit denen „heilige und teure Begriffe“ verbunden sind, werden „angerempelt“; dieser dem Studentenjargon entlehnte Ausdruck müßte in einer Abhandlung höchster Menschheitsfragen noch mehr überraschen, wenn Herr Houston Stewart Chamberlain, den der Kaiser ungemein hoch schätzt, ihn nicht vorher schon (in dem gegen Delitzsch polemisierenden Vorwort zur vierten Auflage der „Grundlagen“) in ähnlichem Zusammenhang angewandt hätte. Nicht der Form also, die nach diesen Proben wohl zu beurteilen ist, kann die Bewunderung gelten. Ist nun der Inhalt so stark, daß er formale Mängel vergessen läßt?

In seinem ersten Vortrag hatte Herr Professor Delitzsch gerufen, wir dürften nicht ruhen, bis die Religion der Propheten und des Galiläers von den babylonisch-assyrischen Vorstellungen befreit sei. Dieser Vortrag gefiel dem Kaiser und wurde „auf Allerhöchsten Befehl“ im Schloß wiederholt, damit die Herren und Frauen am Hofe ihm lauschen könnten. Später, erzählt der Kaiser, „hatte Professor Delitzsch während einer Abendgesellschaft bei uns Gelegenheit, mit Ihrer Majestät der Kaiserin und Generalsuperintendent Dryander mehrere Stunden zu konferieren und zu debattieren, wobei ich mich zuhörend und passiv verhielt.“ Was der Professor sagte, fand nicht den Beifall des Hörers. „Nebelhafte und gewagte Hypothesen; bezüglich der Person unseres Heilands entwickelte er so ganz abweichende Anschauungen, daß ich einen meinem Standpunkt diametral entgegengesetzten konstatieren mußte; auf diesem Gebiet kann ich nur dringend ihm raten, nur sehr vorsichtig Schritt vor Schritt zu gehen und jedenfalls seine Thesen nur in theologischen Schriften und im Kreise seiner Kollegen zu venti-

lieren, uns Laien aber und vor allem die Orient-Gesellschaft damit zu verschonen; vor deren Forum gehört das alles nicht.“ Danach, sollte man glauben, wurde der Professor sicher ersucht, in künftigen Vorträgen jeden Schritt ins Land der Judenchristenlegenden zu meiden; wurde, wie höfische Sitte von jeher befahl, das Manuskript des nächsten Vortrages eingefordert, ehe der Kaiser sich entschloß, mit seiner Frau hinzugehen. Der dreizehnte Januartag kam, der Vortrag wurde gehalten: und wieder lasen wir, der Kaiser habe die Hand des Redners gedrückt, die Kaiserin „huldvolle Worte an ihn gerichtet“. Neues hatte Delitzsch nicht gesagt, neue „theologisch-religiöse Schlüsse und Hypothesen“ wenigstens nicht vorgebracht; nur früher Angedeutetes unterstrichen. Dennoch wird er nun unsanft gerüffelt. Der Kaiser, der den von ihm Kritisierten für einen „Theologen von Fach“ hält und auf diesen Irrtum die Hauptwucht seines Angriffes stützt, nennt den gestern noch vom heißesten Strahl der Sonne Beschienenen heute ironisch den „guten Professor“, den „vortrefflichen Professor“, sieht in ihm einen Mann, dem leider der nötige Takt, das zum Wirken ins Weite unentbehrliche Augenmaß fehle. Hier stockt der Betrachter schon. So wird der Kaiser vom Hofstaat, vom Zivilkabinett, von den Ministern informiert, daß solcher Irrtum möglich ist? Daß der höchste Vertreter deutschen Geistes ein Jahr lang einen Mann durch persönliche Huld auszeichnen und ihn vor allem Volke dann schroff tadeln kann, ohne auch nur zu wissen, welcher Fakultät dieser Mann, ein Direktor der königlichen Museen, angehört? Und der ersten folgt schnell eine zweite Frage. Der Kaiser ist nicht Theologe; Delitzsch ist auch nicht, hat das seiner Wissenschaft, der Assyriologie, benachbarte Gebiet der Logoslehre und der Bibelexegese aber, unter dem Zwang der Berufspflicht, eifriger durchforscht als der gekrönte Kritiker. Weshalb darf der Kaiser nur, nicht der Professor, den der Titel doch zum Bekenner weiht, theologischen Fragen vor den aufmerkenden Volksgenossen die Antwort suchen? Dritte Frage: Wer schuf dem Professor die Resonanz? Der Kaiser.

Dessen Gunstbeweisen hat Delitzschs erste Schrift, die sonst nicht über den kleinen Zunftkreis hinausgedrungen wäre, zu danken, daß sie in sechzehntausend Exemplaren verbreitet wurde. Über Jesus Christus hat Delitzsch öffentlich bisher nicht gesprochen; in den Bereich der christlichen Dogmatik will ich, sagt er, mich nicht eindringen. Nur aus dem Artikel des Kaisers wissen wir, daß der Professor „die Gottheit Christi nicht anerkennt“; hier, heißt es dann weiter, „hört der Assyriologe und forschende Geschichtschreiber auf und der Theologe mit allen seinen Licht- und Schattenseiten setzt ein“. Ist diese Abgrenzung richtig? Nein. Theologos nennt man einen, der Geschichte und Wesen seines Gottes, seiner Götter zu ergründen sucht; wo der Glaube an die Inspiration der mosaischen Bücher und an den göttlichen Ursprung des Galiläers geschwunden ist: da gerade, wird manchen dünken, hört der Theologe auf und der „forschende Geschichtschreiber setzt ein“. Die schlimmste Sünde des Professors rügt der Kaiser in dem Satz: „Er hat in sehr polemischer Weise sich an die Offenbarungsfrage herangemacht und dieselbe mehr oder minder verneint bzw. auf historisch rein menschliche Dinge zurückführen zu können vermeint. Das war ein schwerer Fehler.“ Nur in einer „puren wissenschaftlichen Versammlung von Theologen“ dürfe solches geschehen, nur „ein gewaltiges Genie sich an solche Tat heranwagen“. Staunend vernehmen wirs. Delitzsch hat gesagt: „Es läßt sich kaum eine größere Verirrung des Menschengenies denken als die, daß man die im Alten Testament gesammelten unschätzbaren Überreste des althebräischen Schrifttumes in ihrer Gesamtheit Jahrhunderte lang für einen religiösen Kanon, ein offenbartes Religionsbuch hielt.“ Das soll Laien, soll den Patronen einer Orientalistengesellschaft wie eine gefährliche Entdeckung verborgen werden? Die Mahnung kommt um mindestens zwei Jahrhunderte zu spät. Schon Pierre Bayle hat in seinem Dictionnaire das Vertrauen in die Unfehlbarkeit der Hebräerbibel mit leisem, doch nachhallendem Spott angetastet und, schon er in dem Artikel über Babylon, gefragt, ob die Menschen wirklich so früh nach

der Sintflut, wie die „Heilige Schrift“ lehrt, Astrologen gewesen sein könnten. Der Kaiser hat hundert Exemplare von Chamberlains „Grundlagen“ verschenkt; in diesem populären, nicht für die Theologenzunft geschriebenen Buch wird der religiöse und ethische Wert der Thora viel geringer als in Delitzschs Vorträgen geschätzt; in diesem Buch steht der Satz: „Selbst der Jude, sobald er die Sehnsucht nach Weltanschauung verspürt, wendet sich mit Spinoza und Mendelssohn vom Alten Testament hinweg.“ Wilhelm der Zweite kann nicht zweifeln, daß dieses Buch „Lieblingsvorstellungen angerempelt“ hat. Vielleicht erklären die Hofpanegyristen uns nächstens, warum ein gelehrter Orientalist sündigt, wenn er tut, was vor ihm, unter dem Beifall des Kaisers, ein geistreicher Dilettant tun durfte.

Der Kaiser glaubt „an einen, einigen Gott, der, um das Menschengeschlecht weiter zu führen und zu fördern, sich bald in diesem, bald in jenem großen Weisen oder Priester oder König offenbart, sei es bei den Heiden, Juden oder Christen. Hammurabi war einer, Moses, Abraham, Homer, Karl der Große, Luther, Shakespeare, Goethe, Kant, Kaiser Wilhelm der Große.“ Wirklich: „Kaiser Wilhelm der Große.“ Mancher von uns, stand in den Daily News, würde zögern, seine Verwandten in die Gesellschaft Mosis und Shakespeares zu bringen. Der gute alte Wilhelm, der nicht König bleiben, nicht Kaiser werden wollte, den Bismarck zu jedem wichtigen Schritt drängen mußte und der weder vom Heiligen noch vom Genie einen Blutstropfen hatte, würde sich gewiß am meisten wundern, wenn er sich neben Kant genannt hörte, neben dem „Alleszermalmer“, der in der Menschheitsgeschichte mehr bedeutet als sämtliche Hohenzollern und noch ein Dutzend großmächtiger Dynastien dazu. Wo sind die Tage des West-Östlichen Divans? Das Bürgertum des Denkervolkes hat gegen die Heroenliste des Kaisers nicht protestiert. Und diese Liste bleibt doch, selbst wenn man den Großvater wegstreicht, merkwürdig genug. Den Modebabylonier Hammurabi wollen wir den Keilschriftgelehrten überlassen, die selbst noch nicht viel von ihm wissen. Abra-

ham hat in Ägypten nicht gerade eine Heldenrolle gespielt. Als er an die Grenze des Pharaonenreiches kam, sprach er zu seinem Weibe Sara (1. Mose 12): „Sieh, ich weiß, daß du ein schön Weib von Angesicht bist. Wenn dich nun die Ägypter sehen, werden sie sagen: Das ist sein Weib; und werden mich erwürgen und dich behalten. Lieber sage doch, du seiest meine Schwester, auf daß mirs desto besser gehe.“ Und ihm geht es gut: Sara wird in den Harem des Pharao gebracht, der um ihretwillen dem Bruder Gutes tut. „Und Abraham hatte Schafe, Rinder, Esel, Knechte und Mägde, Eselinnen und Kamele.“ Saras Frauenreiz hat Abrahams Wohlstand erkaufte. Handeln so die Empfänger göttlicher Gnade, dann sollte das deutsche Strafgesetz arme, von keiner Glorie erhellte Menschenkinder milder behandeln. Duld-sam ist der „eine, einzige Gott“, an den der Kaiser glaubt. Er offenbart sich in Homer (der uns seit Wolfs Tagen keine Person ist): und durch die Jahrtausende tönt das Lied von Griechenlands schönen Göttern, die nicht Jahwe, nicht Jesus ein Wohlgefallen sein können. Er offenbart sich in Luther: und der Doktor Martinus zerreißt das Band, das den Welt-westen in der Gemeinschaft eines vom höchsten Herrn inspi-rierten Glaubens einte. In Goethe: und der entgotteten Na-tur wird die herrlichste Hymne angestimmt, die je in ein Menschenohr klang; zu den Hypsistariern zählt sich der Dichter, die keiner geschichtlichen Religion angehören, son-der aus allen das Beste für ihr eigenes geistiges Leben fruchtbar machen wollten; einen „dezidierten Nicht-christen“ nennt er sich, die Lehre von Christo „so ein Scheinding“, das ihm schwer mache, ihr Objekt lieb zu be-halten; da er in Venedig den Palmensonntag erlebt, hofft er, „von den Leiden des guten Mannes auch einigen Vorteil zu haben“. Und welcher Denker traf den Thron des biblischen deus ex machina mit härterem Hammer als Kant?

Das alles ist als persönliches Glaubensbekenntnis zu re-spektieren (ob eines Landpastors oder eines Kaisers, bleibt in diesem Fall einerlei), führt unsere Erkenntnis aber nicht um eines Fußes Breite vorwärts. Es ist der Ausdruck eines

frommen Utilitarismus, der in der Religion das nützlichste Werkzeug der Staatsraison sieht. „Wir Menschen brauchen, um Gott zu lehren, eine Form, zumal für unsere Kinder.“ So hat manche ehrwürdige Familienmutter sorgend gedacht. So dachte Jung-Stilling; alles Gute, was ihm begegnete, schrieb er unmittelbarer göttlicher Einwirkung zu. Goethe wollte von solcher „göttlichen Pädagogik“ nichts hören. Und Goethe wird vom Kaiser zweimal als Zeuge zitiert. Das, alles, ist unorganisch; den Teilen fehlt das geistige Band, das sie zum Ganzen knüpfte. Das Genie stammt von Gott; Hammurabis und Homers, Karls und Luthers. „Das direkte Eingreifen Gottes läßt das Volk wiedererstehen, das mit eiserner Konsequenz den Glauben an einen Gott als Heiligstes betrachtet.“ Hier „beginnt das staunenswerteste Wirken, Gottes Offenbarung.“ Also ist Israel auserwählt, höchsten Ruhmes würdig und von den Juden kam der Menschheit das Heil? Nein. „Es schadet nichts, wenn viel vom Nimbus des auserwählten Volkes verloren geht.“ In dieses Dunkel fällt kein erleuchtender Strahl. Τὰ εἰς ἑαυτὸν: über sich selbst, seines Wesens Art hat der Kaiser uns Klarheit geschafft; nun wissen wir, wie er die Welt anschaut. Er wird von tausend Zungen gelobt. Denn er ist Kaiser.

... Noch eine Frage, der leicht die Antwort zu finden ist. Warum starb Babel der Menschheit, der die Bibel noch lebt? Weil das Mischvolk, das wir Israel heißen, keinen Staat mitzuschleppen, seine religio keinem Staat zu verfronden hatte; weil sein Glaube ihm Heimat war, Tempel, Feststätte und Gefängnis, Vaterland und Kultur; weil Moses nicht „zumal an die Kinder“ dachte, sondern Einrichtungen schuf, die dem Volksbedürfnis einer bestimmten Stunde genügten. Im Reich Hammurabis und Sargons scheint es nach jüngstem Bericht anders gewesen zu sein. Und bei uns? „Die Religion soll dem Volkerhalten werden.“ Als ob man erhalten könnte, was längst aus loser Wurzel gerissen ward! Die Ergebnisse der Forschung sollen dem „großen, allgemeinen Publikum“ verborgen bleiben. Als ob eine neue Wahrheit, und wenn sie geknebelt würde, unter dem tausendzackigen Szepter des Demos nicht

Chamberlain

aus der Fessel spränge und durch die Gassen lief! Auch bei uns gibt es Fromme. Schon der leise Zweifel, der sacht den verwitternden Offenbarungsglauben bekriecht, ist ihnen ein Ärgernis. Wenn sie dann aber dem Aufsichtsrat der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft präsidieren, lassen sie Gott einen guten Mann sein und horchen auf die Dynamogeräusche der amerikanischen Konkurrenz. Babel hatte eine ausgebildete Technik, die alle Nachbarnationen in seinen Dienst zwang; in der Bibel lebt eine Kultur.

Was die Borussologen in viertausend Jahren wohl finden werden? Maschinenreste, Kanonenrohre und die Epistel Guilelmi Nepotis an Hollmann.

D Ö B E R I T Z

Montag

WIE MAG ES HIER WOHL AUSGESEHEN HABEN, als der vierzigjährige König Fritz von Potsdam her mit seinen Kerlen ins Lager rückte? Der märkische Boden hat sich ja nicht verändert. Tausendschönchen und Klee, Zittergras und Elsengebüsch, gelbe Ranunkel und roten Ampfer gabs auch damals gewiß schon im Osthavelland, wenn der Lenz über Sumpf und Luch den bunten Maiteppich gespreitet hatte. Sonst aber . . . 1753. Acht Jahre nach Hohenfriedberg, sechs nach dem Ende des österreichischen Erbfolgekrieges. Friedenszeit, so zu sagen. Doch der Sohn des Soldatenkönigs traute dem Frieden nicht. Er hatte Schlesien und Glatz erobert; zum zweiten Male schon. Man würde es ihm nicht lassen. Himmel und Hölle würden Maria Theresia und ihr Wenzel Kaunitz aufbieten, aus ganz Europa die Hunde zusammenhetzen, um dem verhaßten Brandenburger die reiche Beute bald wieder abzujagen. Das wußte er. Und von Diplomatenkniffen hoffte er kein Heil. Verhandlungen ohne Waffen, schrieb er, sind wie Noten ohne Instrumente. Auf das Instrument kam es an: wer das beste hatte, konnte auf die Hilfe des lieben Herrgottes rechnen, der immer zu den stärksten Bataillonen hält. Weiterdrillen

also, weitermanövrieren, und wenn den Rackers die Zunge aus dem Hals hängt. Ist nun mal nicht anders. Der Grundgedanke der allgemeinen Wehrpflicht, den Macchiavelli und Spinoza der europäischen Menschheit nicht einzuhämmern vermocht hatten, war seit zwanzig Jahren in Preußen sacht durchgedrungen. Jeder Untertan, hatte Friedrich Wilhelm gesagt, ist für die Waffen geboren; auf diesen kriegerisch klingenden Satz war das Kantonreglement von 1733 gebaut. Erreichen konnte schon der Vater den Idealzustand nicht und der Sohn war froh, wenn ihm die Werber Ausländer zutrieben. Seine Preußen brauchte er zur Hebung des Landes, fürs sieche Gewerbe; und er sagte deshalb fast niemals Nein, wenn die bürgerlichen Behörden einen Einzelnen, eine Gruppe, einen ganzen Stand vor der roten Kantonistenhalsbinde retten wollten. Auch mit Fremden mußte die Sache zu machen sein. Aus Landsknechten ein unüberwindliches Heer schaffen: Das gerade war der Witz, der ihn reizte. Einerlei, woher die Kerle kamen, wie sie aussahen, was sie etwa schon auf dem Kerbholz hatten, welchen Rock sie in Reihe und Glied trugen. Wasserscheu durften sie sein, dreckig, liederlich, wie „Grasteufel“ in zerschlissenen Kitteln herumhüpfen: wenn sie nur ihre Schuldigkeit taten. Die wurde ihnen auf dem Potsdamer Exerzierplatz und in der Mockerauer Heide eingebläut. So hat nie vorher, nie nachher ein König mit seinen Truppen manövriert. Da hatte die Schaulust nichts zu ergaffen. Alles war höllisch ernst. Da gabs keine Kleinigkeiten; immer wieder ward den Offizieren eingeschärft, auf das Detail zu achten, das ruhmlos scheint und doch „auch seinen Ruhm hat“. Und wenn in Platzexerzitien und Felddienst bis zur Erschlaffung geschuftet war und die Mannschaft im Sitzen auf der Pritsche einschlieft, nahm der König, ohne sich erst umzukleiden, einen Bogen und schrieb eine Abhandlung über ein militärisches Thema, das der Dienst des Tages ihm vors innere Auge gedrängt hatte. Der schwächliche Mann forderte nie von anderen, was er selbst nicht dreifach geleistet hatte; und seine Nervenkraft schien unerschöpflich.

1753. Die Werke des Philosophen von Sanssouci und die *Mémoires de Brandebourg* waren schon veröffentlicht. Hagedorn brachte just die vermehrte Ausgabe seiner Moralischen Gedichte auf den Markt, die ersten Bände der „Schriften“ Lessings erschienen, aber Gottsched saß unerschüttert noch auf seinem Thrönchen. Friedrich hatte eben mit Voltaire gebrochen. Wegen der Diatribe du docteur Akakia, die gegen Maupertuis gerichtet war; aber auch wegen mancher Pariser Pamphlete, für deren Verfasser oder Inspirator der König den schlimmen Freund hielt. Wer hier, im Osthavel-land, Fritzens Briefe aus dem Jahr 1753 liest, kann nachdenklich werden. Dieser Marquis de Brandebourg hatte auch drei Atlanten im Kopf; vielleicht mehr: an allgemeiner Bildung konnte Bonaparte es mit ihm nicht aufnehmen. Tausend bunte Dinge drückten sich in dies Hirn ein, das von persönlichsten Sorgen doch überlastet sein mußte. An George Keith, Lord Marishal schrieb er gegen den Luxus, in dem er den Todfeind alles militärischen Wesens, die Wurzel alles Übels sah. „Zwölftausend Pfund Schokolade und zwanzigtausend Pfund Zucker haben die Sachsen für ihr Lager eingekauft. Ich glaube, wenn der Großmogul alle mongolischen Papageien ein Lager beziehen ließe, brauchte er nicht mehr Futter für sein Geflügellager.“ An dem selben Maitag über die Vorgänge im französischen Parlament: „Als Philosoph und Ketzer liebe ich die Priester nicht und wünsche von Herzen, daß ihnen der Mund gestopft und die hochmütige Begierde ausgetrieben wird, die Herrschaft der Inquisition in Frankreich einzuführen.“ Im August über Voltaire: „Ich verzeihe ihm seine Bosheiten und Gemeinheiten, seine Schmähschriften und Verleumdungen; volle Absolution für alle Sünden, wie im Jubeljahr. Ich wünschte, er hätte seine Witze nur gegen mich losgelassen; dann hätte ich ihn nicht fortgejagt . . . Wir erfreuen uns hier des tiefsten Friedens, trotz allen Lagern an all unsern Grenzen. Auch wir wollen ein Lager beziehen; aber am zwölften September rücken wir in die Winterquartiere. Viele Fremde kommen her; offen gestanden, würde ich sie gern entbehren. Bleiben Sie gesund

und munter, lieber Lord. Beziehen Sie kein Lager, lassen Sie sich nicht in Geschichten mit Dichtern und in keinen Zank mit Huren ein: Das ist das einzige Mittel, um auf Erden glücklich zu leben.“ Sonst fand ich die Döberitzer Tage nicht erwähnt. Nach der Rückkehr, am fünfzehnten September 1753, schrieb der König aus Sanssouci an Maupertuis: „Voltaires Beleidigungen kränken mich nicht. Sind sie begründet, so ists an mir, mich zu bessern; sind es nur Lügen, so wird die Wahrheit schließlich über allen Trug siegen. Wer in der Öffentlichkeit steht, ist Verleumdungen ausgesetzt. Ich wollte ein wildes Pferd aufhalten, das in seinem Lauf unzählige Wunden schlug, und darf mich nicht darüber wundern, daß ich bei solchem Beginnen ein paar Schmutzspritzer abbekam. Trösten wir uns, lieber Präsident; über der Tür jedes Philosophen sollte das Wort Marc Aurels stehen: ‚Denen gerade, die Dich beleidigen, und der ehrlichen Bosheit sollst Du gütig begegnen, gütiger als Denen, die Dich nicht kränken.‘ Adieu, Liebster. Wenn Marc Aurel gesprochen hat, habe ich zu schweigen. Tausend Wünsche für Ihre Wiederherstellung. Federic.“ Das war die Stimmung des Manns, der nie das Bedürfnis hatte, sich schöner zu zeigen, als er war. Der wußte: wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Seine Kräfte kannte und nichts unternahm, was über die Kraft hinausging. Wirken wollte, nicht unnütz erregen; sein, nicht scheinen. Mißtrauisch gegen zudringliche Schmeichler. „Mein einziger Gott ist meine Pflicht.“ Und war die Pflicht erfüllt: „Dafür bin ich da“; also keinen Nationaldank, keine Jubelhymnen. Nirgends der Wunsch, sich in einem besonderen Geheimratsverhältnis zum lieben Herrgott zu sonnen, den Lockes Schüler, wenn er ihn nicht ganz keck „anrempelte“, ruhig in seinen Himmeln ließ. Mit allen menschlichen Malen ein Mann.

Warum er gerade hier gefeiert wird? Döberitz war in seinem Leben keine wichtige Etappe. Was er die Fremden sehen ließ, die er so „gern entbehrt hätte“, war ein Schauspiel nur. Freilich keins im heutigen Stil. Wenn er manövierte, mußte es immer ernsthaft zugehen. Keine Lebenden

Bilder. Nichts auf Glanz appretiert. Die Truppe, die damals hier lag, mag nett ausgesehen haben; aber es waren die Kerle, die bei Lobositz und Roßbach später ihren Mann standen. Wie wenig er selbst von Feldlagern hielt, zeigen die Glossen in den Briefen an George Keith. Und zur Erinnerung an zwei Lagertage, die er, weil Gäste zuguckten, am liebsten vermieden hätte, feiern wir nun ein großes militärisches Prunkfest.

Dienstag

Bis in seine tiefste Quelle
Schäumt der alte Rhein vor Groll,
Flucht der Schmach, daß seine Welle
Fremdes Joch ertragen soll!

Das ist ein Fritzenvers. Fluchen konnte der gottlos Ge-krönte, daß es eine Lust war. Der Vers galt den Franzosen. Die Russen kamen nicht besser weg: „O könnten sie ins Schwarze Meer mit einem Sprunge sich versenken, köpflings, den Hintern hinterher, sich selber und ihr Angedenken!“ Das diktierte die Wut; was zum Henker hatten die Moskowiter sich in Deutschlands innere Händel zu mischen? Joseph de Maistre hätte ihm geantwortet: „C'est la faute à Pierre.“ Und diesen Peter feiert man gerade jetzt. Zweihundertste Wiederkehr des Tages, da er Petersburg gründete, „das Fenster nach Europa aufmachte“. Wir haben keinen Grund, uns des Tages zu freuen. Auch die Russen selbst nicht.

Noch heute leiden sie unter diesem Peter. Der konnte nicht warten. Ein ungeduldiger Herr, der mit der gewaltigsten Arbeit bis übermorgen fertig sein wollte und sich berufen wähnte, sich allein, Ruhendes umzustürzen. Daß sein Großkhanat nach Asien gravitierte, paßte ihm nicht; die Russen sollten den Kaftan ausziehen, sich europäisch kleiden, den Bart scheren lassen und Tabak rauchen; legte die Frau gar noch den Orientalinnenschleier ab: dann mußte das Heil kommen. Ein mächtiger Wille und ein fast zum Genie gewordener Fleiß, aber kein großer Regent; ohne Verständnis für die Lebensbedingungen seines Volkes. Kosto-

marow, Rußlands klügster Historiker, hat richtig gesagt, Peter habe sein Reich mit Asiatenmitteln europäisiert; die Europäisierung war auch danach. Im Uniformrock des Militärmonarchen blieb er selbst ja stets ein Asiat. Wie ein Vieh besoff er sich, konnte Speise und Trank nicht bei sich behalten und erregte in Versailles, Trianon, Fontainebleau durch Unsauberkeit, schmutzigen Geiz und wüste Schürzenjagden den Ekel des gallischen Hofgesindes. Der revolutionäre Zar hat das Land von tatarischen und byzantinischen Einflußspuren befreit; aber er hat auch den Keim des gefährlichsten Dualismus in die bis dahin ruhig hindämmernde russische Seele gesenkt und die Vorfrucht des Nihilismus gebaut. Als er starb, hinterließ er ein äußerlich glänzendes, innerlich aber geschwächtes Reich, und da er von der Autokratie nicht das allergeringste geopfert hatte, war für seine Erben, in einer veränderten Welt, die Last der Monomachenkronen noch schwerer geworden. Welche Einbildung, in Patriarchenlaune eine Hauptstadt erfinden, das eben den Schweden abgezwungene Ingermanland zum Zentrum russischen Lebens machen zu können! Aus seinem Sankt Petersburg ist ja auch nichts geworden als eine Beamten-, Hof- und Amüsierstadt ohne eigene, ohne nationale Physiognomie; der echte Russe fühlt sich nicht an den Newasümpfen, sondern in Moskau und Kiew zu Hause. Und genau so wars mit den Debarbarisierungsversuchen, die Leibnizens Beifall fanden. Peter, der nichts organisch wachsen und werden ließ, wurde Rußlands Verhängnis. Weil er sich mit Ausländern umgab und Deutschen fette Weideplätze anwies, sind noch heute die Deutschen dem russischen Nationalgefühl ein Greuel. Weil er als ein Europäer geachtet sein wollte, mußten seine Nachfolger sich in Kriegsabenteuer stürzen, aus denen für den russischen Islam nichts Nützliches zu holen war. Und die asiatische Halbinsel, die sich Europa nennt und in komischem Größenwahn mit dem Maßstab ihrer kleinen Verhältnisse an die entlegensten Kulturen herantritt, ließ sich wirklich blenden und glaubt seitdem, das Zarenreich gehöre zu den europäischen Mächten. Daher die Forderung,

irgendein Zar solle einem Volk von hundert Millionen Alphabeten verschiedenen Glaubens und Stammes Selbstbestimmungsrechte und parlamentarische Einrichtungen geben. Daher das Staunen, wenn in Bessarabien Juden gemordet, am Baltenmeer mongolische Finen gemartert werden. Türken und Chinesen machen es doch nicht anders. Rußland ist kalter Orient. Da dauert alles lange, länger manchmal noch als im heißen Morgenland. Das russische Riesenproblem würde uns nicht unlösbar erscheinen, wenn wir uns gewöhnen könnten, mit Jahrhunderten, statt mit Jahrzehnten, zu rechnen und nicht die angelsächsische, sondern die chinesische Kultur als Vergleichsnorm zu wählen. Hundert Jahre kann es noch dauern, bis Rußland so weit ist, wie Friedrichs winziger Preußenstaat war. Das Intermezzo Peter täuscht nur das Auge. Was darüber zu sagen war, schrieb Joseph de Maistre an einen moskowitzischen Freund: „Piere vous a mis avec l'étranger dans une fausse position. Nec tecum possum vivere nec sine te: c'est votre devise.“ Noch heute ist sies; die Russen selbst und das Urteil über Rußland leiden darunter. Das hastige Werk Petri wäre nicht nach Friedrichs Herzen gewesen. Der liebte Peters Gegner, den Schwedenkarl, liebte, wenn er nicht gerade zur ultima ratio regis greifen mußte, ruhige Entwicklungen und hätte eher als dem Zimmermann von Zaandam dem Dichter der Deutschen zugestimmt, der zu seinem treuen Eckermann sagte: „Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift.“

Der große Fritz war nicht so undeutsch, wie mancher glaubt, der ihn das Nibelungenlied und den Götz hohnen, den Dichter der Henriade preisen hört. Die Schwächen des Heiligen Römischen Reiches empfand er wie persönliches Leid, zürnte, daß die elsässischen Thermopylen dem Feind geöffnet, die Lothringer vom Wiener Hof an Frankreich ausgeliefert worden seien, und verzieh Maria Theresia nie, daß

sie, als Königin von Ungarn, die Grazien des Ostens entfesselt, die Meute der „Jazygen, Kroaten, Tolpatschen“ gegen Deutschland losgelassen habe. Die Erinnerung drängt sich auf; denn eben tönt das Echo der kroatisch-magyarschen Balgereien an unser Ohr. Stehen die Südslawen endlich gegen ihre Tyrannen auf? Oder bleibts wieder bei kleinen Scharmützeln, mit denen der ungarische Globus leicht fertig wird? . . . Morgen kommt Wilhelm der Zweite ins Lager. Vor sechs Jahren rief er in Budapest: „Die ritterlichen Söhne Arpads haben in ihrer kampfesreichen Vergangenheit niemals gezögert, Gut und Blut für die Verteidigung des Kreuzes zu opfern. Namen wie Zrinyi und Szigeth lassen noch heute das Herz eines jeden deutschen Jünglings höher schlagen.“ Zriny wurde also (in einer an Irrtümern auch sonst reichen Historienrede) als Vertreter der Helden-söhne Arpads vorgeführt. Doch der Mann, der den jetzt so verrufenen Titel des Banus von Kroatien trug, war nicht, wie der Kaiser annahm, ein Magyar, sondern ein Kroat aus dem altslawischen Geschlecht der Subic, also ein Sproß der Stämme, die von den Magyaren seit Jahrhunderten bedrückt, ausgebeutet, geknechtet werden. Und wenn Körners Kindertragödie deutsche Herzen heute noch für den Helden von Szigeth entflammt, dann leuchtet dieses Hochgefühls Feuer nicht dem Ruhm der Uralritter. Jetzt erst taucht der alte Gegensatz dem Gedächtnis wieder auf. Man denkt an Draskovics und Gaj, an Jellachich, Starcevic, Stoßmayr, an alle, die aus den partes adnexae der ungarischen Krone ein unabhängiges Illyrien machen wollten. Sie haben nichts erreicht, werden nichts Wesentliches erreichen, so lange Österreich an Ungarns Kette keucht . . . Die Pester Rede! Ein Preußenkönig sprach begeistert von der „begeisterten Hingebung“ des Magyarenvolkes, das sich im Flackerzorn gegen Fritz von Preußen erhob. Viel wurde ja nicht draus; Maria Theresia ließ sich nur kleine Konzessionen ablisten, die Ungarn schoben, nach langem Zögern, die verheißenen Truppen sehr sacht vor und diese zuchtlose Schar, die Neipperg zu allen Teufeln wünschte, plagte den Landsmann auf dem Acker

mehr als den Feind. Doch gefreut hätte Friedrich sich der Enkelrede gewiß nicht. Er bespöttelte Franz, den Kaiser-Gemahl, der die Kriegslieferungen an Ungarn benutzt habe, um für sein Privatschätzlein Geld zu verdienen, spie gegen die ganze panonische Sippschaft Gift und Galle und hätte den schmierigsten Grenadier abgeküßt, der ihm gemeldet hätte, die majestätische Dame, die den Titel einer Regina Dalmatiae, Croatiae et Slavoniae trug, sei ins Pfefferland abgefahren. Ein Unterrock weniger; und die beiden anderen cotillons brauchten Schlesiens wegen nicht wütend zu rauschen. So ändern die Zeiten, die Zeitstimmungen sich. Wunderlicher als unsere war sicher nie eine. Wer gerade im Kalender steht, wird gefeiert. Arpad, Peter, Franzens Frau und der Alte Fritz; gestern der Papst, morgen der Papstschimpfer von Wittenberg. Und die Volksseele ist immer freudig dabei.

Mittwoch

So, wie es gestern im Opernhaus dargesetellt wurde, wars hier vor hundertfünfzig Jahren sicher nicht. Memento: zur Erinnerung an ein Manöver, das sich von tausend anderen friderizianischen Felddienstübungen höchstens durch geringeren Ernst unterschied, wird ein Jubiläumsmanöver veranstaltet und zu Ehren dieser belanglosen Veranstaltung ein Festspiel aufgeführt. Natürlich ists vom Artilleristen z. D. Joseph Lauff gedichtet, der, als Rheinländer, das Empfinden, den Geist altmärkischer Truppen wie kein anderer kennt. Sonnenuntergang, der den Havelspiegel sanft rötet. Was man so „malerisch“ nennt. Auch die Uniformen; nichts von dem Speck und Dreck, den Mannschaft und Offiziere damals durchs Lager schleppten. Nicht einmal der Versuch, nach Hamlets Vorschrift dem Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Auf Theaterpuppen sind bekannte Namen geklebt. Jeder sagt sein Knittelsprüchlein und fürcht sich nit. Jeder lechzt nach der Möglichkeit, sein Herzblut für den König hinströmen zu lassen. Selbst in dem Sachsenlager, wo gezuckerte Schokolade das Alltagsfutter war, kann das Ohr nicht süßere Reden vernommen haben. Und

schließlich kommt Fritz und ist gut und ist fromm, blickt in festem Gottvertrauen zum Himmel auf und lauscht gerührt dem Abendchoral. Unten, wohin Du das Auge schickst, Waffenröcke; nur die allerletzten Parkettreihen sind als Freßghetto eingerichtet (und die Großmächtigen sind ob so gnädiger Zulassung beglückt). Soll die wilhelminische so die Armee Friedrichs sehen?

So war sie nicht. Und er selbst sah ganz anders aus. Mag in Döberitz die unbequemen Gäste, den hechingischen Hohenzollernfürsten und den Prinzen Ludwig von Württemberg, mit saftigen Gotteslästerungen bewirtet haben. Solche Herren imponierten ihm nicht. Wer vor den Großen dieser Erde, sagte er gern, das Knie beugen will, darf sie nicht kennen (ungefähr wie Bismarck: „Sie ahnen nicht, welche Rarität in diesen hohen Regionen ein Gentleman ist“); und die dünnkelhafte Nichtigkeit der kleinen Höfe wurde von seiner spitzen Zunge böse zerstoßen. Vielleicht höhnte er das „Phantom“ der Reichsarmee, „die ganze Rasse von Prinzen und Leuten Österreichs“, „die kaiserliche Bande“ oder wies mit grimmig geballter Faust auf das „unheimlich leichenhafte Angesicht Germaniens“. Schade, daß seine Briefe nicht mehr gelesen werden; es lohnt, ihn kennen zu lernen. Eine prächtige Nüchternheit, an der wir heute genesen könnten. Der majestic common sense, den Dowden dem Schöpfer Falstaffs nachrühmte. Nicht die leiseste Neigung zur Pose. Und, bei allem Stolz, der leicht tyrannisch wurde, die Bereitschaft, klugen Rat, auch wenn er bitter schmeckte, als nützliche Arznei hinunterschlucken. Wie bescheiden im Ton gegen Voltaire, gegen Maupertuis sogar! Und was ließ er sich von Podewils sagen! Von Heinrich, seinem Minister fürs Auswärtige, dem Gutsherrn von Varzin. Der steckte keine ungerechte Rüge stumm ein, hing der Katze stets die Schelle um und kam mit dem gefürchteten Wüterich dennoch gut aus. Jetzt . . . Wieder ist ein Podewils in Berlin. Diesmal ein bayerischer Minister. Die Zeitungen erzählen viel davon. Preußen und Bayern natürlich in herrlichster Harmonie; nie gab es auch nur den kleinsten Kon-

flikt. Und „der Kanzler hat bei Tisch Herrn von Podewils wiederholt zugetrunken.“ Das ist das Schönste. Bisher wurde nur verzeichnet, wenn gekrönte Herren einem Minister, Staats- oder Gemeindegewalt zufranken. Jetzt schon, wenn der Kanzler sich huldvoll bemüht, der doch selbst nach der Chinesenregel nicht mehr ist als der bayerische Ministerpräsident. „Wiederholt zugetrunken“. Und solche Berichte kommen recta aus der Wilhelmstraße. Das kleine Symptom zeigt die ganze Wirrnis unserer Zustände. Tut nichts. Die Hauptsache ist ja, daß gedruckt werden kann: Nie war die Intimität inniger. Auf gläubige Herzen wirkts wie die Pfingstkantate. Und über das Zutrinken darf der wahre Patriot sich nicht wundern. Der Bayer wundert sich selbst ja nicht. Läßt sich daheim interviewen und schwärmt von Berlin und der „großartig schönen“ Puppenallee.

Die Zeitung kündigt noch eine frohe Botschaft. Graf Bülow ist Domherr geworden. Ist ehrenvoll und bringt Gewinn; reichen sogar, denn die Präbenden sind nicht von schlechten Eltern. Reichskanzler, Husarenoberst, Kanonikus Bülow. Ich wette, daß wir nächstens lesen, er sei in die Kirche gegangen, habe eigentlich längst metaphysische Bedürfnisse gehabt. Ein Schäker von vielen Graden.

Donnerstag.

Zwei Fritzenworte. Erstes „Un camp est comme un vêtement; il ne doit être ni trop large ni trop large ni trop étroit pour celui qui le porte.“ Zweites: „Il n'y a certainement pas d'ennemis plus irréconciliables que la guerre et le luxe. L'un ruine un Etat, l'autre le soutient; l'un est l'ennemi de la vertu, l'autre son appui et son protecteur“. Hier paßte der Rahmen nicht zu dem Bild. In dem pomphaften Feierkleid lebt kein solchem Aufwand angemessener Gedanke, Ein Manöver soll im Frieden Kriegszustände zeigen; sonst ist es nutzlos, gehört zum Luxus, qui ruine un Etat. Hier riechts nicht nach Krieg. Das strotzt und blinkt und glitzert. „Aber, ach! — ein Schauspiel nur!“ Ehrenpforten, Girlanden, Fahnen. Riesenzelte. Zwischen Leinwänden Speisesäle, Empfangssalons,

bebagliche Schlafgemächer, Leckerbissen aller Arten, die ein verwöhnter Gaumen begehrt. Die fremden Offiziere werden zufrieden sein. Aber können sie hier etwas lernen? So sieht der Krieg doch nicht aus. Alle kommandierenden Generale sind herbefohlen; hatten Dienstag schon im Opernhaus anzutreten, sind ihren Korps also mindestens fünf Tage lang entzogen. Wozu? Was hier zu schauen ist, kennen sie nicht seit heute. Nicht viele bekannte Gesichter mehr. Früher ließ man tüchtige Truppenführer auf ihrem Posten, so lange ein brauchbarer Kraftrest in ihnen war. Jetzt heißt die Parole: Verjüngung. Eher bonapartistisch als friderizianisch. Der Sieger von Roßbach schrieb zwar: „Die Beobachter haben zu merken geglaubt, daß die meisten alten Soldaten zu schwatzen anfangen“; aber auch: „Unerfahrene Generale möchten alles erhalten, erfahrene kümmern sich nur um den Hauptpunkt und nehmen kleine Übel geduldig hin, wenn dadurch ein großes Unheil vermieden wird; qui trop embrasse mal étreint“. Er selbst war sechsundsechzig Jahre alt, da er für die bayerische Erbfolge ins Feld zog. Und König Wilhelm, Moltke, Roon, Blumenthal haben 1870 ihre Sache doch leidlich gemacht; auch Blücher, der Siebenziger, schien anno 13 nicht zu senil. Die Gerontenherrschaft sind wir jetzt los. Man sieht kaum noch einen, der Pulver gerochen hat. Lauter Friedenssoldaten; oder Herren, die im letzten Krieg Fähnrich, Unterleutnant waren. Ein merkwürdiges Feldlager hier an der Havel. Doch Augenweide.

Das Neueste aus Berlin: Karl der Fünfte kommt nicht in den Dom, dessen Gräuelbau den schon arg geschwächten deutschen Kunstgeschmack bedroht. Der Kanzler läßt eine Randbemerkung des Kaisers veröffentlichen, die das Gerücht ironisch abtut und den Zögling Hadrians neben allerlei schlimme Gesellen stellt; sogar neben Herrn Luzifer, den Erzfeind. Solches Urteil ist wohl allzu schroff. Karl war Luther höchster Richter und Gegner und hat den deutschen Dualismus verschuldet; aber er wollte auf seine besondere Weise auch ein Reformator der Kirche werden, deren Mißbräuche er hart rügte, und zwang mit Waffengewalt Kle-

mens den Siebenten, heimlich aus der Engelsburg zu fliehen. Seine Gestalt nimmt in der Kindheitsgeschichte des Protestantismus einen sehr breiten Raum ein; und es wäre kein Unglück, wenn das Steinbild des Mannes, dem die Neugläubigen die Augsburgerische Konfession darbrachten, das Schiff eines geistlos der Peterskirche nachgebildeten Domes schmückte. In ein Historienbild dieser Sturmzeit gehört Kaiser Karl ganz sicher und mit Torquemada und Beelzebub hat er nicht die mindeste Ähnlichkeit. Er wollte die getrennten Kirchen Westeuropas wieder vereinen. Das möchte Wilhelm der Zweite auch. Darum neigt er, der sich stolz einen Lutherischen und den Schirmherrn des Protestantismus nennt, das Haupt tief vor dem Papst. Darum gestattet er (wünscht am Ende gar), daß sein Porträt in der Hülle des Propheten Daniel, am Portal der Metzger Kathedrale prangt. Ist es danach so undenkbar, daß der Einsiedler von San Yuste im katholisch stilisierten Lutherdom der Reichshauptstadt Unterstand fände?

Freitag.

Etwas vom freien Bürgersinn. In Hamburg soll am zwanzigsten Juni ein Reiterstandbild Wilhelms der Ersten enthüllt werden. Der Kaiser kommt zur Denkmalsweihe. Und für die Empfangsfeierlichkeiten haben Senat und Bürgerschaft der Freien und Hansestadt 225 000 Mark bewilligt. Eine hübsche Summe für einen Tag. Ein altes niedersächsisches Orlogschiff soll künstlich nachgebildet werden. Das Zelt, in dem der Kaiser ungefähr fünfzig Minuten weilen wird, kostet fünfundzwanzigtausend Mark. Im ganzen also fast eine Viertelmillion. Für einen Tag? Für ein paar kurze Stunden. Wie viel mag wohl für das Denkmal selbst bewilligt worden sein? Einerlei: diese Wasserkantenrepublikaner sind noch Männer von altem Schrot und Korn. Vor acht Jahren boten sie dem Kaiser das Eintagswunder der Alsterinsel. Im inneren Alsterbassin ruhte sie auf gerammten Pfählen, trug einen Leuchtturm und war mit Leinwand, Gips, Drahtgeflecht, buntem Glühlicht, Treibhausgewächsen, Zement, Goldstuck und Bengalf Feuerwerk opernfeenhaft

ausgestattet. Zweck des Aufwandes? Mein Gott: die fürstlichen Gäste mußten doch ein nettes Plätzchen an der Junis-sonne haben, wo sie behaglich Kaffee trinken konnten. Nach diesem Kaffeestündchen wurde die Insel wieder weggeräumt. So wars auch zu Suetons Zeit, als zwischen Bajae und Puteoli der Meeresarm überbrückt wurde, auf daß der Imperator zweimal hinüberziehe: hoch zu Roß, mit dem Eichenkranz und dem goldig glänzenden Reitermantel zuerst, dann auf dem Renngespann, im schlichten Kleid eines Wagenlenkers. Deutschen Republikanern wars vorbehalten, das Wunder des Busens von Bajae im Norden zu erneuen. 1895 konnte man wenigstens sagen, die Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals sei eine für die hamburgischen Interessen beträchtliche Angelegenheit und das große Kanalfest, zu dem aus aller Herren Ländern Gäste geladen waren, müsse einen würdigen Abschluß finden. Blieb nur die Frage nach dem Begriff wahrer Würde. Jetzt fehlt jeder Vorwand. Wieder ein Wilhelmsdenkmal; ungefähr das dreihundertste; immer zwölf auf ein Dutzend. Und dafür wird ein altes Kriegsschiff, werden ganze Kulissenhäuser hingekünstelt? Dafür 250 000 Mark? Arme Menschen, die ein hochwohllöblicher Senat zur Feier des Tages speisen könnte, gibt es in Hamburg wohl nicht. Alle sozialen Pflichten werden da über Gebühr und Hoffen erfüllt. Merkwürdig nur, daß trotzdem alle drei Wahlkreise mit ungeheurer Mehrheit Sozialdemokraten in den Reichstag schicken. Merkwürdig, daß die Erzählung von den für die paar Feststunden bewilligten 225 000 Mark in allen Wahlversammlungen wie eine Bombe wirkt. Die Redner brauchen weiter nichts hinzuzufügen: die Tatsache wirbt ihnen zu den alten noch abertausend Stimmen. Das Allermerkwürdigste aber ist, daß in Berlin kein Mann lebt, der dem Kaiser die häßliche Wirklichkeit zeigt und rät, das Hansenspektakel abzubestellen. Und das Traurigste, daß der freie Bürgersinn sich durch solche Mittel lärmender Theatralik beliebt machen zu können glaubt. Jedenfalls: über die Fritzenzeit sind wir längst hinaus. Doch in Döberitz darf man des Wortes denken, das der königliche

Skeptiker schrieb: „L'éducation des princes n'est que l'ouvrage des peuples.“

Gestern, abends, ist der Kaiser ins Lager gekommen. Auf einem Dogcart; hinter ihm ein Groom, vor ihm ein Stallmeister. Das Nahen des höchsten Kriegsherrn hatten Radfahrer gemeldet; auch fuhr ein Flügeladjutant in einem Zweispänner dem Monarchen voraus. Die kommandierenden Generale sprengten ihm entgegen, erhielten aber nur kurzen Gruß; der Dogcart bog in flottem Trab ins Truppenspalier. Diner im Kasino. Großer Zapfenstreich; bei Fackelschein rückten alle Gardemusikkorps vor das Konzertzelt, das für den Kaiser errichtet war. Programm von Menzels Meisterhand. Bei Dallgow, in einem anderen geräumigen Zeltlager, übernachtete Friedrichs Enkel. Eine Stimme des Entzückens über die großartigen Nachtbilder.

Sonnabend.

Ja, wer Eure Verehrung nicht kannte:
Euch, nicht ihm baut Ihr Monumente!

Das ist von Goethe, könnte, dem Sinne nach, aber auch von Friedrich sein. Der war weder fürs Dekorative noch fürs Monumentale.

Gestern früh also die große Gefechtsübung. Die Kaiserin sah mit ihren Kindern zu. Der größte Teil des Gardekorps („Blaue Westarmee“) unter dem Kommando des Kaisers; der Rest („Rote Ostarmee“) unter dem Prinzen Friedrich Leopold. Die Roten sind geschlagen worden. Vorher wurde furchtbar viel Pulver verschossen. Nachher kritisierte der Kaiser selbst die strategische Leistung des Morgens. Das Manöver hatte drei Stunden gedauert. Dann Parademarsch. Prinzen müssen demütigen Sinnes sein. Noch ein Fritzenwort: „Je voudrais qu'on dît tous les jours aux princes: Point d'orgueil! Point d'orgueil!“

Von Döberitz datierter Allerhöchster Erlaß, der anordnet, von welcher Farbe die Überröcke der Offiziere, Sanitätsoffiziere und Militärbeamten künftig sein müssen; sehr detail-

liert, so daß Mißverständnisse kaum mehr möglich sind. Die Zeitung meldet, unser Militärbevollmächtigter in Wien, ein Bülow, habe von Wilhelm dem Zweiten den Auftrag erhalten, dem greisen Kaiser Franz Joseph eine nach Maß angefertigte Generalsbluse zu überreichen; das Neueste, was die Militärkleiderverordnung ersonnen hat. Derselben Ehrenpflicht hatte sich der in Petersburg beglaubigte Militärbevollmächtigte zu entledigen. Im Lokalanzeiger wird nächstens stehen, die Bluse habe im Brucker Lager und an der Newa Enthusiasmus erregt und, trotzdem sie lose sitzt, die alten Bande der Freundschaft noch fester gezogen.

Nach der Gefechtsübung wurde gestern das Denkmal enthüllt. Sehr feierlich. Alle Musikkorps spielten: „Heil Dir im Siegerkranz“. (Mit Siegerkränzen geschmückte Häupter waren ringsum nicht zu erblicken; denn Waldersee war nur Feldherr in partibus infidelium und hat aus Peking keinen grünen Lorber mitgebracht.) Ein granitener Obelisk; elf Meter hoch. Inschriften: „Friedrich II., der Große, führte von diesen Feldern vor hundertundfünfzig Jahren sein Heer zu Kampf und Sieg. Friedrich II., König von Preußen, lag mit 44 000 Mann im Lager von Döberitz, zwölften bis vierzehnten September 1753 — Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen, lag mit dem Gardekorps im Lager zu Döberitz, acht- und neunundzwanzigsten Mai 1903. Ihre Taten bleiben unser Eigentum, ein Beispiel der Nacheiferung für alle Zeiten.“ Das „Ihre“ ist doppeldeutig; vielleicht sind nur die Taten Fritzens und seiner 44 000 Mann gemeint. Nach der Enthüllung war Galafrühstück. Dreihundertundsechzig Personen speisten in einem Zelt unter Fahnen und bunten Girlanden. Schöne Aussicht in die pfingstlich prangende Heide. Höchst animierte Stimmung; denn viele Beförderungen und Auszeichnungen waren verkündet worden. Vor dem Denkstein hatte der höchste Kriegsherr zu den Gardetruppen gesprochen und mit weithin schallender Stimme gelobt, in der deutschen Armee solle auch künftig im Sinn Friedrichs des Großen weitergearbeitet werden. Dann marschierte die Mannschaft in die Garnisonen.

Sonntag.

Zur Erinnerung an die Döberitzer Erinnerungsfeier wird eine Denkmünze gestiftet.

In Frankfurt am Main werden Häuser und Straßen geschmückt. Sängerwettstreit. Der Kaiser kommt hin und fährt von dort zu den Festspielen nach Wiesbaden. Die Stadt des Neroberges, melden die Blätter, arbeitet bereits an ihrer Feiertagstoilette. Im Hamburger Hafen, der wieder mal erweitert worden ist, werden von Krahn zu Krahn Girlanden gezogen; die Lücken zwischen den Speichern werden mit Schauffassaden ausgefüllt. Alles für den zwanzigsten Junitag. Dann beginnen die Feste der Kieler Woche.

DAS VOLKSLIED.

BRESLAU.

FÜRSTENZIMMER DES HAUPTBAHNHOFES. SECHSZEHN Arbeiter im Bratenrock. Sie kamen, um dem Deutschen Kaiser zu danken, und ihr Sprecher hat seine Rede gut gelernt. Er bringt, im Namen der Kameraden, „ehrfurchtvollen Dank“ und „untertänigste Huldigung“; „tief empfundenen Dank für das in der Essener Rede den deutschen Arbeitern geschenkte Vertrauen“; das Gelöbnis „unentwegter Treue“ und die Bitte: „Gott möge Eure Majestät segnen und schützen immerdar!“ Fromme Christen also und zuverlässige Monarchisten. In Essen hat der Kaiser gesagt, ein im „Vorwärts“ über angeblich homosexuelle Neigungen Krupps veröffentlichter Artikel sei „eine Tat, so niederträchtig und gemein, daß sie aller Herzen erbeben gemacht und jedem Patrioten die Schamröte auf die Wange treiben mußte über die unserem ganzen deutschen Volk angetane Schmach.“ Für die „Schandtats“ hatte er die ganze sozialdemokratische Partei verantwortlich gemacht, deren Anhänger nicht mehr würdig seien, sich Deutsche zu nennen, und den Arbeitern zugerufen: „Wer nicht das Tischtuch zwischen sich und diesen Leuten zerschneidet, legt moralisch gewissermaßen die Mit-

schuld (an einem Mord) auf sein Haupt.“ Diese Worte waren vor ein paar Tagen gesprochen: und schon nahten schlichte Männer aus der Werkstatt und dankten dem Kaiser. Der war „von freudiger Befriedigung erfüllt“, weil „die Arbeiter Breslaus sich entschlossen haben, zu ihrem König und Landesvater zu kommen“, und sprach zu den sechzehn frommen Christen und zuverlässigen Monarchisten: „Jahrelang habt Ihr und Eure Brüder Euch durch Agitatoren der Sozialisten in dem Wahn erhalten lassen, daß, wenn Ihr nicht dieser Partei angehörtet oder Euch zu ihr bekenntet, Ihr für nichts geachtet und nicht in der Lage sein würdet, Euren berechtigten Interessen Gehör zu verschaffen zur Verbesserung Eurer Lage. Das ist eine grobe Lüge, ein schwerer Irrtum. Statt Euch objektiv zu vertreten, versuchten die Agitatoren, Euch aufzuhetzen gegen Eure Arbeitgeber, gegen die anderen Stände, gegen Thron und Altar, und haben Euch zugleich auf das Rücksichtsloseste ausgebeutet, terrorisiert und geknechtet, um ihre Macht zu stärken. Und wozu wurde diese Macht gebraucht? Nicht zur Förderung Eures Wohles, sondern, um Haß zu säen zwischen den Klassen, und zur Ausstreuung feiger Verleumdungen, denen nichts heilig geblieben ist und die sich schließlich an dem Hehrsten vergriffen, was wir hinieden besitzen: an der deutschen Mannesehre! Mit solchen Menschen könnt und dürft Ihr als ehrliebende Männer nichts mehr zu tun haben, nicht mehr von ihnen Euch leiten lassen!“ Der Bahnhof war, im Dezember, mit grünen Gewinden, Fahnen und Treibhauspflanzen geputzt. Als der Kaiser abgereist war, hörten wir Einiges über die Genesis der „erhebenden Kundgebung“. Acht Breslauer Fabrikanten, die für die Wahrung eines berechtigten Klasseninteresses die Konjunktur günstig wänten, hatten ihre Arbeiter gefragt, ob sie Einwände gegen den Plan hätten, dem Kaiser, der auf einer Jagdreise durch Schlesiens Hauptstadt kam, eine Deputation auf den Bahnhof zu schicken. Der Winter war hart, der Betrieb in den Tagen arger Industrienot überall eingeschränkt: nur ein kleiner Teil der Gefragten weigerte seine Zustimmung. Unter den älte-

ren, auskömmlich bezahlten Arbeitern gibt es noch immer ja auch einzelne, die der Weltanschauung der Schulze, Duncker, Hirsch nicht entwachsen; und diesmal war der Sprecher wenigstens nicht, wie einst bei den westfälischen Bergarbeitern und später bei den Tegernseer Theaterspielern, ein Sozialdemokrat, sondern ein brav freisinniger Federschmied. Im Feiertagskleid führte er seine fünfzehn Mann ins Fürstenzimmer. Und der Kaiser war glücklich, weil „die Arbeiter Breslaus sich entschlossen haben, zu ihrem König und Landesvater zu kommen“. Hundert Zeitungen stärkten ihn in diesem Glauben. Hundert Ausschnitte wurden ihm vorgelegt und er las, nun müsse alles sich, alles wenden. Längst habe die Sozialdemokratie ihren Höhepunkt überschritten; von dem tödlichen Kaiserstreich werde sie sich nie wieder erholen. Aus allen Industriebezirken kamen Dankdepeschen und Jubelrufe an Wilhelm den Zweiten. Das Volk huldigte ihm, das ganze, vom drückenden Nachtalben befreite, dankbare Volk. Was tats, daß die rote Rotte der vaterlandlosen Gesellen laut knirschte und ihre besten Männer im Reichstag gegen die Scheltreden protestieren ließ? Damit war nur bewiesen, daß der Hieb gesessen hatte. Herrlich, daß gerade noch vor dem Beginn des Wahlkampfes aus solchem Munde das erlösende Wort gesprochen war! . . . Da fiel plötzlich ein Reif in die Frühlenzträume. Über die Umstände, die Krupps Ende herbeigeführt oder doch beschleunigt hatten, wurde allerlei bekannt. Man erfuhr, daß der Kanonenkönig an hohen Stellen schlimmen Wandels beschuldigt und hinreichend verdächtig gefunden worden war, ehe ein sozialdemokratisches Blatt über den Capresenklatsch eine Sterbenssilbe veröffentlicht hatte. Das gegen den „Vorwärts“ eingeleitete Strafverfahren wurde eingestellt und der Artikel, der, nach des Kaisers Urteil, „aller Herzen erbeben gemacht und jedem Patrioten die Schamröte auf die Wangen treiben mußte über die unserem ganzen Volk angetane Schmach“, konnte auf allen Straßen wieder verkauft werden. Das gab eine Überraschung. Doch die Patrioten faßten sich schnell. Ein formaler Fehler im Straf-

antrag, weiter nichts; die Sozialdemokratie bleibt dennoch gerichtet und Ihr werdet vor dem Johannistag sehen, daß sie im Volk den Boden verloren hat. „Im Volk.“ Wie das Volk denkt, was es sinnt und trachtet, hatte der Dezember mit seinen erhebenden Kundgebungen ja deutlich gelehrt. „Im Volk werden die Reden des Kaisers nicht mißverstanden“: also sprach im Reichstag der Kanzler Graf Bülow.

Sechs Monde gingen. Ein neuer Reichstag wurde gewählt. Keine Fahnen heute, kein Straßenputz. In Breslau stimmte eine ungeheure Mehrheit für die Sozialdemokraten. In Essen wurden achtzehntausend, im Essener Revier fünfzigtausend Stimmen mehr als bei der vorigen Wahl für den sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben, für den Vertreter der Partei, von der Wilhelm der Zweite gesagt hatte: „Mit solchen Menschen könnt und dürft Ihr als ehrliebende Männer nichts mehr zu tun haben, nicht mehr von ihnen Euch leiten lassen.“ Als die Zettel gezählt, die Riesenziffern verkündet waren, scharte sichs unter nächtigem Himmel zu dichten Haufen. Sieg! In Berlin, Hamburg, Dresden, Bremen, Kiel. Lübeck, in allen Industriestädten, in Nord und Süd: überall Sieg. Fünfzig Mandate gleich in der ersten Hauptwahl erstritten. Vierundfünfzig. Achtundfünfzig. Und in hundertundzwanzig Kreisen sind unsere Genossen in die Stichwahl gekommen. „Wir sind der Staat, wir hämmern jung . . .“ „Es wächst auf Erden Brot genug . . .“ „Wir wandeln fort die Bahn, die uns geführt Lassalle.“ Dann gehts in Gruppen heimwärts; und der von der Sensation des Abends erschöpfte Bürger hört von fern zuerst ein Gessumm, hört dann Worte und Töne des Arbeiterliedes:

Es stand meine Wiege in niedrigem Haus,
Die Sorgen, die gingen drin ein und drin aus.
Und weil meinem Herzen der Hochmut blieb fern,
Dum bin ich auch immer beim Volke so gern.
Und guckt die Sorge auch mal durch die Scheiben:
Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben.

WIESBADEN

Vom Wilhelmsplatz bis zum Kochbrunnen, weiter noch, bis an den Eingang ins Nerotal flattern Fahnen, winken vom Sims, von Dächern und Pfeilern Laubgewinde und Blumenketten herab. Geputzte Sommerpracht. Kein Feiertagsgewand könnte die Reize der Thermenstadt zu höherer Geltung bringen als das grüne, mit tausend Blütenfarben bestickte Kleid, das ihr der Brachmonat antat; nun ähnelt sie einem Pfauenweibchen Zuloagas, das die Pfirsichhaut mit Reismehl tüncht, das dunkle Gitanenhaupt und den grazilen Leib mit billigem Trödeltand behängt. An der Neuen Kolonnade ragt das Schauspielhaus in glühendes Gewölk. Unter einem grünen Baldachin schreiten und fahren die Zugelassenen bis an die Pforte; das künstliche Gerank birgt ihnen den Sommerhimmel. Sie treten ein. Rosen und Flieder. Riesengirlanden schmiegen sich von der Decke herans Gebälk; Holzwerk und Stuck sind in frisches Grün und Kunstblumen (natürliche würden in der Hitze allzu rasch welken) gehüllt, künstlich erzeugter Fliederduft durchzieht den Saal und alle Ränge und Logen sind mit Preußenfähnchen geschmückt. Der Blumenhain einer Theaterfee aus Borussenland. Herolde in altdeutscher Tracht blasen Fanfaren. Schwere Stoffe rauschen, edles Gestein blitzt auf, ein Summen und Klirren, ein Neigen und Beugen: und alles ist still. Am Ozean ringt Rezia flehend die Hände; Armida lockt Rinaldo aus der Kreuzfahrerpflicht in den kirkischen Garten; George Brown ruft in munterer Leutnantslaune das holde Gespenst von Avenel zu galantem Spiel; Vasco da Gama schlingt den siechen Arm um sein braunes Liebchen. Die Schatten der Wieland und Burns, der Tasso und Camoes huschen durchs Gedächtnis. Von der Merowingersage führt der Weg uns ans Heilige Grab, vom schottischen Spukland in den Legendenkreis der Lusiaden. Und wenn das Bühnenbild unserem Auge entschwindet und der Schausaal sich wieder erhellt, riechen wir Flieder, sehen Kunstblumen, frisches Grün und schwarzweiße Fähnchen.

Kaiserfestspiele. Ringsum alles abgesperrt.

Auf dem Neroberg stehen Zwei. Unten entschlummert die Stadt. „Das war nun der vierte Abend. Um keinen Preis möchte ich einen fünften erleben. Und im nächsten Jahr fliehe ich vor dem Fest in den Taunus. Alles, was von Natur und Kultur in mir lebt, bäumt sich gegen den falschen, fälschenden Prunk. Wahrlich: unsere besten Männer haben vergebens gelebt. Als Wagner vor dreißig Jahren über sein Bayreuther Festspielhaus berichtete, sprach er mit Stolz davon, daß ‚nur das allerdürftigste Material‘ verwandt und ‚eine völlige Schmucklosigkeit‘ erreicht worden sei. Hier putzt man den Raum mit Papierblumen und Preußenwimpeln, gaukelt uns einen Märchengarten vor, tut alles irgend Erdenkliche, um das Auge, das Kunst schauen sollte, abzulenken, und muß, um die Zerstreuten doch zu kurzer Sammlung zu zwingen, auf den Brettern den Pomp ins Unerträgliche steigern. Elektrisches Licht und künstliche Rosen: Phantasie, das scheue Seelchen, entflattert uns schauernd. Zur Aufführung werden nur Werke gewählt, die ein blendendes Aufgebot szenischen Plunders erlauben. Da gräbt man die ‚Afrikanerin‘ aus, den widrigsten Wechselbalg Meyerbeerischer Spekulantenaune. Natürlich: die Ratsversammlung, das Schiff, tropische Landschaften; Maler, Maschinenmeister, Hoftapezierer können hier nach Herzenslust schwelgen. Da setzt man Boildieus Hochländern Rokoko-perücken auf und macht aus dem Balladengetändel ein parfümiertes Schäferspiel. Und jedes Werk, das edelste wie das gemeinste, wird plumpen Handwerkerfäusten ausgeliefert. Neue Texte, neue Musik. Ein tüchtiger Versschmied und ein Dutzendkapellmeister entstellen, verstümmeln uns Gluck und Weber: und keine Künstlerschar, keine Kunstwächtergilde wagt wider solchen Greuel ein lautes Wort. In keinem anderen Lande nähme das Publikum Ähnliches ohne heftigen Widerspruch hin. ‚Oberon‘ und ‚Armida‘, zwei Kronjuwelen deutscher Poesie, sind kaum noch zu erkennen. Und für solche Taten werden die Herren Hülsen, Lauff, Schlar obendrein noch gelobt, von Leuten gelobt, die sich, ohne zu erröten, Kunstkritiker nennen. Blättere in den Büchern alter

und neuer Theatergeschichte, hellenischer oder gallischer: schwerere Sünde wirst Du auf den berüchtigsten Seiten nicht finden. Und so floriert der deutsche Geist seinem . . .“

„Den laß aus dem Spiel, Liebster; und übertreibe die Rednererei nicht gar so fürchterlich. Die Hunderte, Tausende meiner wegen, die hierher kommen, wie nach Monte Carlo zum Karneval, nach Hamburg zum Derby, nach Kiel zur Regatta, sind nicht die Wahrer deutschen Geistes und deutscher Kunst. Gluck und Weber würden schnöderen Unfug überleben. Und dem Volke ist die Schaustätte dieser Festspiele abgesperrt. Kennst Du Nekrassows Gedicht ‚Vor der Ehrenpforte‘? ‚In Rauschstunden des Sklaventaumels strömt die Menge herbei . . .‘ Wo Du nicht seufzen hörst, wimmelt kein Volk.“

FRANKFURT

Fahnen, Girlanden, Teppiche. Der Schmuck ist hier üppiger als in der Stadt der Staatspensionäre. Zwischen weißen Obeliskten mit Goldstuck eine Feststraße für den Kaiser, der täglich mit Frau und Kindern aus dem Taunusschloß herüberkommt. Morgens und nachmittags hört er am Main Männerchöre, abends am Kochbrunnen Paradeopern; in Frankfurt Hegar, Brambach, Meßner, Kienzl, in Wiesbaden Weber, Boildieu, Gluck, Meyerbeer. Vierunddreißig Männergesangsvereine kämpfen um eine Goldkette, den vor acht Jahren vom Kaiser gestifteten Wanderpreis. Jeder Verein darf einen selbst gewählten, muß einen sechs Wochen vorher von der Jury bestimmten Chor singen; dann folgt ein engerer Wettbewerb: die als die leistungsfähigsten erkann-ten Vereine müssen einen Chor vortragen, zu dessen Einübung ihnen nur eine Stunde Zeit gelassen ist. Kein Konzert also, geladenen Gästen zur Kurzweil, sondern eine Schlußprüfung, die lehren soll, welche Sängerschar nach vierjährigem Kursus schwierige Aufgaben am besten und schnellsten bewältigen kann. Neun Sachverständige sollen mit Stimmenmehrheit entscheiden. Der Kaiser sitzt als Patron, nicht als Examinator, in seiner Loge. Weil er morgens von Wies-

baden kommt und nachmittags zurückfährt, ist der wichtigste Teil der Stadt fast den ganzen Tag abgesperrt. Auf weiten Umwegen durch Seitengäßchen muß der Fremde das Ziel seiner Wünsche suchen. Wer auf den Bahnhof will, mag sich wahren: auf eine Stunde Verspätung muß er mindestens rechnen. Ausländer, die nicht daran dachten, ihren Paß mitzubringen, werden von der Polizei sanft oder unsanft ermahnt, schleunig aus dem Weichbild der Ostfrankenhauptstadt zu schwinden. Die protzt nun in Gala. Sammet und Seide, Brillanten und Perlen, stucco di lustro und buntes Licht . . . Ein Volksfest.

Nach dem ersten Wettsingen fuhr der Kaiser mit Familie, Gästen, Gefolge über den Paulsplatz vors neue Rathaus, „Durch jubelnde Menschengespinnste“, stand in der Zeitung. Schulkinder in Festgewanden. Die Geistlichkeit mit der Kirchenfahne. Glockengeläut. Vom Turm herab tönten Fanfaren; die Bläser als Altfrankfurter Stadtmusikanten verummt. (Wie ziehen künftig wohl Deutschlands siegreiche Feldherren in deutsche Städte ein?) Natürlich darf auch das Rathaus sich nicht im Alltagskleid zeigen. „Der Bürgersaal war mit Gobelins und Festons reich geschmückt“. In diesem Saal spricht der Kaiser. „Spontan, ein Ausbruch herzlicher Gefühle, war der gestrige Empfang; ein Beweis dafür, wie gut es Frankfurt unter der preußischen Krone gegangen ist.“ (Der König von Preußen sagts, der Gast, nicht der Wirt, das Haupt der Frankfurter Bürger.) „Noch bewegt die Brust Frankfurts ein Wunsch, dem ich gern Folge geben werde. Es ist schon lange der Wunsch, daß die Zusammengehörigkeit der Stadt mit ihrer Garnison durch ein äußeres Band auch in der Heeresgeschichte sich kennzeichnen möge. Und diesem Wunsch der Frankfurter Patrizier entgegenkommend, habe ich befohlen, daß vom heutigen Tage an das zweite hessische Artillerieregiment Nr. 63 ‚Frankfurt‘ heißen soll. Nur, wer seine Geschichte pflegt, wer seine Traditionen hochhält, kann in der Welt etwas werden.“ Siebenunddreißig Jahre zuvor hatte, auch an einem Junitag, die freie Stadt Frankfurt gegen Preußen für Österreich gestimmt und mit

ihrem Kontingent das Bundesheer verstärkt. Mit preußischer Tradition hatte erst Vogel von Falckenstein, dann Mantuffel sie bekannt gemacht; und noch lange wurde die Pickelhaube am Main gehaßt. Und jetzt „bewegt die Brust Frankfurts der Wunsch“, einem preußischen Artillerieregiment den Stadtnamen verliehen zu sehen. Eine militärmoralische Eroberung.

Zwei Tage noch währte der Sängerkrieg. Und der Kaiser hielt aus, kam sehr oft in die Preisrichterloge und erzählte den zum Urteil Berufenen, wie die Vorträge auf ihn gewirkt hatten. „Er zeigte sich heiter, ungezwungen, humorvoll, aber sehr ablehnend.“ Nach einem Meerliede der Kölner: „Nun hören Sie diese Komposition! Die Menschen singen fünfundsechzigmal ‚Geschwinde‘, zweiundsiebzigmal ‚Ans Land‘, — und das nennt der Komponist eine Seefahrt!“ Nach einem anderen Chor: „Die Unglücksmenschen haben an jedem richtigen Ton vorbeigesungen!“ Als das Programm abermals einen Chor des Bonner Komponisten Brambach ankündete: „Gott Strambach! Wieder einer von Brambach!“ Nach dem von der Jury gewählten Preischor: „Sehen Sie sich doch die Menschenkinder an! Die werden ja braun und blau im Gesicht; ich habe es durch mein Glas gesehen. Die Chöre sind auch viel zu schwer. Ich werde das Komponieren im Deutschen Reich auf zehn Jahre verbieten.“ Während die Potsdamer sangen: „Da singt mein Schneider mit! Passen Sie mal auf: da steht er!“ Beim Vortrag eines rheinischen Vereins: „Sehen Sie mal: da singen vier Friseure und zwei Photographen mit. Das interessiert mich besonders.“ Die Preisrichter lauschten andächtig solchen Scherzen; nicht minder andächtig aber auch den Männerchören. Sie sollen sich königlich über die kaiserlichen Glossen gefreut haben, die das Wettsingen begleiteten. Keiner hat geklagt. Keinem wurde die Richterruhe gestört, die Aufnahmefähigkeit geschmälert.

Die goldne Kette gib mir nicht
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splintern.

Gib sie dem Kanzler, den Du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Nicht jeder Sänger denkt goethisch, nicht jeder spricht zum König: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet.“ In Frankfurt gings jetzt um die Kette. Der Berliner Lehrergesangverein trug sie heim. Die Kölner hatten schönere Stimmen, die Berliner aber straffere Disziplin und wohl auch den tüchtigeren Dirigenten. Der Kaiser winkt, der Page lief; wirklich: bei diesem Volksfest gab es Pagen, Herolde und ähnlichen Mummenschanz. Die Frau des Kaisers verteilte mit eigener Hand die Preise; der erste zierte nun die Brust des Berliner Vereinsvorsitzenden, nicht des Dirigenten, der seiner Mannschaft den Sieg erstritt. Dann kam das Merkwürdigste. Sängermanöverkritik. Die Vereinsvorstände wurden zum Kaiser in die Loge befohlen und erhielten von ihm sehr schlechte Zensuren. Zwar habe es an Eifer und Fleiß nicht gefehlt und manches Beifall verdient, aber man habe sich allgemein zu schwere Aufgaben gestellt. Die Vereine seien sämtlich auf falschem Wege. „Der Männergesangverein soll das Volkslied pflegen.“ Warum sang man nicht: „Wer hat Dich, Du schöner Wald“, „Ich hatt' einen Kameraden“ oder „Es zogen drei Burschen“? „Diese Kompositionen sind außerordentlich wertvoll für die Ausbildung der Technik. Hegar und Brambach mangelt es zu sehr an Melodik. Auch komponieren die Herren Texte, die etwas lang sind. Es wird Ihnen vielleicht interessant sein, zu hören, daß fast zwei Drittel aller Vereine zu hoch eingesetzt und zum Teil um einen halben, um drei Viertel, einer sogar um fünf Viertel Ton zu hoch geschlossen haben. Deshalb haben ihnen die gewählten Aufgaben selber geschadet. Die Wahl der Chöre werde ich in Zukunft dadurch entsprechender zu gestalten versuchen, daß ich eine Sammlung veranstalten werde sämtlicher Volkslieder, die in Deutschland, Österreich und der Schweiz geschrieben, gesungen und bekannt sind. Dann werden wir in der Lage sein, aus diesem Kreis Lieder zu suchen, die wir brauchen. Wir sind hier am

Rhein und nicht ein einziger Verein hat die ‚Drei Burschen‘ gesungen oder ‚Joachim Hans von Zieten‘ und ‚Fridericus Rex‘. Wir sind hier in Frankfurt und kein einziger hat Kalliwoda gewählt. Wir haben Mendelssohn, Beethoven, Abt; von ihnen ist nichts erklungen. Hiermit ist nun wohl der modernen Komposition genug getan. Wenn Sie die einfachen, schönen Chöre, wie sie das Volkslied und die Komponisten darbieten, die ich genannt habe, singen, so werden Sie selber Freude haben und weniger Schwierigkeiten und gleichzeitig werden Sie das Publikum, das zum Teil aus Fremden besteht, besser mit unserem Volkslied bekannt machen. Sie werden mit dem Volksliede den Patriotismus stärken und damit das allgemeine Band, das alle umschließen soll. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie möglichst meinen Ratschlägen entsprechen werden. Ich danke Ihnen“ . . . Der Kaiser hat den „Sang an Aegir“ komponiert und Militärkapellen manchmal den Takt geschlagen.

Siebzig, achtzig Männer hörten die Rügereide; sachverständige Männer, die sich monatelang für das Dreitagewerk geplagt hatten.

Keiner hat davon gesprochen. Unter siebzig, achtzig sachverständigen Männern keiner. Natürlich nur, weil niemand den Goethe, den Wagner am Schnürchen hatte, nicht etwa, weil vor dem Throngerüst der Mannesmut lahmte. Die Rezensentenzunft fand, der Kaiser habe zur Kette goldene Regeln gefügt. Die ungekrönte Sängerschar zog mit saurer Miene heimwärts und zankte sich unterwegs erst den Groll aus der Kehle. Und Allfrankfurt lieferte auch für die letzte Fahrt in den Taunus das „jubilnde Menschenpalier“. Vom Sängerplatz bis auf den Bahnhof: Hurra! Hurra! Hurra! „Spontan; ein Ausbruch herzlicher Gefühle“, wie beim Einzug; „ein Beweis, wie gut es Frankfurt unter der preußischen Krone gegangen ist“.

Zehn Tage danach erhielt in der Garnisonstadt des zweiten hessischen Artillerieregiments Nr. 63, im reichen, glücklichen Frankfurt der Sozialdemokrat dreizehntausend Stimmen mehr als irgendein anderer Wahlkandidat.

In Berlin aber ward der Lehrergesangverein, weil er seine Sache besser gemacht hatte als die vom Kaiser so hart gerüffelten Tonverderber, mit den Ehren des Triumphators empfangen. Nachts um die erste Stunde spielte eine Regimentskapelle ihm den Tannhäusermarsch. Sogar der Bürgermeister hatte sich mit Stadtschulräten auf den Bahnhof bemüht und hielt den Kömmlingen eine pompöse Rede. Auf Allerhöchsten Befehl. „Von den Zuschauern im Bahnhof und auf den Straßen wurden die Heimkehrenden mit Jubelgeschrei begrüßt. Alle Fenster waren besetzt. Man wehte den Sängern mit Tüchern zu und überall ertönten Hurra-rufe.“ Nachts um eins. So ziehen ins neuste Deutschland die Sieger ein. Der Lehrerverein zeigte sich dankbar und sang den Gaffern ein Volkslied . . . vom wackeren Kalliwoda aus Prag.

H A M B U R G

Vom Hafen bis auf den Rathausmarkt und weiter bis in die Villenvorstädte an der Alster: Fahnen, Laubgewinde, Putzteppiche, Ehrenpforten. Getreulich ward „Die bunte Kuh“, ein altes Orlogschiff, nachgebildet; auch kann die Neugier sich an Häuserkulissen satt sehen. Eine Hafenerweiterung, die Ballin längst schon für seine Amerikalinie wünschte, und ein Wilhelmddenkmal wird heute geweiht. Ein Dutzenddenkmal, versteht sich. Der alte Kaiser zu Pferde; Reliefs, die allerlei Handelsaufschwünge, die Eini-gung der deutschen Stämme, die Eroberung der alten Reichslande darstellen. Vier Riesenallegorien sollen an die Einheit in Maß und Münze, an die Reichspost, die Sozial-reform und das Bürgerliche Gesetzbuch erinnern. Also ein Werk starker Künstlerphantasie. Auf ungeheuren Eisen-masten zwei vergoldete Schiffe; ein verwünscht gescheiter Einfall. Nicht der einzige: das Denkmal trägt kein Inschrift. Der Kaiser pflegt seinen Großvater Wilhelm den Großen zu nennen. Dazu konnte Hammonia sich kein Herz fassen. Und „Wilhelm der Erste“ hätte dem hohen Gast zu nüchtern geklungen: ergo blieb der Sockel leer. Doch der Bürgermeister,

Herr Burchard (der im Reichstag gelassen das Wort sprach: „Bordelle im polizeitechnischen Sinn gibt es in Hamburg nicht“), brachte gleich im zweiten Satz seiner dem Neoborussenstil klug angepaßten Rede den „großen Kaiser“. Der Enkel antwortete. „In langer Friedensarbeit, in stiller Werkstatt reiften die Gedanken und fertig waren die Pläne des schon zum Greis gewordenen Mannes, als die gewaltige Aufgabe an ihn herantrat, als er uns das Reich wieder erstehen ließ.“ (Das ist fromme Familienlegende, der Bismarck, Moltke, Roon, Treitschke, Sybel und Augusta widersprochen hätten. Dem alten König mußte jeder große politische Entschluß abgerungen werden. Sein eigener Sohn sagte im März 1866 zu Bernhardi: „Bismarck hat sich des Königs ganz zu bemächtigen gewußt; wie er das gemacht hat, weiß ich nicht, aber es ist so; der König sieht jetzt alles nur durch die bismärckische Brille.“ Hundert Zeugnisse beweisen, von wo der Plan und die Initiative kam und wie fern dem gütigen alten Herrn der Wunsch lag, „das Reich wieder erstehen zu lassen.“) Das deutsche Volk, ruft Wilhelm der Zweite, soll in böser wie in guter Zeit seinen Idealen treu bleiben: „dann wird es der Granitblock werden, der, wie er draußen den großen Kaiser trägt, so, getreu seinen Traditionen, die neuen Aufgaben und Schöpfungen, die an uns herantreten, auf seinem Herzen und mit seiner Kraft tragen wird.“ Die Rede schloß mit den Sätzen: „Die Augen auf! Den Kopf in die Höhe! Den Blick nach oben, das Knie gebeugt vor dem großen Alliierten, der noch nie die Deutschen verlassen hat, und wenn er sie noch so schwer geprüft und gedemütigt hat, der sie stets wieder aus dem Staub erhob; Hand aufs Herz, den Blick in die Weite gerichtet und von Zeit zu Zeit einen Blick der Erinnerung zur Stärkung auf den alten Kaiser und seine Zeit: und ich bin fest überzeugt, daß, wie Hamburg in der Welt vorneweg geht, so wird unser Vaterland vorangehen auf der Bahn der Aufklärung, der Bahn der Erleuchtung, der Bahn des praktischen Christentums, ein Segen für die Menschheit, ein Hort des Friedens, eine Bewunderung für

alle Länder.“ Eine seltsame Mischung; stolz und doch melancholisch. Mancher wird froh sein, wenn Deutschland in Reihe und Glied marschiert und von glücklicheren Weltmächten nicht überflügelt wird. „Hamburg vorneweg!“ flüstert Einer im Gedräng. „Der halbe Tag kostet uns eine Viertelmillion, falls der Voranschlag ausreicht. Wir konnten nicht billiger machen, haben nur ausgeführt, was von Berlin angeregt wurde. Ein Senator sagte mir selbst. Die Bürgerschaft hat gebrummt; aber nun sehen Sie!“ Hinter der Schutzmannschaft wimmelte. Abertausende, trotz Regen und Absperrung; bis an die Elbhügel von Sankt Pauli ein wirres Gekribbel. Und aus den Fenstern, von den Dächern herab jubelt es, jauchzt und kann der Lust nimmer ein Ende finden. „Abends war die Stadt und der Hafen prachtvoll illuminiert. Der Kaiser zeigte sich mehrfach auf dem Balkon, der auf den Rathausmarkt geht. Hier harrete eine tausendköpfige Menge, die den Kaiser stürmisch begrüßte und patriotische Lieder sang.“ Ein wahrhaft überwältigender Empfang.

„Amtliches Wahlresultat! In Hamburg drei sozialdemokratische Abgeordnete mit 43 000 Stimmen Mehrheit gewählt! Im ganzen Reich 2 911 317 Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben! Amtliches . . .“

Bei Pfordte, dem neuen Denkmal gegenüber, gehts hoch her. Morgen ist Norddeutsches Derby. „Da singen sie: Heil Dir im Siegerkranz! Wer schickt in unserer alten Heimat denn eigentlich die Roten in den Reichstag?“

W A L D E R S E E.

Tod des „Weltmarschalls“ am 5. März 1904.

„Generalfeldmarschall Graf von Waldersee, der allverehrte, rühmlichst bekannte Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in Ostasien aus den Jahren 1900 und 1901, hat seinen Lebenslauf vollendet. Mit tiefer Bewegung werden diese Trauerkunde Österreicher und Italiener, Russen und Engländer, Japaner und Amerikaner, Franzosen und ganz besonders alle diejenigen Deutschen vernehmen, die

in jener denkwürdigen Zeit begeistert seiner Führung folgten. Noch bis vor wenigen Tagen im Vollbesitz beneidenswerter körperlicher und geistiger Frische, starb er schmerzlos nach kurzem Krankenlager am fünften März zu Hannover im fast vollendeten zweiundsiebzigsten Lebensjahr. Der Stolz und die Hoffnung der Armee, gleich bewährt im Krieg wie im Frieden, in Rat und Tat, ein ganzer Mann und überzeugter Christ im Leben wie im Sterben, hat er ein glückliches, an Erfolgen überreiches Leben geführt und nun, in Erfüllung seines Wunsches, in den Sielen zu sterben, auch ein schnelles, harmonisches Ende gehabt. In uns aber wird er fortleben als das Vorbild eines königstreuen, echten Soldaten, eines großen Heerführers, eines edlen Vorgesetzten und eines treuen allezeit menschlich fühlenden Kameraden“. Diesen Nekrolog schrieb, „im Namen der Offiziere und Beamten des ehemaligen Armeeoberkommandos in Ostasien“, der Generalmajor Freiherr von Gayl, der in Petschili Waldersees Stabschef war. Ein persönlich verpflichteter Mann; dankbares Erinnern an empfangene Gunst färbt dem Blick leicht die Wirklichkeit. Fast jedes Wort des Nachrufes wird von unbestreitbaren Tatsachen widerlegt. Alfred Graf von Waldersee war nicht „allverehrt“, war als Oberbefehlshaber der gegen China vereinigten Kontingente nicht „rühmlichst bekannt“, sondern das Ziel unzähliger Witze. Er durfte die Truppen nicht ins Treffen führen, also konnten sie ihm auch nicht begeistert folgen. Seit der Heimkehr kränkelte er, den schon Jahrzehnte lang ein Venenleiden plagte, und hätte die Strapazen eines Feldzuges nicht mehr ertragen. Stolz mochte auf ihn in der Armee mancher sein; für keinen aber war er noch eine Hoffnung. Niemals fand er Gelegenheit, sich im Krieg zu „bewähren“. Sein Leben war an Erfolgen, die er ernsthaft erstrebte, nicht überreich, sondern bettelarm. Kein wichtiger Lebenswunsch war ihm erfüllt; auch der nicht, sich der Nation als „großen Heerführer“ zu zeigen. Er war kein Glücklicher, sondern ein Enttäuschter, Verärgerter, der sich selbst in seinen hellsten Stunden mit dem Schein der Macht begnügen mußte. Und er ist nicht in

den Sielen gestorben, sondern auf einem Ruheposten, dessen Höhe meist nur Prinzen erklettern. Dennoch hatten fast alle Grabsprüche, die ihm nachgesandt wurden, dieselbe Tonfarbe wie der, den Herr von Gayl inserieren ließ. Sogar in Demokratenblättern konnte man lesen, dem Grafen Waldersee sei „in der Geschichte des deutschen Heeres für alle Zeiten ein Ehrenplatz gesichert.“ Und der Kaiser schrieb, die Armee habe „mit unbedingtem Vertrauen zu ihm als zu dem berufenen Führer in ernst kriegerischer Zeit aufgeblickt“. Merkwürdig. Als Waldersee, nach nicht einmal dreijähriger Tätigkeit, die Leitung des Großen Generalstabes abgeben mußte und zum kommandierenden General des Neunten Korps ernannt wurde, schrieb der Kaiser, er habe ihn für den Kriegsfall zum Führer einer Armee ausersehen; einer Armee, nicht des gesamten deutschen Heeres. Der damals Achtundfünfzigjährige empfand die Versetzung als *capitis diminutio*; er wollte nicht in Altona still an der Kette des hohenzollernschen Hausordens liegen, erbat seinen Abschied und konnte, als der Befehl des Kriegsherrn ihn zwang, im Dienst zu bleiben, den Groll so wenig verbergen, daß er von den Generalstabsoffizieren mit den Worten schied: „Seine Majestät hat mich an eine andere Stelle gesetzt; es ziemt dem Soldaten nicht, nach den Gründen zu forschen.“

Warum, darf man heute fragen, mußte der „berufene Führer, auf den die Armee mit unbedingtem Vertrauen blickte“, von der Spitze der Ehrenleiter heruntersteigen? Warum blieb er nicht noch zehn Jahre, nicht bis an seines Lebens Ende Generalstabschef? Für diesen Posten sollte der beste Mann doch gerade gut genug sein. Wir müssen annehmen, daß Waldersees Strategentalent 1891 nicht ganz so hoch geschätzt wurde wie 1904. Goethe hat den Tod einen sehr mittelmäßigen Porträtmaler genannt; er liebte die Ausstellung geputzter Leichen, die „Paraden im Tode“ nicht und würde lächeln, wenn er sähe, daß die geheiligten Leichenbretter bei seinen Landsleuten wieder in die Mode gekommen sind. So lange, in heidnischer Zeit, der Leichnam in Tücher oder in Totenkähne aus Baumrinde geborgen und ohne festes Gehäuse in

Paul Krüger

den Schoß der fruchtbaren, die eigene Frucht gefräßig verzehrenden Mutter Erde zur letzten Ruhe gebettet wurde, schützte das Rechbrett den kalten Leib vor den fallenden, beschmutzenden Schollen. Und als der Christenglaube mit anderen orientalischen Sitten auch den Brauch aus dem Osten brachte, dem leblosen Körper nach dem Muster der alten Sarkophage ein hölzernes Haus zu zimmern, bequemten die an eine Zeitwende gestellten Germanenstämme sich, wie auf manchem Gebiet, in ein Kompromiß: das Rechbrett, auf dem der Tote zuerst gelegen hatte, blieb auch ferner geheiligt, wurde nun aber, da es nicht mehr als Schutzwehr gegen die Schollen zu dienen hatte, mit Malereien und Inschriften verziert und auf belebten Wegen zur Schau gestellt, damit es den Wanderer an die Toten gemahne und die Gottheit den entflatterten Seelen günstig stimme. In manchem Gau hat sich die Sitte erhalten; im deutschen Süden und in einzelnen Kantonen der Schweiz sieht man noch jetzt Marterln, Laden und Trudenbretter. Ihre Bestimmung ist nicht mehr, dem Seelenheil der Entschwundenen die Gnade der Götter zu gewinnen, denen der Christensinn sich verschließt, sondern, die Taten teurer Toten späten Geschlechtern zu künden. Da geht's denn oft wie in den Leichenreden der Imperatorenzeit, die weiland Herrn Cicero den Ruf entrissen: *Multa eis scripta sunt, quae facta non sunt*. Und seit, im Wechsel der Mode, die Presse, mit anderen Pflichten der alten Klerisei, auch das Amt des Leichenredners auf sich genommen hat, ist von der spröden Würde ernst gemeinter und ernst empfundener Trauer kaum noch etwas zu spüren. Wie einst hölzerne Bretter den Leib, soll Holzpapier nun das geistige Bild des Toten vor beschmutzenden Schollen schützen. Doch die Erde sickert nach und durchlöchert den Holzschliff, den Zelluloseruhm. Ist's erst so weit, dann wird nicht mehr nach dem Nekrolog, nur nach der Leistung noch gefragt. Waldersee ein großer Feldherr? Mag sein; nur ward ihm nicht beschieden, sein Genie zu erweisen. Und es ist beinahe komisch, immer von einem Mann, der nie einen Kleiderstoff zugeschnitten hat, sagen zu hören, er

machte unter allen Lebenden bekanntlich den besten Frack.

Alfred Waldersee hat emsig für seinen Ruhm gesorgt; zu emsig. Daß er den Ehebund mit der Witwe eines Prinzen von Holstein, eines Augustenburgers, schloß, war klug. Er mehrte damit seine Hausmacht, wurde finanziell unabhängig und erlebte das Glück, eine Kaiserin als Nichte seiner Frau begrüßen zu dürfen. Der zweite Erfolg seiner Lebenstaktik war, daß der alternde Marschall Moltke, der selten einen dicht an sich kommen ließ, ihn gern sah und zum Generalquartiermeister, zum Thronfolger wählte. Waldersees Verhängnis war aber und blieb: daß er nicht warten konnte und immer wieder versuchte, seine knospenden Wünsche am Lampenlicht zu wärmen, um sie schneller zu reifer Erfüllung zu bringen. Er hat manche steile Höhe erklommen, sich oben aber nicht zu halten vermocht. Man sollte von ihm reden, auf ihn nur blicken; und er selbst achtete nicht des jakobischen Rates, die Zunge zu zäumen. Leicht zu verstehen war, daß dem fähigen Soldaten die schlafe Friedenszeit lang wurde, daß der im Feld unerprobte Nachfolger Moltkes sich nach einem Krieg sehnte, in dem er beweisen könne, daß die große Erbschaft keinem Unwürdigen zugefallen sei. Doch der Schlaue mußte sich das richtige Augenmaß bewahren und durfte nicht wännen, ein forscher Lanzenritt werde, wider Bismarcks Willen, die Kriegschance erzwingen. Der Ehrgeiz blendete ihn. Die alte Zeit ging still zu Ende. Jeder neue Morgen konnte die Kunde vom Tode des Kaisers bringen; der Kronprinz war unheilbar krank; nach Menschenermessen mußte Prinz Wilhelm, der Gatte einer Augustenburgerin, bald den Thron besteigen. Der Kampf um die Gunst des neuen Kaisers begann, ehe der Hand des alten noch das Szepter entsank. Die wichtigste Aufgabe schien, den künftigen Kaiser von dem ersten Kanzler zu trennen; und im frühesten Stadium dieses Feldzuges hat Graf Waldersee sich als guten Strategen bewährt. Prinz Wilhelm galt als eifriger Soldat, als ein junger Herr, der nicht lange zögern würde, keck nach dem Siegerkranze zu greifen, mit dem die

Volkshymne den Herrscher geschmückt sehen will; daneben als strenggläubiger strammer Lutheraner und Verehrer des Hofpredigers Stoecker, dessen sittliche und geistige Größe er sogar vor Töchtern Abrahams enthusiastisch pries. Waldersee wollte auf beiden Feuern kochen. Schon als Generalquartiermeister war er, war die frömmere Gattin eine Stütze der Berliner Stadtmission Stoeckers, für die, in Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, in seinem Haus Propaganda gemacht wurde. Als er dann Generalstabschef war, am ersten Ziel seiner Wünsche, ließ er sich hinter dem Rücken des Kanzlers aus Paris und Petersburg diplomatische Berichte schicken; wie Bismarck oft behauptet hat: um die ruhige Politik des Fürsten beim Kaiser zu diskreditieren. Das Spiel war gefährlich, doch der Preis so hoch, daß man es wagen mußte. Der „Scheiterhaufenbrief“, den Herr Stoecker an den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein, den Autokraten der Kreuzzeitung, schrieb, hat uns erkennen gelehrt, wie fein damals gearbeitet wurde. Der Hofprediger fühlte, daß Wilhelm der Zweite noch an dem Kanzler hing und offener Kampf mit einer Niederlage der Angreifer enden müsse; deshalb schrieb er: „Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: ‚Sechs Monate will ich den Alten (Bismarck) verschnaufen lassen; dann regiere ich selbst.‘ Bismarck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns etwas zu vergeben, doch vorsichtig sein.“ Wir: Das war die Transformation Waldersee-Stoecker-Hammerstein. Der politisch allein Überlebende mag heute seufzen: Wir waren nicht vorsichtig genug. Wenn nach dem Rezept aus der Pastoralmedizin verfahren worden wäre, hätte der Dreibund länger dauernde Wirkung erzielt. Waldersee konnte die Ruhmsucht, Hammerstein die Parteiwut nicht zähmen. Die ganze Meute ward losgekoppelt und umbellte den lästigen Riesen. Bismarck ist ein schwächlicher

Ritschlianer, ein lauer Laodicäer und äugelt mit den liberalen Feinden des rechten Glaubens. Er behandelt die Sozialdemokratie falsch, die nur mit christlichem Sozialismus zu besiegen ist. Er ist müde, scheut die Anstrengung und Verantwortlichkeit eines Krieges und versäumt die dem unvermeidlichen Feldzug gegen Rußland günstigste Stunde. In der inneren Politik ist sein Allheilmittel das Kartell, dessen Fortbestand das Christentum, die monarchischen und konservativen Interessen gefährdet. Als Diplomat überschätzt er den Wert unserer Bündnisse und vergißt, daß Deutschland allein stark genug ist, um jeder Koalition die Stirn zu bieten. So ungefähr las man's täglich. Zugleich erfuhr man, daß der Kaiser den Grafen Waldersee jeden Tag sehe, mit ihm im Tiergarten spaziere und ihn, nicht einen Vertreter des Auswärtigen Amtes, auf die Reise nach dem Nordkap mitnehmen wolle. Die Kunst klugen Schweigens hatte der Generalstabschef von Moltke nicht geerbt. Er war der Herold seiner Taten und plauderte jeden kleinen Erfolg mit unbedächtiger Schnelle aus. Als der Kaiser ihn abholte und mit ihm in die Wilhelmstraße fuhr, um dem Kanzler zum Geburtstag zu gratulieren, war es ihm und bald natürlich auch seinen Freunden gewiß, daß er für die Nachfolge Bismarcks ausersehen sei.

Daß er's sagte, war unklug. Der Generalstabschef hatte allzu früh seine Batterien enthüllt. Zwar leugnete er, jemals Politik getrieben zu haben: „Ich diene Seiner Majestät als Soldat und bin nicht Parteimann.“ Doch als Inspirator der im Militärwochenblatt und in der Kreuzzeitung erschienenen antirussischen Artikel und als Protektor Stoeckers war er bekannt. Und nun holte der Mann im Sachsenwald zum vernichtenden Streich aus. Er ließ über „politisch-militärische Unterströmungen“ klagen, die dem ehrlichen Makler des Friedens sein Geschäft erschwerten, von einer dem Kaiser überreichten Denkschrift munkeln, die einen Präventivkrieg gegen Rußland empfehle, unter Berufung auf Clausewitzens „Theorie des Krieges“ die Ansicht vertreten, daß der Stra- tege nur der militärtechnisch geschulte Helfer des dem Volk

und dem König verantwortlichen Staatsmannes sein dürfe, dem die letzte Entscheidung über Lebensfragen der Nation stets vorbehalten bleiben müsse, und so deutlich, wie die Umstände gestatteten, auf Waldersee als den Störenfried weisen. Die Wirkung des Schlages war nicht sofort sichtbar. Als der Abgeordnete Richter im Reichstag fragte, ob der Generalstabschef die Politik des Kanzlers zu durchkreuzen versuche, sprang Herr von Verdy, der Kriegsminister (den Bismarck für seinen Feind hielt), hastig auf und erklärte jede Verdächtigung dieser Art für frivol. „Es ist beleidigend für die Armee, wenn man ihr überhaupt zumutet, daß unter uns ein Geist bestehen könnte, der in irgendwelche Opposition zu der Regierung Seiner Majestät zu treten vermöchte.“ Die Worte waren behutsam gewählt: schon damals gab es Leute, die meinten, Bismarck „verschnaufe“ nur noch und gehöre nicht mehr zur „Regierung Seiner Majestät“. Die stilistische Feinheit des Zornrufes lernte man freilich erst später schätzen. Längst wissen wir ja, daß Waldersee damals wirklich eine der offiziellen feindliche Politik trieb und seine Leute in der Stille gegen Bismarck mobil machte; wenn er nichts weiter sein wollte als des Königs gehorsamster Soldat, brauchte er dem verbummelten Redakteur Hammerstein nicht à fonds perdu hunderttausend Mark zu leihen, dem vielseitigen Journalisten Normann-Schumann nicht beträchtliche Summen zu schenken. Im November 1889 konnte der Staatssekretär Graf Herbert Bismarck nur „aus vollem Herzen“ der Erklärung des Kriegsministers zustimmen. Das klang nach Chamade; und der jüngere Bismarck fuhr stracks nach Berlin, schüttelte den hellen Kopf und sagte: „Wenn Ihr den Mann nicht unterkriegen könnt, wär's besser gewesen, ihn ungeschoren zu lassen.“ Der Vater hatte dennoch weiter gesehen als der Sohn. Seine Streiche haben Waldersees Hoffnungen geköpft. Der als Frömmeler, als Antreiber zum Zweifrontenkrieg Verdächtige konnte nicht Kanzler werden. Der Ulan hat die Wucht dieser Hiebe empfunden; im Oktober 1894 schrieb er: „Es paßte schon dem Fürsten Bismarck gut, mich als Mucker, Stoeckerianer, schwarzen

Reaktionär, Kriegstreiber usw. darzustellen, so daß der Durchschnittsphilister Gänsehaut bekam, wenn von mir die Rede war. Herr von Caprivi gefiel sich darin, in dasselbe Horn zu stoßen, und ist mein Ruf unter ihm nicht besser geworden.“ So sprach er fünf Tage nach der Ernennung des dritten Kanzlers. Daß er noch einmal ins alte Palais Radziwill einziehen werde, glaubte er selbst wohl nicht mehr. Nach Straßburg wollte er, Statthalter werden; und „es paßte ihm gut“, sich für einen nationalliberalen Mann und überzeugten Exportpolitiker auszugeben. Vorurteile kannte er nie. 1888 setzte er auf Stoeckers Karte und war Hyperkonservativer von der schwarzen Talarfärbung; 1904 saß er mit dem Theaterdirektor Lindau am Eßtisch des Geheimrats Goldberger, von dem er Empfehlungen an amerikanische Großkapitalisten erbat. 1889 sagte er: „Euer Majestät glorreicher Ahnherr wäre seinem Volke nie Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich die Allmacht eines Ministers geduldet hätte“; 1891 stöhnte er in Friedrichsruh über das persönliche Regiment, das einem Staatsmann von starkem Verantwortlichkeitsgefühl keinen Raum gewähre. Im August 1900 nannte er sich in einer Depesche einen „Oberbefehlshaber in partibus infidelium“, verglich sich also selbst den Titularbischöfen, die in akatholischen Ländern keinen Sitz und keine Diözesentätigkeit finden; bald danach zog er, auf dem Wege nach China, als Triumphator durchs deutsche Land und tat, als hänge Heil oder Unheil von seinem Wirken ab.

Er konnte die Zunge nicht im Zaum halten. Konnte es, trotz höfischer Gewöhnung, auch nicht, als er in Schlesien die Manöverleistung des Kaisers zu kritisieren hatte. In seinen Nerven zitterte noch der Groll darüber, daß Caprivi, den er spöttisch den genialen Feldwebel zu nennen pflegte, ihm vorgezogen worden war; der fromme Ulan vergaß, daß sein Kaiser aufgehört hatte, sein Schüler zu sein, und es kam vor versammeltem Kriegsvolk zu einer peinlichen Szene. Der Generalstabschef fand seine Autorität vor jungen Offizieren geschmälert, wollte gehen, wurde aber von einem ironisch

lächelnden Mund zum Bleiben bestimmt. Nicht lange danach saß er in Altona, wo er im praktischen Truppendienst neue Erfahrungen sammeln sollte. Allzu oft war geraunt worden, der Mann der verwitweten Prinzessin von Holstein sei der einzige Mensch, der auf den Kaiser Einfluß habe. Zäumet, Ihr Frommen, die Zunge, mahnt Jakobus. Waldersee, Verdy, Stoecker: alle fielen. Und es war ein karger Trost, daß vor ihnen Bismarck gefallen war.

Dessen Nachbar wurde Graf Alfred nun; Nachbar und Wächter. Der General von Leszczyński hatte dem Entlassenen zu hohe Ehre erwiesen und sich dadurch, trotz seinen Meriten, mißliebig gemacht. Der neue Kommandierende war vorsichtiger. Er kam zwar manchmal in den Sachsenwald, ließ aber von der Schweiz aus durch sein journalistisches Gesinde verkünden, er habe keine persönlichen Beziehungen zum Fürsten Bismarck, und hielt sich streng an die Berliner Ordre. Das wurde ihm leicht; denn der Fürst liebte ihn nicht, schätzte ihn nicht einmal als Intelligenz besonders hoch ein und hat wahrscheinlich nie ein intimes Wort mit ihm gewechselt. „Ich habe bei seinen Besuchen immer das Gefühl, er wolle (oder solle) nachsehen, ob es schon Zeit sei, einen schicklichen Kranz zu bestellen. In meiner amtlichen Tätigkeit war ich gewöhnt, bei Tisch, wenn es sein mußte, Jagd- und Ballgeschichten der insipidesten Art zu erzählen; außerdem sorgten Armeefragen und gemeinsame Hamburger Bekannte dafür, daß der Stoff niemals ausging.“

Waldersee paßte sich rasch dem neuen Milieu an. Keine Spur mehr von altpreußischer Orthodoxie: ein moderner Mensch, der dem Großhandel wohlwollendes Verständnis entgegenbringt und Herrn Ballin mit Komplimenten bewirtet. Auch keine Spur mehr von Animosität gegen Bismarck. „So lange der Fürst lebt,“ pflegte er zu sagen, „wird es immer zwei Kanzler geben; und der zweite Kanzler ist nicht zu beneiden.“ Er operierte sehr geschickt, stieß nirgends an, war bei den Senatoren eben so beliebt wie in seinem Corps, sprach nur auch dort noch zu viel. Alle paar Monate wurde mir berichtet, was der General wieder ausgeplaudert habe;

die sekretesten Dinge. Auch anonyme Briefe kamen, in Spiegelschrift, mit dem Poststempel Altona; kleine und große Bosheiten gegen Caprivi, Hohenlohe, Bronsart und . . . Ob der Kürassier mit dem Ulanen wohl auch über die beiden interessanten Männer gesprochen hat, denen sie auf ihrem Lebensweg begegnet waren, über den Grafen Guido Henckel und Herrn von Holstein? Waldersee hat beide als junger Stabsoffizier in Paris kennen gelernt. Der kluge Graf Henckel, dem Madame Paiva, die Freundin Gambettas, alle Türen öffnete, konnte dem mit allerlei delikaten Aufträgen bepackten Oberstleutnant in den Tagen der Okkupation wichtige Dienste leisten. Der Dank blieb nicht aus; daß Fürst Guido von Donnersmark, der so lange, der ärgsten Intriguen verdächtigt, im Schatten stehen mußte und über dessen Haus die Hofacht verhängt war, in höchste Gunst kam, war zum größten Teil Waldersees Werk. Nicht so ungetrübt blieb das Verhältnis zum Herrn von Holstein. Waldersee hat politisch lange mit ihm zusammen gearbeitet; unterirdisch. Als der Geheimrat in sorgsam gefeilten Briefen Bill Bismarck als Helfer gegen die angebliche Russophilie des Kanzlers und des Staatssekretärs Herbert zu werben versuchte, spielte er zugleich Waldersees Partie. Als der Generalstabschef aus Paris und Petersburg diplomatische Berichte wünschte, in denen die Vorgänge sich anders als in den amtlichen Notizen spiegeln sollten, hat ihm Herr von Holstein, der Geheimkontrolleur aller deutschen Gesandtschaften, wahrscheinlich den Weg zu den reinlichsten Quellen gezeigt. Dann aber kam es zum Bruch der Sozietät; und der treffliche Minierer traute dem früheren Kampfgenossen nun gleich das Schlimmste zu. Fast so Schlimmes wie dem Grafen Henckel, den er (irrend) für den Instigator des im Kladderadatsch gegen den Austernfreund begonnenen Feldzuges hielt. Herr von Holstein war seiner Sache so gewiß, daß er den General von Bissing als Kartellträger zum Grafen Guido sandte. Zum Greisenduell kam es nicht; Waldersee griff als Sekundant Henckels ein. Das alte Band war zerrissen. Doch an einen neuen Pakt zwischen Grimbart, dem Dachs, und Oheim Rei-

neke war fortan nicht wieder zu denken. Der Dachs sitzt noch immer in seinem Bau, befährt, als mißtrauischer Einsiedler, nachts noch immer die Röhren, fängt sich Reptilien und nimmt Nester aus. Reineke aber, der pfiffige Meister, ist tot.

Ich habe mich wieder
In die Gunst des Königs gehoben, ich werde, wie vormals,
Wieder im Rate mich finden und unserm ganzen Geschlechte
Wird es zur Ehre gedeihn. Er hat mich zum Kanzler des Reiches
Laut vor allen ernannt und mir das Siegel befohlen . . .

So weit hat es Alfred Waldersee, der ein prachtvolles Fuchsgesicht hatte, trotz allem Mühen nicht gebracht; doch auch nicht das schmäbliche Ende gefunden, das der Wolf mit seinen Verwandten ihm wünschte. „Über und über gesalbt“, schlich er sacht sich in allerhöchste Gunst zurück. Zwölfter Gesang: „Reineke neigte sich tief vor dem Könige, neigte besonders vor der Königin sich und kam mit mutigen Sprüngen nun in den Kreis.“ Schwarzer Adler, Generaloberst, Generalfeldmarschall, Pour le mérite, Generalinspekteur. Der Mann, der nie ein Heer zu ernstem Kampf geführt hat, ist wie der ruhmreichste Feldherr bestattet worden. Lorbeer und Holzzellulose . . .

L I P P E

AM SECHSUNDZWANZIGSTEN SEPTEMBER 1904, morgens um neun, ist Ernst Kasimir, Graf und Edler Herr zu Lippe-Biesterfeld, an Herzmuskelschwund gestorben. Der Tod kam unerwartet, unerfleht. Fast dreißig Jahre lang war Graf Ernst gelähmt, war er vom Bett in den Rollstuhl, vom Rollstuhl ins Bett gebracht worden. Doch der stille, tapfere, in tiefster Seele fromme Herr trug sein Leid mit so heiterer Geduld, sprach so selten von seinem Schmerz, daß die Kinder sich in die Hoffnung eingelebt hatten, noch lange dem Vater gehorchen zu dürfen. Nun lag er zur letzten Rast. „Gott und mein Recht“: Das war der Wahlspruch dieses

Christenlebens gewesen. Eines Lebens, in dessen Dunkel die Sonne nur in kurzer Abenddämmerung noch einen leuchtenden Scheidegruß geschickt hatte. Sechs Kinder und ein für die Repräsentation hohen Ranges geringes Vermögen. Karge Tage in Oberkassel, im Posener Bezirk. Längst keine Möglichkeit mehr, frei, wie am Feldrain der glückliche Bettler, die Glieder zu rühren. Der langwierige, widrige Hader um Regentenrecht und Thronfolge. Hundert ungesühnte Kränkungen. Auch nach dem Sieg seines Rechtes noch wie verfehmt, von den meisten Bundesfürsten gemieden, von der Reichsspitze her mit mißtrauischem Groll beobachtet, mit rauhem Wort, ein kranker Greis, schuldlos gezüchtigt. Bis in die letzte Lebensstunde die Sorge um die Wahrung erbten Rechtes, die quälende Gewißheit, umspäht, aus Minengängen umdroht zu sein . . . Diesem Erleben mag Graf Leopold Julius, der älteste Sohn, nachgedacht haben, da er die Hand des Vaters erkalten fühlte. Dessen evangelischer Sinn hatte, auch mit kaum noch vernarbten Wunden, immer gewarnt: Lasset Euer Herz nicht verbittern; gebet jedem, was ihm gebührt, und greifet selbst in Wünschen nicht frevelnd nach Wage und Schwert des höheren Richters! Der verwaiste Sohn wollte gehorchen. Noch in derselben Morgenstunde erfüllte er die Pflicht, dem Kaiser ehrerbietig zu melden, daß sein Vater gestorben, die Regentschaft, nach Erbrecht und Landesgesetz, auf ihn übergegangen sei. Ehe die Sonne sank, hielt er die Antwort in zitternden Händen. „Graf Lippe-Biesterfeld, Detmold. Spreche Ihnen mein Beileid zum Ableben Ihres Herrn Vaters aus. Da die Rechtslage in keiner Weise geklärt ist, kann ich eine Regentschaftsübernahme Ihrerseits nicht anerkennen und lasse auch das Militär nicht vereidigen. Wilhelm I. R.“ Keine Anrede; der kühlsche Ausdruck der Teilnahme; der schroffste Einspruch, der zu erdenken war. Diese Depesche erhielt ein Offizier, der dem König von Preußen treu gedient, ein vom Willen eines starken deutschen Stammes zum Monarchenrecht Berufener, der die Ehrfurcht vor dem Imperator nie verletzt hat; ein Sohn, der vom kaum erkalteten Leichnam des Vaters kam.

Nicht uns ziemt es, den fern von Höfen lebenden Bürgern, die Form zu regeln, in denen die Fürsten und Regenten deutscher Bundesstaaten untereinander verkehren sollen. Ob es nötig war, den härtesten Ton anzuschlagen und einen tief Trauernden fühlen zu lassen, daß er auf die reichen Fleischbewahrern gern doch gespendete Freundlichkeit keinen Anspruch hat: diese Frage dürfen wir öffentlich eben so wenig beantworten wie die andere: ob der Satz, der „einer Regentschaftübernahme Ihrerseits“ die Anerkennung weigert, nicht auch dem Genius der deutschen Sprache Schmerz bereiten konnte. Wir haben uns an die Sache zu halten; haben zu prüfen, ob das Wort, der Wille des Kaisers mit dem Wort und Willen der Reichsverfassung zu einen ist. Und auf diese Frage lautet die Antwort kurz und klar: Nein.

„Die Rechtslage ist in keiner Weise geklärt.“ Der Kaiser irrt. Das lippische Landesgesetz vom vierundzwanzigsten März 1898 bestimmt, nach dem Tode des Grafen Ernst habe dessen ältester Sohn die Regentschaft zu übernehmen. Darüber ist kein Zweifel möglich. Nach diesem Gesetz, gegen das nur die fürstliche Linie Schaumburg-Lippe protestiert hat, ist Graf Leopold Regent des Fürstentums. Ob der Kaiser ihn als Regenten anerkennt oder nicht anerkennt, ist ganz gleichgiltig; ist vielleicht eine beiden Herren wichtige Privatangelegenheit, rechtlich aber belanglos. Wenn der Kaiser die ihm zu ewigem Bund vereinten Fürsten und Regenten deutscher Staaten anzuerkennen hätte, wären sie ihm untergeben und ihr Recht hinge am Wink seines Auges. Nach der Reichsverfassung aber sind sie ihm, dem ihr freier Wille den Kaisertitel schenkte, an souveräner Hoheit gleich und nicht in Gefahr, ihr Herrschaftrecht vom primus inter pares auch nur um Haaresbreite geschmälert zu sehen. Er hat ihnen, sie haben ihm Anerkennung weder zu gewähren noch zu weigern; sie wohnen, wie er, in eigenem, durch Verfassung und Landesgesetz fest abgegrenztem Recht. „Ich lasse auch das Militär nicht vereidigen.“ Nach Artikel 66 der Reichsverfassung sind die Bundesfürsten „Chefs aller ihren Gebieten angehörenden Truppenteile und genießen die da-

mit verbundenen Ehren. Auch steht ihnen das Recht zu, zu Polizeizwecken nicht bloß ihre eigenen Truppen zu verwenden, sondern auch alle anderen Truppenteile des Reichsheeres, die in ihren Ländern disloziert sind, zu requirieren.“ Nach dem sechsten Artikel der Militärkonvention vom vierzehnten November 1873 haben die für das Landeskontingent ausgehobenen Wehrpflichtigen dem Bundesfürsten den Fahneneid zu leisten; nach dem siebenten Artikel steht der Bundesfürst zu allen in seinem Gebiete dislozierten Truppen „im Verhältnis eines Kommandierenden Generals“. All diese Rechte fallen dem Regenten zu, der den durch unheilbare Krankheit behinderten Fürsten vertritt. Graf Leopold ist gesetzlich bestellter Regent, Chef aller seinem Gebiet angehörenden Truppenteile und berechtigt, den zur Wehrpflicht ausgehobenen Landeskindern den Fahneneid abzufordern. Verbietet der Bundesfeldherr, trotz der Aufforderung, diesen Eid zu leisten, versagt er dem Regenten auch nur das geringste militärische Ehren- oder Disziplinarrecht, dann fehlt er gegen Wortlaut, Sinn und Zweck der Verfassung und der Militärkonvention, die, sobald ein Kontrahent sie verletzt, zu gelten aufhören.

Jeder hat in seiner Zeitung gelesen, wie die Depesche des Kaisers im ganzen Reich gewirkt hat. Wer aus Frankreich, England, Italien Blätter bekam, konnte Schlimmeres lesen. Keiner hat die Depesche, die das Ausland als ein neues Symptom deutscher Unmündigkeit verzeichnete, zu loben gewagt, selbst der Sanfteste sie einen ungeheuren Fehler genannt; und die gedruckte Kritik gibt noch keine Vorstellung von dem Urteil, das unter vier Augen gefällt wurde, von Excellenzen und Rittern der höchsten Halsorden sogar. Gut bediente Geschäftsträger könnten von den Bundeshöfen merkwürdige Aussprüche berichten. Glissez, poète . . . Als der erste Schreck überstanden war, krochen leis ein paar Schwichtiger ans Licht und begannen ein klägliches Gewinsel. Eine ungemein traurige Sache; besser wäre es vielleicht ja gewesen, wenn der Kaiser den trauernden Biesterfeldern kurze Schonzeit gegönnt hätte. Ganz ungerecht aber, ver-

werflich, nichtswürdig sei es, noch immer von dem Prinzen Adolf, dem Schwager des Kaisers, als dem Rivalen Leopolds zu reden. Wenn Schaumburg seinen Agnatenanspruch durchsetze, werde Fürst Georg, nicht sein jüngerer Bruder Adolf, von Karl Alexander den Lippethron erben. Der ewige Hinweis auf die Schwagerschaft solle nur die von allen anderen Seiten sachlich geführte Debatte vergiften. Keine üble Finte; doch eine Finte nur. Vor vierzehn Jahren, ehe die Prinzessin Viktoria sich dem Prinzen zu Schaumburg vermählte, ist die Zusage geheischt und gegeben worden, Adolf solle, wenn die schaumburgische Linie siege, Fürst zur Lippe werden. Nur unter dieser Bedingung wurde der Ehebund geschlossen; und Woldemars unauffindbarer Erlaß, der Adolf zum Regenten ausersah, ist denn auch nur um vier Wochen älter als diese Ehe. Zu so unnützer Hetze sollte man die Rüden nicht loskoppeln. Um Adolf handelt sichs. Daran hat auch Bismarck nie gezweifelt. Er las den Artikel noch, in dem ich gesagt hatte: „Für das Thronfolgerecht der Biesterfelder hatte sich, aus politischen Gründen, in Privatunterhaltungen auch Fürst Bismarck ausgesprochen; man müsse, meinte er, selbst wenn die Rechtslage weniger klar wäre, als sie in Wirklichkeit sei (er fand sie damals also klar), schon um die für die Reichseinheit wichtige Stimmung der Bundesfürsten nicht leichtfertig zu verbittern, auch den Schein meiden, als könne der Schwager des Kaisers mit besonders zärtlicher Rücksicht behandelt werden.“ Mit Recht hat der Geheimrat Kahl, der tapfere, kluge und treue Freund des Grafen Ernst, sich auf die Tatsache berufen, daß der erste Kanzler ein „sachlich überzeugter Anhänger des Biesterfelder Rechtes gewesen sei.“ Ich hörte ihn oft darüber sprechen. Er hatte die Akten des Rechtsstreites studiert und kein Hindernis gefunden, das den Biesterfeldern, Vater und Sohn, den Weg zum Thron sperren konnte. Daß sie gekränkt wurden, verdroß ihn. „Den Welfen, deren nationaler Puls nicht ganz so zuverlässig ist, wurde zugerufen, Recht müsse doch Recht bleiben; gewiß: aber hic et ubique.“ Am siebenten Oktober 1895 hatte er auf

eine schriftliche Anfrage geantwortet: „Nach meiner staatsrechtlichen Überzeugung halte ich die Erbensprüche des Grafen Ernst zur Lippe für wohlbegründet und würde für sie auch aus politischen, nicht bloß rechtlichen Gründen eintreten, wenn ich im Amt wäre.“ (Bismarck-Jahrbuch III, 482.) Und als er in einer Zeitung die Behauptung las: er sei kein Jurist, in diesem Streit also nicht als Sachverständiger anzuerkennen, gab er mir das Blatt und sagte scherzend: „Der Esel! Ich soll kein Jurist sein? Dabei habe ich schon als Potsdamer Referendar die dauerhaftesten Ehen geschieden.“ Doch die Sache nahm er sehr ernst; und wäre sicher nicht stumm geblieben, wenn er den Tag erlebt hätte, der aus Rominten den Rauhreif nach Detmold trug.

Auch Graf Bülow blieb nicht stumm. Diesmal konnte er nicht, wie nach der Swinemünder Depesche sagen, der Kaiser habe nur als Privatmann gesprochen und deshalb auch seinem Namen keinen Titel beigefügt; das seltsame Kondolenztelegramm trägt die Unterschrift: „Wilhelm Imperator Rex.“ Auch mit erneutem Hinweis auf das unphilistrische Wesen seines Herrn konnte er sich nicht aus der Klemme helfen. Er mußte seine Entlassung fordern oder den Kaiser zum Rückzug überreden. Zum erstenmal in der vierunddreißigjährigen Geschichte des Deutschen Reiches hat eine Bundesregierung offen und öffentlich dem Kaiser Nichtachtung der Landesgesetze vorgeworfen, mit „energischster Verwahrung“ gegen den Kaiser den Bundesrat angerufen, hat ein Staatsministerium und eine Volksversammlung mit gleicher Entschiedenheit gegen das Handeln des Reichshauptes protestiert. Wer Marksteine sucht: da ist endlich einer. Der Kaiser war im Unrecht; er hatte unklar genannt, was klar wie die Sonne schien, bestritten, was er nicht bestreiten durfte. Grund genug für einen gewissenhaften Kanzler, ders gut mit seinem Monarchen meint, das trennende Wort zu sprechen: Nicht weiter, hier endet die Pflicht; nur für Handlungen, zu denen ich mitwirken durfte, kann ich die Verantwortung tragen; die Majestät soll erkennen, daß es noch Männer gibt, die um keinen Preis zu Handlangerleistung zu

dingen sind. Seinem Herrn und sich selbst hätte Graf Bülow durch solche Rede, die Tat gewesen wäre, einen unvergeßlichen Dienst erwiesen. Seinem Herrn, dessen wechselnden Winken jeder, seit Bismarck ging, mit Wesirgeschäftigkeit gehorcht hat und der deshalb lächeln dürfte, wenn er von Wert und Würde des im Amtsfrack noch freien Manns reden hört. Sich selbst: der unter solcher Begründung aus dem Dienst Geschiedene wäre der populärste Mann im Reich, der Held Europas gewesen. (Denn euer künstlich, mit Lügengülverchen, erhaltener Schlummer, eure arme Zeitungsweisheit ahnt nicht, gute Bürger, wie Europa längst schon über eure Untertanschaft denkt.) Der Kanzler wollte diesen Weg nicht gehen. Weil Macht doch süß ist, wie Leo Caprivi sagte, selbst so leoninisch geteilte noch immer süß? Weil ich Patriot bin, wird Graf Bülow wieder zu den Freunden sprechen; weil nur der nationale Gedanke mir Leitstern ist; und weils nach meinem Rücktritt noch schlimmer würde. (Schlimmer? Klarer nur; und nirgends bedarf die Rechtslage so dringend der Klärung wie im Deutschen Reich.) Er bleibt; wird sich weiter bemühen, kleine und große Mauerisse mit Kitt zu verkleben. Poor Yorick! Auch auf diesem Feld bist du der Mann der verpaßten Gelegenheiten.

Immerhin: was die Natur ihm zu tun erlaubte, hat der Kanzler getan. Einen Brief geschrieben, der, nach zwölf Tagen, eine „authentische Interpretation“ der Jagdschloßdepesche geben sollte. „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt“; zwischen Rominten und Homburg liegt ja die ganze Breite des deutschen Lebens. Graf Bülow hatte sich Zeit gelassen und war doch nicht zu innerer Ruhe gelangt. Er schreibt sonst hübsch, hat im Ausdruck oft sogar eine Feuilletongrazie, die unverwöhnte Sinne bezaubert. Diesmal war's fürchterlich. „Seine Majestät der Kaiser hat mit diesem Telegramm lediglich bezweckt, die vorläufige Nichtvereidigung der Truppen für den Regenten und den Grund derselben mitzuteilen.“ Wir wollen annehmen, daß die Erregung stürmischer Tage nachzitterte; nicht im Stil nur: auch im Inhalt ists zu spüren. „Mit der Auffassung des Bundesrates, daß

die Rechtslage noch ungeklärt sei, konnte Seine Majestät sich nicht in Widerspruch setzen.“ Der Bundesrat hält die Frage für streitig, wer nach dem irrsinnigen Karl Alexander in Lippe Fürst sein solle, hat noch nie aber angedeutet, wie er über das Regentenrecht des Biesterfelders denkt. Daß Thronfolge und Regentschaft verschiedene Dinge sind, weiß Graf Bülow natürlich; doch er war in der Wahl der Worte und Argumente nicht so gewandt wie sonst. Wer will darüber staunen? Der Kanzler stand vor der ungewöhnlichen Aufgabe, den Inhalt einer vom Rex und Imperator unterzeichneten Depesche zu widerrufen und doch den Schein völliger Übereinstimmung zu wahren. Das hat er, so gut ers vermochte, getan. „Authentische Interpretation“. Wenn schon Fremdwörter sein durften, hätte ich ein paßlicheres empfohlen: désaveu, das, weil es Erklärung, Widerspruch, Ableugnung bedeuten kann, mit seiner Spurweite hier willkommen sein mußte. Graf Leopold wird „der Regent“ genannt; die Truppen werden nur „vorläufig“ nicht vereidigt; der Kaiser, der zwölf Tage vorher die „Übernahme der Regentschaft nicht anerkennen konnte“, hat jetzt nicht die Absicht, „der derzeitigen Ausübung der Regentschaft im Fürstentum durch den Herrn Grafen Leopold zur Lippe irgendwelches Hindernis zu bereiten“ (auch als Bundesfeldherr also nicht; denn nur da könnt er's); und die „lippische Frage wird, ausschließlich nach Rechtsgrundsätzen, unter den Auspizien des Bundesrates auf schiedsrichterlichem Wege so schnell wie möglich ihre Erledigung finden.“ Mehr hat Lippe, anderes das Haus Biesterfeld niemals begehrt. Wenn Graf Bülow nicht in den Sielen stirbt, wird man diesen Brief, der den (sicher nur rühmlichen) Rückzug des Kaisers verkündet, zu den Ursachen seines Todes rechnen. Die erbherrliche Grafenlinie hat im ersten Treffen gesiegt; und der Staatsminister Gevekot, einst Erster Staatsanwalt am Detmolder Landgericht und jetzt wirklich der furchtlos umsichtige Anwalt seines Staates, ist vom Kaiser zur Museumsweihe huldvoll nach Berlin geladen worden. Von dem Deutschen Kaiser, gegen dessen Nichtachtung lippischer Landesgesetze

er vor Alldeutschlands Ohr am ersten Oktober den Schutz des Bundesrates angerufen hatte.

Um neuen Möglichkeiten des Zankes zwischen den „auf ewig“ verbündeten Regierungen vorzubeugen und die Fürsten, Regenten und Thronfolger rasch zu beruhigen, die der bloße Gedanke, ihre Macht müsse vom Kaiser „anerkannt“ werden, wieder in den längst abgelegten Harnisch gebracht hat, muß in allen Landtagen des Reiches, großen und kleinen, die Sache erörtert werden; anständig, aber rückhaltlos. In allen muß die Mehrheit die Regierung ermahnen, das Recht der Einzelstaaten streng zu wahren. Preußen sollte den Anfang machen; zur Ausrodung alten Mißtrauens bietet sich nicht leicht wieder solche Gelegenheit. Das muß geschehen, weil Deutschlands Völker und Fürsten die Gebote der Selbstachtung nicht verlernen wollen; weil die zwischen Telegramm und Interpretation verstrichenen Herbsttage auch dem Blödesten gezeigt haben, was auf dem Spiele steht; und weil eine Reichsgefahr, von der die deutsche Erde noch bebt, nicht mit ein paar leeren Zeitungsphrasen abgetan werden darf. Oder soll alles wieder nur das alljährlich einmal wiederkehrende Mißverständnis gewesen sein, das der Tüncherpinsel von der Tafel des Erinnerns wischt? Hat die deutsche Volkheit zwölf Tage lang in Zorn und Sorge die Kraft ihres Wollens vergeudet, weil der in Rominten pirschende Kaiser zufällig andere Worte fand, als der in Homburg badende Kanzler sie demselben Trachten gesucht hätte? Dann bitten wir ergebenst, daß die beiden Herren einen vermittelnden „Minister am kaiserlichen Hoflager“ wählen oder sich fortan über die Orte einigen, deren Lage ihnen erlaubt, ihre Gesundheit zu pflegen, ihren Neigungen nachzugehen und doch gemeinsam das Reich zu betreuen.

Da die Prinzessin Viktoria von Preußen den bulgarischen Battenberger nicht erlangen durfte, wurde sie dem (auch dunkelbärtigen) Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe verlobt. Die Tochter, die Schwester des Kaisers dem dritten Sohn des reichen, aber kleinen Bückeburgers. Diesem aber war ein Thron gewiß; fest zugesagt; heimlich in einem Ge-

setzentwurf von zwei regierenden Herren zuerkannt. Daß Adolf in Lippe herrschen, in Detmold residieren werde, war Bedingung des Ehepaktes. Er wurde Ritter vom Schwarzen Adler, und nach dem Tode des Fürsten Woldemar zur Regentschaft berufen. Daher die allergrößte Wut, als zuerst die Leipziger Juristenfakultät (einstimmig), dann das vom Bundesrat eingesetzte Schiedsgericht gegen Adolf für den Biesterfelder Grafen Ernst entscheidet. Adolf veröffentlicht vor seinem Rücktritt das hier folgende Telegramm seines Schwagers, des Deutschen Kaisers: „Deine Regentschaft ist gewiß für das schöne Land ein Segen gewesen; einen besseren Herrn und auch Herrin wird Detmold nie wieder erhalten. Viele Grüße an Viktoria und kaiserlichen Dank für die hingebende Treue, mit der Du Deines Amtes gewaltet.“ Dem legitimen Grafen-Regenten Ernst präsentiert eine schwache, vom Adjutanten des Bezirkskommandos befehligte Schloßwache das Gewehr. Die Regimentsmusik war für ihn nicht zu haben und seinen Kindern wurden die Honneurs versagt. Als der Graf-Regent den Kaiser ehrerbietig gebeten hatte, die Änderung dieses Verhaltens anzuordnen, bekam er die Antwort: „Ihren Brief erhalten. Anordnungen des kommandierenden Generals geschahen im Einverständnis nach vorheriger Anfrage. Dem Regenten, was dem Regenten zukommt; weiter nichts. Im übrigen will Ich Mir den Ton, in welchen Sie an Mich zu schreiben für gut befunden haben, ein für alle Mal verboten haben. Wilhelm R.“ Graf Ernst hat seinen Brief, das Telegramm des Kaisers und eine Denkschrift den deutschen Bundesfürsten „zur Kenntnisnahme“ unterbreitet. Nach Ernsts Tod erklärte Wilhelm, daß er die Regentschaft nicht anerkenne (Adolfs Advent war ja seit fast zwei Jahrzehnten „verbürgt“); und dem Begräbnis durfte die Garnison nicht beiwohnen. „Wegen Typhusgefahr“.

(Lippes „bestverständigste Herrin“ hat sich jetzt, an der Schwelle des dreiundsechzigsten Lebensjahres, einem russischen Eintänzer vermählt, dessen dreiundzwanzig Lenze sie Jazzlokalen und bei anderer Kurzweil schätzen lernte.)

SÜDWESTAFRIKA

WIEDER WURDE IN BERLIN EINS DER DENKMALE enthüllt, die kultivierten Menschen die Tiergartengegend verleiden. Diesmal war Roon das Opfer. Der übliche Pomp; die übliche Phrasenparade. Von Roon hatte selbst Ranke, der doch kein mißvergnügter Frondeur war, gesagt: „Als ein großer Mann kann er überhaupt nicht gelten. Aber er war brauchbar und dem König sehr hilfreich, um seine Ideen durchzuführen; wacker im Streit, in der Konversation nicht ohne Geist.“ Doch wer in Stein gemetzt ist, muß ein großer Mann sein; wenigstens am Tage der Denkmalsenthüllung. Herr von Einem, der, als Kriegsminister, die Feierrede hielt, wußte, was er der Weihestunde schuldig war. „Der große Kaiser“. Roon steht neben Scharnhorst und Boyen; „in der Reihe der Dritte, aber wahrlich nicht der Letzte.“ Trotzdem er nur „die für die Armee gehegten Pläne seines Königs ausgeführt hat“. Sein größtes Verdienst: daß er Bismarck fand und den verzweifelnden König überredete, den gehaßten Junker an die Spitze der Regierung zu stellen, wurde natürlich nicht erwähnt. Paßt auch nicht in die herrschende Handlangerlegende. „Kaum eine andere Nation hat eine Stätte so glorreicher Erinnerungen aufzuweisen.“ Und so weiter. Der Grundgedanke: Roons sorgliche Voraussicht hat die stete Bereitschaft des Heeres gesichert, hat bis ins kleinste alles so unverrückbar fest organisiert, daß die preussische, die deutsche Armee immer gerüstet war, „für die Ehre, Würde und Unabhängigkeit des Vaterlandes die höchste Kraft einzusetzen“; und dieses heilige Vermächtnis . . . Das wurde mittags gesprochen; vom Kriegsminister vor den Ohren des Kanzlers, des Generalstabschefs, des Staatssekretärs im Reichsmarineamt. Am Abend desselben Tages lasen wir die offiziös verbreitete Botschaft: leider sei es unmöglich, die zur Niederwerfung des Aufstandes nötige Truppenzahl nach Südwestafrika zu schicken, denn die Landungsverhältnisse seien in Swakopmund so schlecht, daß die Soldaten nicht vor den letzten Januartagen an Land kommen könnten;

ratsam sei deshalb, die beiden fürs Hereroland zu formierenden Bataillone erst im November und Dezember abgehen zu lassen. Von heiligen Vermächtnissen, von der Ehre, Würde und höchsten Kraft des Vaterlandes war in dieser Notiz nicht die Rede.

Wenn wir vernähmen, England, Rußland, Frankreich, irgendeine Großmacht könne ihre zur Besiedelung fernen Gebiete ausgewanderten Kinder nicht schützen, nicht die zum notdürftigsten Schutz ausreichende Truppenzahl landen: ein Hohngelächter würde der Kunde als Echo folgen. Und ein Dank an die Vorsehung, daß solche Lotterwirtschaft bei uns nicht möglich ist. Jetzt? Die liebe Öffentliche Meinung hat keine Zeit, sich um Südwestafrika zu kümmern. Wozu auch? Wir haben die beste Heeresorganisation der Welt, eine Flotte, vor deren Anblick John Bull das Herz in die Hosen fällt, und so glorreiche Erinnerungen wie kaum eine andere Nation. Daß in Swakopmund die Mole nichts taugt, ist ja unangenehm; aber die Firma Woermann hat für ihre auf Löschung wartenden Dampfer schon mehr als drei Millionen Mark Liegegelder gefordert und erhalten und es wäre unklug, durch übereilte Truppentransporte diese Summe noch zu erhöhen. Auch da drüben wird's wieder ruhig werden. Gegen Elementarereignisse ist nun einmal kein Kraut gewachsen. und niemand dafür verantwortlich zu machen, daß eine Mole unbrauchbar geworden ist.

Wirklich niemand? Ich bin anderer Meinung. Seit Jahren wird über die Landungsverhältnisse in Swakopmund geplagt. Schon in Kolonialschriften aus dem Jahr 1898 ist zu lesen, daß die kleinen Schiffe der Woermann-Linie zum Löschen der Ladung ungefähr vierzehn Tage brauchten. Dann hörten wir, nun werde ein brauchbarer, dauerhafter Hafendamm gebaut. Ist er nicht fertig geworden oder war die Anlage so jämmerlich, daß er nach drei Jahren schon wieder völlig versagt? Ich weiß es nicht, kann mich überhaupt, da ich nie in Deutsch-Südwestafrika war und von der Literatur nicht viel mehr als die Schriften von François, Bülow und Leutwein kenne, nicht für sachverständig ausgeben. Weiß aber, daß

auch die Herren, die in der Wilhelmstraße das Geschick die-
glücklichen Kolonie bestimmen, das Land nicht kennen.
Weiß, daß sie für Südwestafrika nichts getan haben, weil's
ihnen nur darauf ankam, dem Reichstag Rentabilitätsberech-
nungen vorzulegen, wie sie kein Bankdirektor ungestraft
wagen dürfte. Und weiß, daß drüben seit fast einem Jahr
Krieg geführt und die Lage für die deutschen Ansiedler und
das deutsche Ansehen von Tag zu Tag gefährlicher wird,
weil die Vorbereitung für den Kriegsfall in skandalöser
Weise vernachlässigt war.

Herr von Trotha ist nicht schuldig. Er kam mit unzu-
reichender Mannschaft und fand die schwierigste Situation.
Vielleicht war's ein Fehler, dem Obersten Leutwein gerade
in der Kriegszeit das Kommando zu nehmen. Die Sehweite
seines Auges hat sich als unzulänglich erwiesen; aber er
kennt das Gelände und hat über die unterworfenen Stämme
eine persönliche Gewalt, die der beste Mann nicht in kurzen
Wochen erwerben kann. Als Herr von Trotha ernannt war,
schickte der Hauptmann a. D. Dannhauer an den Berliner
Lokalanzeiger eine Depesche, die den Vermerk trug: „Dem
Reichskanzler vorzulegen!“ Darin war gesagt: unsere älte-
sten Afrikaner seien überzeugt, daß die bisher treu gebliebe-
nen Stämme abfallen und zu den schlimmsten Mordtaten be-
reit sein würden, wenn Leutwein zurückträte. So ist's ge-
kommen. Hendrik Witbooi selbst, der Treuste der Treuen,
dessen Hottentottenbrust eine weise Regierung mit Medaillen
und anderen Ehrenzeichen behängt hat, ist in offenem Krieg
gegen Deutschland und hat einen Bezirkshauptmann er-
mordet.

Das war zu erwarten; ist, als mindestens wahrschein-
lich, auch in Privatbriefen schon vor zwei Monaten vor-
ausgesagt worden. Wußte man's in der Wilhelmstraße
nicht? Konnten die Aktenstapler sich nicht an den fünf
Fingern der vom Schreibkrampf verschonten Hand abzählen,
daß $2 + 2 = 4$ ist? Daß die Witboois eine günstigere Ge-
legenheit zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit niemals zu
finden, nie zu träumen vermochten? Der Burenkrieg hat sie

den Hader der Weißen erkennen gelehrt. Jetzt sahen sie, daß die Deutschen in langen Monaten mit den Hereros nicht fertig wurden; daß Leutwein, der ihr Herrgott gewesen war, über Nacht die Kommandogewalt verlor und sich dem Befehl eines neuen Mannes fügen mußte; und daß Deutschland in absehbarer Zeit keine annähernd genügende Truppenzahl landen konnte. Dazu das Gerücht von Konflikten der militärischen und bürgerlichen Behörden, von der Unzufriedenheit der schlecht oder gar nicht entschädigten Ansiedler. Jetzt oder nie hatte die Stunde zum Krieg für die Freiheit geschlagen. Genesis und Umfang des Aufstandes sind dem sogar leicht zu erklären, der die just zwanzigjährige Geschichte dieser Kolonie nicht kennt und nicht weiß, welche Schwierigkeiten uns drüben die „stammverwandten“ Kanalvettern schufen, von den Tagen Lüderitzens und Granvilles bis in die Zeit der Witbooikämpfe, wo der Engländer Lewis den Kamaherero gegen Deutschland hetzte. Ob nicht auch jetzt wieder britisches Geld und britische Schlaueit die Kampflost der Schwarzen geschürt hat? Noch ist's nicht nachzuweisen. Aber wir hören, es sei der Krieg zweier Rassen. Und dennoch ist keinem Engländer ein Haar gekrümmt worden. Uns aber ist das Schlimmste geschehen, was zu befürchten war: Hottentotten und Bantu, die jahrzehntelang Todfeindschaft getrennt hatte, sind zum Krieg gegen Deutschland vereint und die Kolonie ist in Lebensgefahr.

Selbst unter besserer Verwaltung wäre Deutsch-Südwestafrika keine Kolonie geworden, von der rascher Ertrag zu hoffen war; man mußte zufrieden sein, wenn sie deutschen Ansiedlern leidliche Lebensverhältnisse bot. Ein Hauptzweck der Erwerbung war: eine Stelle zu haben, wo Deutschland einer übermütigen Britenpolitik unbequem werden konnte. Für die militärische Organisation mußte hier also mehr noch als in anderen Kolonien getan werden. Und was sehen wir nun? Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis. Alles versagt. Das Riesengebiet, ein fünfzehntausend Quadratmeilen großes, von wilden Hottentotten, Bantuleuten und

Bastarden bewohntes Land, hat eine Schutztruppe, die für Wachtparaden ausreicht. Die verantwortlichen Beamten wissen nicht, was der nächste Tag bringen wird, und werden von jedem Vorgang überrascht. Der Vorrat an Waffen, Munition, Pferden genügt dem dringendsten Bedürfnis nicht. Die Mobilmachung vollzieht sich in solchem Schnecken-tempo, daß die Schwarzen die Möglichkeit haben, das gestern ausgeschiffte Häuflein wegzuschießen, ehe Ersatz sichtbar wird. Aus Berlin schickt man Freiwillige hinüber, denen die Einheit der Formation fehlt und die, weil sie die afrikanische Kriegführung nicht kennen, wochenlang zunächst untauglich sind. Am Ende muß man gestehen, daß ein halbwegs ansehnlicher Nachschub erst in drei Monaten landen kann. Die Mole ist schlecht. Alle paar Tage ist die telegraphische Verbindung mit der Heimat gestört. Mit den Engländern stehen wir, trotz aller Rednerei, so vortrefflich, daß sie gar nicht daran denken, den deutschen Truppen, die doch für europäische Zivilisation gegen Wilde in den Kampf ziehen, die Landung in der Walfischbai zu gestatten. Zu Notstandspreisen werden Schiffe gechartert, an Liegegeldern Unsummen bezahlt. Hundert Millionen sind schon verbraucht. Hundert andere, sagt man uns, werden bald nötig sein. Dabei wächst die Gefahr von Woche zu Woche. Jahre können vergehen, bis endlich wieder Ruhe einkehrt. Deutscher Besitz wird vernichtet. Deutsche Menschen verbluten. Und wenn sie tot sind . . .

Im Hamburger Fremdenblatt stand am neunten Oktober die Anzeige:

Nach einer uns vom Reichsmarineamt auf offener Postkarte zugegangenen Mitteilung ist unser lieber Sohn und Bruder, der Einjährig-Freiwillige Unteroffizier

R u d o l f D e h n i n g

vom Ersten Seebataillon in Okosongoho am Typhus gestorben.

Kiel, am siebenten Oktober 1904.

Die tiefbetrübten Eltern und Geschwister.

Auf offener Postkarte. Die vielleicht erst stundenlang in der Küche lag, im Briefkasten steckte; und die ja auch nur meldete: Euer Sohn, Deine Hoffnung, gute Mutter, ist tot; ist fürs dankbare Vaterland gestorben. Ein Brief? Eine Depesche. Auftrag ans Kieler Bezirkskommando, mit humaner Schonung den Trauerfall zu melden? Überflüssig. Hunderttausende werden für zwecklose Depeschen Jahr für Jahr verschwendet. Der Tod eines deutschen Soldaten aber wird auf offener Postkarte mitgeteilt; als sei drüben ein Stück Vieh krepirt. Nicht vierundzwanzig Stunden könnte in einem kultivierten Land, in einem Staate, dessen Bürger sich nicht wie Knechte behandeln lassen, der Chef eines Amtes, wo solcher Verstoß gegen die einfachste Anstandspflicht möglich ist, auf seinem Posten bleiben. Bei uns? Du lieber Himmel: in ein paar Tagen bekommt die Familie Dehning ja das nach dem Entwurf des Kaisers von Doepler gezeichnete Gedenkblatt; kann sie noch mehr verlangen?

Der kleine Vorgang ist nur ein weithin sichtbares Symptom. Eine Viertelmilliarde wird auf Nimmerwiedersehen verschleudert, ein Jahr lang, ohne die Spur durchgreifenden Erfolges, ein gefährlicher Krieg geführt, die angeblich zuverlässigen Stämme hausen schlimmer als einst die chinesischen Boxer, gegen die Panzerschiffe mit einem Kreuzfahrerheer ausgesickt wurden: und niemand interessiert sich dafür. Vor aller Augen zeigt sich, daß Deutschland seine Kolonien nicht schützen, wenigstens in Westafrika einen Kolonialkrieg nicht führen kann: und niemand kümmert sich darum. Der Kanzler, der den Aristoteles zitiert, kennt wohl das Wort: 'Αεὶ Λιβύη φέρεϊ τι καὶνὸν κακὸν, hat aber nie gefragt, ob das Reich gegen das nächste Unheil, das aus Afrika gemeldet wird, auch gerüstet sei. Der Philister spottet über die militärische Schwäche der Russen. Und der Kriegsminister spricht vor Roons Steinbild von der heiligen Pflicht, im Dienst des Vaterlandes nie zu erlahmen, für die Ehre und Würde des Reiches immer bereit und gewaffnet sein.

HOHENZOLLERN-WELTHERRSCHAFT

DIE OSTERWOCHE DES JAHRES 1904 BRACHTE eine Überraschung. Am achten Apriltag wurde von der britischen und französischen Regierung ein Vertrag unterzeichnet, der den zwischen den beiden Großmächten schwebenden Kolonialfragen bündige Antwort gab. England erhielt in Ägypten volle Sicherheit gegen französischen Einspruch, in Siam die Westküste des Menam, die Anerkennung seiner Herrschaft über den Westen Neuseelands und übernahm dafür die Verpflichtung, die Neutralität des Suezkanals zu wahren. Frankreich erhielt einen Hafen am Gambia, die Los-Inseln bei Guinea, in Siam den Osten des Menam, zwischen dem Niger und dem Sudan einen nicht sehr breiten, doch fruchtbaren Landstreifen, der die Verbindung mit dem Tschadsee erleichtert; ferner wurde es als Vormacht in Marokko feierlich anerkannt und mit dem Privilegium bekleidet, mit Rat und Tat einzugreifen, wenn in dem seiner algerischen Provinz benachbarten Sultanat Unruhen entstünden. Die französische Regierung erklärte, dem Anspruch auf Vorrechte in der Neufundländer Fischerei zu entsagen; dafür durfte sie auf Madagaskar ungefährdet schalten und Marokko war fortan der Einflußsphäre Frankreichs zugewiesen. Trotzdem dieser Vertrag eine auf dreißig Jahre hinaus unbeschränkbare Handelsfreiheit in Marokko verbürgte, ärgerte er die Spanier, die auf das Sultanat ältere Rechte zu haben glaubten, und wurde am 6. Oktober 1904 deshalb durch den franko-spanischen Geheimvertrag ergänzt, dessen Bestimmungen erst nach drei Lustren in Kraft treten und, wie geflüstert wurde, Tanger und Tetuan als zur spanischen Interessensphäre gehörig anerkennen sollen. Herr Théophile Delcassé, einst Redakteur der *République Française*, seit 1898 Leiter der internationalen Politik Frankreichs, sah sein Werk an und fand, daß es gut sei. Er hatte wenig gewährt und viel eingeheimst. Mit Italien, der vierten Mittelmeermacht, war er seit der Verständigung über Tripolis sehr intim, hatte also auch aus Rom keinen Widerspruch zu fürchten. Und das

Deutsche Reich, das immer so artig ist, dem Feind immer Kränze windet, macht uns sicher keine Schwierigkeit.

Die Zuversicht ward nicht enttäuscht. Wohl fragten in Deutschland die paar unbequemen Ernsthaften, denen das stete Triumphgeheul neuester Politik das Ohr noch nicht getäuscht hat, unruhevoll, was nun wieder werden wolle. Unsere Bundesgenossen Österreich und Italien hatten schon zuvor Freundschaftverträge mit den beiden Mächten geschlossen, gegen die wir ihnen, sie uns Assekuranz bieten sollten und so lange geboten haben. Österreich hat sich mit Rußland, Italien mit Frankreich über die wichtigste Interessensphäre verständigt. Welchen Wert hat danach noch der Dreibund? Dazu jetzt die entente cordiale zwischen Großbritannien und Frankreich; ein Vertrag, zu dem die in Paris eingerichtete englische Handelskammer die erste Anregung gab und der, wider alle Britengewohnheit, dem anderen Kontrahenten den Löwentheil läßt: dieser Anblick weissagt verborgenen Sinn. Ob Frankreich den status quo in Ägypten laut anerkennt oder still duldet, kann den Briten im Grunde gleichgültig sein. Wenn sie den Franzosen Marokko lassen, haben sie sicher eine bestimmte Absicht im Hinterhalt. Seit Abd ul Asis auf den Thron sitzt, kommt das Sultanat nicht zur Ruhe. Bu-Hamara, der neueste Prophet, der das Land Mohammeds von den Christen säubern wollte, hatte überall Anhang gefunden, Frankreich herrschte schon im Tuatgebiet, seit dem Sommer 1903 auch in der Oase Figig, die Macht der scherifischen Majestät schwand mehr und mehr; die Notwendigkeit, in Marokko Ordnung schaffen zu müssen, konnte England gerade in der Zeit des ostasiatischen Krieges und des Zuges nach Tibet nicht willkommen sein. Die nächste Folge wäre ein Konflikt mit Frankreich gewesen. Den aber wollte man in London nicht; wollte um jeden erschwinglichen Preis sogar ein innigeres Verhältnis. Frankreich mit Rußland, mit England, mit Italien verbündet, Österreich mit Rußland im Balkan versöhnt: was blieb da noch für Deutschland? Vielleicht kann auf der im Aprilvertrag gebahnten Straße der Zündstoff weggeschafft werden, der sich im Lauf des vorigen

Jahrhunderts zwischen Großbritannien und Rußland in Asien so bedrohlich gehäuft hat. Frankreich wäre der berufene Vermittler; im Sultanat Oman, in der Gegend, wo England einen Schutzwall für Indien, Rußland einen Ausgang nach dem Persischen Golf braucht, mag es zunächst einmal sein Heil versuchen. Solcher Dienst wäre mit dem heißen Bissen Marokko nicht zu teuer bezahlt. Und die Deutschen würden wüten, wenn sie ihre alte Hoffnung auf einen Konflikt der Westmächte vereitelt sähen. Ein Rußland verbündetes, England verfeindetes Frankreich mußte die britische Politik allmählich in die Nachbarschaft des Dreibundes drängen; und je heftiger sich, wie in den Tagen nach Fatschoda und in der Burenkriegszeit, das französische Nationalgefühl gegen England regt, um so rascher mindert sich die Gefahr, die der deutschen Westgrenze droht. Von diesen Träumen muß der Vetter, der uns seit Castlereaghs Tagen fast bis an die Schulter gewachsen ist, nun scheiden. Paris ist eine Messe wert; auch einen an sich nicht sehr profitlichen Vertrag, in dem man einst aber den ersten Schritt zur stillen britischen Mobilmachung gegen Deutschland erkennen wird.

So sprachen Einzelne. Andere wiesen auf greifbareren Schaden und rügten, daß Deutschlands nordwestafrikanischer Handel bei den Verbündeten Regierungen nicht den Schutz gefunden habe, der ihm gebühre. Marokkos Wirtschaft verheißt der Zukunft viel; weite Strecken des Landes sind so fruchtbar, daß sie schon jetzt riesige Viehherden ernähren und bei verständiger Kultur reiche Erträge liefern könnten. Lein und Schafwolle, Wachs und Felle, Korkholz und Straußenfedern, Mandeln und Datteln werden in großen Mengen exportiert und im Hamburger Hafen werden alljährlich marokkanische Waren im Wert von sechs Millionen Mark gelöscht. Der Import ist noch nicht sehr beträchtlich, würde aber schnell steigen, wenn eine europäische Verwaltung für bessere Verkehrsmittel sorgte und die Eingeborenen zu Geld kämen. Der Aprilvertrag sichert zwar dreißigjährige Handelsfreiheit. Erstens aber sind dreißig Jahre keine

lange Frist und zweitens könnte Frankreich als anerkannte Vormacht sich schon früher zum Handelsmonopol helfen. Wie war es denn in Tunis? Ende 1882 siegte General Sausier über die Beduinenrebelln und 1897 war der letzte tunesische Handelsvertrag beseitigt und Frankreich schaltet seitdem in Tunis nach Belieben mit Handel und Wandel. In Marokko kommt es vielleicht noch rascher ans Ziel der Wünsche. Merkwürdig ist jedenfalls, daß über ein Land, an dessen Wirtschaft Deutschland so wesentlich interessiert ist, ohne Zustimmung der im Deutschen Reich Regierenden verfügt werden kann.

Der Reichskanzler spottete über die Unklugheit des Abgeordneten Bebel, der dreist behauptet hatte, der franko-britische Vertrag habe der deutschen Diplomatie eine schlimme Niederlage bereitet. „Dieser Vertrag hat keine Spitze gegen eine andere Macht. Die Kontrahenten wollen Differenzpunkte beseitigen. Das kann nur nützlich für den Weltfrieden sein, dessen Erhaltung wir dringend wünschen. Wir haben in Marokko nur wirtschaftliche Interessen, die ganz sicher niemand mißachten oder verletzen wird. Graf Reventlow scheint zu meinen, wir hätten selbst ein Stück von Marokko fordern sollen. Was würde er mir nun aber zu tun raten, wenn eine solche Forderung auf Widerstand stieße? Würde er mir dann raten, vom Leder zu ziehen? Ich glaube, daß gerade jetzt, wo im Fernen Osten ein Krieg entbrannt ist, dessen Rückwirkung noch unberechenbar ist, wo im näheren Orient noch vieles ungeklärt ist, für uns eine Politik besonnener Ruhe und selbst der Reserve die den Interessen des Reiches nützliche ist. Wir stehen mit zwei großen Mächten in einem sicheren Bundesverhältnis, zu fünf anderen Mächten in freundschaftlichen Beziehungen. Auch mit Frankreich werden wir, so weit es von mir abhängt, nach wie vor dem Vertrag in Ruhe und Frieden leben. Im übrigen glaube ich, daß wir uns vor der Isolierung, von der Herr Bebel sprach, gar nicht so sehr zu fürchten brauchen. Deutschland ist zu stark, um nicht bündnisfähig zu sein. Für uns sind mancherlei Kombinationen möglich; und wenn wir nur unser

Schwert scharf erhalten, brauchen wir das Alleinsein nicht zu fürchten.“ So sprach Graf Bülow. Er fand an dem Aprilvertrag nichts auszusetzen. Ließ den Fürsten Radolin in Paris nicht protestieren. Schien gar nicht zu begreifen, wie ein Deutscher sich dieses Vertrages, dieser Annäherung der Westmächte nicht freuen könne. Die Mehrheit des Reichstages stimmte ihm freudig zu und der alte Herr von Kardorff erklärte, „zu der auswärtigen Politik des Kanzlers habe das ganze Land Vertrauen.“ Was noch zu tun übrig blieb, wurde von den Offizieren besorgt. In Nordafrika, schrieben sie, haben wir nicht politische, sondern nur wirtschaftliche Interessen; der Gedanke, dort einen maritimen Stützpunkt zu suchen, ist lächerlich. Die Franzosen werden sich freilich bemühen, den marokkanischen Handel an sich zu reißen; dieses Ziel ist im Gebiet eines kriegerischen Volkes aber nicht so schnell zu erreichen und wir haben Zeit genug, uns Ersatz zu suchen. Um so besser für uns, wenn die Franzosen ein neues Algier finden; dann starren sie nicht mehr früh und spät auf den Wasgenwald. Nur kurzsichtige Kleinkrämer können sich an dem Vertrag ärgern, der, bei Licht besehen, nur unsere Wünsche erfüllt.

Das lasen wir im April 1904. Jetzt, seit ungefähr vierzehn Tagen, hörten wir andere Töne. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung bewirteten die Inspirierten Frankreich mit kühlem Hohn und im wichtigeren Lokalanzeiger geberdeten die staatsmännischen Schreiber sich, als solle nun wirklich vom Leder gezogen werden. Wir mit den Franzosen verhandeln? Kindische Zumutung. Die kümmern uns gar nicht; ob sie zustimmen oder widersprechen: wir sind entschlossen, unsere Handelsinteressen in Marokko „für alle Zeiten“ zu wahren. Den franko-britischen Vertrag kennen wir nicht, wollen ihn auch nicht kennen; wir fordern die uneingeschränkte Souverainetät des Sultans, die unantastbare Integrität seines Landes. Das klang, als müsse Frankreich schleunig die Oasen von Tuat und Figig räumen und die ungefähr zweitausend Mann starke colonne mobile zurückziehen, die seit Monaten auf dem (marokkanischen) Gebiete

der Beni-Mattar, etwa hundert Kilometer weit von der algerischen Grenze, nicht sehr mobil, doch in Bereitschaft ist. Klang jedenfalls ganz anders als die Weise vom vorigen Jahr. Der Vertrag wurde nicht mehr als neue, dem Reichsinteresse nützliche Friedensbürgschaft gepriesen, sondern als Ausgeburt unerträglichen gallischen Größenwahnes verdammt. Und Graf Bülow hatte seine Leute fest im Zügel; dieselbe Presse, die ihn 1904 feierte, weil Marokko ihm Hekuba war, feiert ihn jetzt, weil er Deutschlands Recht auf Marokkos Freiheit verkündet. Was ist geschehen? Die Hamburger Großkaufleute, die als Kolonialhändler und Reeder an Marokko verdienen, haben Privatdrähte, die bis ins Berliner Kaiserschloß führen; ihnen, über die dort nicht so unfreundlich geurteilt wird wie über die Thyssen, Stinnes und Kirdorf, ist inzwischen vielleicht gelungen, den Kaiser über das wahre Wesen des Vertrages aufzuklären. Solche Zufälle bestimmen im neuen Deutschland oft die Wahl politischer Wege. Vielleicht hat der Kanzler auch selbst seinen Irrtum erkannt und will den Tadlern beweisen, daß er nicht jede Gelegenheit versäumt. Einerlei. Der Versuch, die Folgen eines Fehlers aus der Welt zu schaffen, ist löblich. Herr Delcassé wird nicht recht begreifen, warum heute unerträglich sein soll, was vor einem Jahr ohne den leisesten Widerspruch, mit Komplimenten sogar hingenommen wurde, und das Verfahren nicht ganz loyal finden. Mag er; im Bereich der Politik herrscht nicht Individualsittlichkeit, hämmert von jeher Macht sich das Recht. Frankreich hat einen Vertrag geschlossen, der uns schädigt. Frankreichs *allié et ami* hat weder Kraft noch Lust, helfend einzugreifen. Also benutzen wir die Gelegenheit und erklären, daß dieser lästige Vertrag unser Handeln nicht binden werde.

So lange auf solche Erklärung, eine leise und höfliche, zu rechnen war, wäre es unklug und unanständig gewesen, den Diplomaten ins Spiel zu reden. Fürst Radolin, mußte man annehmen, wird dem lieben Theophil einen Besuch machen und sagen, das Deutsche Reich könne den von ihm nie formell anerkannten Vertrag nicht als reine Rechtsquelle

betrachten, denn es brauche auf dem Weg nach seinen Kolonien eine Kohlenstation und sehe auch keinen Grund, seinen Handel fremder Willkür auszuliefern. Herr Delcassé hätte nicht viel zu erwidern vermocht; Rußland ist einstweilen nicht für europäische Händel zu haben und Britannien denkt nicht daran, den Franzosen auf Panzerschiffen die Mandeln aus Marokko zu holen. Leider sind stille Wege bei uns nicht mehr beliebt. Schon durfte man hoffen, diesmal sei alles hübsch heimlich vorbereitet und ein geräuschloser, doch echter Erfolg werde die Mühe belohnen. Als der Kanzler im Reichstag nach Marokko gefragt wurde, sagte er, die Umstände verböten gerade jetzt eine Antwort. Sehr korrekt; wahrscheinlich ward der Topf just ans Feuer gerückt worden. Gleich danach schäumte der heiße Brei schon über den Rand.

Der Kaiser, vernahmen wir, wird im März auf seiner Vergnügungsreise in Marokko landen. Scherz oder Ernst? Jetzt, da das Verhältnis zwischen Frankreich und Marokko fast zu offener Feindschaft geworden ist und die französischen Kolonisten schon schwanken, ob sie nicht den Sultan seinem Schicksal überlassen und für Bu-Hamara, den Prätendenten, Partei ergreifen sollen? Gerade jetzt, während Deutschland die Vernichtung des Marokkovertrages fordert? Unmöglich. Aber wahr. Und da niemand an der Bedeutung des Planes zweifle, wurde sofort auch verkündet, nicht um einen Privatbesuch handle sich es, sondern um eine Haupt- und Staatsaktion, deren Folgen bald jeder merken werde. Ringsum horchte man auf. Und hörte mit gespitzten Ohren die Bremer Rede.

Diese Rede hat den Beifall der meisten deutschen Meinungsmacher gefunden; in der ganzen gesitteten Welt, rief, als Führerin des Jubelchores, Tante Voß, wird sie ein lebhaftes Echo wecken. Weckt es auch; nur klang das Echo Deutschen nicht lieblich und durfte deshalb nicht ins Holzpapierreich dringen. Dem Psychologen brachte die Rede nichts Neues. Sie rühmte ein von dem sehr begabten Bildhauer Tuailon dem Kaiser Friedrich errichtetes Denkmal,

rühmte seine „einzigartige Herrlichkeit“ so laut, als habe die Spreerenaissance nicht mindestens ein Dutzend Buonarottis und Donatellos hervorgebracht, und sprach andächtig von der „erhabenen Siegfriedgestalt des zweiten Kaisers“, der das deutsche Heer zum Sieg geführt habe. Das ist Sohnesrecht. Der kritisch gestimmte Betrachter wird zwischen dem naiven Helden des Volksliedes und dem fürstlichen Pathetiker weder äußere noch innere Ähnlichkeit finden und sich erinnern, daß Friedrich, als er kaum auf den Thron gelangt war, Leonhard Blumenthal zum Feldmarschall ernannte, um dankbar in ihm den Mann zu ehren, der dem Kronprinzen Kriegerruhm erworben hatte. Dann kam ein dröhnendes und doch frommes Bekenntnis zu friedlicher Politik. Bajonette und Kanonen sollen ruhen, „aber scharf und tüchtig erhalten werden, damit Neid und Scheelsucht von außen uns an dem Ausbau unseres Gartens und unseres schönen Hauses im Innern nicht stören.“ An dieser Stelle wird dem Diplomaten, der die überschwingende Rede las, schon nicht ganz behaglich zumute gewesen sein; daß draußen Scheelsucht und Neid wacht, pflegen Monarchen sonst nicht zu erwähnen. Wilhelm der Zweite will nicht Alexander, nicht Bonaparte sein (die Zeit wäre solchem Streben auch nicht günstig), deren „öde Weltherrschaft“ ihn nicht reizt. Er träumt von einer „Hohenzollern-Weltherrschaft, die nicht auf Eroberungen durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen begründet sein soll.“ Träumt noch einmal also den Traum aus Dantes Paradies, den Traum von einem in erhabener Gerechtigkeit alle menschlichen Geschäfte ordnenden Weltkaiserreich, auf dessen höchstem, von Adlern umkreistem Sitz ein Friedensrichter der Menschheit thront. Otto der Dritte hat ihn einst geträumt. Der wollte die Tugenden Trajans, Justinians und Konstantins vereinen. Der, genere Graecus, imperio Romanus, wie Gerbert von Aurillac ihn nannte, sah sich als Herrn eines Universalreiches, dessen Grenzen bis hinter das letzte Haus reichen sollten, in dem zum Gott der Christen gebetet wird; und hoffte, nach ge-

Rückkehr vom Tempelhofer Feld.

rechter, weiser, friedlicher Herrschaft aus dem Zelt dieser Erde auf den Platz neben dem Heiland berufen zu werden. „Er hatte eine tief religiöse Vorstellung von der Pflicht des Kaisers gegen die Welt und verband dem Ehrgeiz eines Antiquars eine überschäumende Phantasie, deren Hitze von der steten Erinnerung an die ihm vererbte glorreiche Macht noch erhöht wurde.“ So spricht James Bryce über den Imperator, der den universalen Gottesstaat gründen wollte; und Karl Lamprecht sagt in der deutschen Geschichte von ihm: „Das Unglück Ottos war, daß die geistigen Strömungen, deren Gewalt er an sich selbst erfuhr, in ihrem Kern keineswegs nationalen, deutschen Charakters waren. Indem er sie erfaßte, entfremdete er sich der Nation, der er angehörte und aus deren kriegerischer Kraft das Imperium bisher alle Bedingungen seines Bestandes hergeleitet hatte. So versagte diese Kraft im entscheidenden Augenblick, und Otto ging zugrunde.“ Das war am Ende des ersten Jahrtausends; und das Paradies der romanischen Phantasie schien seitdem versunken. Im Traum Wilhelms des Zweiten blüht es noch einmal auf. „Wir Deutschen sind das Salz der Erde.“ Das Wort, das Jesus in der Bergpredigt zu den Jüngern sprach: „Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird: womit soll man salzen? Es ist nichts hinfort nütz, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.“ Doch dieses Salz wird nicht dumm werden. „Unser Herrgott hätte sich nicht so große Mühe mit unserem deutschen Vaterland und Volke gegeben, wenn er uns nicht noch Großes vorbehalten hätte.“ Großes? Nicht Eroberung, nein: die viel höhere Aufgabe, das „deutsche Weltreich“ zu gründen, das vom Vertrauen der Völker als ein Schiedsgerichtshof göttlicher Institution anerkannt wird. Wenn Deutschland seine Wehr stärkt, rüstet sich es für den Frieden. „Jedes deutsche Kriegsschiff, das den Stapel verläßt, ist eine Gewähr mehr für den Frieden auf der Erde.“ Wer sollte solchem Reich nicht vertrauen?

Diese holden Vorstellungen sind uns längst nicht neu; seit, vor zwölf Jahren, der Kaiser gesagt hat, das deutsche

Volk stehe, „wie einst der alte Götterheld Heimdall, wachend über den Frieden der Erde, am Tor des Tempels des Friedens, nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt,“ haben wir ähnliche Töne recht oft gehört. Selten aber haben diese religiös-politischen Vorstellungen einen so unzweideutigen, so weithin vernehmbaren Ausdruck gefunden wie in der Bremer Rede. Ringsum horchte man auf; und erinnerte sich rasch nun anderer Verkündigungen. Der Dreizack gehört in unsere Faust. Deutschland in der Welt vornan. Ohne Mitwirkung des Deutschen Kaisers darf in der Welt keine Entscheidung fallen. Arbiter mundi? Die Deutschen sind das Salz der Erde. Mit ihnen hat der Herrgott sich besondere Mühe gegeben. Ihnen hat er noch Großes vorbehalten. Ein deutsches Weltreich, eine Weltherrschaft der Hohenzollern, die den Christentraum des großen Florentiners nach sechs Jahrhunderten in greifbare Wirklichkeit wandeln soll. Kann der Franzose, der Brite, kann irgendein Volk solche Worte gern hören? Muß nicht jedes unwillig fragen, warum gerade den Deutschen das Weiheamt der Jünger Christi zugefallen, die besondere Gnade Gottes und der erste Platz auf der Menschenerde gesichert sein soll? Haben nicht andere Völker eine Geschichte von viel ehrwürdigerem Alter, einen unendlich größeren Bodenbesitz, eine unvergleichlich höhere Menschenzahl? Welchen neuen Glauben, fragen sie, bringen diese kaum erst geeinten Stämme, daß sie mehr gelten sollen als wir, daß sie das Salz der Erde genannt und als ausgewähltes Volk verherrlicht werden dürfen?

War eine ernste Aktion geplant, dann ist sie durch diese Rede fürs erste unmöglich geworden. Der Kaiser hat sicher den besten Willen, dem Reich zu nützen, muß diesen Willen haben, denn sein Interesse ist dem des Reiches unlösbar vermählt; der heftige Trieb, einer Stimmung Worte zu suchen, drängt ihn aber allzu oft auf gefährliche Bahn. Ob seine Vorstellungen von deutscher Zukunft richtig oder falsch sind, mag manchem noch zweifelhaft sein; auch die beste, weiseste Politik müßte scheitern, wenn ihr letztes Wort immer ausgesprochen würde, ehe ihr Ziel noch entwölkt ist.

Nie hat ein König so, nie so ein Kaiser geredet. Und nie würden wir ruhig und mit theologischem Vertrauen die Ankündigung einer Staatspolitik hinnehmen, die in solchen Lauten zu uns spräche. Wir würden geheimes, vom Prachtmantel der Rhetorik verhülltes Trachten dahinter wittern und mit geschärftem Mißtrauen auf den nächsten Schritt dessen achten, der sich und die Seinen so hoch über unsere Häupter erhöht sieht. Und die anderen denken nicht anders. Sie wissen, daß Deutschland Raum auf der Erde braucht und nach einem neuen Germanien übers Weltmeer blickt. Sie glauben nicht, daß Deutschland von seinem bescheidenen Wohlstand nur für die Friedenswächterrolle Milliarden opfert, und halten den Kaiser, der seine Kriegsschiffe mit frommen Taufsprüchen weiht, für einen klugen Politiker, der seine Absicht im Busen birgt, oder für einen von rascher Aufwallung hingerissenen Rhetor. Das haben wir nach der Bremer Rede gehört. Wer diese Rede eine rühmensewerte Tat nennt, ist ein schmeichelnder Heuchler oder ahnt nichts von der schweren Kunst politischen Wägens und Handelns.

Und dieser Rede folgt nun die Fahrt nach Marokko. Soll Tanger die erste Station auf dem Weg ins neue Weltreich sein, ins unblutig erworbene, vom Vertrauen der Nationen gestürzte? Auf diesem Boden hat Frankreich einst um jede Fußbreite gekämpft. Hier hatte vor einundsechzig Jahren Abd el Kader Hilfe gefunden. Die Flotte des Prinzen Joinville bombardierte die Küstenstädte Tanger und Mogador, Marschall Bugeaud schlug am Isly den Rebellen, der dann noch einmal aber den islamitischen Fanatismus gegen den Fremdling aufzurufen vermochte und 1847 erst, nach hartem Streit, zur Ergebung gezwungen wurde. Seitdem hat die Rivalität der Mittelmeermächte die Unabhängigkeit Marokkos geschützt und Frankreichs expansiven Drang gehemmt. Jetzt wähnte es sich am Ziel. England ist einverstanden, hat nur die Bedingung gestellt, daß die Strecke zwischen Melilla und dem Sebu nicht befestigt, Gibraltars fortifikatorische Macht nicht geschmälert wird; Italien ist in Tripolis abgefunden, Spanien zu schwach zu ernsthaftem

Widerstand. Die Maske kann fallen. Was so lange der Wunsch „friedlicher Erschließung“ hieß, wird offen die Forderung des Protektorates genannt. Schon bedrängt die französische Gesandtschaft den Sultan in Fez. Da hallt der Ruf übers Meer: Der deutsche Kaiser kommt, und wenn er die Hand reckt, muß der Franzose weichen, bleibt die Hoheit des Sultans, sein Reichsgebiet unangetastet! Ein Jauchzen steigt von der Lippe der Mohammedaner, denen der große Kaiser aus Norden all in seiner Pracht helfend naht. Frankreich muß die ärgste Demütigung fürchten, deren Folgen es in Algerien, überall, wo Mohammedaner ihm knirschend untertänig sind, fühlen würde. Der Vertrag, der Marokko den Franken ausliefert, wird zerrissen, das Deutsche Reich verbürgt Abd ul Asis die Kaisergewalt. Durch den ganzen Islam zittert schon die Bewegung; ein Wort noch: und das Volk des Propheten erhebt sich zum Heiligen Krieg. Doch so ernst war es nicht gemeint. Rasch wird Ruhe geboten. Wer hat denn gesagt, Deutschland wolle den Aprilvertrag zerreißen, lehne jede Verhandlung mit Frankreich ab und werde auch einem ihm günstigeren Vertrag die Anerkennung weigern? Karnevalsgerede. Deutschland, das doch bewiesen hat, wie fremd ihm Abenteuersucht ist, will nur die Sicherheit, daß sein Handel nicht in schlechtere Lebensbedingungen gezwungen wird als der anderer Nationen. Und der Kaiser benutzt die gute Gelegenheit, auf seiner Vergnügungsreise auch einmal die maurische Küste kennen zu lernen.

Wir müssen das Ende abwarten; vielleicht überrascht uns noch ein neuer Szenenwechsel. Einstweilen ist den Offiziösen der Maulkorb angelegt und befohlen, das Gebell, mit dem sie vor acht Tagen die lenzliche Welt erschreckten, winselnd zu verleugnen. Herr Theophil lächelt schon wieder. An höflichen Beteuerungen läßt er es sicher nicht fehlen, ist, wenn es sein muß, auch zu einem langsameren Tempo bereit. Und der „Empfang“ wird gewiß noch viel großartiger als in Lissabon, wo, nach dem Lokalanzeiger, der Kaiser „als Heerführer, Diplomat, Kolonialpolitiker, Förderer der

Landwirtschaft, der Industrie, des Handels und der Wissenschaft, als Künstler, Musiker, Redner und Sportsmann“ gefeiert wurde. Ein Empfang, wie Marokko noch keinen sah. Die Franzosen werden mitflaggen, mitsalutieren, mitjubeln; und wissen, warum sie es tun. Nicht alle Deutschen aber werden mit dem Ertrag dieser Festtage eben so zufrieden sein. Mancher wird seufzend der fernen Zeit gedenken, die eine stillere Hohenzollern-Weltherrschaft sah. Und von dem unerträglichen goethischen Wort, das Wilhelm der Zweite in Bremen dem von ihm so geliebten Buch Chamberlains entnahm, wird mancher treue Wunsch sich nach der Anerkennung eines anderen Wortes sehnen, das unser Dichter als Greis in seine Spruchsammlung schrieb: „Was vonseiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus; denn die Macht soll handeln und nicht reden.“

FANTASIA

Am 31. März 1905 landete Wilhelm II.
zu zweistündigem Aufenthalt in Tanger.

ZWEI KURZE STUNDEN NUR HAT DER DEUTSCHE Kaiser in der alten Küstenfeste Tanger gewelt, die einst die Hauptstadt der Römerprovinz Tingitana war und jetzt der Seehandelsplatz des scherifischen Reiches ist. Drei Tage vorher war den Muselmanen und Kafirten feierlich verkündet worden, der Aufenthalt Wilhelms des Zweiten, der von Lissabon aus dem entworfenen Festprogramm zugestimmt habe, werde mindestens fünf Stunden dauern. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Nie hatte man Tandscha, die schmutzige Schöne, in solchem Glanze gesehen. Die Straßen gereinigt, die Berberhäuser entkrustet, die Balkone mit Sammet und Seide rot und grün ausgeputzt. Neben der roten Flagge und dem Wappen Marokkos, dem Silberschild mit dem roten Löwen und dem Halbmond im grünen Feld, die deutschen Farben; auf das Weiß mühsam von ungeübter Hand manchmal das Wort „Willkommen!“ gepinselt. Freude, gespannte Erwartung in allen Mienen. Jeder hatte

sich's was kosten lassen; mancher mehr, als er nach seinem Vermögen durfte. Das war man dem großen Tag schuldig. Zum erstenmal betritt ein Kaiser die Trümmerstätte des alten Mauretanien. Der Freund des Sultans im Osten kommt, den Sultan des Westens zu grüßen; der Schützer des Großen Herrn der Levante reicht dem Gebieter im Maghreb el Aksa die Hand.

Früh schon ist es auf der Lände, dem Wharf der internationalen Seemännersprache lebendig. Mit großem Gefolge nahen die Würdenträger des Sultanats, in Gala die Vertreter der fremden Mächte. Frankreichs Gesandter, Herr Saint-René Taillandier, ist in Fez, Hauptmann Fournié, der Kommandant der Truppen von Tanga, noch von der Pflicht in der Einzugsstraße zurückgehalten. Im weißen Burnus, mit majestätisch lächelndem Bronzegesicht, nimmt der Pascha von Tanger die Huldigungen des Volkes entgegen und tritt erst in den Schatten, als ein noch helleres Gestirn das Ufer bestrahlt. Si Abd el Malek Mully Hassan, der Oheim, den der Sultan zur Begrüßung des Kaisers aus Fez gesandt hat, ist erschienen. Schon werden auch die Geschenke des Herrschers aus der Stadt verladen, Berberhengste, Ochsen, Hammel, Hühner, Gemüse, Eier, Früchte und Blumen. Und endlich, gegen Neun, läßt das von der Sehnsucht erhoffte Schiff, das den Kaiser trägt, die Ankerkette niederrasseln. Französische Kreuzer senden ihm den ersten Flaggengruß und Kanonensalut. Die veralteten Kruppgeschütze der Küstenbatterien folgen mit heiserem Gedröhne. Nun wird der Kaiser landen. Noch nicht. Der deutsche Geschäftsträger meldet sich an Bord bei seinem Herrn. Und am Ufer wird geflüstert: Heute früh ist ein langes Telegramm aus Berlin gekommen; die Rede, die der Kanzler gestern im Reichstag gehalten hat und die der Kaiser erst lesen muß. Wieder verstreicht eine Stunde. Hindert der hohe Seegang die Landung? Die Sonne neigt dem Mittag zu und hüllt sich in graue Schleier. Da künden helle Fanfaren der marokkanischen Militärkapelle die Ankunft des Kaisers. Jubelrufe. Von Terrassen und Dächern herab tönt

das schrille Geschrei weiß verummter Frauen. Abd el Malek sagt sein Sprüchlein. Der Kaiser dankt, spricht fünf Minuten zu den Häuptern der deutschen Kolonie, grüßt flüchtig die versammelten Diplomaten und muselmanischen Edlen und besteigt einen Schimmelhengst. Eine Französin drängt vor und wirft ein Bouquet in den Farben der Trikolore mit langer Trauerschleife. Der Strauß streift den Pferdekopf, das Tier bäumt sich und hastig ordnet sich der Zug. Es ist spät geworden; um so später wird das Kaiserschiff den Anker lichten. Ihre fünf Stunden sind den Leuten des Maghzen ja sicher.

In scharfem Trab geht's an dicht besetzten Tribünen vorbei, durch Ehrenpforten, über grellbunte Orientblumen hinweg, bis an Haus der deutschen Gesandtschaft. Hier wird der Oheim des Sultans noch einmal empfangen, der französische Hauptmann Fournié in ein huldvolles Gespräch gezogen, einzelnen Diplomaten ein freundliches Wort gesagt. Dann im selben Tempo nach der Landungsbrücke zurück, ins Boot, an Bord, und mit ganzer Kraft gen Gibraltar. Der Aufenthalt in Tanger hatte nur zwei Stunden gedauert. In vielen deutschen Zeitungen standen falsche Berichte. Der Kaiser hat die Kaaba, das Stadtschloß nicht betreten, die Wohnräume, die der Sultan ihm bereitet hatte, nicht eines Blickes gewürdigt, den Besuch des Prinzen Abd el Malek, allen Zeremoniälwächtern zum Entsetzen, nicht erwidert, keinen Fuß in das Goldbrokat-Zelt gesetzt, in dem der Tee serviert werden sollte.

Die jüdischen Ehrenjungfrauen, die ihn in Feiertagspracht vor dem Bazar erwarteten, haben ihn gar nicht, die in der Einzugsstraße zusammengepferchten Muslimin kaum sekundenlang gesehen, die wallenden Gewänder der scherifischen Eskorte verbargen den rasch Reitenden dem Auge. Von dem Festprogramm war fast nichts übrig geblieben. Vergebens hatten die Reiterstämme sich die Mühe weiter Wege gemacht; sie kamen nicht dazu, dem Kaiser der Weißen ihre Centauren- und Schützenkunst zu zeigen. Die Fantasia, die dem Tag erst die rechte Weihe geben sollte, wurde abgesagt.

Das Wesen der Fantasia ist unter nordischem Himmel schwer zu erklären. Sahet Ihr eine Alme tanzen, den gastlichen Tisch eines Mohammedaners, das üppige Haar eines arabischen Mädchens mit Blumen geschmückt, Reiter, die nach dem Rhythmus lustiger Musik ihre Rosse tummelten? Festaufzüge, Tänze, Gesänge, Kampfspiele: das alles ist dem Orientalen Fantasia. Alles, was uns Theater, Konzerte, Bälle, Gesangvereine, Korso und Kränzchen bieten. Was über des Lebens Notdurft hinausgeht.

Was „keinen Zweck“ hat. Im Orient ist es eins der wichtigsten Wörter, ersetzt es darbenden Sinnen die ganze politische Phraseologie. Und der Kaisertag sollte eine Fantasia bringen, wie Tanger noch keine sah. Reiterspiele, Kunstschützenvorstellung, ein ganzes Pulverfest. Die Enttäuschung war groß. Am Ende wär es gar nicht nötig gewesen, so viel Geld für den einen Tag auszugeben. Der Kaiser sah nicht die Stadt, die Stadt nicht den Kaiser. Und Vieh, Gemüse und Früchte erfreuten wohl nur die Hamburgische Aktiengesellschaft, die den deutschen Kaiser im Mittelmeer speist.

Der „Empfang“ ist also nicht so großartig geworden, wie er nach der Absicht der Marokkaner und Spanier werden sollte. Die politische Bedeutung des Besuches aber darf man nicht unterschätzen. Wilhelm hat in Tanger gesagt, er sehe in dem Sultan den unabhängigen, in seiner Macht unbeschränkten Herrn eines freien Landes, das allen fremden Staaten gleiches Recht gewähre und jeden Anspruch auf Privilegien entschlossen zurückweise; und er hat den greisen Abd el Malek ersucht, den Neffen in Fez zu äußerster Vorsicht bei der Durchführung der schon recht spärlich geplanten Reformen zu mahnen.

Wir wollen uns bei psychologischen Untersuchungen nicht aufhalten, nicht die Frage prüfen, wie es geschehen konnte, daß der Monarch, der sich selbst in politischen Reden mit so heftigem Ton stets zum Evangelium bekennt und oft nur im Christen Menschenwürde und Kriegerkraft zu finden schien, nun auch dem Sultan des Westens liebevoll

die Arme öffnet und in einem christenfeindlichen Lande, das mehr als einmal im Lauf der Geschichte mit unbestreitbarem Recht der Hort islamitischer Unduldsamkeit genannt worden ist, gegen die europäischen Reformversuche und für den gewordenen Zustand Partei ergreift. Für einen unhaltbaren Zustand. Die Macht des Sultans erstreckt sich nur über die Hälfte seines Reichsgebietes; nur im Beled el Maghzen wird ihm Steuer gezahlt und Wehrdienst geleistet und auch hier ist er von Bu Hamara hart bedrängt. Im Atlas, in der Sahara, in dem weiten Land südlich von Udja, am Meer sogar zwischen Melilla und Tetuan ist er machtlos. Die scherifische Regierung tut nichts für das Land und ist so schwach, daß sie mit ansehnlichen Räubern paktieren muß; der Räuberhauptmann, der im vorigen Jahr den Amerikaner Perdicaris gefangen hielt, ist eine Leuchte in der Provinzialverwaltung geworden und war einen Augenblick zur offiziellen Mitwirkung beim Empfang des Deutschen Kaisers ausersehen.

In Helmolts Weltgeschichte sagt Graf Wilczek: „Noch heute, wie vor Jahrhunderten, steht Marokko, gleich einem fanatischen Bettelpriester, der auf seine Armut und auf seine Lumpen stolz ist, den blühenden Staaten Europas gegenüber. Ungastlich sind seine Küsten, ist sein Volk, und nur widerwillig läßt es sich von seinen mächtigen Nachbarn zur oberflächlichen Anerkennung völkerrechtlicher Grundsätze bewegen.“ Das ist der Zustand, den der Deutsche Kaiser gegen den Willen der Nachbarn erhalten möchte. Fast schon allzu kühn scheinen ihm die kümmerlichen Reformen, die der Sultan nach langer Bedrängnis versprochen hat; er will bremsen, nicht treiben. Die seltsame Wahl dieses Standpunktes ist öffentlich heute noch nicht leicht zu erklären. Dem Politiker muß die Tatsache genügen, daß der Kaiser den Sultan stützt und den Entschluß gezeigt hat, den franko-britischen Vertrag vom 8. April 1904 nicht anzuerkennen. Jedes Wort, das er in der marokkanischen Küstenstadt sprach, richtet sich gegen diesen Vertrag. Deshalb dürfen wir uns auch nicht wundern, daß die Engländer sagen, der

Neffe ihres Königs hätte besser getan, nach solcher Demonstration Gibraltar zu meiden und daß Eduards Frau ein paar Stunden vor der Ankunft des Hohenzollern die britische Mittelmeerfestung verließ, wo der französische Kreuzer Du Chayala sie begrüßt hatte.

Vor dem Kaiser hatte der Kanzler gesprochen. Kurz und korrekt. Er war von dem Abgeordneten Bebel provoziert worden und sagte: „Wir wollen in Marokko keine territorialen Vorteile. Der Besuch des Kaisers kann nur da beunruhigen, wo man die Absicht hegt, die Integrität oder die Unabhängigkeit Marokkos zu schmälern. Unser Handel muß in Marokko dieselben Rechte haben wie der Handel aller anderen Nationen. Wenn der Versuch gemacht wird, die völkerrechtliche Stellung oder die wirtschaftliche Entwicklung Marokkos zu ändern oder die unserem Handel offene Tür zu kontrollieren, dann müssen wir mit erhöhter Wachsamkeit unser Interesse wahrnehmen. Wir werden darüber zunächst mit dem Sultan verhandeln.“ Das ungefähr löst sich als Kern aus der Hülse. Die Tonart nicht gerade schroff, doch auch nicht so sanft, wie nach dem ersten Sturmgeheul die Weise der Offiziösen. Kein Wunder: Herr Theophil Delcassé hatte die höflichen Beteuerungen, die seine im Senat gehaltene Rede uns am Tage der Aprilnarren brachte, noch nicht von sich gegeben. Graf Bülow gürtete sich also mit würdigem Ernst und ließ sich, wider alle Feuilletonistengewohnheit, sogar eine sichere Wirkung auf Zwerchfell und Muskeln der ehrenwerten Volksvertreter entgehen. Wenn er die Artikel französischer und deutscher Sozialdemokraten verlesen hätte, wäre unter „stürmischer Heiterkeit“ erwiesen worden, daß Jaurès und Genossen sagen: Bülow triumphiert und Delcassé ist jämmerlich blamiert, während Bebel und Genossen Bülow blamiert und Delcassé als Triumphator sehen. Wer recht hat? Weder der Mönch noch der Rabbi, wie mir scheint. Herr Delcassé hätte klüger gehandelt, wenn er den Text des Vertrages offiziell der Berliner Regierung übermittelt und ihre Zustimmung erbeten hätte; seit dem zwölften April 1904 mußte er

aber glauben, daß man in Berlin gegen den Vertrag nicht das geringste einzuwenden habe. Denn an diesem Tag hatte der Kanzler im Reichstag erklärt, der Vertrag bedrohe keine dritte Macht. Deutschland habe in Marokko nur wirtschaftliche Interessen, für die es nichts zu fürchten brauche, und könne zufrieden sein, wenn im Sultanat Ruhe und Ordnung geschaffen werde. Das war ein Fehler und mit Verlaub kein viel kleinerer als der Delcassés. Der Kanzler mußte einfach sagen: „Ich kenne den, wie in der Presse behauptet wird, zwischen England und Frankreich geschlossenen Vertrag nicht aus amtlichen Mitteilungen, er existiert also für mich nicht und ich bin nicht hier, um über Gerüchte zu reden.“ Nur dann hätte er ein Recht zur Klage gehabt, wenn ihm auch danach der Text des Vertrages nicht von Paris oder London aus (für beide Orte galt dieselbe Verpflichtung) mitgeteilt worden wäre. Die Fragen professioneller Höflichkeit oder internationalen Anstandes, die seit Wochen nun aufgebauscht werden, sind im Grunde aber sehr unbedeutend. Die Rede am zwölften April 1904 beweist, daß Graf Bülow den vier Tage vorher unterzeichneten Vertrag ohne Spitze, dem deutschen Interesse nicht gefährlich fand. An dieser Auffassung war ein Zweifel nicht möglich und sie ist ihm hundertmal vorgeworfen worden. Jetzt erst, nach der den Russen ungünstigen Wendung des Asienkrieges, hat er sein Urteil geändert.

Das bestreitet er freilich und klagt, mit wehmütiger Höflichkeit, die Franzosen veränderter Tendenzen an. Kein Staatsmann ist verpflichtet, im Parlament den Schrein seines Herzens zu öffnen. Die Bewunderer des Grafen Bülow, die ihm auch diesmal blind glauben, machen aber ihren Helden doch gar zu klein. Er ist bei Bismarck in eine zu gute Diplomatenschule gegangen, um nicht zu wissen, was in solchem Falle die Übernahme der Pflicht, Ruhe zu stiften, bedeutet. *Pénétration pacifique* heißt's auf Phrasenfranzösisch; auf Amtsdeutsch Protektorat. England hat den Franzosen Marokko überlassen. Warum? Weil die britischen Politiker der *splendid isolation* müde waren, die Gefahr einer franzö-

sisch-deutschen Annäherung fürchteten und in dem Bündnis mit Frankreich, das den erschöpften Zarenstaat langsam nachschleppen und einen neuen Dreibund vorbereiten konnte, einen mit hohem Preis nicht zu teuer bezahlten Vorteil witterten. Und der Preis war nicht einmal hoch. Der marokkanische Zustand ist unhaltbar und gründliche Besserung nur zu erwarten, wenn das Sultanat unter europäische Herrschaft kommt. England, das in Afrika Ägypten, den ungeheuren Sudan, den ganzen Süden, in Ost und West große Gebiete und hohe Hypotheken hat, kann schließlich nicht alles schlucken, braucht, als Herr von Gibraltar, Marokko auch nicht. Spanien zählt als Kolonialmacht nicht mehr mit. Frankreich, das schon warm in den alten Barbareskenstaaten sitzt und am meisten unter den marokkanischen Wirren leidet, ist der nächste Anwärter. Mag es sein Heil am Atlas versuchen. Leicht ist die Aufgabe nicht zu bewältigen; das spanische Heer, das nur mit äußerster Anstrengung von Ceuta bis nach Tetuan vorzudringen vermochte, hat 1859, als es die Belästigung der Küstenpresidios rächen wollte, stöhnend erfahren, wie schwer gegen den Fanatismus der Berber und Araber aufzukommen ist. Solange Frankreich in Nordafrika um sein Lebensrecht zu kämpfen hat, ist es auf freundschaftliche Beziehungen zu England angewiesen. Und erreicht es sein Ziel, dann holt der britische Kaufmann in den dreißig Jahren verbürgter Handelsfreiheit aus dem kultivierten Land mehr als in Jahrhunderten aus der Schandwirtschaft des Scherifenreiches. Frankreich wartete züchtig ein Jährchen und begann dann, weil die Frucht noch nicht vom Zweig fiel, das Bäumchen zu schütteln. Allzu sanft vielleicht. Die Republik wurde in Tanger nicht vom Genie bedient; ihres Handelns Ziel war aber genau so wie man erwarten mußte und wie sicherlich auch des Reichskanzlers Exzellenz es erwartet hatte.

Von der algerischen Grenze her rückte die *colonne mobile* du Chott Ghabri langsam vor. Zuaven, berittene Infanteristen der Fremdenlegion, Spahis, irreguläre Eingeborenenkavallerie, im ganzen noch nicht zweitausend Mann, denen

eine größere Macht folgen sollte. Nach dem Bericht eines Veteranen, dessen Briefe im „Figaro“ veröffentlicht wurden, war die Expedition ungefähr so sorgfältig vorbereitet wie der mandschurische Feldzug der Russen. Von der Basis bis zur Front nicht eine einzige Etappe. Für zweitausend dem Klimafieber und Typhus ausgesetzte Soldaten ein Arzt und ein kaum für die ersten Tage ausreichender Vorrat an Arznei. Mangel an Nahrung; als Getränk unfiltriertes Sumpfwasser. Für Hitze (bis 40) und Kälte bis 10 Grad Réaumur, dieselbe Montur. Wenn das ganze algerische Corps von diesem Geist geleitet ist, sind die Tage Mac Mahons und Chanzys spurlos vorübergegangen. Als die nicht sehr mobile Kolonne, deren Zustand dem Maghzen bekannt sein mußte, nach langen Monaten endlich ein Stückchen vorwärts gekommen war, glaubte Herr Saint-René Taillandier, seine Staatsaktion beginnen zu können. Die sanftmütige Geduld der Franzosen wurde allmählich schon bespöttelt. Der Marokkaner hatte die Furcht vor den Söhnen der Joinville und Bugeaud verlernt. Wenn nicht schnell etwas geschah, war der alte Respekt für immer fort. Der Gesandte, der (unglaublich, aber wahr) der Regierung des Maghzen den Aprilvertrag nicht mitgeteilt hatte, erzwang eine Einladung nach Fez und brachte, außer Geschenken (unter denen ein Zuckerhut deutscher Provenienz gewesen sein soll), dem Sultan auch einen fertigen Reformplan mit, der das Heer, die Finanzen und Zölle, die Landesverwaltung französischer Leitung unterstellen will. Nicht wenig auf einen Hieb. Der Sultan war entsetzt, die Würdenträger gerieten in helle Wut. Als Herr Saint-René Taillandier die von Frankreich dem Sultanat gewährte Anleihe erwähnte, wurde ihm die sofortige Rückzahlung angeboten. Als er, der im Namen aller europäischen Großmächte das Wort zu führen behauptete, von dem franko-britischen und franko-spanischen Vertrag sprach, wurde ihm erwidert, diese Verträge, deren Wortlaut man nicht einmal amtlich gemeldet habe, seien für Marokko nicht vorhanden. So leidenschaftlich regte sich der Haß, daß die Franzosen sich kaum auf die Straßen der Residenz wag-

ten. Und von Fez züngelte das Feuer islamitischen Zornes bis in die Küstenstädte. Frankreich mußte seine Macht zeigen oder es hatte die erste Partie im Spiel verloren. Was tun? Bu-Hamara und die kleineren Rebeilen unterstützen; Udja besetzen, das ganze Mittelmeergeschwader vor Tanger sammeln: jeder neue Tag brachte einen neuen Vorschlag; der Sultan, der nur ein Häuflein gedrillter Mannschaft und kein modernes Geschütz hat, ist wehrlos. Soweit waren die Dinge gediehen, als der Kanzler die Offiziösen in Berlin mobil machte und der Kaiser seinen Besuch ansagte.

Auch der ist nun Ereignis geworden. Un beau navire à la riche carène hat die Reede von Tanger verlassen. Was nun?

Im vorigen Jahr war Marokko uns Hekuba; jetzt muß Michel es wie ein vom wilden Hans Lüderlich geängstigtes Bräutchen betreuen. April 1904: ein Kamel. April 1905: ein Wiesel. Die jäheste Wendung wird von dem Eifer konkurrierender Meinungsfabriken blitzschnell mitgemacht, andächtig immer der Magus aus Klein-Flottbeck gelobt und dem Zweck des Wendungsmanövers niemals nachgefragt.

Und doch stellt nüchterne Vernunft nur diese Frage. Was wollen wir eigentlich in Marokko? Nicht Territorialbesitz; also auch keinen Hafen, keinen Flottenstützpunkt (der am Ende, ohne Riesenleistung, heute noch zu erlangen wäre). Wozu dann der Lärm? Um dem Handel des anderen Recht zu wahren und der Welt zu zeigen, daß auch der Sultan des Westens für das Deutsche Reich noch nicht zu den totkranken Männern zählt?

Deutschland hat seit fünfzehn Jahren den Anspruch erworben, kommerziell in Marokko genau so gut behandelt zu werden wie die meist begünstigte Nation; und der Vertrag, der dieses Recht sichert, ist bisher nicht gekündigt. Da das Sultanat einstweilen nicht unter Vormundschaft steht, entspricht auch die Tatsache, daß eine europäische Regierung durch ihren Gesandten in Fez unmittelbar mit dem Maghzen verhandelt, nur der völkerrechtlichen Norm. Noch steht die Tür offen und jeder, der sie einrennen will, läuft in seiner Hast nur ins Leere. Ist's auf eine Demütigung Frankreichs

abgesehen? Die kann nach den seit 1871 gesammelten Erfahrungen in Deutschland kein verantwortlicher Politiker wünschen, am wenigsten einer, der jahrelang an den oft übereifrigen, oft belächelten Versuchen mitgewirkt hat, Mariannens Arm mit Rosenketten zu fesseln, Mariannens Liebe durch Werberinbrunst zu erzwingen. Oder langt die Absicht weiter? Wenn Deutschland weder selbst zugreifen noch einer anderen Europäermacht gestatten will, Marokko zu modernisieren, leistet es seinem Handel einen schlechten Dienst. Berber und Araber werden die Schätze des Landes nicht heben, weder Brücken noch Eisenbahnen bauen, weder Bergwerke noch elektrische Anlagen schaffen. Wie Ägypten, Algerien, Tunis, wie alle islamitischen Länder, kann auch Marokko nur von Weißen zu gesunder Wirtschaftsblüte entwickelt werden.

Um auszusprechen, was der Aussprache nicht erst bedurfte, kann Wilhelm der Zweite nicht bei hohem Seegang nach Tanger gefahren sein. Wenn Graf Bülow dem Kollegen Delcassé eine Lektion erteilen und sich dann artig mit ihm verständigen wollte, durfte er nicht den Kaiser ins Plänkeltreffen schicken. Der zweistündige Besuch hat genügt, um den leidenschaftlichen Fanatismus des Islams in Fieberhitze zu steigern und den Widerstand des Sultans gegen jeden Reformplan zu stärken. Das durfte nur geschehen, wenn Deutschland zum äußersten entschlossen war: für die Unabhängigkeit Marokkos im Notfall ohne Verbündete gegen Franzosen und Briten das Schwert zu ziehen. Folgt dem großen Aufwand jetzt nicht eine Tat, sondern kleine handelspolitische Schachermachei, dann ist der islamitischen Welt nur die Zwietracht der weißen Völker entschleiert, in England und Frankreich nur neues Mißtrauen gegen das Trachten der Deutschen gesät worden, die zwar Frieden halten, aber das Salz der Erde säen und die Weltherrschaft der Hohenzollern erreichen wollen. Schon fürchtet man hier, hofft man dort diesen Ausgang. Am selben Tag ist in London, Paris und Petersburg dasselbe Wort gesprochen worden: *coup de théâtre*. Ein böses Wort,

das früher, wenn von deutscher Politik geredet wurde, auf keine Lippe trat. Paßt nur auf, heißt's: auch diesmal wird nichts Ernstes daraus; auch dem alten Krüger ist die Unabhängigkeit seines Landes zugesichert und der gelben Rasse mit gepanzerter Faust gedroht worden: nachher hat man sich's weislich überlegt. Diese Erinnerungen wärmen das deutsche Gemüt nicht. Wir müssen warten und hoffen, daß die Fantasia nicht nur für Tanger abgesagt worden ist.

DER POLARSTERN

Zusammenkunft von Björkö, am 23. und 24. Juli 1905.

ZWISCHEN GRANITKLIPPEN UND SCHÄREN HAT, im Finnischen Meerbusen, der Deutsche Kaiser den Herrn aller Reußen besucht. In heller Nordlandsommernacht stieg Wilhelm die Fallreepptreppe zum „Polarstern“ hinauf, wo Nicolai ihn in den üblichen Formen empfing. (Der Zweite den Zweiten; und beide dem Ahnen, der als Erster auf einem Kaiserthron ihren Namen trug, in keinem Wesenszug ähnlich.) Gemeinsam ging's nach elf dann auf die „Hohenzollern“, deren Lichtbereich der Zar erst nach Monduntergang verließ. Am nächsten Tag wurde auf der russischen Yacht zweimal getafelt und nachmittags gab der „Polarstern“ der „Hohenzollern“ das Ehrengelait. Als die erste zuverlässige Meldung von der Abrede solchen Besuches in die Zeitungen kam, war er schon Ereignis geworden. Hundert Fragen wurden gestellt und mindestens neunzig davon wurde flink auch die Antwort gefunden. Mit gar nicht bedächtiger Schnelle der zunächst interessierenden: wessen Wunsch die Zusammenkunft bewirkt habe. Ehe noch Zeit zu der Frage gewesen war, schrie schon das Berliner Offiziösengesinde: „Die Anregung ist vom Kaiser Nikolaus ausgegangen“. Einstimmig; wie auf Kommando. Und die Behauptung wurde morgens und abends mit steigender Heftigkeit wiederholt; sicher auf Kommando. Schreiber, die besonders schlau sein wollten und das Mißtrauen ihrer Leserschar fürchteten, ließen sich die Tatsache der „Anregung“

Bülow

aus Petersburg melden; Montag schon; „aus gut unterrichteten Kreisen“ (die es natürlich nicht gibt). Dieses Gelärm beweist nur, daß im Preßbureau des Auswärtigen Amtes, wo Journalistenhirne gratis erleuchtet werden, die Losung lautete: Der Zar hat den Kaiser gebeten, an die finnische Küste zu kommen. Engländer und Franzosen. Reuter und Havas, die besten Nachrichtenhöcker Europas, widersprachen mit ruhiger Bestimmtheit. Wem soll man glauben? Die Lehren der Psychologie zeugen wider die deutsche Verkündung. Kein Unbefangener würde bezweifeln, daß dieser Plan im Kopf unseres Kaisers wuchs. Wilhelm liebt, Nikolai haßt jähre Überraschung. Da der kleine Nika jede irgend nichtige Sache mit seinen Leuten bespricht, hätten sie ihm geraten, für die Einladung nicht gerade die Zeit zu wählen, wo Witte in Paris mit Rotschild und Rouvier die Milliardenanleihe vorbereitet, die unpassendste Zeit, die ein Russe ersinnen konnte. Auch hatte Großfürst Michael Alexandrowitsch als Hochzeitgast schon in Berlin erzählt, der Kaiser habe ihm den Wunsch ausgesprochen, den Zaren noch in diesem Sommer zu sehen. Und schließlich ist verdächtig, daß man bei uns so früh brüllen lies: „Wir waren's nicht!“ Warum, wenn wir's wirklich nicht waren? Das Dunkel wird vielleicht nie ganz weichen, eine der offiziellen Wahrheiten vielleicht immer Silbenstecherei bleiben. Vor fünf Jahren sagte der Kaiser in Kassel, die Ernennung Waldersees zum Generalissimus (für Petschili) sei „der Anregung und dem Wunsch Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen entsprungen“ und diese Anregung sei mit besonderer Freude zu begrüßen, weil sie wieder zeige, „wie eng verbunden die alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche sind“. Im russischen Reichsanzeiger aber wurde amtlich dem Erdkreis verkündet: „Kaiser Wilhelm wandte sich direkt in einem Telegramm an den Kaiser Nikolai, wie an alle interessierten Regierungen und stellte den Feldmarschall Grafen Waldersee zur Verfügung. Kaiser Nikolai antwortete, er sehe kein Hindernis, das sich der Annahme des vom Deutschen Kaiser gemachten Vorschlages entgegenstelle.“ Weder offiziell noch

auch nur offiziös wurde in Deutschland dieser Darstellung widersprochen. Auch damals war Witte in Paris (mit dem Auftrag, den Eindruck des Wortes von den „alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche“ wegzuwischen) und Nikolai schrieb an den Präsidenten der Französischen Republik einen beinahe zärtlich klingenden Brief. Was ist Wahrheit? Qui vivra verra. Mit unzweideutigen Worten wird es wohl nie gesagt; doch werden wir's, auch ohne Epistel an Louber, bald wittern.

Die Frage ist nicht unwichtig. Der Besuch war ein Fehler, wenn Nikolai ihn nicht mit freundschaftlichem Drängen erbeten hatte. Und hatte er ihn erbeten, dann durfte man's nicht durch alle Gassen tuten. Anstand und Klugheiten rieten von einem Gerede ab, dessen Zweck nur sein konnte, den Gossudar in die Rolle eines Bittstellers zu erniedern. Die Leute in der Wilhelmstraße mußten zu ihrer Kundschaft sprechen: „Die beiden Kaiser wünschten schon lange ein Wiedersehen und freuten sich, als unser Herr in den schwedischen Gewässern kreuzte, den alten Wunsch leicht erfüllen zu können. Wir empfehlen Ihnen, sich bei der Frage der Vaterschaft nicht aufzuhalten. Keine der beiden möglichen Antworten liegt auf dem Weg unserer Interessen. Lassen wir's lieber bei der *Generatio aequivoca*. Und wenn die westmächtigen Kollegen zetern, fragen Sie nur mit höflich verhüllter Ironie, ob man drüben seiner Sache ganz sicher sei, und fügen hinzu, uns verbiete das natürlichste Taktgefühl die Erörterung dieser privaten Frage.“ Das war nicht gar so schwer zu treffen.

Der Kaiser geht nach Schweden und ernennt den von den Norwegern höflich entthronten König Oskar zum Großadmiral der Deutschen Flotte; wäre sogar nach Stockholm gegangen, wenn Oskar nicht abgeraten hätte. Famos, lesen wir; der Empfangsjubel beweist ja auch, wie dankbar die Schweden sind. Doch was nützt uns, ihr Schreiberseelen, denn Schwedens Dankbarkeit? Unser Interesse weist nach Norwegen, dessen buchtenreiche Südwestküste uns im Fall eines Krieges gegen England sehr wichtig werden kann. Un-

sere Aufgabe mußte (und muß) sein, Norwegen an Deutschland zu ketten und das aus eigener Kraft mündig gewordene Volk nicht in eine uns gefährliche Intimität mit den Briten zu drängen, denen ein Deutschland verbündetes Norwegen sehr unbequem, ein den jetzt leider allgemein anerkannten Neutralitätspflichten (britischen Ursprungs) unterworfenen sehr nützlich wäre. Tut nichts. Die Reise des Kaisers, der offen, nach rascher Regung seines Monarchengefühles, für Oskar und wider die norwegischen Kryptorepublikaner Partei ergreift, wird dennoch prompt gelobt und keiner fragt, ob der Kanzler zu kurzsichtig oder zu schwachgemut sei, um solche Fehler zu hindern. So ist's jedesmal. Die bei uns öffentlich Meinenden sind stets (und nie ohne fettig glänzendes Sedanlächeln) auf der falschen Seite. Das wäre zu ertragen, wenn wir dem Instinkt unserer Staatsmänner vertrauen dürften. Daß wir's nicht dürfen, lehrt leidige Erfahrung; lehrt auch der Blick auf die Weisheit, die das kurze Gedärm der an der Amtskrippe Gefütterten produziert.

Unbegründete Klagen verhallen nutzlos. Ich will ein Beispiel anführen; ein einziges, das den ganzen Jammer zeigt: aus der Vossischen Zeitung. Der Zar ist in entsetzlicher Lage, hat keinen Menschen, der ihm guten Rat geben könnte, und „sieht sich nach einem Mann um, der die Sorgen und Pflichten eines Monarchen aus eigener Erfahrung kennt und sich auf Erfolge berufen kann“. Diesen Mann findet er in Wilhelm dem Zweiten. Wenn's so wäre: wird ein wacher Politiker, ein nur mit Menschenverstand begabter sich nicht vor der Behauptung hüten, der Zar habe ratlos, ein einsamer Bettler ans Hohenzollernschloßtor gepocht, der Herr überhundertvierzig Millionen Menschen winselnd im Nachbarhaus Rettung gesucht? Müßte so gröblich kränkende Rede nicht das junge Vertrauen schnell morden? Weiter. Was der um Rat angebettelte Kaiser geantwortet hat, ist klar. Jeder weiß ja, was Rußland braucht. Wirklich? Jeder Liberalschreiber vielleicht. Der noch nicht ganz kleine Rest hat, Junker und Kaufmann, Offizier und Bankier, nachgerade die ungeheure, die in der Geschichte beispiellose

Schwierigkeit des Problems erkannt, vor das der kleine Nika gestellt ist. Nach all dem Schwatz geht's dann über die englische Presse her, die, ganz verständig, annimmt, der Besuch des Kaisers solle dem Deutschen Reich politische und wirtschaftliche Vorteile sichern, unserer Großindustrie lohnende Aufträge verschaffen und sacht ein franko-russisch-deutsches Bündnis vorbereiten. „Wir geben diese Ausführungen nur wieder, um zu zeigen, was für Narreteien dem englischen Volk von seiner Presse aufgetischt werden.“ Ward so kindisches Gekeif je in ernster Stunde gehört? Von den Nachrichten der englischen Presse lebt Ihr ja Tag für Tag. Und die Wirkung, die diese Presse von dem Besuch des Kaisers beim Zaren fürchtet, müßtet Ihr wünschen, mit jeder Fiber deutscher Herzen ersehnen; nur solche Wirkung könnte erweisen, daß der Besuch nicht wieder die Folge des alten, oft beseufzten Sehfehlers war.

Leicht wären hundert ähnliche Beispiele zu finden, tausend aus allen Phasen neudeutscher Geschichte. Lösung des Assekuranzvertrages mit Rußland, Opferung Sansibars, Philippinenkrieg, Burenkrieg, Boxerkrieg, Kiautschou, anglo-japanisches Bündnis, Marokko: immer dieselbe Torheit. Nur an der Spree kann sie gedeihen. Der Dreibund ist längst wertlos, ein europäischer Krieg Rußlands heute undenkbar, der Britenzorn gegen Deutschland kaum noch zu zähmen. Und Frankreich? Napoleon zog offene Feindschaft der Unzuverlässigkeit lauer Freunde vor. Frankreich muß sich entscheiden; die Beteuerung seiner Friedensliebe genügt uns nicht. Sieben Lustren lang hat es nun (platonisch, sagt in solchem Fall der gebildete Schmock) den Frieden innig geliebt; eben so lange aber Deutschland gezwungen, seine ganze Politik nach der Gewißheit zu richten, daß Frankreich jeden starken Feind des Germanenreiches mit wahrer Wonne unterstützen würde. Diesen Zwang, der, während ringsum die fettesten Bissen von der Schüssel verteilt wurden, das Reich hinderte, sich nach seinem Bedürfnis zu sättigen, müssen wir endlich abschütteln. Das unkluge Zanken im fruchtlosen Marokkotreit hat alte Wunden aufgerissen.

Noch aber ist nicht jeder Weg zur Verständigung gesperrt. Schon ist der erste Rausch der franko-britischen Verbrüderung gewichen und rasch wieder die Erinnerung wach geworden, daß England nie für den Vorteil oder die Ehre eines anderen gekämpft hat. Ein schwüler Tag: und das Bretonenblut wallt noch einmal auf. Wir müssen den Franzosen sagen: „Allein wollt Ihr, könnt Ihr nicht bleiben. Die Hoffnung, Rußland oder Britannien werde Euch den Elsaß und die Provinz der Pucelle zurückerobern, habt Ihr selbst schon eingesargt. Wir haben Besseres zu bieten als das verlorene Grenzland. Die *énergie nationale*, deren Schwinden Eure Dichter, von *Déroulède* bis zu *Barrès*, betrauern, kann nur aus den Kolonien neue Kraft saugen. In Nordafrika keimt Eure Zukunft. Wir wollen ihr Bürge sein. Den algerischen und tunesischen Besitz garantieren und auf die Straße nach Marokko nicht nur kein Hindernis legen, sondern Euch im Sultanat ein gutes Stück Weges vorwärts helfen. Preis: Eintritt ins deutsch-russische Bündnis; ausdrücklichen Verzicht auf die Revanche ersparen wir Eurem Stolz. Bedenket, daß Ihr dann auch für Indochina und Madagaskar nicht mehr zu zittern braucht. Euer Heimatlandheer um mindestens die Hälfte (dieselbe Proportion würde Euch und uns binden) verkleinern könnt. Daß wir vereint dem neuen Rußland von morgen Herrenhirne, Geld und Industrieprodukte liefern und auf ein Menschenalter hinaus reichlich daran verdienen würden. Keiner kann uns überbieten. Keiner auch nur mit so vollwichtiger Münze zahlen. Könnt Ihr noch zaudern? Zwischen sicherem Riesengewinn und den Ammenliedern der Eitelkeit?“ Der Versuch würde lohnen. Gelingt er, dann mögen Bülow und Radolin lächelnd künden, diesem Ziel habe ihr Trachten stets zugestrebt.

Deutschland, Rußland, Frankreich, die Habsburgermonarchie und Italien (die beide dann keinen Grund mehr hätten, sich aus dem Joch alter Verträge zu sehnen). Das wäre der Bund der Kontinentalmächte, der unübersteigbare Wall gegen britische Drohung; und die Zelle, in der eine Europäerwirtschaft entstehen könnte. Kleine Heere (wenn

Deutsche und Franzosen sich vertragen, ist ein großer Landkrieg nicht mehr denkbar; das so ersparte Geld kann jeder Partner für die Flottenmehrung verwenden). Der ganze Südosten und im Südwesten Spanien wird schlecht regiert und noch schlechter bewirtschaftet; diese Länder müßten und könnten mehr bringen. Und die kleine Halbinsel Europa braucht jeden Fleck, muß die Ertragsfähigkeit jedes Bezirks mit allen Mitteln moderner Technik ausnutzen, wenn sie wagen will, mit dem amerikanischen Imperium, das über die Panamastraße verfügt, die Kräfte zu messen. Vielleicht sind solche Möglichkeiten auf dem „Polarstern“ erörtert worden. Trotzdem kein Minister an Bord war und wir, wenn die Verfassung nicht zum Schemen werden soll, fordern dürfen, daß der erste deutsche Bundesfürst die Reichspolitik nicht in heimlicher Zwiesprache festlege. Vielleicht. Auch dann wäre der Besuch nicht rückhaltlos zu loben. Müssen denn immer die Blicke der bangenden Völker gen Deutschland gerichtet sein? Alle Staatsaktionen vor dem Beginn schon mit Trompetenstößen verkündet werden? Der Kaiser hat dem Zaren einen großen Dienst geleistet; hat der Welt bewiesen, daß er Rußlands Freundschaft in dunklen Tagen nicht geringer schätzt als in hellen. Das war anständig und klug, konnte aber leiser geschehen; und wäre dann noch wirksamer gewesen. Fanfare soll blasen, wer seiner Sache nicht ganz sicher ist, sonst scheucht das Signal die Nachbarschaft auf. Jetzt kann der Liebe Mühe wieder verloren sein. Nikolai Alexandrowitsch ist kein bequemer Lagergenosse. Schwach, doch nicht ohne Frauenzimmer-schlaueit; und als Schwächling stets von der Angst beherrscht, das Werkzeug fremden Willens zu scheinen. Wenn er liest, seine Ratlosigkeit habe beim starken Fremdling, der Rossijas besondere Wesensart nicht kennt, flehentlich Rettung gesucht, wird er wüten. Sich vor dem Friedensschluß den Dienst zwar gefallen lassen, doch ohne dankbare Regung daran denken, und sobald er die ärgste Last vom Halse hat, zu beweisen suchen, daß er keinen Vormund braucht. Ein Kanzler, der vom Strand aus nicht nur das nächste Blink-

feuer sieht, hätte nach dem ersten Lärm deshalb ohne Säumen erklärt, der Zar habe keinen Rat erbeten und das Gespräch der Kaiser die innere Politik Rußlands nicht mit einem Wörtchen gestreift. Glaubt Fürst Bülow, daß man in London und Paris müßig bleiben, die Torheit unserer Presse nicht zinsbar machen wird? Noch schlimmer wäre freilich, wenn auf den Donner wieder kein Blitz folgte. In den „Times“ wird schon gespöttelt, auch diesmal werde nichts Greifbares herauskommen. Das wäre verhängnisvoll. Nicht nur weil das Jahrhundert die versäumte Gelegenheit nicht wiederbrächte, sondern, weil der bloße *dépit* (in einem Berliner Botschafterhaus fiel das Wort) über so fruchtlose Beunruhigung am Ende eine Koalition schaffen könnte, deren Hauptprogrammpunkt hieße: Schutz gegen deutsche Alarmierungen, die unsere Kreise stören und einen stetigen Gang der Geschäfte hindern. Mit solchem Preis hätte das Deutsche Reich die Polarsternstunden ein bißchen teuer erkaufte.

Polarissima. . . Der dem Weltsport nächste Stern kann als Meridianmarke dienen. Das Himmelsgewölbe rotiert, auch die Glanzzeit der Polarissima, die unkundigen Blicken ihren Standort nicht zu ändern scheint, ist begrenzt und der leuchtende Günstling rückt allmählich in die Ferne, in die lichte Schar unbegnadeter Gestirne. Wer sich am Himmel zurechtfinden will, muß zunächst immer wissen, wo sein Auge den Polarstern zu suchen hat.

DIE SCHWARZSEHER.

26. Oktober 1905: Enthüllung
des Moltke-Denkmal, Rede Wil-
helms II. bei der Festtafel.

BEI DEM NARRENLÄRM UNSERER TAGESBLÄTTER, schrieb Goethe einmal an Zelter, „geht es mir wie einem, der in der Mühle einschlafen lernt: ich höre und weiß nichts davon.“ Der so sprach, war nicht, wie man oft so liest, ein im reinsten Element rein Lebender, der den Alltagsstaub scheute und vor den Mißgerüchen der Realität in seinem

Poetenstübchen sorgsam das Fenster verriegelte. Zu höherem Vorteil, fand er, gereiche ihm und seinem Talent der Zwang, als Staatsdiener und Hofmann die Realität in sich aufzunehmen. Majoritäten, Öffentliche Meinungen und Freiheitphraseure hat er belächelt; auch als Beurteiler politischer Mächte manchmal menschlich geirrt (zum Beispiel: als er die Franzosen „auf einer höheren Stufe welthistorischer Ansicht als die Engländer“ sah). Das Wesentliche aber, selbst die noch fernen Möglichkeiten gewandelten Menschen- und Völkerverkehrs hat er früher erkannt als irgendeiner, von dem wir aus deutscher Geschichte wissen. Daß in seinem Gutachten über das preußische Werberecht (in der Zeit des bayerischen Erbfolgekrieges) wohl zum ersten Mal der Gedanke eines deutschen Fürstenbundes auftauchte, soll man, weil die Idee in der Luft bedrängter Kleinstaaten lag, nicht allzu laut rühmen. Eher schon, daß der Faustdichter vor seines Geistes Auge die moderne Großstadt entstehen sah, deren erste Spur ihm wahrnehmbare Wirklichkeit doch nie gezeigt hatte. Und selbst diese Prophetie des Unermessenen erregt kaum noch Staunen, vergleicht man sie seinen Worten über den Panamakanal. „Gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisierte und nicht zivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittlung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und

den Vereinigten Staaten. Es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean schaffen; und ich bin gewiß, daß sie es erreichen.“ Solche Wunder politischer Intuition ließ uns selbst Bismarck, den doch keine Nausikaa lockte, nicht schauen. Der Mann, der im Februar 1827 so zu Eckermann sprach, kann sich auch als Politiker sehen lassen. Trotzdem er von dem Narrenlärm der Tagesblätter nichts hören noch wissen wollte; von dem Lärm einer Zeit, der Fritzens Forderung, in Weimar Rekruten werben zu dürfen, eine Staatsaktion bedeutete und der von den großen Ereignissen, von dem Schicksal, das in der Gestalt des Korsen über die Erde schritt, nach Wochen erst spärliche Kunde kam. Was würde er heute sagen? Sein Panamakanal wird gebaut, wie er's voraussah, von den Amerikanern, und wird in den kommenden Kämpfen um die Weltmacht von vielleicht entscheidender Wichtigkeit werden. Nach dem Handel mit China und dessen Nachbarreichen drängen sich alle Großmächte. England, Frankreich und Belgien bauen in China eine Eisenbahn, deren Besitz bald wertvoller werden muß als das in sämtlichen Pachtverträgen Gewährte. Rußland ist, nach Englands Willen, von Japan geschwächt und dann, nur durch englischen Einfluß, auf die Bahn konstitutioneller Experimente getrieben worden und wird nun vor die Frage gestellt, ob es in den neuen Trust eintreten oder auf mindestens zwei Jahrzehnte in Asien zur Ohnmacht verdammt sein will. Australien rührt sich noch nicht, kann eines nahen Tages aber zwischen England und Amerika optieren, wenn es vorher nicht durch neue, den Körper seiner Wirtschaft festigende Bänder ans Mutterland geknüpft wird. Und Europa hat als Individualität zu leben aufgehört. Das schöne Konzert ist aus. Die alten Bündnisse sind zerfallen, nur als Kindertrost noch zu brauchen, die alten Kontinentalmächte von Lebensgefahr umlauert. Tag und Nacht klappert die Mühle. Portsmouth. Marokko. Deutsch-französischer oder deutsch-englischer Krieg? Franko-deutsch-russische oder franko-britisch-russische Triasformation? Ungarns

Trennung von Österreich. Revolution. Konstitution. Streiks. Hofskandale. Hätte unser Dichter dabei nicht das Einschlafen verlernt? Oder auch jetzt, mit dem majestic common sense, der ihm, wie einst dem stärkeren Menschen- schöpfer aus Britenland, von unbekannten Göttern verliehen ward, in all dem Geklapper das Wesentliche zu unterscheiden vermocht? . . . Deutschland läßt sich den Schlaf nicht stören. Freut sich morgens und abends am Echo ferner Gewitter und streckt sich mit dem Nachgeschmack der letzten Russengreuelmär auf der Zunge, behaglich zur Ruhe. Wenn der Dichter ins Philisterland wiederkehrte, fände er die wohlbekannten Bürger, die wohlbekannte Lust an Selbst- trug und Tand. „Mag alles durcheinander geh'n; doch nur zu Hause bleibt's beim Alten.“

Wenn's dabei nur bleiben kann. Das ist aber durchaus nicht gewiß; und deshalb sollten die paar ernsthaften Leute im Land dem Narrenhaufen endlich Schweigen gebieten und den Massensinn für das Wesentliche schärfen. Sollten sprechen: „Wir lassen uns die Lügen, offizielle, offiziöse und freiwillig geleistete, nicht länger mehr gefallen. Wir wissen, daß niemals, nicht unter Phokas noch unter Louis Napoleon, so dreist, so unaufhörlich gelogen, so systematisch jedes für die Nation wichtige Ereignis entstellt worden ist wie heute bei uns und haben's satt. Jahrelang ließen wir uns einlullen und wähten, nur Grillenfänger und Klugschwätzer sähen den deutschen Himmel umdüstert. Aus diesem Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat uns erkennen gelehrt, wieviel schon vertan, unrettbar verloren ist. Nie war unsere Heimat in so gefährdeter Lage; auch der kleine Preußenstaat nicht, seit er gegen Bonaparte in Ost und West Bundesgenossen fand. Mit unserem Willen soll nicht noch mehr verloren werden. Euer Geschrei von der großen Zeit, von den herrlichen Errungenschaften und Persönlichkeiten, den Reden und Staatsmännertaten, denen die Welt andächtig lauscht, eure Reklamekniffe und Komö- diantenmätzchen sind uns zum Ekel geworden. Auch eure niederträchtigen Versuche, durch Sensationen, die ihr aus

aller Herren Ländern zusammenschleppt, das Volksgewissen zu betäuben, die Blicke der Nation von den Dingen abzulenken, die allein für sie wesentlich sind. Lasset die Russen ihren Nikolai verdauen, die Magyaren an ihrem Borstenspeck und Pußtadreck ersticken oder noch fetter werden. Not zwingt uns einstweilen zu so ernster, so unaufschiebbarer Arbeit, daß wir nicht Zeit haben, anderen Völkern in die Töpfe zu guken. Pfeift uns auch nicht mehr das Lied von dem Frommen, der nicht still in Frieden leben kann, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werben nicht um, rechnen nicht auf Liebe, sind selbst bereit, die Dummheit, das Irrelichtelieren des Nachbars zu unserem Vorteil zu nützen, und bezahlen die Wächterschar nicht, damit sie sich müßig über tölpeln läßt, sondern, damit sie uns früh vor Fährnis warnt. Vermag sie das nicht, dann müssen wir dafür sorgen, daß sie, ob heute die Gnadensonne sie noch so hell bescheint, morgen weggejagt wird. Da Tschechen vom Hause Habsburg den Sturz jeder Regierung ertrotzen, russische Juden, Studenten und Sektierer den Kaiser-Papst zur Wahl des ihm lästigsten Ministers zwingen konnten, wird das tüchtigste Volk Mitteleuropas wohl imstande sein, sich fähige Geschäftsführer zu verschaffen. Leicht; und ohne eine Sekunde nur die wirklichen Rechte des ersten deutschen Fürsten anzutasten. Daß es bisher nicht gelang, ist eure Schuld, eurer pfiffigen Schelmenkunst oder eures fahrlässigen Leichtsinns. Jetzt seid ihr gewarnt; und steht, wenn ihr das Trügerhandwerk weiter treibt, als Landesverräter am Pranger.“ Spräche ein Fähnlein Aufrechter so, unermüdlich morgens und abends, dann bekämen wir Ruhe, brauchten nicht mit dem Geklapper im Ohr einzuschlafen und könnten uns, leis und ernst, wie es Mündigen ziemt, mit den Dingen beschäftigen, die dem Reich an die Haut gehen.

Die bringt jetzt jede Woche; und wir hätten an den schon vorhandenen doch für Monde genug. Die letzte Dekade hat uns sogar Erfreuliches beschert. Erstens den Reichsgerichtsspruch, der das Recht der Biesterfelder Grafen auf das Fürstentum Lippe endgültig sichert. Wurde nun gefragt, was

in diesem langen Hader, der den Grafen Ernst Casimir ins Grab ärgerte und dem alten Albert von Sachsen die letzten Lebenstage vergällte, aufs Spiel gesetzt ward? Warum deutsche Fürstensprossen, deren Rechtsanspruch keiner Instanz je zweifelhaft schien, unglimpflich behandelt, an Grüften brüskiert, von einem Schwager des Kaisers aus ihrem Erbe verdrängt werden mußten? Offen gesagt, daß in diesem Fall der Kaiser in betäubender Weise geirrt habe und solcher Fehler (dessen Nachwirkung an allen Fürstenhöfen noch fühlbar ist) sich nie wiederholen dürfe, auch wenn eines Tages die Rechtslage, etwa in Hessen oder in Oldenburg, noch so günstig schiene? Kein Sterbenswörtchen davon. An vielen Stellen aber die glatte Lüge, der Kaiser habe, als einer der ersten Gratulanten, dem jungen Fürsten Leopold zur Lippe ein „ungemein herzliches“ Telegramm geschickt. Eine unverschämte Lüge: der Fürst hat dem Reichsoberhaupt ehrerbietig den Antritt der Regierung gemeldet und der Kaiser hat höflich, doch so kühl geantwortet, wie er's nie tat, wenn Herr Ballin ihm die Taufe oder Rekordfahrt eines Schiffes angezeigt hatte. Zweite Freude: Auflösung der ostasiatischen Brigade. Ein verständiger Anfang; den gerade jetzt erst wirksam gewordenen Motiven zu dem Entschluß, die Truppen aus Tschili und der Chinesenstadt von Kiautschau zurückzuziehen, brauchte man öffentlich nicht nachzuforschen. Hatte aber wieder eine Gelegenheit zu ernster Rückschau. Was ist bei dem ganzen Abenteuer für Deutschland herausgekommen? Fünf Jahre lang hat die Brigade uns je zwölf Millionen gekostet; die Rechnung des eigentlichen Feldzuges war natürlich noch um ein sehr Beträchtliches höher. Alles pro nihilo. Um uns in China verhaßt zu machen und bei dem Rennen um Bahnbauten und Marktplätze distanziert zu werden. War der Ruf zu dem Kreuzzug nicht wirklich, wie ich ihn genannt hatte, ein Dysangelium? Nicht eine Silbe darüber. Lohnt's denn, über so alte Geschichten zu reden? Zu Haus wird von Regierung und Parlament unwürdig geknickert; in Asien und Afrika darf eine Milliarde nutzlos verpulvert werden. Daß die Brigade hingeschickt wurde und

so lange blieb, war gut; daß sie nun aufgelöst wird, ist auch wieder gut. Amen. Und schnell die nächste Schüssel.

Ein Feiertagsgericht. Dem Marschall Moltke ist von dem in seiner Schule erwachsenen Heer in Berlin ein Denkmal errichtet worden; eins im Marmor vergeudenden Stil modischen Puppenstandes, von dem Parthenos und die Musen das Antlitz wenden. Die Inschrift hat, wie wir lasen, der Kaiser verfaßt: „Dem rechten Volk zur rechten Zeit der rechte Mann im rechten Streit. Gottes Würfel fallen, wie sie auch fallen, immer auf die rechte Seite.“ Der erste Satz ist nett und volkstümlich gereimt; im zweiten werden Bild und Gedanke nicht jedem gefallen. Wenn ein Herrgott die rechte Entscheidung auswürfelt, ist das Mühen des weisesten Strategen im Grunde ja eitel; auch dem von einem Hofgeneral geführten Deutschenheer hätte ein allgerecht in den Wolken Thronender den Sieg nicht versagt. Einerlei. Aus der guten, feinen Zeit wehte am Tag der Enthüllung doch ein Hauch zu uns her. Die Truppen feldmarschmäßig oder im Dienstanzug (Helmbusch und Schärpe sind wohl für die Weihetage der Monarchendenkmale reserviert): nichts, was an Paradeputz erinnern konnte; das richtige Kriegerkleid für eine Moltkefeier. Die in der Armee für diesen Tag vielfach gefürchtete Beförderung Hellmuts des Neffen blieb aus; schien ein paar Wochen nach der Manöverleistung, vielleicht nicht angebracht. Und der Generalstabschef Graf Schlieffen hielt eine Festrede, deren Inhalt und Tonfarbe sich sehr angenehm von allem unterschied, was wir sonst bei solchem Anlaß zu hören gewöhnt sind. Kein Spalierpathos, keine Übertreibung; ein von zärtlicher, doch nicht blinder Liebe entworfenes Bild des Römers aus Parchim. „Die Worte ‚selbst‘ und ‚ich‘ kannte dieser hohe Geist nicht.“ Graf Schlieffen ist für den Abschied längst vorgemerkt. Immer wieder habe ich den Eindruck, daß unsere stärksten Charaktere und Intelligenzen heute im Heer zu suchen und zu finden sind. Wie hätte ein „Vertreter des unabhängigen Bürgertumes in Stadt und Land“ vor solchem Denkmal, solchen Hörern gewedelt! Und dieser Redner hat

nicht einmal gesagt, Moltkes wahrer Erbe sei der Kriegsherr, der die Schlachten zu denken und zu lenken vermöge.

An der Paradetafel im Weißen Saal sprach dann der Kaiser. Er hatte am Tage zuvor von der „schweren Arbeit dieses Sommers“ gesprochen, den Reichskanzler gelobt (dem, in Norderney und Baden-Baden, die Arbeit hoffentlich nicht allzu schwer geworden ist) und gesagt: „Wir leben in einer Zeit, in der jeder wehrhafte junge Deutsche bereit sein muß, für das Vaterland einzutreten.“ Was er nach der Enthüllung des Moltkedenkmals den kommandierenden Generalen gesagt hat, darf nie ans Licht kommen. Beim Prunkmahl waren's nur ein paar kurze Sätze. „In aufrichtigem Dank gegen die Vorsehung ein stilles Glas, welches dem Andenken gewidmet ist des Kaisers Wilhelms Majestät größten Generals.“ (So stand's im offiziellen Bericht.) „Das zweite Glas gilt der Zukunft und der Gegenwart. Wie es in der Welt steht mit uns, haben die Herren gesehen. Darum das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, das Ziel erkannt, die Kräfte gespannt und die Schwarzseher verbannt. Mein Glas gilt unserem Volk in Waffen. Das deutsche Heer und sein Generalstab: Hurra! Hurra! Hurra!“ In diesen Worten schwingt kein Fanfarenton; auch in den Dresdener Reden nicht. Der wehrhafte Deutsche muß immer, nicht jetzt nur, bereit sein, fürs Vaterland einzutreten; und nie gab es eine Stunde, in der das Pulver feucht, das Schwert stumpf, die Kraft lahm, das Ziel verkannt werden durfte. Die Reden haben auch nirgends alarmierend gewirkt. Da am nächsten Morgen arge Berichte aus Rußland kamen, gab es an der Berliner Börse einen Kurssturz. Leute, die seit Monaten weit über Vermögen und Kreditfähigkeit spekuliert hatten, wurden durch die übertreibenden Meldungen nervös, sahen den oft angesagten dies irae dämmern und suchten schnell noch möglichst viel loszuschlagen. Die Furcht, die russische Anleihe, mit deren in Deutschland zu häufenden Beträgen man sich ein Weilchen aus der Geldklemme zu helfen hoffte, könne scheitern, schreckte auch ernstere Leute. Und wohl-erzogene Reporter schrieben aufs Blockblättchen: „Die

Börse stand ausschließlich unter dem Eindruck der Kaiserreden.“ Herr von Mendelssohn wußte es besser. In London und Paris blieb alles ruhig. Die Herren Clemenceau und Jaurès wurden recht grob, Temps, Figaro und die Britenpresse recht kränkend ironisch; und in Deutschland klapperten die Mühlen. Vierundzwanzig Stunden danach war nur noch von der glorreichen Revolution die Rede. Wir sind ja für alle Fälle gerüstet. Eigentlich hat nur der gemeine Delcassé das Unheil angestiftet. Und schließlich war die Sache auch gar nicht so schlimm.

Ein Kanzler von zulänglichem Format hätte dem Kaiser geraten, die Tatsache, daß Deutschland in eine üble Lage geraten ist, nicht durch offizielle Erwähnung zu beglaubigen. Sollte das Mißgeschick aber bescheinigt werden, dann konnte der Kaiser kaum anders sprechen, als er gesprochen hat. Herausfordernd klang's nicht; eher enttäuscht und resigniert. Nur gegen Angriffe sollen die Waffen dienen; und niemand denkt daran, uns anzugreifen, wenn wir uns, wie der Bülow (Oriolus L.) so oft mit voller Stimmkraft gepfiffen hat, mit dem Errungenen bescheiden. Niemand hat je daran gedacht. Eine Komödie der Irrungen nannte ich's. Die Franzosen, denen Bismarck gesagt hatte, Deutschland habe in und an Marokko keinerlei Interesse, die aus Bülows erster Rede über ihren Kolonialvertrag mit England ungefähr dasselbe herausgehört und anno Kreta erfahren hatten, das Deutsche Reich wolle den Auseinandersetzungen der Mittelmeermächte fern bleiben, glaubten, seit der Wind anders blies, Marokko sei nur ein Vorwand, hinter dem sich die Absicht verberge, sie sanft oder gewaltsam zu knechten. An grotesken Fehlern, die sie in diesem Glauben stärken mußten, ließen es unsere Staatsweisen ja nicht fehlen. Der Senator Clemenceau hat in der Neuen Freien Presse erzählt, Guido Henckel Fürst von Donnersmarck sei nach Paris geschickt worden, um den Würdenträgern der Republik zu sagen, wenn sie die Wünsche des Kaisers nicht erfüllten, werde das Germanenheer morgen gegen sie marschieren. „Die Tatsache kann nicht geleugnet werden. Ich könnte die

Regierenden nennen, mit denen Fürst Donnersmarck gesprochen hat, und sofort seine Drohreden wörtlich zitieren.“ Diese Behauptung ist veröffentlicht und nicht bestritten worden; kann's auch nicht werden. Ist ein ärgerer Mißgriff denkbar? Der Bote, den man in Paris als Seladon der Paiva kannte und nie zu den ernsthaften Politikern zählte, war so falsch gewählt wie die Adresse der Botschaft. Ein Knabe, der den Cid und den Cinna durchstöhnt hat, könnte wissen, daß Franzosen Drohungen, auf die kein Streich folgte, noch schwerer vergessen als auf blutigem Feld erlittene Niederlagen. Ist's Wunder oder Sünde, daß sie nach Helfern ausschauten, die schon vorher angebotene Hilfe wenigstens nicht länger ablehnten? Ruchlose Todsünde, daß die Briten nicht ruhig zusehen wollten, wenn Frankreich geschwächt, von ihrer Seite gerissen, zu einem Vasallenstaat gemacht würde? *The comedy of errors*. Alles hat sich aufgeklärt. Fürst Guido hat sich mit den Parisern ein Späßchen gemacht. Deutschland wollte nichts, will nichts, wird in alle Ewigkeit nichts wollen als Frieden und Freundschaft. Hat also auch keinen Angriff zu fürchten.

So lange es ohne expansive Politik auskommen kann. Den Weg dazu hat es sich in drei Lustren hastiger Arbeit nach allen Regeln der Kunst verbaut; unter stetem Triumphgeschrei. Das ist der Punkt, auf den es ankommt. Der muß erkannt sein, ehe die Frage, „wie es mit uns in der Welt steht“, aufrichtig und ausreichend beantwortet werden kann. Kein Wort des Kaisers ist mir je so unbegreiflich gewesen wie die Aufforderung, „die Schwarzseher zu verbannen.“ Ahnt er nicht, wie viele Schwarzseher täglich vor seinen Blick treten? Daß ihre Zahl in den höheren Kommandostellen des Heeres besonders groß ist? Daß Bismarcks Prognose für die Wirkungen der neowilhelminischen Reichspolitik viel düsterer lautete als die irgendeines Jüngeren? Und wer darf heute leugnen, mit gutem Gewissen heute noch, daß alle sichtbaren Tatsachen für das richtige Augenmaß dieser Pessimisten zeugen? Nur ein auf steiler Höhe Einsamer, dem man die Wahrheit verbirgt. Denn auch

Eulenburg

heute tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi.

Dem Erztruchseß, der am Tisch der Majestät die Wahrheit zu servieren hätte, fehlt wohl nicht der gute Wille, doch sicher die Gabe, Werden und Vergehen früh wahrzunehmen. die also, die erst den Staatsmann macht. Er gilt nie für unklug, weil er nie, nach Rivarols hübschem Wort, vierundzwanzig Stunden früher als die Durchschnittsmeinung recht hat. Vor anderthalb Jahren war ihm zumut wie Vossens Mädchen im Mai: „Seht den Himmel, wie heiter!“ Sicheres Bundesverhältnis mit zwei Großmächten; freundschaftliche Beziehungen zu fünf anderen Mächten; mancherlei Kombinationen möglich und an Isolierung gar nicht zu denken. Damals war ich so unfreundlich, an Bismarcks Vergleich zwischen Duncans Kämmerlingen und den in großen Reichen zum Wächteramt Berufenen zu erinnern; aus Bosheit, versteht sich, und ohne eine Ahnung von der wirklichen, uns märchenhaft günstigen Weltkonstellation. Im April 1904 schrieb ich: „Das franko-russische Bündnis soll zu einem großen antideutschen Trust erweitert werden. Das ist der Zweck des franko-britischen Vertrages. Er soll Rußland zum Beitritt nötigen. Großbritannien fühlt, daß die Stunde gekommen ist, in der es sich mit Rußland für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre über die asiatischen Fragen mit Vorteil verständigen kann. Alle drei Mächte haben gemeinsam das dringende politische und wirtschaftliche Interesse, Deutschland zu schwächen; das wirtschaftliche, weil es auf den Weltmärkten ein unbequemer Konkurrent, das politische, weil es ein Element der Unruhe ist. Deshalb möchten sie sich gegen das Deutsche Reich syndizieren . . . Sie denken: Die Deutschen merken's wohl nicht, wenn wir ihren Kaiser nur überall mit dem gehörigen Pomp und Glanz empfangen und immer sagen, daß wir sie um ihn beneiden. Wenn der antideutsche Trust zustande kommt, wird er dem Deutschen Reich nicht den Krieg erklären, nicht den Frankfurter Friedensvertrag zu zerreißen, sondern den Deutschen ganz sacht die Möglichkeit lohnender Expansion abzuschneiden versuchen. Wie es

die Industriellen machen, wenn sie einen Pool oder eine Fusion beschließen, um einer unruhigen Konkurrentin, die das Geschäft stört oder verdirbt, die Kundschaft abzujagen. Dann saßen wir mit unserer rasch steigenden Bevölkerungsziffer, unserer stolzen Exportindustrie fest und fänden nirgends einen offenen Markt, der unserem Bedürfnis genügt, nirgends eine Kolonie, aus deren Boden neuer Reichtum keimen könnte.“ Das war am dreiundzwanzigsten April 1904 gedruckt. Und natürlich ganz falsch. Zwei Verbündete, fünf treue Freunde, mancherlei Kombinationen möglich. Mit Delcassés Frankreich standen wir auf bestem Fuß und Onkel Eduard war bald danach in Kiel der Held der Regattatage. Überlegte vor all den auf der Förde vereinten Panzern vielleicht, ob Britannia, die, wenn Amerika den Panamakanal gebaut hat und auf zwei Ozeanen mit einer Schlachtflotte operieren kann, der gefährlichste Gegner bedroht, die Deutschen nicht schnell an der Stärkung ihrer Marine hindern müsse; und wie Frankreich wohl für solchen Plan einzufangen sei. Ein Jahr danach war ihm von uns der Sozius geworben.

Soll's wirklich so weitergehen? Erwiesen ist, daß nicht fremde Satanskunst, sondern eigene Schuld uns das Mißgeschick heraufbeschworen hat. Erwiesen, daß der Narrenlärm, der längst bekannte, längst öffentlich erörterte Geschichten wie neuen, nun erst enthüllten Graus umgellte, kommandiert war, weil die Schlappen einer schlechten, über alle Vorstellung törichten Politik verborgen werden sollten. Mancher Deutsche wird finden, es sei genug. Und keiner so schwarzichtig sein, daß er zu glauben vermag, Männer, die sich selbst achten wollen, könnten durch Kindermären und Meßbudenzerstreuung die Nation ferner noch hindern, sich um ihre wesentlichen Angelegenheiten zu kümmern.

DRITTE BERATUNG DES REICHSHAUSHALTGESETZES. Der Abgeordnete Bassermann hat, in sehr sanftem Ton, gesagt, er teile die weithin verbreitete Meinung, daß unsere politische Lage sich nicht gebessert, sondern verschlechtert habe, und müsse fragen, „wie hoch heute die politische Bedeutung des Dreibundes eingeschätzt werden könne“. Herr von Tschirschky und Bögendorff, Wirklicher Geheimer Rat, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, macht sich während der Rede Notizen, war auf solche Frage aber wohl vorbereitet: denn er hat ein beschriebenes Zettelchen mitgebracht. Danach greift er nun, erhebt sich vom Sitz und spricht: „Der Herr Abgeordnete hat zunächst von dem Telegramm Seiner Majestät des Kaisers an den Grafen Goluchowski gesprochen. Es ist selbstverständlich, daß dieses Telegramm an den auswärtigen Minister Österreich-Ungarns von der Stelle ausgerichtet wurde, die in erster Reihe berufen ist, das Deutsche Reich dem Ausland gegenüber zu vertreten. Wenn Seine Majestät für diese Mitteilung die Form eines persönlichen Telegrammes gewählt hat, so ist er dazu ebenso berechtigt wie jeder andere Staatsbürger, dem das Recht der freien Meinungsäußerung zusteht. Der Herr Reichskanzler trägt gern die Verantwortung für den Inhalt dieser Depesche; allerdings nicht für das, was vielfach in diese Depesche hineininterpretiert worden ist.“ Noch lacht niemand. Der Mann redet ja zum erstenmal im Reichstag und ist vielleicht befangen. Was er da vorbringt, bleibt freilich unter jedem halbwegs achtbaren Niveau. Nicht „selbstverständlich“, sondern höchst ungewöhnlich ist, daß der Deutsche Kaiser, kein Reichsmonarch, sondern der einem ewigen Bunde deutscher Fürsten präsidierende primus inter pares, dem Minister einer fremden Großmacht öffentlich Lob spendet und Gegen dienst zusagt. Daß er, dessen Kanzler gerufen hatte, in Algesiras solle es weder Sieger noch Besiegte geben, die Konferenz einer Mensur vergleicht und an den Grafen Agenor Goluchowski telegraphiert: „Sie haben sich als brillanter

Sekundant auf der Mensur erwiesen und können gleichen Dienstes im gleichen Fall auch von mir gewiß sein.“ Sich dem Minister also koordiniert. Ihm implicite zu verstehen gibt: „Drüben führen Sie die Geschäfte, hier führe ich sie.“ Ungewöhnlich und sehr zu bedauern. Das Recht der freien Meinungsäußerung wird dem Kaiser nicht bestritten; um dieses Recht handelt sich's hier gar nicht. Wenn der Staatsbürger seine Meinung ausspricht, tut er's auf eigene Gefahr und sein rasch verhallendes Wort bindet den Nachbar nicht. Ein lautes Wort des Kaisers gleicht in seiner Wirkung einer Tat und engagiert das Reich. Diese Möglichkeit wollten die Redaktoren der Reichsverfassung ihm nicht gewähren. Im vierten Abschnitt, der die Überschrift „Präsidium“ (nicht „Kaiser“) trägt, wird bestimmt, daß die Leitung der Geschäfte dem Kanzler zusteht und die Anordnungen des Kaisers, der das Reich „völkerrechtlich“ (also nicht etwa im Verkehr mit irgendeinem Goluchowski) zu vertreten hat, „zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers bedürfen.“ Das soll heißen: Ohne vorher erlangte Zustimmung des für die Geschäftsleitung verantwortlichen Kanzlers darf das Präsidium keinen Schritt tun, durch den die Geschäftslage irgendwie verändert werden kann. Daß der Kanzler für alles vom Kaiser Getane die Verantwortlichkeit übernimmt, wissen wir längst; aber auch, daß er diese Pflicht (dafür hält es sein bequemer Wahn) oft bestöhnt: und glauben deshalb nicht, daß er sie immer „gern“ erfüllt. Doch gern oder ungern: er paßt sich dem Bedürfnis an und sucht, wie ein Manager oder Großwesir, alles schnell oder sacht wieder ins Reine zu bringen. Läßt die Journalisten zu sich kommen, gibt „authentische Interpretationen“ oder erklärt, der Kaiser sei kein Philister; womit für die fürstliche Fähigkeit, Größe in Ruhe darzustellen, dem idealen Herrschertypus ähnlich zu werden, doch am Ende noch nichts bewiesen ist. Mag er sich in der Mitleid erregenden Rolle des souffre-douleur en titre wohlfühlen: wir stellen ihm eine andere Aufgabe. Fordern, daß er vorher gefragt werde, nicht nur unabänderlich Geschehenes mit seiner Verantwort-

lichkeit decke, und tadeln, daß auch im Fall Goluchowski wieder impulsivem Handeln die von der Verfassung geheischte Zustimmung des Geschäftsführers erst nachhinkte.

Weiter. Erwiesen soll werden, daß in die Depesche etwas „hineininterpretiert worden ist“. „Der Kaiserlichen Regierung ist nicht fremd geblieben, daß ausländische Blätter nicht müde geworden sind, davon zu sprechen, daß der Dreibund eine Lockerung erfahren habe. Wie so oft im Leben, ist auch bei dieser Frage gewiß der Wunsch mit der Vater des Gedankens gewesen.“ (Ich gebe den Wortlaut des amtlichen, stenographierten und korrigierten Berichtes; und bitte, auf den Stil des neuen Herrn zu achten. Nicht von einer „Frage“ will er sprechen, sondern von einer Feststellung; und nicht sagen, daß „so oft im Leben“ ein Kind zwei oder noch mehr Väter hat, sondern Bolingbrokes Wort von dem Gedanken zeugenden Wunsch zitieren, die in den Sprachgebrauch übernommene Variante des demosthenischen Satzes: „Jeder hält leicht für wahr, was er als Wahrheit erwiesen wünscht.“ Kann ein Mann, der in vorbereiteter Rede so unklar spricht, klar denken? Ohé, les psychologues!) „Es ist selbstverständlich (schon wieder) die Pflicht des verantwortlichen Leiters der deutschen Politik“ (der aber nicht „in erster Reihe berufen ist, das Reich dem Ausland gegenüber zu vertreten“), „solche Strömungen, die sich in verschiedenen Staaten geltend machen und durch die Presse vielleicht in etwas verschärfter Form (die Strömungen) zur Darstellung gelangen, genau im Auge zu behalten, sie auf ihren richtigen Wert hin zu prüfen und sie (noch immer die Strömungen) in den Kalkül der Politik einzustellen.“ (Wenn dieser Wortschwall einen Sinn hat, dann diesen: In vielen Staaten wünscht man die Lockerung des Dreibundes und in diesem Wunsch sehen wir, trotzdem er noch nicht erfüllt ist, den Ausdruck einer beachtenswerten Stimmung. Riesig diplomatisch, nicht wahr? Ja; und wenn's regnet, wird's naß.) „Dieses vorausgeschickt, erkläre ich, daß die Regierungen der drei Staaten nach wie vor fest auf dem Boden des Dreibundes stehen. Insbesondere habe ich von dem Italiener-

schen Botschafter, der kürzlich aus Rom zurückgekehrt ist, die bündigsten Erklärungen im Auftrag seiner Regierung in dieser Richtung empfangen.“ (Das ist nun eigentlich schon sensationell, wie die Zeitungschreiber gern sagen. Die Regierungen der drei Staaten sind also noch nicht zu offenem Vertragsbruch entschlossen; und Graf Lanza hat aus Rom nicht die Meldung nach Berlin gebracht, Italien wolle das von seinem König besiegelte Bündnis zwei Jahre vor der Ablaufsfrist als nicht mehr gültig betrachten. Hat vielleicht sogar angedeutet und sicher gedacht: Wenn euch heute, trotz unseren Separatverständigungen mit England, Frankreich, Rußland, Spanien und Österreich-Ungarn, das Bündnis noch wertvoll dünkt, so mag's dabei bleiben; wir empfinden den Vertrag nicht mehr als Last und haben drum kein Interesse daran, ihn rasch loszuwerden. Sensationell. Ein Abgeordneter ruft denn auch: „Hört! Hört!“ Und kein einziger lacht.) „Die bevorstehende Kaiserreise nach Schönbrunn ist der persönlichen Empfindung Seiner Majestät des Kaisers für das ehrwürdige Haupt der habsburgischen Dynastie entsprungen und es gehört ein außergewöhnliches Maß von Übelwollen und eine besondere Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse dazu, wenn man dieser Reise Zwecke unterschiebt, die Seiner Majestät dem Kaiser vollständig fern liegen und auch dem Geist der deutschen Politik zuwider sind. Man hat dieser Reise einmal eine Spitze gegen Italien geben wollen, dann sie als gegen England gerichtet geschildert. Die Verkennung des Zweckes und Zieles dieser Reise ist in dem einen Fall so falsch und willkürlich wie in dem anderen.“ (Die Verkennung ist falsch und willkürlich. Ein Tertianer bekäme für solchen Unsinn einen Tadel und würde derb am Ohrläppchen gezerrt; ein Staatssekretär kann ihn im offiziellen Bericht stehen lassen. *An nescis, mi fili, quantilla prudentia regatur orbis?*) „Wir haben gar keine Veranlassung zu irgendeiner Demonstration gegenüber einem dieser Länder. Österreich-Ungarn sowohl wie Italien stehen in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu England; wir begrüßen diese Beziehungen ohne Hintergedanken. Die Kai-

serliche Regierung erblickt nach wie vor die Basis ihrer Politik in dem mitteleuropäischen Bündnis sowie in der Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu allen Staaten. Sie wird mit Selbstvertrauen und auf eigenen Füßen stehend ihren Weg weitergehen, ohne sich durch noch so geschickte Preßmanöver oder sonstige ungerechte Anfeindungen aus ihrer Bahn drängen zu lassen.“ Vorangegangen war die Behauptung, durch die britisch-russische Verständigung werde das deutsche Interesse nicht berührt (genau dasselbe hat der Kanzler vor zwei Jahren im Reichstag von der franko-britischen entente cordiale behauptet, die uns dann vor die Gefahr eines ohne Bundesgenossen gegen zwei Fronten zu führenden Krieges stellte); und der Ausdruck der Freude darüber, daß deutsche Bürgermeister und Stadtverordnete in England „so warm aufgenommen worden sind“. Das war alles, was der auf Nordlandfahrten geschulte Chef des Auswärtigen Amtes über die internationale Politik, in deren Bezirk er den Kanzler vertritt, dem Reichstag zu sagen hatte.

Er wurde nicht ausgelacht. Der Reichstag ließ ihn ruhig zu Ende reden. Glaubte vielleicht, was ihm da vorgestottert ward? Nein. Allen, die diese Botschaft hörten, fehlte der Glaube. Doch keiner hatte den Mut, von allen nicht einer, aufzustehen und also zu sprechen: „Wenn wir die Verbündeten Regierungen hier, nach Recht und Pflicht, interpellieren, wollen wir nicht, wie neugierige Kinder, mit schnell zusammengestoppelten Mären abgespeist sein; nicht eine Beschwichtigung heimtragen, die jeder Dutzendredakteur noch im Maschinensaal leisten könnte. Der Staatssekretär hat das Recht, die Auskunft zu weigern; der Neuling durfte uns aber nicht wie Unmündige oder Narren behandeln. Von all seinen Sätzen klingt nur einer uns glaublich: der vom Selbstvertrauen der Kaiserlichen Regierung. Auf nützliche Tat kann dieses Selbstvertrauen sich nicht stützen; und der Herr mag sich merken, daß ihm und seinen Kollegen die anderen Seelen nicht blind vertrauen. Daß jeder Wache im Reich die Lage als mindestens unbehaglich empfindet. Nach allem, was wir erlebt haben, wirkt die Wortsammlung des Staats-

sekretärs wie hochmütige Verhöhnung der Nation und ihrer Vertreter. Im Herbst, im Winter, noch im Frühling wurde gejammert; jetzt wird, zur Abwechslung, wieder einmal jubiliert. Damals hieß es, die Beziehungen zu den Großmächten seien korrekt; heute werden sie freundschaftlich genannt. Und doch hat für uns auf dem Erdrund sich nichts zum Guten gewandelt; eher, in Rußland, Österreich, Italien und der islamischen Welt, zum Schlechten. Wir sind genau so vereinsamt wie im November und im April. Daß die Briten artiger geworden sind, beweist nur, wie nah sie sich ihrem Ziel fühlen. Mit Fug fühlen können. Sie sind in Ostasien Europas Vormacht, haben in Ost und West dem Kalifenvolke gezeigt, daß sie mehr vermögen als, trotz der Protektorengelände, das Deutsche Reich, und ein System von Bündnissen erdacht und bereitet, in dem einstweilen kein Platz für uns ist und das den Zweck hat, ohne allzu großes eigenes Risiko Deutschlands Expansion auf allen Seiten zu hemmen. Germania muß sich klein machen, wenn sie in dieses Nest schlüpfen will. Der Brite kann lachen; und höflich sein. Er hat uns der Brunnenvergiftung geziehen, jeden unserer Schritte verdächtigt, uns überall Feindschaft geworben, das Haupt unseres Reiches verspottet und offen brüskiert; und auf den ersten huldvollen Wink sinken wir ihm nun zärtlich ans Herz und jauchzen, weil er deutsche Kommunalchwätzer und Journalschreiber an üppiger Tafel füttert. Meint der Staatssekretär, daß auf diesem Weg die Achtung zu ernten ist, die der Kanalvetter dem fatherland noch immer versagt hat? Meint er, daß drüben der cockney, der man in the street nicht lächelt, wenn wir ihm vorlügen, Österreichs und Italiens ‚sehr freundliche Beziehungen zu England‘ werden von uns ‚ohne Hintergedanken begrüßt‘? Hält er die Beteuerungen des Italienischen Botschafters, die doch gar nicht zu umgehen waren, wirklich der Rede für wert? Dann hat er den Diplomatenkurs ohne Nutzen durchschmarutzt. Oder spricht er wider besseres Wissen und hofft, draußen werde man seiner Legende glauben? Dann unterschätzt er die Leute, mit denen er arbeiten soll, ganz sträf-

lich. Die glauben nicht, daß in die Mensurdepesche etwas ‚hineininterpretiert worden ist‘, daß sie und die ihr folgende Reise nicht als Demonstration gegen Italien gedacht war. Die wissen, daß der Kaiser seit der Doggerbanknacht höchst heftig über Englands Handeln, seit den Tagen von Algesiras höchst unfreundlich über Italiens, Rußlands, Spaniens Haltung gesprochen hat. Die gönnen uns gern die ertraglosen Dreibundreste und wünschen sich gar nichts Besseres als die Gewißheit, daß ‚die Kaiserliche Regierung nach wie vor die Basis ihrer Politik in dem mitteleuropäischen Bündnis erblickt.‘ Dann sehen sie uns ohne ihnen gefährliche Sozietät und können ruhig ihr Netz weiterspinnen. So ist's um uns bestellt. Und wenn der Staatssekretär wieder hierher kommt, soll er zu uns reden, wie erwachsene, zur Mitwirkung am Staatsgeschäft berufene Menschen es von einem Beamten fordern dürfen, der dem ihnen verantwortlichen Kanzler untergeben ist. Was er heute vorgebracht hat, ist mit den Druckkosten viel zu teuer bezahlt.“

Keiner hat so gesprochen. Und alle denken doch so. Alle, denen in hastiger Rednerei des Denkens Faden noch nicht gerissen ist. Warum schweigen sie? Weil's ihnen an Fleiß fehlt. Weil sie sich nie ernsthaft mit internationaler Politik beschäftigt haben. Nichts anderes aber ist im Deutschen Reich heute so wichtig. Lassen Sie allen Krimskrams von den utilités besorgen und kümmern Sie sich, Herr Bassermann, Herr Baron Heyl zu Herrnsheim, zunächst mal ein Jahr lang nur um die aus der Summe der Möglichkeiten kühl zu errechnende Notwendigkeit deutscher Reichsmachtpolitik. Sie werden staunen, wenn Sie erfahren, wieviel da schon unwiederbringlich verloren ist und was Tag vor Tag noch von Unfähigkeit und skrupellosem Leichtsinne versäumt wird. Nicht alles kann man, unter der Herrschaft eines bis zu völliger Lächerlichkeit veralteten, von Nikolais Asiatenstaat überholten Preßgesetzes drucken; selbst der Furchtloseste nicht die Hälfte dessen, was er knirschend vernimmt. Sie können's aussprechen; ohne sich den Wirkensraum dadurch zu schmälern, nur Sie, die Immunen. Warum tun Sie's nicht?

Ducken Sie sich vor jedem netten Kerlchen, das mit Ach und Krach durch die Examina bugsirt ward, dann irgendwo in Gesandtschaften gelungert hat und höchstens zum Agentendienst zwischen zwei Staatsmännern taugt, nie aber seinem Hirn einen Schöpfergedanken entband? Weil Sie nicht zur Zunft gehören, also die Akten nicht kennen? Pitt, D'Israeli, Chamberlain, Lansdowne, Fritz von Preußen, Stein, Bonaparte, Washington, Thiers, Pecci, Mac Kinley waren nie zünftige Diplomaten; Witte, Delcassé, Bourgeois sinds nicht; Talleyrand wars drei Monate, Bismarck drei Jahre, ehe sie an die Staatsspitze traten. Die Fabel von der kaum in Dezennien erlernbaren Geheimkunst darf Sie nicht schrecken. Die ist nur zu Schutz und Verbrämung privilegierter Dummheit erfunden. Die paar Metierkniffe, die der Kritiker kennen muß, haben Sie schnell weg; auch, daß zwischen dem Staatsmann und dem Diplomaten der Unterschied nicht geringer ist als zwischen dem Großindustriellen und dem Geschäftsvermittler, zwischen dem Großbankdirektor und dem Finanzagenten oder Promotor. Verlernen Sie endlich die Ehrfurcht vor den winzigen Agenten, die als Zigarrenhändler in einem Eckladen Bankerott machen würden und die das tüchtigste, arbeitsamste Volk Europas in den Sumpf geschwatz haben! Lachen Sie ihnen ins Gesicht, wenn sie sich mit einer Mysterienkenntnis spreizen, die uns noch kein Markstück eingebracht hat. Eine Krone ist zu erkämpfen. Fast mühelos. Wer im Haus des Reiches heute das Letzte, die grausamste Wahrheit sagt, das Schmäzlichste entschleiert, ist im deutschen Lande der populärste, der stärkste Mann.

Aller Augen warten auf ihn. Jeder fühlt, daß die Sündenschuld endlich ans Licht muß. Und keiner langt nach der Krone. Täglich wird der Reichstag gescholten. Weil er Notwendiges weigert, Unnützlichendes passieren läßt. Nachplärrt, was die Zeitungsschreiber wochenlang vorgebetet haben. Und weil ihm die Genies fehlen, die Riesen, die das Volk ihm, das scheltende, doch züchten und liefern müßte. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß die Wurzel des Übels

tiefer liegt. Im Reichstag sitzen gescheite und redliche Männer, die etwas leisten könnten. Weshalb finden wir, wenn monatelang gedroschen worden ist, die Tenne leer? Weil dieser Reichstag nicht zur Regierung berufen, sondern nur als Ornament gedacht ist. Weil die Regierenden sich bemühen, ihn schmeichelnd zu überlisten, und er selbst in technischem Kleinkram, in Paragraphenflickerei, die jeder Geheimrat besser besorgt, seine Aufgabe sieht. Weil der Wille zur Macht ihm versiegt ist. Die Änderung oder Ablehnung eines Gesetzes, nach Jahren vielleicht die bundesrätliche Zustimmung zu einem Initiativantrag: das kann er erreichen; mehr nicht. Keinen Kanzler noch Staatssekretär stürzen; seiner Majorität nie die Wirkensmöglichkeit erobern. „Wenn die Kerle sich ausgeschimpft haben, sind sie wieder still“; und die Karre rumpelt, als sei nichts geschehen, ein Stückchen weiter bergab. Wer mag für solchen Preis das Leben einsetzen? Wer sich mutwillig die Exzellenten verfeinden, die er nicht vom Thrönchen stoßen kann? Da sie bleiben, so lange es dem Kaiser paßt, stellt man sich zu ihnen lieber auf leidlichen Fuß und bekümmert sich eifriger um ihre Umgangsformen als um ihre Leistungsfähigkeit. Dieser Reichstag hat kein Ziel vor, keinen Willen zur Herrschaft in sich; er ist zum Disputierkränzchen geworden und drischt in jedem Herbst dasselbe Stroh. In England, Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Belgien, Skandinavien, in Österreich und den Balkanstaaten sogar regiert das Parlament, in Rußland heißt es Konventsrechte; in Deutschland redet es den Regierenden ins Handwerk drein und knickert ihnen unklug die Pfennige ab. There's the respect that makes calamity of so long life. Dieser Zustand darf nicht noch länger dauern. Das nächste Ziel politischen Trachtens muß die Sicherung des parliamentary government nach britischem Muster sein.

Alle Bedenken, die dagegen sprachen, müssen in der Not jetzt verstummen. Die Entwicklungsstufe, die Lothar Bucher uns mit seinem höllisch klugen Buch über den Parlamentarismus verekeln wollte, läßt sich nicht überspringen. Die

schwere Probe muß auch von uns, zuletzt unter allen europäischen Völkern, gewagt werden; und ängstet uns heute nicht mehr. Schlimmeren Verlust, als die sechzehn Jahre seit 1890 dem Reich gebracht haben, könnte auch diese Probierzeit kaum bringen. Die großen Staatsbürgerklassen und Berufsgruppen dürften sich nicht mehr gleichgültig von allem politischen Getriebe fern halten: denn sie müßten ihr Interesse gegen ein feindliches durchzusetzen versuchen. Minister und Staatssekretäre dürften frei dem Drang ihrer Überzeugung folgen: denn ihr Lebensschicksal hinge nicht mehr am Wink eines einzigen und sie schritten vom Bundesrattisch in den Abgeordnetenraum, nicht in die Verbannung. Aus dem Kryptoabsolutismus kämen wir in die Demokratie. Da die Gewalt nur dem Starken erreichbar ist, werden rasch große Parteien entstehen. Die Klassen ihre Kräfte regen und messen. Die Fraktionen darauf gefaßt sein, morgen zur Ausführung des Programms berufen zu werden, das sie gestern noch opponierend verfochten. Die Führer der einander in der Herrschaft ablösenden Scharen die Interna der Reichsgeschäfte kennen lernen und allmählich so ein politisches Personal ausbilden, das weiß, worauf es ankommt, und den Gang der Maschine sachkundig kontrollieren kann. Auch das Zentrum müßte zeigen, daß es sich im Land Luthers nicht nur als heimlich regierende Partei zu behaupten, sondern für sein Handeln und Hindern die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen vermag. Und die Sozialdemokratie würde durch die Hoffnung, als Teil einer Koalition und eines Tages vielleicht gar aus eigener Kraft die wichtigsten Wünsche des Proletariates erfüllen zu können, gezwungen, den geschäftigen Müßiggang eines Sektenlebens aufzugeben, den gilbenden Papierwall des Kommunistischen Manifestes zu räumen und den Weg der Lassalle, Seddon und Burns, Millerand und Jaurès zu gehen. Allzu lange gebundene Kräfte würden entfesselt und zu nützlicher Arbeit dem Reich dienstbar gemacht. Dann würde man sehen, daß Deutschland an politischen Talenten nicht so arm ist, wie die Toren wähnen, die ein Bülow unersetzlich dünkt. Dann würde nicht jede glatt-

häutige Exzellenz wie ein Wundertier angestaunt, nicht immer wieder ein Tänzer ans Pult des Rechners gestellt; wäre ein Unterstaatssekretariat oder Präsidium nicht länger die herrlichste Krönung eines parlamentarischen Lebens. Heute kommen die brauchbarsten Kräfte der Nation im Reichsgeschäft niemals zur Geltung. Besetzt der Wille eines Sterblichen, der nicht allwissend, nicht allsichtig ist und das Volksbedürfnis nicht kennen kann, die wichtigsten Posten mit den Sprossen der dünnen Schicht, die sein Auge noch zu erreichen vermag. Über euch, die jeder Witzbold sich zur Scheibe wählt, glänzt der gnädig geduzte Kanzler als providentieller Mann. Wenn ihr hundertmal Ja gesagt, sagt ihr, in Wut und Scham, sicher an falscher Stelle Nein. Und wagt nicht einmal, zu lachen, wenn Herr von Tschirschky und Bögendorff euch die Leviten liest.

Dieser Staatssekretär hat den Kaiser nach Österreich begleitet. Als Vertreter des Auswärtigen Amtes; wie einst, wenn's von Hamburg nach Nordland ging. Der Aufenthalt im Habsburgerreich war nicht lang. Anderthalb Tage; davon waren noch die Besuche beim Fürsten zu Fürstenberg und beim Grafen Wilczek, bei Erzherzogen und Ministern abzuziehen: für Franz Joseph blieb also nicht viel. Daß Wilhelm nicht eingeladen worden sei, sondern sich selbst angesagt habe und man seinem Besuch keine politische Bedeutung zuschreiben dürfe, hatten Goluchowskis Knappen auf Allerhöchsten Befehl früh gemeldet. Kein Empfang in Wien; in weitem Bogen gings um die Stadt nach Schönbrunn. Aber die Begrüßung war „überaus herzlich: zwei Küsse, dann noch ein dritter; und die Hände der beiden Kaiser ruhten während der ganzen Zeit fest ineinander.“ (Wenn ich den Lokalanzeiger richtig verstanden habe, bis das Dackelpaar des Kaisers aus dem Salonwagen geklettert war.) Das Tor der Hofburg blieb dem Gast verschlossen. Frühstück in der Deutschen Botschaft. Weder Parade noch Tafelreden. Das war der Besuch, den unsere Offiziösen mit dem Jubelruf angekündet hatten: „Nach den unruhigen Tagen der Marokko-Konferenz soll ein neuer, weithin sichtbarer Beweis von dem

unverrückbaren Bestande des deutsch-österreichischen Bündnisses gegeben werden.“

Aus der Deutschen Botschaft schickten die beiden Kaiser an den König von Italien die folgende Depesche: „Réunis à deux, nous envoyons à notre troisième et fidèle allié l'expression de notre amitié inaltérable.“ Auch wenn Franz Josephs Name nicht hinter dem des jüngeren Kaisers stünde, könnte niemand bezweifeln, daß diese Depesche das Werk Wilhelms war. Der Stil (notre troisième allié: der Ausdruck wäre nur richtig gewählt, wenn die Kaiser außer Italien noch zwei andere Bundesgenossen hätten) zeigt, wie rasch der Gruß niedergeschrieben wurde. Die (an Franz Joseph, den zweiten Unterzeichner, adressierte) Antwort des Königs war steif und kühl. „Je partage la satisfaction de Votre Majesté et celle de Sa Majesté l'Empereur Allemand sur Votre réunion et je prie les deux alliés d'accepter, avec mes remerciements pour leur aimable dépêche, l'assurance de ma fidèle et inaltérable amitié.“ Weniger war in den Schranken dynastischer Sitte nicht zu leisten. Der ohne Kurialien als treuer Bundesgenosse Angeredete wählt für die Erwiderung die zeremonienmeisterliche Form, tritt nicht als Dritter in den Bund, bezeugt nur, wie unter Monarchen noch am Tag vor der Kriegserklärung üblich ist, die unwandelbar treue Freundschaft. Wilhelm wollte sagen: „Wir drei sind innig verbündet!“ Victor Emanuel antwortet: „Ich danke Euren Majestäten für die liebenswürdige Depesche, freue mich Ihres Beisammenseins und versichere die beiden verbündeten Herrscher meiner unwandelbaren treuen Freundschaft.“ Antwortet so auf ein Telegramm, dessen Wortlaut doch ein Bekenntnis zum Dreibund herausforderte. War dieses Telegramm nötig? Hat Fürst Bülow, hat Herr von Tschirschky es vor der Absendung gekannt? Und finden sie, daß es dem Ansehen des Reiches und des Kaisers genützt hat? . . . Als Viktor Emanuel sich sträubte, Wilhelm die Gelegenheit zur Aussprache mit Loubet zu schaffen: Verstimmung. Als Italien in Algesiras sein Interesse, nicht unseres wahrnahm: Enttäuschung, die sich heftig äußert. Nur wer auf der Men-

sur sekundiert hat, ist ein „treuer Bundesgenosse“. Nun wird auch dem Italiener, den unsere offiziöse Presse inzwischen laut gescholten und leise gedroht hat (als Revanche-drohung ist sogar der letzte Satz der Mensurdepesche gedeutet worden), diese Ehrenqualität wieder zuerkannt. Der dankt aber höflich und zieht sich zurück. „Eine peinlichere, schlimmere und schiefere Stellung ist kaum zu denken als die eines Herrschers, der im politischen Leben einer konstitutionellen Monarchie tätig Partei ergriffe. Die Sicherheit und die Würde solches Monarchen fordert, daß er den in der Arena auszufechtenden Kämpfen fern bleibe.“ Diese Sätze Leckys hat der Staatssekretär gewiß schon in Schönbrunn zitiert. Nein? Dann hat's der in Norderney durch einen Besuch seines Kaisers geehrte Kanzler getan. Und, mit der rückhaltlosen Offenheit, die ihn so gut kleidet, hinzugefügt, daß die Gefahr wachsen muß, wenn der von keiner Verantwortlichkeit belastete Herr das Gebiet internationaler Politik betritt. „Je ne suis pas assez fin politique pour accorder ensemble un contraste de menaces et de soumissions. Je suis jeune; je suivrais peut-être l'impétuosité de mon tempérament; toutefois je ne ferais pas les choses à demi.“ Fritz schrieb's 1738 an Grumbkow. Ein gutes Programm; mit dem Schlesien erobert wurde. Uns bleibt Österreich-Ungarn; und der Weltfriede.

So sieht der Abschluß aus. Um ihn zu erreichen, ist der amtliche Apparat zwei Monate lang zum äußersten angestrengt worden. Wir sind auf demselben Fleck wie vor der Mensurdepesche; in bestem Fall wieder auf demselben Fleck. Quousque tandem? Wir haben den Dreibund, den selbst der Todfeind uns gönnt, und haben den Frieden mit einem System von Bündnissen, das den mutigsten Kanzler mit dem cauchemar des coalitions plagen könnte. Und diesen Frieden danken wir . . . Fürst Bülow, sprach der Kaiser beim Regattafest, hat an diesem Friedenswerk die größte Arbeit geleistet und „im Lenken des Reiches gewirkt“. Wilhelm verzichtet weise auf den Ruhm, seinen Landsleuten die Herrlichkeit beschert zu haben, die sie jetzt erleben.

ULTIMO

IM JAHR 1895 WURDE DER NORD-OSTSEE-KANAL dem Verkehr eröffnet. Feierlich, wie die große Sache es wollte. Daß der Kanal nicht fertig war, durfte kein Grund sein, die Eröffnung zu verschieben. Fertig war weder das Berliner Hofschauspielhaus noch der Teltow-Kanal, als sie eingeweiht wurden; noch lange nicht fertig. Geduld ist nun einmal nicht mehr unsere starke Seite. Will die Frucht nicht rasch reifen, so hält man die Lampe darunter. Sputet der Baumeister sich nicht nach Gebühr, so muß er uns für ein paar Tage wenigstens ein Gipsstückvergnügen bereiten. Das kostet Geld? Ja, liebe Leute, selbst der Tod ist nicht umsonst. Und im Juni 1895 wollten wir ein Weltfriedensfest feiern. Nach dem Muster Ismails, der 1869 den Suez-Kanal mit einer Protzenfeier im üppigsten Orientalenstil eingeweiht hatte. Damals, nachdem der preußische Kronprinz von der Kaiserin Eugenie in Kairo ungemein huldvoll behandelt worden war, schien der Friede so sicher, daß der Abgeordnete Virchow den Antrag stellte, die Militärausgaben des Norddeutschen Bundes zu verringern. Acht Monate danach mußte Graf Bismarck dem Parlament verkünden, der französische Geschäftsträger habe ihm die Kriegserklärung überreicht. Vestigia terrent? Unsinn; Aesop und Horaz waren nie Politiker und Holtenau ist nicht die Höhle des Löwen. Wir laden die Völker der Erde zum Fest; und wenn alle Einzelheiten des Programmes geordnet und die Einladungen angenommen sind, kann uns der Reichstag das zur Kostendeckung nötige Sümmchen (1 700 000 Mark) nicht weigern. Tat es auch nicht. Zwar hatte Pasteur den Orden Pour le Mérite abgelehnt, hatten die Russen zur Bedingung gemacht, daß Deutschland die Anfänge ihrer Aktion gegen Japan unterstütze. Doch die Einladung war überall angenommen worden. Der Kaiser rief: und alle, alle kamen. Nicht alle gern. Im Senat der Französischen Republik sagte der Minister Hanotaux: „Wir gehen nach Kiel, weil wir hingehen müssen, nicht Nein sagen können, bleiben aber die

Eduard VII. und der Kaiser

Alten.“ Im Figaro sprach Herr Saint-Genest, die französischen Seeleute machten, la mort dans l'âme, wider Wunsch und Willen das Fest mit. Einerlei. Die Hamburger wandten etliche Hunderttausende dran, aus Gips, Zement, Drahtgeflecht, bepinseltem Leinwand und Pfählen im inneren Alsterbassin eine Insel zu schaffen, unter deren Leuchtturm, zwischen Treibhausgewächsen und buntem Glühlicht, die fürstlichen Gäste Kaffee trinken könnten. Sie täuschten, mit Pappe, Leinwand und Opernregiekünsten, den Gästen auch ein fertiges Rathaus vor. Und als man den künstlich hergestellten Kommunalpalast und das künstlich getürmte Inselwunder bestaunt hatte, ging's auf ein für den Festtag gekünsteltes Schiff. Großfürst Alexej hielt sich mit finsterner Miene im Sternenchor des Kaisers und war froh, wenn er mit dem Admiral Ménard intim plaudern konnte. Admiral Skrydlow lud die Vertreter der nation alliée et amie an Bord seines Schiffes und sprach in einer Tischrede die Hoffnung aus, den Tag zu erleben, an dem die Kieler Förhrde russische und französische Geschwader zu anderem Zweck vereinigt sehen werde. Von alledem erfuhren wir nichts. Der Presse war ein Salondampfer kostenlos überlassen worden. Fahrt, Herberge, Verpflegung: alles gratis. Am Fallreep empfing jeder Journalist eine mit Importen gefüllte Zigarrentasche und ein Scheckbuch, das ihm den Anspruch auf fünfzig Flaschen guten Weines, stillen und schäumenden, gab. Nur natürlich, daß dem Weltfriedensfest kein rauher Kritiker erstand. Das Deutsche Reich ist der Liebling aller Nationen, das Fest ein weltgeschichtliches Ereignis, der Kanal, der den Umweg um Kattegat und Skagerak spart, ein miraculum mundi, ein herrlich vollendetes Werk. So sprach die Öffentliche Meinung. Der Kaiser hatte bei einer Regatta in der Sandownbai gesagt: „Deutschland besitzt eine seinen Bedürfnissen entsprechende Armee; wenn die britische Nation eine ihren Bedürfnissen entsprechende Flotte hat, so wird dies von Europa im allgemeinen als ein höchst wichtiger Faktor für die Aufrechterhaltung des Friedens betrachtet werden.“ Beim Kanalfest sprach er: „Meere trennen nicht.

Meere verbinden. Die verbindenden Meere werden verbunden durch dieses neue Glied zum Segen und Frieden der Völker. Die Teilnahme an unserer Feier seitens der Mächte, deren Vertreter wir unter uns sehen und deren herrliche Schiffe wir heute bewundert haben, begrüße ich um so lebhafter, je mehr ich darin die volle Würdigung unserer auf Aufrechterhaltung des Friedens gerichteten Bestrebungen zu erblicken das Recht habe.“ Und an Bord des britischen Admiralsschiffes: „Sobald die Nachricht einlief, daß die Königin beschlossen habe, die Kanalflotte zur Eröffnungsfeier zu entsenden, sandte ich diese Depesche durch den Telegraphen an meine Offiziere; und überall wurde die Nachricht mit herzlicher Freude aufgenommen. So lange unsere Flotte existiert, haben wir uns stets bemüht, unsere Ideen nach den Ihrigen zu formen und in jeder Weise von Ihnen zu lernen. Einer der schönsten Tage meines Lebens, die ich nicht vergessen werde, solange ich lebe, war jener Tag, als ich die Mittelmeerflotte inspizierte, an Bord des Dreadnought stieg und meine Flagge zum erstenmal aufgehißt wurde. Ich bin aber nicht nur der Admiral, sondern auch der Enkel der mächtigen Königin von England.“ Diese Worte wurden am 26. Juni 1895 gesprochen. Im August war der Kaiser in Cowes und wurde von der britischen Presse sehr unfreundlich begrüßt. Fünf Monate danach telegraphierte er an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik: „Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Tatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren.“ In der „Zukunft“ wurde damals gefragt: „Warum ist das Telegramm nicht vom Kanzler abgeschickt worden, der politische Entschlüsse zu verantworten hat und im Reich der kaiserliche Minister ist? Dann könnte man es ohne ängstliche Rücksicht kritisieren, dann träfen die Vorwürfe und Schmähungen nur den

Kanzler und dem Deutschen bliebe der widrige Anblick erspart, daß die Person des Kaisers, der nach außen die Volkheit zu repräsentieren hat, jetzt von den unanständigsten Vermutungen umspinnen wird.“

Elf Jahre nach der Eröffnung mußten, zur Verbreiterung des Kanals, zweihundert Millionen aufgewendet werden; und wir hörten, jeder halbwegs fähige Techniker habe längst gewußt, daß der Kanal die Aufgabe, die ihm zugedacht ward, nicht bewältigen könne. Doch das Weihefest war ein weltgeschichtliches Ereignis.

Eine andere Erinnerung. Um die dem Christen heiligsten Stätten zu sehen, reiste der Kaiser ins Osmanenreich. In Bethlehem sprach er: „Unter allen möglichen Vorspiegelungen reißt man ein Stück nach dem anderen von den Mohammedanern los, wozu man gar keine Berechtigung hat.“ In Damaskus, am Grab des Christenverfolgers Salah ed Din: „Bewegt von dem Gedanken, an der Stelle zu stehen, wo einer der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der große Sultan Saladin, geweilt hat, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der oft seine Gegner die rechte Art des Rittertums lehren mußte, ergreife ich mit Freude die Gelegenheit, vor allen Dingen dem Sultan Abd ul Hamid für seine Gastfreundschaft zu danken. Möge der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.“ Beim Einzug in die festlich geschmückte Haupt- und Residenzstadt Berlin: „Überall, wohin wir kamen, auf allen Meeren, in allen Ländern und in allen Städten hat der deutsche Name jetzt einen Klang, wie er ihn noch niemals vorher hatte. Überall ist er geachtet und geschätzt wie nie zuvor.“ Auf dem schmalen Seraskerturm hatte neben der Halbmondflagge zum erstenmal wieder die schwarz-weiß-rote Fahne geweht. Feierlich war der Kaiser in Jerusalem eingezogen. Am Grabmal des Salah ed Din, der Lusignan schlug und Richard Löwenherz sogar die palästinische Wohnung des Friedens verrammelte, hatte er einen Kranz niedergelegt.

Jeder Türke, der diese Vorgänge sah, jeder Araber, in dessen Ohr Wilhelms Wort drang, war seitdem sicher: Hinter dem Padischah steht der mächtige Imperator el Alemania. Mußte sicher sein. Wenn er von der „innigen Freundschaft“ hörte, die den Kaiser dem Sultan verbinden solle, senkte er freilich nur die Lider und hielt den schwatzenden Giaur für einen Narren. Der Orientale ist kein Ideologe, kein sentimentaler Schwärmer. Innige Freundschaft! Um eine Tischdecke, einen Teppich wird einen halben Tag lang gefeilscht. „Billig hat der blonde Imperator seine Freundschaft gewiß nicht gegeben; noch um hohen Preis aber ist sie uns nicht zu teuer. England, Frankreich, Rußland, Österreich, die Magyaren selbst mit dem Plan ihres Balkanbundes können uns nichts mehr anhaben. Deutschland hilft uns aus jeder Not.“ Glaubten es nicht auch Deutsche? Die Intimität mit dem Osmanenreich, dachten sie, ist nicht ungefährlich; sie kann uns in Konflikt mit Rußland und den Westmächten bringen. Dafür aber bekommen wir im Herrschaftsgebiete des Sultans Handelsprivilegien von höchstem Wert und sind in der islamischen Welt wirklich voran; und bleiben es auf unabsehbare Zeit.

So sprach, nach dem Festrausch der Kaiserrede, die Hoffnung. Nicht lange danach sagte, in einer Stunde nüchterner Selbsterkenntnis, Freiherr Marschall von Bieberstein, Deutschlands Botschafter am Goldenen Horn, bei einem Patriotenfest im Deutschen Handwerkerverein: „Was wir hier im Orient erreicht haben, verdanken wir nicht großen, geheimen diplomatischen Künsten und Schachzügen, sondern der Tüchtigkeit und Arbeit deutscher Handwerker, Techniker und Kaufleute.“ Er hat nie wahrer gesprochen. Nur hinzuzufügen vergessen, daß wir überhaupt nichts Betrachtliches erreicht haben. Kein Privileg. Unter den blödsinnigen Scherereien, die fast das einzige Lebenszeichen türkischer „Verwaltung“ sind, leidet der deutsche Kaufmann genau so wie jeder andere. Nicht einmal ein nützliches Prestige. Die Orientalen, die ihre Kraftwörter gern aus dem Bezirk physiologischer Vorgänge holen, haben oft, hohe

Würdenträger sogar, vor dem Ohr deutscher Rechtsucher erklärt, daß sie auf den Botschafter und die Konsuln des Deutschen Reiches . . . pfeifen; in solemniter gewährten Audienzen. Das klingt dem Europäer schlimmer, als es gemeint ist; verrät aber nichts von besonderer Hochachtung. In dem Botschafter sehen die Muslimin im Grunde nur einen mit tönendem Titel geputzten Vertreter der Firma Krupp, der mit allen Mitteln Profite machen will; und da er den Auftrag hat, unter allen Umständen *doucement* vorzugehen, bleiben seine Reklamationen noch länger unerledigt als die anderer Missionchefs. Der Deutsche erlangt, was man seiner Tüchtigkeit schließlich nicht weigern kann. Vornan sind wir nur, wo es sich um Ordensverleihungen handelt; und diesen Vorsprung gönnt uns die Konkurrenz. Bleibt die Bagdadbahn. Unbestreitbar ein Produkt der Kaiserrede. Am 1. Dezember 1898 kehrte Wilhelm nach Berlin zurück. Am Tag vor der Weihnacht des Jahres 1899 unterzeichneten in Konstantinopel Zihni-Pascha und Georg von Siemens den Präliminarvertrag, durch den die *Société du chemin de fer ottoman d'Anatolie* das Recht erhielt, die Eisenbahn von Konia nach Bagdad und Basra zu bauen. Seitdem ist dieser Bahnbau der Pivot deutscher Orientpolitik. Der gescheite und erfahrene Generalkonsul Stemrich hatte nach fünfzehnmonatiger Inspektion der Strecke erklärt, die Bahn werde nicht rentieren. Der Kaiser aber dem bedenklichen Sultan erklärt: Ich baue sie Dir. Hundert Schreiber priesen, wie vorher den Nord-Ostsee-Kanal, das neue „unvergleichliche Kulturwerk“. Wird es besser rentieren als der Kanal? Dieser Eisenstrang würde nicht nur die Verbindung mit Shantung (Kiautschau) sichern, sondern auch einen trockenen Weg nach Indien öffnen. Er gefährdet das Interesse Rußlands, das ein eisfreies Meer braucht und, seit es auf Südostasien verzichten mußte, den Blick sehnsüchtig auf den Persischen Meerbusen richtet. Das politische und wirtschaftliche Interesse; denn Mesopotamien wäre, schon mit Korn und Naphtha, den russischen Exportwünschen ein furchtbarer Konkurrent. Und daß weder Frankreich noch England dieser Entwicklung müßig zu-

schauen kann, braucht nicht bewiesen zu werden. Frankreich hat das Händchen im Syndikat und stellt einstweilen der Anatolischen Bahn den Generaldirektor. England hat während des Burenkrieges, als wir die Gelegenheit, die Mähne des Leun zu stutzen, versäumten, zugesagt, es werde uns auf dem Weg nach Bagdad keine Schwierigkeit machen. Long ago; und Bagdad ist noch nicht Basra. Baut nur, dachte der Brite: wenn euch, ein gutes Stück vor dem Persischen Meerbusen, der Atem ausgeht, kommt meine Zeit. Wir blieben sorglos. Hatten ja Abd ul Hamid für uns.

Abd ul Hamid mag Wilhelms Freund geblieben sein. Auch mit dieser Möglichkeit haben die Londoner Staatsmänner, denen unsere Orientpolitik die Richtung vorschrieb, gerechnet. Der Sultan (dem kein Verständiger über den Weg traut und der am Ende doch hundertmal mehr Menschen gemordet hat als der schwärzeste Hintertreppentrepow) ist noch immer eine Macht; ist's als Kalif, als geistliches Oberhaupt aller Muslimin. Ist's aber nur, so lange er über Mekka und Medina, die Heiligen Stätten islamischen Glaubens, herrscht. Sitzt da ein von Englands Gnaden regierender Scheich, dann ist der Mann im Yildiz Kiosk nur noch der Herr über die Osmanen des inneren anatolischen Gebietes, der (von den Jungtürken bedrohte) Khan eines an Leib und Seele entarteten Volkes, das Unfruchtbarkeit und endemische Syphilis sicherem Untergang weihen. Dann mag er dem Deutschen Kaiser der treueste Busenfreund sein: Britannien hat gegen solche Intimität nichts einzuwenden. Um den Sultan zu schwächen, hat es ihm an drei Stellen die Flanke verwundet. Statt ohne vorbedachten Plan nach Marokko zu laufen und den Muslimin zu zeigen, daß all unser Gerede den „souverainen“ Sultan nicht vor Kuratel und Polizeiaufsicht schützen kann, mußten wir uns mit Frankreich über Kleinasien verständigen und dafür sorgen, daß den Schlauköpfen von Albion nicht der Gedanke kommen könne: Jetzt sind sie drüben schlecht genug behandelt worden, sind mürb und werden uns für ein freundliches Lächeln keinen irgend erfüllbaren Wunsch weigern. Wir mußten,

wenn wir uns in der Welt Mohammeds als Vormacht behaupten wollten, auch ungefähr wenigstens die Psyche des Orientalen kennen. Der hat, wenn er am Wort eines Franken erst zu zweifeln anfangt, auch schon zu zweifeln aufgehört; und hier schien das Wort eines Kaisers verpfändet. Den gewinnt man nicht mit schönen Redensarten von Freundschaft und Bruderliebe. Der haßt den Christen inbrünstig, handelt, wo ein lohnender Profit winkt, aber gern mit ihm und scheut sich ebensowenig wie der Berliner Antisemit, der zu Wertheim, Tietz oder Jandorf rennt, dem billig verkaufenden Todfeinde die Tasche zu füllen. Wir haben alle Großmächte gegen uns und höchstens noch den Sultan als Hort. Der aber wird sich entweder bei Eduard einschmeicheln oder nicht mehr lange Khalif sein. Und ein Mann, der Elektrizitätsanlagen verbietet, weil er wähnt, Dynamo sei ungefähr dasselbe wie Dynamit, ist immerhin ein nicht ganz zeitgemäßer Freund.

Doch wir hatten Feste, Reden, *spectacula* jeder Art, ganz wie beim Kanal; und können ohne solche Sensation nun einmal nicht leben. Ist kein Triumphgesang anzustimmen, so doch ein Klagelied. Der Erdkreis liebt uns zärtlich und huldigt dem deutschen Namen; oder: Wir sind höchst schmähtlich verkannt und von wühlendem Haß umlauert. Nur nicht schweigen, nicht, wie andere Nationen, mal für ein Weilchen vergessen sein . . . Die Rechnung kommt, *la douloureuse*, die kein Auge gern sieht.

BISMARCKS NACHFOLGER

AM 26. JANUAR 1894 SAH VOM FENSTER EINER Privatwohnung ein weißhaariger Mann auf die Straße Unter den Linden herab. Generalsuniform. Auf langem Rumpf ein kleiner Kopf mit kleinen, doch klugen Augen und einer slawischen Nase. Seit früher Morgenstunde hatte der Schwarm die Straße gefüllt; und immer lauter wurde nun, gegen Mittag, das festliche Leben. In den Reihen fand der

Blick viele bekannte Gesichter. Gelehrte, Künstler, junge und alte Offiziere waren mit ihren Damen gekommen. Der Rangunterschied und die Vorschrift ehrwürdiger Konvention schien vergessen. Der Rat zweiter Klasse zog die Subalternen ins Gespräch und der jüngste Leutnant durfte mit grauen Exzellenzen kameradschaftlich plaudern. Eine große Familie. Und in Aller Augen ein Leuchten froher Erwartung, als müsse durchs Brandenburger Tor das Glück in die Hauptstadt des Reiches einziehen. Naht es im Glanz der Wintersonne? Vom Nordwesten her dröhnt der Jubel. Der rasche Tritt schwerer Pferde wird hörbar. Kürassiere. Dann ein Galawagen. Rechts und links Halberstädter Reiter. Auch mit gerecktem Hals ist nicht viel zu sehen. Ein gelber Kragen, ein weißer Handschuh, das Funkeln eines Stahlhelms. Dennoch geht's wie ein Rausch durch die Masse; schwört im nächsten Augenblick jeder, er habe den Kömmling so genau wie seinen Nachbar gesehen. Bismarck ist wieder da! Nur für kurze Stunden. Wer weiß? Jetzt, kaum fünf Minuten noch: dann liegt seine Hand in der des Kaisers; blicken nach vier Jahren unheilvoller Wirrung die Beiden einander endlich wieder ins Auge. Wer weiß? Vielleicht verläßt der als Generaloberst zum Militärjubiläum Geladene als Kanzler das Schloß. Der Mann am Fenster ahnt solche Stimmung. Fühlt den Taumel, der die Menge ergriffen hat. Und sinnt trüb dem Wechsel alles Irdischen nach. Dann verabschiedet er sich, fährt ins Alte Schloß und gibt bei dem Fürsten von Bismarck, Herzog von Lauenburg, seine Karte ab. Georg Leo Graf von Caprivi de Caprara de Montecuccoli, Reichskanzler.

Während er auf das Spektakel niederschaute und dann auf den Schloßplatz fuhr, mag er zweier Lenztage gedacht haben, an denen er genötigt ward, den amtlich zu ächten, den die Hauptstadt heute jubelnd empfing und dem er selbst nun ehrfürchtigen Gruß bieten mußte. Der Zirkularnote vom 23. Mai 1890: „Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt. Ich gebe mich der Hoffnung hin, auch seitens der Regierung, bei welcher Sie akkre-

ditirt sind, werde den Äußerungen der Presse in bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Wert nicht beigelegt werden.“ Und der Depesche (vom 9. Juni 1892) an den Botschafter Prinzen Reuß: „Für die Gerüchte über eine Annäherung des Fürsten Bismarck an Seine Majestät den Kaiser fehlt es vor allem an der unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schrittes seitens des früheren Reichskanzlers. Die Annäherung würde aber, selbst wenn ein solcher Schritt geschähe, niemals so weit gehen können, daß die öffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgend welchen Einfluß gewonnen. Falls der Fürst oder seine Familie sich Eurer Durchlaucht Hause nähern sollte, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der konventionellen Formen zu beschränken, einer eventuellen Einladung zur Hochzeit jedoch auszuweichen. Diese Verhaltensmaßregeln gelten auch für das Botschaftpersonal. Ich füge hinzu, daß Seine Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden. Euer Durchlaucht sind beauftragt, in der Ihnen geeignet scheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mitteilung zu machen.“ Unter beiden Aktenstücken stand sein Name. Bismarck hatte sich nicht geändert; auch den „unentbehrlichen“ ersten Schritt nicht getan. Und war dennoch dringend ins Kaiserschloß geladen und wie ein Souverain empfangen worden. Einfluß auf die Leitung der Geschäfte? Das fürchtete der Kanzler nicht. Das war nach dem Geschehenen nicht mehr möglich. Jedes politische Thema wurde im Schloß gewiß behutsam vermieden. (Die Vermutung war richtig; nie, sagte Bismarck nachher, habe ich so viele Ballgeschichten erzählt.) Abends, wenn der Fürst in den Sachsenwald zurückfährt, ist alles vorbei. Das Regieren von morgen an vielleicht sogar noch bequemer, weil der Riesenschatten nicht mehr auf die Alltagsleistung fällt. Angenehm war's ja nicht, die Hauptbatterien immer gegen Friedrichsruh zu richten. Am Ende kam man noch in leidliche Beziehungen. Da der Verkehr mit dem Herrn wieder aufgenommen ist, kann auch der Groll gegen

den Diener begraben werden, der ja nur getan hatte, was ihm aufgetragen war. Mit entwölakter Stirn kehrte der Kanzler in die Wilhelmstraße heim und pfiff seinem Vöglein, dem einzigen Zimmergenossen des weißen Hagestolzen, muntere Weisen.

Kein Psychologe, kein starker Politiker hätte so gedacht. Keiner gewähnt, das Volk, der Kaiser, der alte Fürst könne vergessen. Jeder hätte den Tag dieses Triumphzuges zu anständigem Abgang benutzt. „Ich habe mich in den Jahren des Konfliktes mit dem Fürsten Bismarck verbraucht und bin vor der Welt mit der Verantwortlichkeit für die Vehmung des großen Mannes belastet. Daß ihm die Gnaden-sonne wieder scheint, freut mich als Patrioten; doch als Kanzler kann ich's nicht überleben. Mein Ansehen wäre geschmälert, das Vertrauen in die Wurzelkraft meiner Überzeugung dahin. Die Situation fordert ein Opfer; möge Eurer Majestät gefallen, mich es sein zu lassen. Der Personenwechsel wird zeigen, daß nicht der Sinn des Kaisers, sondern der falsche Rat seines ersten Dieners die schlimme Wirrnis verschuldet hat. Das scheint mir im Interesse des Reiches nötig.“ So hätte ein Staatsmann gesprochen. Caprivi blieb im Amt. Noch neun Monate; auf den Tag. Dann mußte er gehen. Viel früher, als er erwartet hatte. „Unschätzbar“ hatte, kurz zuvor, der Kaiser seine Dienste genannt und öffentlich den Wunsch ausgesprochen, sie dem Vaterlande noch lange erhalten zu sehen. Am 26. Oktober 1894 war alles aus; erfuhren die zur Beratung der Umsturzvorlage nach Berlin gerufenen deutschen Minister, daß ein neuer Kanzler ernannt sei. Der ruhmlos Entamtete hat, wie die Berichte seiner der Hoffnung beraubten Freunde verrieten, bis ans Lebensende nicht gewußt, daß er im Januar seine Stunde verpaßt, die Möglichkeit weiteren Wirkens verloren hatte.

Gegen Bismarck: das war die Parole gewesen, die ihn gerufen hatte. Aus Hannover, wo er an der Spitze des Zehnten Armeekorps stand, war er schon vor dem März 1890 mehr als einmal zu heimlichem Rat nach Berlin gekommen.

Abends hin, im Morgengrau zurück. Niemand sollte das Ziel der Fahrt kennen. Da wurde ihm auf den Zahn gefühlt. Albedyll, der unter dem alten Kaiser achtzehn Jahre lang das Militärkabinett geleitet hatte, war für die Nachfolge Bismarcks nicht zu haben gewesen. Zu morsch; keine Rednerroutine. Waldersee sollte Moltke ersetzen; galt auch als Russenfeind, als Mann Stoeckers, und hatte zu laut von seinem Einfluß auf den jungen Kaiser gesprochen. Und ein General sollte es doch sein. Der imponiert mehr, hat im Parlament und auf der Straße eine festere Hand; einen Kanzler ohne Uniform konnte man sich kaum denken. Der Mann aus Hannover war als Chef der Admiralität mit dem Reichstag gut fertig geworden. Konnte reden, redete aber nur, wenn es nicht zu vermeiden war. Die Haltung steif (Krampfadern zwangen ihn, Gummistrümpfe zu tragen), die ganze Wesensart schwerfällig und nüchtern; stand er am Bundesrattisch aber auf, dann hatte er sicher auch Etwas zu sagen. Seine Neigung zog den Sohn des unbegüterten Obertribunalsrates zu den kleinadeligen Feinden des Kanzlers; in die Gegend, wo einst die „Reichsglocke“ geläutet hatte. Fraglich blieb nur, ob er die Nerven haben würde, die Sache durchzufechten. Leicht wird's nicht. Der Alte hat Hörner und Klauen und wird, wenn's drauf und dran kommt, seine Haut teuer verkaufen. Lady Milford, die alle Minen springen läßt, ist dagegen ein Würmchen. Dennoch mußte es sein. Nicht nur, weil Waldersee mit Recht gesagt hatte: „Euer Majestät Ahnherr wäre nicht Friedrich der Große geworden, wenn er einen übermächtigen Minister geduldet hätte.“ Weil's einfach nicht mehr ging. Aber nur keine unnützlichen Versuche mit Liebe und Güte! Der Abschied muß erzwungen werden, der Nachfolger sich sofort in dem Haus Wilhelmstraße 77 einquartieren und ohne langes Hin und Her die Geschäfte übernehmen. *A corsaire corsaire et demi.* Anders ist's nicht zu machen. Die Erfahrung findet sich. Im Innern weiß Boetticher wie in seiner Tasche Bescheid und für das Internationale sorgt Holstein. Nur Mut muß der neue Mann haben und entschlossen sein, durch

Dick und Dünn dem Monarchen zu folgen. Auf dieser Basis wurde man einig; und am 20. März 1890 las Alldeutschland, der General der Infanterie von Caprivi sei zum Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten ernannt. Las es staunend. Der? Den, hieß es in der Armee, haben sie als Brigadier in Stettin ja schon den „genialen Feldwebel“ genannt, weil er immer die merkwürdigsten Einfälle hatte und doch nie über die Kommißphäre hinauskam. Moltke kann ihn nicht riechen und hat ihn, der 1866 in der „Großen Bude“ gearbeitet und 1870 den Generalstab im Zehnten Korps geleitet hatte, nach dem Krieg bei der Meldung wie einen fremden Herrn behandelt. Sonderbar, sagten die Marine-männer: Der ist 1888 ja aus der Admiralität verschwunden, weil die Flottenpläne Wilhelms des Zweiten auftauchten, die er nicht billigte: und derselbe Kaiser setzt ihn nun auf den obersten Posten? Macht nichts, antwortete mancher Zivilist: der Mann ist nicht übel; nicht so liberal wie Stosch, den er als Admiralitätschef beerbte, aber vernünftig und besten Willens. Er wird ruhig arbeiten und im Reich uns unnötige Krisen ersparen; auch auf den Kaiser beruhigend wirken. Selbst Windthorst hält viel von ihm. Laßt ihn nur kommen!

Er kam; und hielt sich genau an die Losung. Zog ins Kanzlerhaus, ehe der alte Bewohner es verlassen hatte, und übernahm die Geschäfte, ohne irgendeine Information zu erbitten. Bismarck war artig, bedauerte den auf solchen Posten Kommandierten und lud den Junggesellen ein, an Johannens Familientisch mitzuessen. Caprivi hatte seine Instruktion im Kopf, traute dem Frieden nicht und blieb ein schweigsamer Gast. Daß er sich nicht sehr behaglich fühle, lehrte die freundlich um ihn bemühte Hausfrau der Seufzer: „Mir ist zu Mut wie einem Kinde, das man mit verbundenen Augen in ein dunkles Zimmer gestoßen hat!“ Neben ihm saß einer, der jeden Winkel in diesem Zimmer kannte. Den durfte er aber nicht fragen. Wie ein Seufzer klang denn auch die erste Rede im preußischen Landtag: „Den politischen Angelegenheiten bisher fremd, bin ich vor einen Wirkungskreis gestellt, den auch nur im allgemeinen zu übersehen mir

bis heute nicht möglich gewesen ist.“ Nicht einmal „im allgemeinen“; und der neue Herr war bereits vier Wochen im Amt. Doch in derselben Rede meldete sich auch schon die zuversichtliche Hoffnung, das Haus des Reiches sei so fest gefügt, daß es auch ohne Bismarcks stützende Hand Wind und Wetter überstehen könne; und wenn der Kanzler auch nur „in bescheidener Weise die Geschäfte zum Segen des Landes führe“, so fehle es doch nicht an Ersatz. „Ich halte es für eine überaus gnädige Fügung der Vorsehung, daß die Person unseres jungen erhabenen Monarchen geeignet ist, die Lücke zu schließen und vor den Riß zu treten.“ Eine Hand stützt ein Haus; und wenn diese Hand entfernt ist, schließt ein anderer die Lücke: an solche Bildersprache hatte der Mund eines Reichskanzlers die Deutschen damals noch nicht gewöhnt. Auch nicht an solche Sünde wider den Heiligen Geist der Reichsverfassung. Bismarck sollte gesagt haben, Wilhelm der Zweite werde sein eigener Kanzler sein. Er hat's mit heftigem Nachdruck immer bestritten. „Ich habe gesagt, er möchte am liebsten zugleich Kaiser und Kanzler sein. Was man mich sagen läßt, ist ja Unsinn.“ Jetzt sprach ein Kanzler: „In mir dürft Ihr nur das bescheidene Werkzeug höheren Willens sehen; vor den Riß, der durch das Ausscheiden meines großen Vorgängers entstanden ist, tritt der erhabene junge Monarch.“ Für Preußen, wo der König, nach Persils Wort, *règne, gouverne et n'administre pas*, mochte man's hinnehmen. Das Deutsche Reich aber hat an seiner Spitze keinen Monarchen, sondern nur einen Repräsentanten, der im Kreis der Bundesfürsten *primus inter pares* und in Friedenszeit von jeder Möglichkeit persönlichen Handelns abgesperrt ist. Jede seiner Verfügungen bedarf, schon nach dem Wortlaut der Verfassung, „der Gegenzeichnung des Kanzlers, der dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.“ Dieser einzige kaiserliche Minister muß ein Mann von weitreichender Geschäftskennntnis und zuverlässigem Augenmaß sein; denn er kann nur für Entschlüsse, deren Folgen er zu wägen vermag, die Verantwortlichkeit übernehmen. Nun hatte Deutschland einen Kanzler, der sich

selbst der Unwissenheit zieh und in demütigem Fridolin-gefühl ausrief: „Das Heil kommt vom Kaiser!“ Den gehorsamen Kanzler aus dem Mythenbuch. Gerade dieser Beamte aber soll nicht gehorsam sein, sondern freier Herr seines Willens; nicht Handlanger noch gar Werkzeug, sondern Meister in seinem Fach. Man achtete nicht darauf. Das natürliche Bedürfnis, für empfangene Huldzeichen sich dankbar zu erweisen, und die Verlegenheit ersten Auftretens hätten noch Ärgeres erklärt. Auch Bismarck fand Gründe, die den Nachfolger entschuldigten. Ein im Frontdienst ergrauter Mann wird in der neuen Rolle nicht so rasch heimisch. Die Redaktion der „Hamburger Nachrichten“ mußte den Satz veröffentlichen: „Der Fürst hat uns direkt den Wunsch ausgedrückt, Herr von Caprivi, den er wegen seiner persönlichen Eigenschaften hochschätze, möge, seinem Charakter und der Schwierigkeit seiner Aufgabe entsprechend, mit Rücksicht behandelt werden.“ Das wurde am 24. April 1890 gedruckt.

Einen Monat danach erging die Zirkularnote an alle deutschen und preußischen Missionen. „Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt.“ Hatte die Hamburger „Rücksicht“ das mißtrauische Gemüt des Kanzlers nicht beschwichtigt? War er gewarnt worden, sich von dem großen Charmeur mit Süßigkeit ködern zu lassen? Fand er die Russen und Franzosen in Friedrichsruh gewährten Interviews so furchtbar gefährlich? Noch aber war der kurze Weg in den Sachsenwald ihm ja offen. Er konnte hinfahren und sagen: „Ich begreife, daß Euer Durchlaucht das Bedürfnis empfinden, sich auszusprechen, erbitte, als alter Soldat, von Ihrem Wohlwollen aber die Zusicherung, daß es mit äußerster Vorsicht und nur vor erprobten Freunden unseres Vaterlandes geschehen wird; ich könnte meine Pflicht nicht erfüllen, wenn ich in einen Kampf gegen Euer Durchlaucht verwickelt würde.“ Solche Reise (zu der ihm die Erlaubnis versagt werden konnte) wäre freilich wider die Abrede gewesen. Auch war er überzeugt, daß Bismarck ihn nur hinters Licht führen würde; Tag und Nacht nur der Frage nachsann, wie er sich wieder ins Amt schlän-

geln könne. Also die Reichsacht. Ohne ängstliches Zaudern. Daß er sich vor diese Aufgabe gestellt sehen könnte, war ihm ja gesagt worden, bevor er sich zur Annahme des Amtes entschloß. Daß sie ihn zur ersten politischen Tat drängen werde, hatte er damals wohl nicht geahnt.

Andere Taten folgten; andere, die Jahre lang leidenschaftlich umstritten waren und deren Wert heute noch in der Geschichte schwankt. Er trug die staatsrechtliche Verantwortlichkeit; sein Name stand unter den Vorlagen und Verträgen. War er aber wirklich der Täter seiner Taten und darf man ihn nach seinem Tode noch für die Beschlüsse verantwortlich machen, die der Lebende mit seiner Unterschrift gedeckt hat? Vielleicht ist die Wiederaufnahme des Verfahrens geboten, in dem Leidenschaft einst das Urteil sprach. Vielleicht erkennt der nachprüfende Blick, daß es ungerecht war, je von einer Politik des Generals von Caprivi zu reden. Die ersten Taten waren: das Kolonialabkommen mit England und die Weigerung, den Rückversicherungsvertrag mit Rußland zu verlängern. Das geschah schon acht Wochen nach der ersten Landtagsrede und schien eine völlig neue Wendung der internationalen Reichspolitik. Am 15. April konnte der Kanzler seinen Wirkungskreis nicht einmal „auch nur im allgemeinen übersehen“; am 17. Juni war Helgoland gegen Sansibar und Witu eingetauscht und bald danach das Zarenreich brüskiert. Der innere Widerspruch solchen Handelns fiel zunächst nicht auf. Er hat sich eben schnell hineingearbeitet, dachte man; findet, daß wir mit unseren Kolonien einstweilen genug zu tun haben und besser an Englands als an Rußlands Seite passen. „Das Schlimmste, was uns passieren könnte, wäre wenn jemand uns ganz Afrika schenkte“ (also auch Ägypten, das Kapland, Abessinien, den Kongostaat, Algerien, Transvaal und Marokko). Auch dieser Satz, der im ersten Diplomatenexamen den Kandidaten zu Fall bringen mußte, weckte nur leisen Widerhall. Wer wird jedes Wort auf die Goldwage legen! Englands Freundschaft wäre ein schwerer zu tragendes Opfer wert. Und wer weiß, welche Ungebühr die Russen uns wieder zugemutet haben?

Jetzt sind die Nebel längst schon gewichen. Wir haben das Buch der Genesis gelesen. Am 2. Mai hatte der Kaiser dem Kanzler die Verständigung mit Großbritannien befohlen; genau die Bedingungen diktiert, unter denen sie herbeizuführen sei. Der Kanzler sah nicht (was Wissmann und Stanley von weitem sofort erkannten), daß wir dabei ein jämmerlich schlechtes Geschäft machten; war auch nicht sachkundig genug, um mindestens die für unseren südwestafrikanischen Besitz so wichtige Walfischbai zu fordern, die ohne Aufgeld zu haben war. Nahm die Hacken zusammen und gehorchte. Schon der erste Besuch in Rußland hatte den Kaiser enttäuscht. Der zweite, von dem Bismarck abgeraten hatte, gab ihm unwiderlegliche Beweise für die unfreundliche Stimmung Alexanders des Dritten. Der Ärger war nun so stark wie vorher der Eifer, sich dem Zaren innig zu befreunden. Graf Schuwalow, Rußlands Botschafter am Berliner Hof, hatte angefragt, ob man den Geheimvertrag verlängern wolle; in Petersburg sei man dazu bereit. Diesen Vertrag hatte Bismarck abgeschlossen, weil er wußte, daß Österreich in absehbarer Zeit „unproviziert“ das Zarenreich nicht angreifen werde, daß die Russen aber solchen Angriff fürchteten. Er benutzte seine Kenntnis der in beiden Östereichen herrschenden Stimmungen, um die „doppelte Assekuranz“ zu erwirken, die Deutschland für den Fall eines französischen, Rußland für den Fall eines österreichischen Angriffskrieges der wohlwollenden Neutralität des Partners versicherte. Die Russen, denen das Schreckbild eines deutsch-österreichisch-englischen Angriffes zerflattert war, brauchten nun nicht mehr daran zu denken, diesem Gespenst offensiv auf den Leib zu rücken, sondern mußten sich sagen: Österreich greift uns nicht an, weil es beim Angriff isoliert sein würde, und wir dürfen Österreich nicht angreifen, weil wir als Angreifer nach dem Wortlaut des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages gegen zwei starke Heere zu kämpfen hätten. Dieses klug erdachte Versicherungssystem (das auch der habsburgisch-lothringischen Monarchie keinen Schaden brachte) entsprach nun nicht mehr den Wünschen Wilhelms

Tirpitz

des Zweiten. Deshalb mußte der Kanzler die Erneuerung des „zu komplizierten“ Assekuranzverhältnisses ablehnen. Der Kaiser fuhr, mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, nach England und hatte in Hatfield-Lodge mit dem Marquis von Salisbury lange Besprechungen, deren Ergebnis schriftlich fixiert wurde. New departure? In Paris und Petersburg glaubte man's. Bald wurde auch der damals wundeste Punkt Rußlands unsanft berührt. Die Polen kamen am Hof des Hohenzollern in Gunst und ein polnischer Priester ward ausersehen, sich auf den Stuhl des Primas von Polen zu setzen. Die Nervosität nahm in Gatschina so krankhafte Form an, daß selbst der Besuch, den Kaiser Franz Joseph einem englischen Geschwader in Fiume abstattete, als ein bedrohliches Symptom aufgefaßt wurde. Deutschland, Österreich, England: das Gespenst war wieder da. Aus Kronstadt kam die Antwort der Erschreckten nach Berlin. Schon der erste Nikolai hatte zu dem Botschafter Frankreichs gesagt: „Si l'unité de l'Allemagne, que vous ne désirez sans doute pas plus que moi venait à se faire, il faudrait encore pour la manier un homme capable de ce que Napoléon lui-même n'a pu exécuter; et si cet homme se rencontrait, si cette masse en armes devenait menaçante, ce serait notre affaire à vous et à moi.“ Zwanzig Jahre lang hatte der Schöpfer der deutschen Einheit dieses 1849 vorausgesagte franko-russische Bündnis gehindert; anderthalb Jahre nach seiner Entlassung war es Ereignis geworden. Und Alldeutschland jubelte.

Das alles scheint uns jetzt in unendlich ferner Vorzeit geschehen. Aber hat dieses Bündnis nicht fast drei Lustren lang unseren Schritt gelähmt? Haben wir in dem traurigen südwestafrikanischen Feldzug nicht die Nachwirkung des Kolonialabkommens vom Jahr 1890 und des caprivischen Damaraland-Vertrages gespürt? Ist für das Deutsche Reich die Tatsache unbeträchtlich, daß Österreich mit Rußland, Italien mit Frankreich eine Separatverständigung gesucht und erreicht hat und der Dreibund seitdem eine wunderhübsche Attrappe geworden ist, die der Vorsichtige nur noch beim Schein bunter Festlampen zeigt? Auch in der Politik

gilt das Gesetz von der Erhaltung aller Energie. Nur soll man heute nicht mehr Caprivi für Entscheidungen verantwortlich machen, die er, wie ein Elementarereignis, über sich ergehen ließ. Er hätte auch anders gekonnt, anderes vielleicht mit heitererer Seele verfochten. Kolonien waren seiner Bürokratenneigung zu ruhiger Rechenmeisterarbeit un bequem. Wenn von den Kolonien die Rede war, dachte er nur an Soldaten und Beamte, nie an die Möglichkeiten wirtschaftlicher Entwicklung. Da gab's Skandal und Aufstandsgefahr; und die tüchtigsten Leute, wie Wissmann, hielten ihre Akten und Belegzettel nicht sauber in Ordnung, waren also nicht zu brauchen. Trotzdem: der Generalkanzler führte nur aus, was ihm aufgetragen war.

Nach dem Abschluß der Handelsverträge mit Österreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz hatte der Kaiser ihm die Grafenkrone verliehen und die Leistung des „großen Grafen Caprivi“ bei schäumendem Pokal „eins der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse, geradezu eine rettende Tat“ genannt. Auch dem in Preußen nur noch ornamental wirkenden Kanzler schien die Sonne weiter. Er bekam vom Kriegsherrn einen Ehrendegen mit der Inschrift: „Allezeit treu bereit für des Reiches Macht und Herrlichkeit.“ Er konnte sich neben dem viel klügeren und gebildeteren Grafen Botho Eulenburg, der ihn als Ministerpräsidenten beerbt hatte, zwei Jahre lang aufrecht behaupten. Noch im Herbst 1894 wurde sein (nicht allzu ernst gemeintes) Entlassungsgesuch abgelehnt. Als er bald danach fiel, wußten selbst die Ministerialen keinen triftigen Grund dafür anzugeben. Er, dem die Offiziösen kurz vorher den „Mut der Kaltblütigkeit“ nachgerühmt hatten, war ja bereit, die vom Kaiser gewünschte Umsturzvorlage einzubringen, die ein nur blöden Augen verhülltes Sozialistengesetz werden sollte. Er wäre auch leicht zu bewegen gewesen, dem in der Köl nischen Zeitung angegriffenen Grafen Eulenburg ausreichende Genugtuung zu geben. Warum fiel er? Weil die Parole, die ihn gerufen hatte, als unwirksam und schädlich erkannt war. Der Schreiber des Uriasbriefes an den Prinzen

Reuß war seit dem 26. Januar 1894 lästig geworden und mußte dem milden Onkel Chlodwig den Platz räumen. Und in dem seiner Inspiration zugeschriebenen Artikel gegen Eulenburg war gesagt worden, der Kanzler sei der Gunst des Kaisers ganz sicher. Des Sieges so gewissen Dienern droht im neuen Reich stets Gefahr.

Ein lauter Trauersalut aus hundert Böllerschländen: dann tiefes Schweigen. Der Mann, dessen Wesensbild Freunde und Feinde mit so hitzigem Eifer umstritten hatten, war über Nacht fast vergessen. Ist es bis heute geblieben. Kein Lied, kein Heldenbuch kündet noch seinen Namen. Keine seiner einst von überschwingender Begeisterung gefeierten Reden wird zitiert. Zum Berg häuften sich die Blätter, die seines Ruhmes voll waren; nun gilben sie oder sind längst makuliert. Das Werk des Undankes? Nein: richtigen Masseninstinktes. Als er fort war, empfand jeder, daß dieser Mann kein System vertreten habe, und daß es ungerecht wäre, ihn nach seinem Scheiden für das zwischen 1890 und 1894 Geschehene verantwortlich zu machen.

Caprivi ist im Drama neudeutscher Geschichte eine tragische Gestalt; freilich keine von shakespearischem Format. Eher schon im Stil eines Bankbanus, dem kein Gott und kein Poet den Segen der Gemütskraft mit ins Leben gab, eines Fejervary, dem nicht gegönnt war, neben Kossuth und Apponyi beim Friedensmahl zu sitzen. Die Tragik seines Schicksals liegt auch nicht darin, daß er der Nachfolger eines noch nicht eingeurnten großen Mannes war. Das war nicht so schwer wie es schien. Der pfiffige Waldersee hatte nicht ohne Grund zwar gesagt: „Solange Bismarck unbeamtet lebt, wird es immer zwei Reichskanzler geben.“ Erstens aber war's kein geringer Vorteil, ein so weise verwaltetes Erbe antreten zu dürfen; und zweitens war gegen den Vorgänger eine haine inassouvie gehäuft, die sich jedem Nachfolger des Lebenden in zärtliche Liebe wandeln mußte. Wie leicht wurde dem zweiten Kanzler das Dasein gemacht! Um die Rückkehr des ersten (die selbst dessen „politischen Freunden“ recht unangenehm gewesen wäre) zu hindern, lobten

Abgeordnete und Journalisten den zweiten täglich in schöner Rede; Herr Bebel selbst bescheinigte ihm, daß er seinen Platz gut ausfülle. Zentrum, Polen und Welfen hätschelten ihn und Bambergers Sezessionistenschar wurde seine Leibgarde. Später warb er sich Feindschaft. Der Sproß armen Beamtenadels hatte sein Leben lang neidisch auf die von Fortunen mehr begünstigten Standesgenossen geblickt, auf die Großgrundbesitzer, die Väter prassender Reiteroffiziere, und mag es wie einen wonnigen Kitzel empfunden haben, als er an ihnen sein Mütchen kühlen konnte. Die Granden des preußischen Ostens dankten ihm's mit innigem Haß. Das brachte noch keine Tragik in sein Leben. Die entstand erst, als von den Bitternissen jähen Glückswechsels ihm keine erspart blieb und er Hohn, Schimpf und Sturz hinnehmen mußte, weil er getan hatte, was er zu tun gerufen war. Als auch sein Herr das Werkzeug unbequem und nicht mehr brauchbar fand. War dem aus Hannover Geholten denn nicht der Auftrag geworden, ohne langes Federlesen mit Bismarck reinen Tisch zu machen? Nicht streng verboten, von ihm Lehre und Hilfe zu erbitten oder auch nur anzunehmen? Hatte man ihn nicht, Volk und Fürst, verherrlicht, weil er sich streng an die Weisung hielt? Fast vier Jahre lang. So lange man glaubte, Bismarck wolle, könne ins Amt zurückkehren. Als die Möglichkeit aufdämmerte, den Mann im Sachsenwald, statt ihn wieder auf den steilen Gipfel der Macht zu rufen, als guten Onkel der Reichspolitik zu etablieren, wollte keiner je etwas gegen ihn gesagt haben. Caprivi mußte in die Wüste. Jeder legte, wie nach mosaischem Gebot Aron, die Hand auf das Haupt des Bockes, „auf daß also das Tier alle Missetat in eine Wildnis trage“.

Keine Tragik ohne Schuld. Caprivi war kein starker, kein schöpferischer Geist. Rascher Auffassung fähig, fleißig, auf seine Weise geschickt, bei aller Schwerfälligkeit behend genug, um sich schnell in jeder Materie zurechtzufinden. Doch mit dem Gepäck ererbter und anerzogener Vorurteile, militärischer und bürokratischer, belastet, die ihm die Freiheit

des Willens und der Anschauung kürzten. Ohne die Kraft zur Synthese, die erst den Staatsmann macht; immer nur das Nächste vor dem Auge (als ob das Nächste nicht oft das Fernste unlösbar bedingte). Ohne seelischen Schwung; wenn er einen Menschen „Schwärmer“ nannte, glaubte er, das Schlimmste von ihm gesagt zu haben. Mißtrauisch; und leider nicht von Eitelkeit frei, der „Ersten Hypothek auf dem Grundstück der Ehre“, nach Bismarcks Epigramm. Daß ihm, der sich für stockkonservativ hielt (und es in seiner Weltanschauung auch war), die Liberalen so laut zujubelten, nahm er für den Beweis seiner untadeligen Reine, deren Anblick selbst den Gegner entwaffne, seines besonderen Wesenswertes, vor dessen Höhe alle Parteiunterschiede verschwänden. Ein verständiger Analytiker und ein echter Bürokrat. Den verrät schon die Amtsstubensprache seiner Reden und Erlasse. *Le style c'est l'homme même*, sagt Buffon. Auf die Bürokratie ließ er drum auch nichts kommen; die hatte ihm auf papiernen Brücken aus jeder Fährnis geholfen. Das bismärckische Naturburschentum, das in dem Geheimrat an sich von vornherein den Erzfeind sah, war ihm zuwider wie Faustens Famulus das Tanzen, Fiedeln, Kegelschieben der rohen Menge. Das alles ließ sich verzeihen; auch, daß er sich oft widersprach, Holzwege beschritt, unhaltbare Behauptungen aufstellte. Vierzig Jahre Truppendienst; und nun die Aufgabe, der willfähige Diener plötzlich wechselnder Wünsche zu sein: das konnte von schlimmeren Vergehen entschulden.

Sein aber war die Schuld, daß der Kanzlerposten im Deutschen Reich entwertet ist; nur sein. Er hat das Beispiel gegeben, den „erhabenen jungen Monarchen“ als den Allumfasser, den Allerhalter ins hellste Rampenlicht zu stellen und auch das Ausland in die Vorstellung zu gewöhnen, daß für die Politik des Deutschen Reiches dem ernsthaft prüfenden Sinn nur der Kaiser verantwortlich ist. Und den Hagestolzen konnte doch schon die Schachspielregel lehren, daß man den König solange wie irgend möglich decken soll. Der Reichskanzler soll kein gehorsamer Verwaltungsbeamter sein, son-

dern der Mann, dessen Hirn aus der Summe des Möglichen das Notwendige zu errechnen und die Kräfte der Nation zur nützlichen Tat zu sammeln vermag; ohne dessen Beistand der Kaiser keinen Schritt aus dem Höfischen ins Politische tun kann; der den ersten Bundesfürsten berät, nicht von ihm Weisung und Rat empfängt. Georg Leo von Caprivi wollte ein treuer Diener seines Herrn sein. Er folgte, wie militärischem Kommando, dem Ruf ins Kanzleramt, war und blieb bereit, auf Befehl zu marschieren und Halt zu machen, nahm das Odium eines Kampfes auf sich, in dem der lebende oder spätestens der tote Gegner ihn besiegen mußte, und ahnte seine Niederlage noch nicht, als die Straße Unter den Linden schon vom Triumphgeschrei widerhallte. Dann mußte er gehen. Mußte; ohne die Ursache des Abschieds auch nur zu ahnen. Ein kinderloser, von der aura popularis nicht mehr schmeichelnd umwehelter Mann, für dessen Lendenkraft kein fortwirkender Gedanke zeugt.

Sein Name ist fast vergessen; seine Schuld hat des Reiches Unheil gezeugt. Im Entwurf zur Verfassung des Norddeutschen Bundes war der Kanzler ein Präsidialgesandter im Sinn der Bundestagszeit; zum Präsidialminister wurde er erst durch den achtzehnten Artikel der Reichsverfassung, den die Reichstagsmehrheit gegen den Wunsch des preußischen Ministerpräsidenten durchsetzte. Der Staatsrechtslehrer Max von Seydel hat darüber gesagt: „An die Stelle eines untergebenen preußischen Beamten mit wesentlich formalen Obliegenheiten trat ein leitender Staatsmann mit der Doppeleigenschaft eines Bundesratsvorsitzenden und Präsidialministers.“ Erst dieser Beschluß zwang Bismarck, selbst Kanzler zu werden. Das neue Amt verglich er im April 1869 der Stellung eines englischen Ministerpräsidenten, dessen Macht ausreichte, „um die nötige Einheit der Leitung herzustellen“. Drei Jahre danach, als über die Herabsetzung der Salzsteuer verhandelt wurde, sagte er: „Ich bin der einzige, dem die Verfassung für die Ausführung der Gesetze und der Verfassung eine Verantwortlichkeit auferlegt. Ich komme also in die Lage, ein Gesetz, das der Kaiser vollzieht,

kontrasignieren zu müssen, und ich muß mich in einem solchen Fall fragen, ob ich, nach meiner Verantwortlichkeit für den Bestand und die Fortentwicklung des Reiches, in der Lage bin, eine solche Kontrasignatur zu leisten.“ Zwei Jahrzehnte lang hat er sich dieses Bewußtsein ungeteilter, unteilbarer Verantwortlichkeit bewahrt. Noch in dem „Entlassungsgesuch“, das er, auf zweimal an einem Tag ausgesprochenen Befehl, am 18. März 1890 einreichte, stehen die Sätze: „Eure Majestät geruhten, bei meinem ehrfurchtvollen Vortrag vom 15. März mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigung Grenzen zu ziehen, welche mir nicht das Maß der Beteiligung an den Staatsgeschäften, der Übersicht über letztere und der freien Bewegung in meinen ministeriellen Entschlüssen und in meinem Verkehr mit dem Reichstag und seinen Mitgliedern lassen, deren ich zur Übernahme der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit für meine amtliche Tätigkeit bedarf. Nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten, würde ich in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinn der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigsten Verhältnissen erlangt hat. Nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe, kann ich nicht anders, als Eure Majestät alleruntertänigst bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des preußischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnade und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Ämtern schon vor Jahr und Tag Eurer Majestät unterbreitet haben, wenn

ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß Eure Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der Öffentlichen Meinung als unzeitig verurteilt wird.“ Die Entlassung war „in Gnade“ beschlossen, ehe der Fürst das Gesuch ins graue Kaiserhaus gesandt hatte.

Ich kann nicht anders: unwillkürlich (er hat mir's bestätigt) drängte in dieser großen Stunde dem Mann sich das Wort der Lutherlegende in die Feder. Hat der Kaiser es seitdem gehört? Vom Grafen Zedlitz, von Walther Bronsart von Schellendorff; nie wieder von einem Kanzler. Caprivi's Beispiel hat sie Ordre parieren gelehrt. Der General muß das „Entlassungsgesuch“ (eins in Anführungsstrichen nannte es Bismarck immer) gekannt, mußte die Einsicht in dieses geschichtliche Dokument gefordert haben, bevor er sich endgültig zur Nachfolge entschloß. Hätte der zur Leitung eines Bergwerkes, einer Chemikalienfabrik, einer Bank Ausgesehene nicht gezaudert? Der Vorgänger, der auf seinem eigensten Gebiete dreißig Jahre lang stets richtig gerechnet hat, warnt vor neuen Wegen einer Geschäftspolitik, die den größten Teil des mühsam Errungenen aufs Spiel setzen müsse, und heischt zu der alten ungeschmälerten Verantwortlichkeit den alten, ungeschmälerten Machtbezirk. Der wird ihm geweigert. Von einem jungen Herrn, den der Tod des Vaters früh zum reichen Erben gemacht hat und der auf seinem hohen Sitz in so kurzer Frist Erfahrungen noch nicht zu sammeln vermochte. Der Junge will nach links abbiegen, der Alte rechts vorwärtsgehen. Der Junge langt nach weiterreichender Herrschgewalt, der Alte erklärt, nur in den bisher ihm gewährten Machtgrenzen sei nützliche Arbeit zu leisten. Würde der zur Nachfolge Erwählte nicht zaudern? Nicht gewissenhaft prüfen, ob er ein Geschäft übernehmen dürfe, das der Sachverständige als unausführbar abgelehnt hat? Das nur der Jugendillusion eines Unerfahrenen mög-

lich scheint? Caprivi zauderte nicht, prüfte nicht. Schlug die Mahnung, die wie Orgelton aus jedem Worte des Scheidenden dröhnte, skrupellos in den Wind. Fragte nicht einmal: Wie liegen denn die Geschäfte? Bat nicht, den Gegenstand des letzten Zwistes ihn genau sehen zu lassen, im Interesse des großen Ganzen ihn in das Hauptarbeitgebiet einzuführen. Verließ sich auf den erhabenen jungen Herrn, der keines Rates bedürfe, und war zur Ausführung jeder „Allerhöchsten Intention“ in demütiger Dienertreue bereit. So ist's geblieben; auch als der Kanzler nicht mehr im Waffenrock des preußischen Offiziers vor den Reichstag trat. In Straßburg spöttelte Chlodwig Hohenlohe vor den Puttkamers und anderen Intimen über Herrn Ernst Matthias von Köller, dessen ostelbische Junkermanier ihm auf die Nerven falle. Folgte gehorsam aber dem Ruf seines Kaisers: „Köller mitbringen!“ Trotzdem der Unterstaatssekretär nun Minister des Innern wurde, aus dem Schatten ins Licht treten sollte. War der Kreuzzug nach China Chlodwigs Wunsch? Hauste er gern mit dem Freiherrn von Marschall, über den er mit solchem Behagen den Freunden die bittersten Glossen aus der „Zukunft“ vorgelesen hatte? Kürte er Herrn Bernhard von Bülow zum Helfer und Erben? In Ängsten fuhr Frau von Bülow damals nach Wien und beschwor den Botschafter und Skalden Philipp Eulenburg, den geliebten Mann in Rom zu lassen, wo er sich wohlfühle. Den Mut, offen sich, auf eigene Gefahr, dem Ruf zu versagen, brachte der im Palazzo Caffarelli Gebietende nicht auf. Noch gar später die Kraft, ein im Sinn des „großen Vorgängers“ regierender Kanzler zu sein. „Sie ahnen nicht, wieviel ich noch verhindere“: Das war längst die Losung. Die stets offene Ohren und willigen Glauben findet. Der arme Kanzler, heißt's, muß in minder wichtigen Fragen zehnmal nachgeben, um da, wo die kaiserliche Initiative gefährlich zu werden droht, einmal seinen Willen durchsetzen zu können. Welcher Deutsche hätte vor den trüben Tagen des Caprivismus an solchen Versuch der Entschuldigung gedacht? Die Botschafter und ihre Gehilfen lächeln, wenn von unseren

Offiziösen bestritten wird, der Deutsche Kaiser habe dies oder jenes gesagt oder getan. Wissen die Bülow und Tschirschky denn immer, was er sagt, sinnt und tut? Was er mit Franz Joseph besprochen und der Fürstin Metternich anvertraut hat? Ob aus Kiel, Hamburg oder einer Fjordstadt Nikolai nicht eine lange Depesche, Herr von Schoen eine Weisung erhielt, die dem Nachbarverhältnis der beiden Kaiserreiche neuen Inhalt gibt? Offiziöse glauben, ihrem Herrn mit der Beteuerung zu dienen, er sei von einer politischen Handlung des Kaisers ahnungslos überrascht worden.

Der Platz, der nach der Verfassung dem Kanzler gebührt, ist leer; und ehe er nicht wieder würdig besetzt ist, kehrt dem Reich das Glück nicht zurück. Kann's nicht zurückkehren. Daß der calculus des Kaisers fast immer auf der falschen Stelle lag, möchte noch hingehen. Wilhelms in die Weite strebendes Planen ist nirgends ans Ziel gelangt. Er hat Frankreich nicht versöhnt, den Islam nicht gewonnen, weder in Rußland noch in Ostasien Liebe geerntet, trotz allen Geschenken, Artigkeiten und Milliardenbesuchen in den Vereinigten Staaten nicht die erhoffte Neigung zu einem Schutzbündnis gegen England gefunden; nicht einmal das Vertrauen der Holländer zu stärken und den Dreibund zu erhalten vermocht. Wie sein Ahn, das einzige politische Genie des Zollernhauses, könnte auch er, nur mit schwerer belastetem Herzen, heute über die Zeit klagen: „ou l'on est bien revenu de la terreur de nos armes, ou l'on pousse la témérité jusqu'à nous mépriser.“ Auch Hohenzollern sind sterbliche Menschen und dem Irrtum untertan. Doch selbst ein mit politischem Talent und sicherem Augenmaß begabter Monarch könnte in unseren Tagen nicht die Geschäfte eines großen Reiches führen. Nicht, wenn er an der Spitze zu sehen wäre. Eduard tut viel (manche Briten meinen: zu viel) und hat sein soigniertes Fetthändchen in jedem Spiel, das um hohen Einsatz geht. Sieht man ihn aber? Ist seines Wirkens Spur aus der Ferne genau zu erkennen? Britannien wollte ein schwaches Russenreich: Japan erfüllte den

Wunsch. Wollte in Asien gegen Amerika, Rußland und Deutschland, in Afrika gegen deutsche Konkurrenz, in Europa gegen eine Festlandskoalition gesichert sein: Bündnis mit Japan, Freundschaft mit China, Vorstoß nach Tibet; Begünstigung der Hereros und Hottentotten, schlaue Ausbeutung der Kameruner, Windhuker, Berliner Kolonialskandale, Cromers kluge Diktatur in Ägypten, Abkommen über Tripolis, Marokko, Abessinien, Einschüchterung des Osmanenkhalifen; entente cordiale mit Frankreich, Italien, Spanien, Portugal; auf Norwegens Thron ein Däne, der von England die Frau und die Krone empfing; der Sultan am Persischen Golf so ohnmächtig wie am Sinai. Rußland? Sobald es mürb genug ist, laden wir's in unseren Konzern, der das deutsche Land wie ein Gurt umschnürt, helfen ihm auch wohl mit Bargeld aus der Klemme. Einstweilen schüren wir die Feuer, deren Glut ihm den Angstschweiß aus den Poren treibt. Sagen dem Zaren: Deutschland will mit Waffengewalt intervenieren, weil es dir nicht mehr die Kraft zur Ruhestiftung zutraut. Sagen der Rebellenchar: Deutschland will eurem Tyrannen starke Büttel liefern, weil es von jeher der Hort finsterner Reaktion war und immer sein wird. Säen auf beiden Seiten so Mißtrauen wider den Nachbar und hindern durch das Alarmgeschrei Deutschland, die Gelegenheit zu vorteilhafter Annäherung zu nutzen. Zeigen auf Kongressen und bei Verbrüderungsschmäusen inzwischen, daß wir fast too full of the milk of human kindness sind, und empfehlen, da wir in naher Zeit nicht viel stärker werden können, den Völkern der Erde, die lästige Rüstung abzuliegen . . . So macht man Politik, nützt man wechselnde Konjunkturen aus. Der König ist hinter dem Vorhang zu ahnen; wer nach ihm stäche, träfe gewiß aber nur einen Polonius. Der König läßt sich suchen, läßt seines Willens Richtung erraten. Redet nicht, telegraphiert nicht und kann jeden Augenblick sagen: Das hat mein Minister getan, der Vertrauensmann der regierenden Mehrheit. Ist überall, wo er sich zeigt, willkommen.

Seit 1890 umlauern die Kanzler auf den Knien ihres Wil-

lens den Allerhöchsten Herrn. Was mag er wollen? Welchen Willens Ausdruck wünscht er von mir zu hören? Caprivi war ein in der Furcht des Kriegsherrn erwachsener, der Politik fremd gebliebener Soldat, Hohenlohe ein müder, des Reichsgeschäftes unkundiger Greis, Bülow ein von Fortunen allzu hitzig geküßtes Gunstkind, das, mit charmanten Gaben, überall ein guter Zweiter werden konnte, nirgends ein Erster. Ein strammer General, zwei schmiegsame Diplomaten, die ein Staatsmann zu nützlichem Agentendienst verwenden konnte. Alle drei dachten mehr an Applaus als an fortwährende Wirkung; wollten sich auf der Höhe halten und ihrer Person Anerkennung werben, nicht den vorbedachten Plan eines Schöpferhirnes durchsetzen. Wollten sich, nicht eine Sache. Alle drei stöhnten vor den Gästen über die Gefahr kaiserlicher Initiative und keiner wagte Kopf und Kragen an den Versuch, sie zu mindern. Was kommen mußte, kam. Schneller als in Fritzens Preußen nach 1786 führte diesmal der Schlängelpfad bergab; schneller noch als in den dunklen Tagen, da Friedrich Wilhelm der Vierte die Hoffnung enttäuschte. Das Unglück dieser Zeit hat Treitschke in die Worte gefaßt: „Die ruhige Würde des Vaters erweckt Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn.“ Damals gab es kein Deutsches Reich, hatte der Preußenstaat noch keine Verfassung. Temperament und Neigungen eines deutschen Kaisers würde die Neugier vergebens umspähen, wenn wachsamer vor ihm der Kanzler stünde, der für den Platz gedacht ward. Dann würde der Kaiser nicht täglich genannt, aber auch nicht für das Mißgeschick des Reiches verantwortlich gemacht. Doch Bismarck hat, seit Caprivi das böse Beispiel gehorsamer Handlangerleistung gab, keinen Nachfolger gefunden.

D I E S I R A E

MOMENTAUFNAHMEN

DEZEMBER 1846. NACH DEM BESUCH EINES ZUR Hofgesellschaft gehörigen Herrn schreibt Varnhagen in sein

Tagebuch: „Der vorige König, hieß es, habe einen Premierminister nicht nötig gehabt. Der habe seine Größe erst gezeigt, als Hardenberg gestorben war. Wenn dieser am Leben geblieben und Humboldt, Boyen, Beyme, Gneisenau, Grolmann nicht entfernt worden wären (die alle den König in der Enge halten wollten), würde der König sich nie in der Größe haben zeigen können, die er nachher entwickelte. Dies Wort ‚Größe‘ muß hier sehr auffallen und ist wohl in keiner Weise vom vorigen König gültig; auch das Tatsächliche ist ganz falsch aufgefaßt. Der König hat sich vom Staatskanzler nur bedingt leiten lassen, hat ihn nach außen und innen gehemmt; und nach Hardenbergs Tod ging alles erst recht schwach. Da begann die Mediokrität und die Kamarilla, die Angst und Verlegenheit bei jedem bedeutenden Ereignis, da kamen die Ränke des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, die Einwirkung Witzlebens, die Staatsführung Lottums, die Tätigkeit des Kronprinzen und seiner Leute. Der vorige König hatte sehr ehrenwerte Eigenschaften, aber keine, die das Beiwort ‚groß‘ vertragen kann!“ Drei Jahre vorher hatte, zum ersten Mal seit Jahrhunderten, ein König von Frankreich in seinem Schloß den englischen Hof empfangen. Zwischen den Völkern des Westens schien der alte Haß erloschen. Und über den Staat Friedrich Wilhelms (der mit einem Bülow das internationale Geschäft besorgte) schrieb Treitschke: „Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, in kurzer Zeit die alten Freunde Österreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftswerbungen in England wenig Anklang gefunden und bald merkte man, daß Preußen jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als einst unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn.“

Juli 1906. Die Kronprinzessin hat ihrem Mann einen Knaben geboren. Den Kaiser, der auch diesmal der erste Gratulant sein möchte, hat auf der Hochsommerreise die

frohe Kunde noch nicht erreicht. Als er in Bergen landet, kommt Herr Oskar Stuebel, der beim norwegischen König beglaubigte Gesandte des Deutschen Reiches, mit dem Konsul Mohr an Bord der „Hamburg“. Herr Stuebel, der an dem Abschluß schlechter Verträge und an mancher anderen tropischen Torheit mitschuldig ist, hat, seit die Kolonialskandale die Welt mit Lärm und Gestank erfüllen, den Monarchen nicht mehr gesehen und am furchtbaren Tag des Gerichts nun das Köpfchen verloren. Trotz der Vorbildung als Mathematiker und Jurist zittert er vor der ersten Begegnung mit dem Allmächtigen, der ihn selig sprechen und verdammen kann. Wird aber gnädig empfangen und, mit seinem Begleiter, zur Mahlzeit geladen. Als das Tischgespräch einen Augenblick stockt, sagt der Konsul: „Der reiche Fahenschmuck der Stadt wird Eurer Majestät gezeigt haben, welchen Anteil die Bevölkerung an der Geburt Allerhöchst Ihres Enkels nimmt . . .“ Der Kaiser schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller und Gläser klirren. „Enkel? . . . Eulenburg!“ Und zu dem neben ihm sitzenden Gesandten: „Mann! Und das erfahre ich erst jetzt?“ Alles blickt entsetzt auf den armen Oskar. Der ist weiß wie das Tafeltuch, schlottert in seinem Galakleid und stammelt endlich: „An Land liegen auch schon sehr viele Depeschen.“ Wilhelm wird dunkelrot, springt auf, befiehlt allen, sitzen zu bleiben, läuft in sein Rauchzimmer und dämpft bei der Zigarette langsam den Zorn. In aller Hast muß ein Bote die Depeschen holen. Ungefähr vierhundert sind's; noch nicht einmal sortiert. Obenauf liegt der Glückwunsch, den Freund Abdul Hamid geschickt hat. Die Höflingschar im Kreise bebt noch von der Erregung. Doch der Kaiser ist schon wieder bei gutem Humor, nimmt ein Depeschenformular und schreibt schnell an den Kronprinzen: „Erfahre soeben durch den Sultan, daß Dir ein Sohn geboren ist.“ Und so weiter. Würdigt Herrn Stuebel aber keines Blickes mehr und läßt keinen Zweifel darüber, daß diesem Mann das Todesurteil geschrieben und unterzeichnet ist. Der Unselige muß an Bord bleiben. Niemand spricht mit ihm. Allen ist er Luft. Und

während das Schiff nordwärts schlingert, dann stampft, hat er zum Nachdenken Muße und lernt erkennen, daß die eine Versäumnis ihm mehr geschadet hat als alle Sünden, die er als Direktor der Kolonialabteilung ungesühnt ließ.

September 1906. Wartesalon in Potsdam. Herr von Podbielski, der öffentlich übler Geschäfte verdächtige Minister für Landwirtschaft, ist, wie seine preußischen Kollegen, zur Tafel geladen. Wie wird er behandelt werden? Am achtzehnten August hat in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gestanden, der Minister habe den Fürsten Bülow gebeten, „seinen Wunsch nach Entlassung aus dem Staatsdienst an Allerhöchster Stelle zu unterbreiten“. Die Richtigkeit dieser Angabe hat Podbielski bestritten; er habe dem Ministerpräsidenten nur geschrieben, er würde lieber aus dem Staatsdienst scheiden als in seinen Jahren sich noch länger mit „Schmutz bewerfen lassen“. Antwort in der Norddeutschen: der König habe, auf Antrag des Ministerpräsidenten, erklärt, er sei zur Zeit noch nicht in der Lage, über die Entlassung des Ministers „eine definitive Entschlie-ßung zu fassen“. Und der dem Tod Geweihte steht nun, all in seiner Munterkeit, mitten im Wartesalon. Steht, mit seiner Frau, fröstelnd bald in einer Eiszone. Vorsicht empfiehlt, das gescholtene Paar zu meiden. Die Korrekten beschränken sich auf kühlen Gruß und hüten die Zunge. Da tritt der Ministerpräsident ein, geht sofort auf das vereinsamte Paar zu, begrüßt es mit herzlichen Worten, kehrt nach dem Rundgang noch einmal zu ihm zurück und sagt, so laut, daß mindestens zwei Dutzend Exzellenzen es hören müssen, das Zeitungsgerede sei unsinnig und er lege Wert darauf, auch hier zu erklären, daß er sich mit dem Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten heute noch, wie einst im unholden Mai des Tarifikrieges, solidarisch fühle. Die Luft erwärmt sich; und der eben noch Gemiedene kann manche Männerhand schütteln. Die Ansprache (deren unzweideutiger Sinn war, die Durchlaucht stehe und falle mit Seiner Exzellenz) dringt nicht ins Freie. Offiziöse melden, die „definitive Entschlie-ßung“ könne erst kommen, wenn das

Ergebnis der eingeleiteten Untersuchung bekannt sei. Das Verfahren wird eingestellt. Herr von Podbielski nach Rominten geladen. Die Entscheidung ist also gefallen? „Unwürdig“, spricht Burleigh, „ist's der Majestät, das Haupt zu sehen, das dem Tod geweiht ist“; und: „Gnade bringt die königliche Nähe“. Also gerettet? Gerichtet. Der Minister wird entlassen. Den Schwarzen Adler bekommt er einstweilen nicht, weil die Verleihung allzu oft öffentlich vorausgesagt ward. Er ist diskret, verschließt die zärtlichen Briefe des durchlauchtigen Kollegen in seinen Schreibtisch und sagt nicht, wessen Wohlwollen ihm den unklugen Rat gab, seinen Anteil am Kapital der Firma Von Tippelskirch & Co. der Ehegefährtin zu zedieren.

ÖFFENTLICHE MEINUNG

Leipziger Tageblatt: „Es ist vorbei mit dem geruhigen Hoffen und mit dem Ergeben in den höheren Willen. Die kommenden Jahre müssen und werden im Zeichen eines schweren Kampfes stehen: um die Konstitution. Und es ist schlimm und gewiß nicht den Aufgaben des Reiches förderlich, daß dieser Kampf, der bis an die äußerste Grenze der Zulässigkeit vertagt worden ist, gegen die Spitze des Reiches, gegen die Krone geführt werden muß.“ Nationalzeitung: „Für die nationalliberale Partei kann die Parole nur lauten: Der Regierung, wie sie jetzt ist, und dem System, nach dem wir jetzt regiert werden, keinen Pfennig mehr. Die Unstetigkeit und Sprunghaftigkeit unserer Politik, die nachgerade auch für den Blödesten mit Händen zu greifen ist, ist die Ursache der allgemeinen Beunruhigung, die der Abgeordnete Bassermann zum Gegenstand seiner Interpellation gemacht hat.“ Kreuzzeitung: „Uns alle beherrscht jetzt das Gefühl, daß wir vielleicht kritischen Tagen entgegengehen, und darum ist es wohl erklärlich, wenn das Volk vielfach mit einer gewissen nervösen Bedenklichkeit auf den Herrscher blickt. Wir schließen uns offen dem Wunsche an, daß unser König und Herr die psychologische Berechtigung dieser Stimmung anerkennen möge.“ Leipziger Neueste Nach-

Delcassé

richten: „In allen Kreisen unseres Vaterlandes herrscht eine tiefe Mißstimmung. Was Fürst Bülow sagte, war teils selbstverständlich, teils überflüssig und, abgesehen von neuen Anekdoten, nur eine Wiederholung des oft Gesagten und von uns schon oft Gehörten.“ Hamburger Nachrichten: „Wir haben die bekannten Phrasen zu hören bekommen. Wir haben den Eindruck, daß dieser ganzen Politik der nötige Ernst fehlt, daß alles nach wie vor auf Beruhigung und Beschönigung hinausläuft.“ Die Post: „Es erscheint als ein Gebot der Staatsklugheit, sorgsam darüber zu wachen, daß alles vermieden wird, was die Befürchtung eines persönlichen Regimentes im mehr absolutistischen Sinn nähren könnte.“ Kölnische Volkszeitung: „Die diplomatische Isolierung Deutschlands ist das Pentagonagramm, das uns Pein macht.“ Der Reichsbote: „Die Minister müßten den Kaiser davon überzeugen, daß es richtiger ist, nicht so impulsiv in die Öffentlichkeit zu treten; vielleicht gelänge es ihnen auch, den Kaiser von den allzu vielen Reisen mit ihren Festlichkeiten abzuhalten.“ All diese Sätze sind im November 1906 gedruckt worden. „Die widrigste Schmeichelei hat sich an den Kaiser gedrängt und ihm beinahe unmöglich gemacht, die wahre Stimmung zu erkennen. Der Mangel an Aufrichtigkeit, dem er überall begegnet, hindert den Kaiser (oder erschwert ihm mindestens), seine Erziehung zu vollenden.“ Das wurde am letzten Tag des Jahres 1892 in der „Zukunft“ gesagt. (Anklage wegen Majestätbeleidigung, Freisprechung.)

Was damals schon viele empfanden, erkannten, ist nach drei Lustren erst zu offenem, widerhallendem Ausdruck gelangt. Warum so spät? Weil in diesen Jahren mehr Geld verdient worden ist, als die kühnste Hoffnung zu träumen gewagt hatte. Nur in der Ära des „Aufschwunges“ konnten wir erleben, was wir erlebt haben. Mancher Blinde glaubte, das rasche Wachstum des Wohlstandes sei der neowilhelminischen Politik zu danken. Weil ein paar Industrielle, Techniker, Großhändler an den Kaiserhof kamen, hieß es, das Reich, das alte Preußen sogar werde nun endlich mo-

dernisiert. Die so sprachen, bedachten nicht, daß die Gnade nicht Lebensleistungen belohnte. Sonst hätten die Schöpfer und Förderer der rheinisch-westfälischen Industrie, die starken Forscher, Finder und Künstler nicht in der Sonne gefehlt. Wer sich von einem Oberhofmeister, einem Minister, Ministerialdirektor oder deren Agenten zu „Stiftungen“ anregen ließ, mit der Feder, dem Pinsel oder Meißel gefällig war und da aushalf, wo die Staatsmittel versagten, durfte im rosigen Licht atmen. Andere, die für die res publica mehr getan hatten, blieben im Dunkel. Die Mehrheit der Besitzenden wollte nicht darauf achten. „Die letzte Rede gefällt Euch nicht? Uns auch nicht. Doch, was schadet sie schließlich? Reden verhallen. Macht kein Ereignis daraus! Ihr stört uns nur den Profit. Seht Ihr denn nicht, wie sich die Lebenshaltung des Deutschen von Jahr zu Jahr hebt? Das ist die Hauptsache. Enrichissez-vous; und laßt uns in Ruhe arbeiten.“ In der Bourgeoisie flackerte kaum noch ein Fünkchen politischer Leidenschaft auf. „Dankt Gott mit jedem Morgen, daß Ihr nicht braucht fürs Römische Reich zu sorgen!“ Daß Ihr auf fruchtbarem Boden für Eure Kinder säen und ernten könnt. Und laßt Euch von Leuten, die nichts Besseres gelernt haben und drum Politiker wurden, nicht das reichlich rentierende Leben vergällen. Vor zehn Jahren, nach Wilhelms Depesche an Krüger, kam die Zuversicht ins Wanken. Nur für kurze Zeit. Der Britengroll hat uns viel Geld gekostet; doch wir verdienten so viel, daß wir's verschmerzen konnten.

Erst das Jahr des marokkanischen Haders brachte Klarheit. Kriegsgefahr. Die Anfänge einer Trustbildung, die den deutschen Imperialismus bedroht, unserer Wirtschaft die Ausdehnungsmöglichkeit schmälert. Nun merkte man, daß Reden nicht immer so ungefährlich sind, wie sie scheinen. Daß Deutschland draußen wie ein Zartum beurteilt werde, in dem ein Wille alles bestimmt und leitet. Merkte allmählich auch, daß Wohl und Wehe nationaler Wirtschaft nicht von Zolltarifpositionen abhängt (deren Härte eine kluge Frachtpolitik mildern, deren engem

Bereich die Industrie entschlüpfen kann) und mit den caprivischen Verträgen nicht die Hoffnung auf Gewinn bestattet werden muß. Ein Luftzug, der in die glimmenden Kohlen fuhr: und der Unmut schäumte auf. Als das Geld knapp wurde, war's so weit. Zum erstenmal war monatelang wieder kein Profit einzuheimsen; verloren die zum Verkauf ihrer Wertpapiere Genötigten große Summen. Und fanden nun, dem Reich ziehe eine Lebensgefahr herauf. Die „Hochkonjunktur“ hatte dem neuen Kurs den glorreichen Sommer beschert; der hohe Bankdiskont brachte ihm den Winter des Mißvergnügens.

Wird er dauern? Die Industrie ist noch mit Aufträgen überhäuft und den Landwirten geht es besser als seit Jahrzehnten. Eine ruhige Politik, die nicht provoziert, nicht schwächlich zurückweicht, könnte die Unzufriedenheit noch dämpfen. Was (unwiederbringlich oder wenigstens für Menschenalter hinaus) verloren ist, wird erst später erkannt werden. Das Winterstürmchen, das jetzt durchs deutsche Land heult, wird verbrausen, sobald wieder eine lustige Hausse auf dem Kurszettel steht.

DAS NEUE SYSTEM

Wer ein Geschäftsunternehmen leitet, muß dafür sorgen, daß es auch schlechte Zeiten ohne Lebensgefahr überdauern kann; muß abschreiben, Reserven häufen, einen Teil des Überschusses dem gierigen Blick der Aktionäre verbergen. Wer ein Reich regiert, muß sich täglich fragen: Wird das Volk, wird mindestens die Mehrheit der am Reichsbestand Interessierten mich in mageren Jahren noch lieben, den an der Spitze eines ruhmlos geschlagenen Heeres Heimkehrenden noch achten, noch dulden, und kann ich, wenn Haß mich wütend umdräut, mit reinem Gewissen behaupten, immer der Pflicht treu gewesen zu sein? Den Sinn des Grafen, des Fürsten Bülow haben so bange Fragen niemals bekümmert.

Ein Reichskanzler soll handeln, wie gewissenhaft erwogene Pflicht ihm befiehlt, nicht fragen, ob das Parterre klatscht oder zischt, und aus dem Amt scheiden, wenn er das

Reichsguthaben nicht zu mehren vermag. Fürst Bülow glaubt, zu handeln, wenn er redet, und einen Sieg erfochten zu haben, wenn ihm applaudiert wird. Er kann ohne lautes Lob nicht leben und verwechselt Applaus und Wirkung. Beifall kann jeder erlangen, der Geld oder Gunst zu ver-gebe hat. Wirkung läßt sich nicht erkaufen. Ein Minister, der alle Thronenden, alle in der Heimat und in der Fremde Mächtigen mit süßer Speise bewirtet, ist höflichen Dankes sicher. Eines Tages aber findet er, wie der Polizeikommissar, von dem Tocqueville spricht, irgendwo eine Tafel mit der Inschrift: „Notre gouvernement est comme une messe de morts; point de Gloria, point de Crédo, un long Offertoire et, à la fin, pas de Bénédicité.“ So weit ist's nun beinah schon.

Die beiden Reden, die er am vierzehnten November gehalten hat, waren schlecht; fanden im Reichstag keinen starken Nachhall und wurden in der Presse nur von den Zuverlässigsten gelobt. Alles war auf den Applaus berechnet; auf den Applaus aus den verschiedensten Gegenden. Und was man hörte, klang dünn.

Seltsame Lehre. „Ich habe jungen Diplomaten geraten, sie sollten sich den Alkibiades zum Vorbild nehmen, der bei den Athenern in Geist machte, mit den Spartanern Schwarze Suppe aß und bei den Persern lange Gewänder trug.“ (Gibt's kein moderneres Vorbild? Vor meines Geistes Auge steht ein Diplomat, der bei den Agrariern für den Schutz der Scholle erglüht, mit Liberalen für Bamberger schwärmt, mit Journalisten über Baudelaire plaudert; und auf Wunsch sogar fromm sein kann.) Als Dessertwitz mag's gehen; als ernsthaft gemeinter Rat ist's nicht diskutabel. „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen.“ Jede mündige Nation würde den Fremdling verachten, der sich, ihr zu gefallen, in das Kleid ihres Wesens mummt. Unsere Diplomatie ist schon jetzt nicht gerade der Stolz und die Wonne des Reiches; sie würde auf dem ganzen Erdball lächerlich, wenn sie sich in die mimicry bequeme, die ihr der Kanzler empfiehlt. Das englische Diplomaten-geschäft bringt ansehnlichen Ertrag; keinem Briten aber ist je eingefallen,

den Teutonen, Franzmann, Moskowiter, Hidalgo oder Chinesen zu mimen. Daß Fürst Bülow an seinem Personal einiges auszusetzen findet, ist erfreulich. Vielleicht entschließt er sich bald zu einem Revierement. Nützen wird's aber nur, wenn er erreichen kann, daß der Kaiser nichts mehr mit den in Berlin beglaubigten Diplomaten unter vier Augen die Geschäfte bespricht. Sonst könnte auch ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Bismarck uns als Botschafter nicht viel nützen. Denn auch er müßte von dem Minister, mit dem er verhandeln soll, oft hören: „Sehr schön, Exzellenz; doch Ihr Kaiser hat dem Chef unserer Mission ganz anderes gesagt und verheißen.“ Gegen den Träger der Kaiserkrone käme selbst das Genie nicht auf. Der Kanzler weiß, wie oft diese Schwierigkeit das Vertrauen geschmälert und anderes Unheil gezeugt hat.

Nach dem stenographierten Bericht hat er neulich gesagt: „Bei uns in Deutschland sind die Minister nicht Organe des Parlamentes und seiner Mehrheit, sondern sie sind die Vertrauensmänner der Krone; die Regierungsanordnungen, die ergehen, sind nicht die Anordnungen eines tatsächlich von dem Monarchen unabhängigen und von der jeweiligen Mehrheit abhängigen Ministers, sondern es sind die Regierungsanordnungen des Monarchen.“ Da er vom Reich und vom Kaiser sprach, ist drauf zu erwidern, daß der positive Teil dieses Satzes kein richtiges Wort enthält. Das Reich wird nicht von einem Monarchen regiert und hat nur einen Minister: den Kanzler, ohne dessen Zustimmung der Kaiser nichts anordnen kann. Das weiß der Kameralstudent im ersten Semester. Nett, daß der Reichstag sich solche Geschichten erzählen läßt, ohne zu rufen: „Das sind ja Kinderstubenmärchen, lieber Herr Kanzler!“

Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil insultum remanebit.

So sollte es kommen. Kam aber anders. Der Reichstag war sanft. Kein böses Wort kränkte den artigen Kanzler. Er ist glimpflich behandelt worden. Hat immer wieder ge-

hört: Unsere Lage ist höchst unbehaglich; Du aber, Freund, bist nicht schuld daran. Wer, Hohes Haus, trägt denn nun die Schuld, wenn der allein Verantwortliche auf allen Seiten entlastet wird? Ist die Reichsverfassung nach stiller Übereinkunft „fortgebildet“ worden? Nein? Dann weiß ich kein schlimmeres Ende des Grolltages als eins, das den Kanzler unversehrt läßt und den Kaiser uns ohne Schild und Schirm in der Feuerlinie zeigt.

ROULETTE

PAIR ET IMPAIR

ALBERT HONORIUS KARL FÜRST VON MONACO, Herzog von Valentinois, Marquis des Baux, Graf von Carlades, Baron von Buis, Sire de Saint-Remy et de Matignon, Graf von Thorigny, Baron von Saint-Lo und La Luthumière, Herzog von Estouteville, Mazarin, La Meilleray und Mayenne, Fürst von Château-Porcien, Graf von Ferrette, Belfort, Thann und Rosemont, Baron von Altkirch, Herr von Isenheim, Marquis von Guiscard, Stipendiat der Spielbank und der Lupanarien von Monte Carlo, Durchlaucht, hat noch mehr Glück als Verstand. Wenn er sein Leben im Deutschen Reich gelebt hätte, wäre er längst wegen Gestattung von Glücksspielen (§ 285) und wegen eigennütziger Duldung unzüchtigen Verkehrs (§ 180 StGB) vor Gericht gestellt, ohne den Rechtsanspruch bürgerlicher Ehre ins Gefängnis geschickt und zum Verzicht auf den hohen Lasterzins gezwungen worden. Da er Chef des regierenden Hauses Goyon de Matignon-Grimaldi (das schon von Lessing ein schlechtes Sittenzeugnis bekam) ist, über ein Gebiet von einundzwanzig Quadratkilometern herrscht und einem Kriegsheer von siebenzig Mann befiehlt, durfte er zehn Tage lang im Haus des Deutschen Kaisers wohnen, von früh bis spät mit Wilhelm zusammensein und schließlich den Hohen Orden vom Schwarzen Adler heimtragen. Der ist am 17. Januar 1701, in einer dunklen, künstlich nur von Bengalfeuer

erhellten Stunde preußischer Geschichte, gestiftet worden; als, nach Dankelmanns, des unbequemen Selbständigen, Sturz, der Kuppler Kolb von Wartenberg die Geschäfte führte, das Erbe des Großen Kurfürsten verschleudert wurde und, während im Westen Weltmachtfragen die Antwort gesucht und für ein Jahrhundert gefunden ward, am Berliner Hof der drei großen Wehs fremde Abenteurer den Ton angaben und mit den Günstlingen und seidenen Buben Seiner Majestät Prunkfeste feierten. Das hellblaue, achtspitziige Kreuz mit den vier schwarzen Adlern, das Orangeband, der Silberstern mit der Devise *Suum cuique* ist das höchste Ehrenzeichen geblieben, das der König von Preußen zu verleihen hat. Nur großes und dauerndes Verdienst soll er belohnen. Als in Nikolsburg die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, bekamen ihn Moltke und Roon; nach zwei siegreichen Kriegen. Jetzt hat ihn Albert Honorius von Monaco bekommen. Der Selbstherrscher und Entremetteur war bisher nur spanischer Kapitän zur See, Ritter des Seraphimenordens (den Oskar, der entthronte Poet, ihm, nach dem Genuß monegassischer Gastfreundschaft, als Xenion zurückgelassen hatte) und natürlich, als Vasall und Agent Frankreichs, der Ehrenlegion. Nun läßt er sich den roten Sammetmantel anmessen und harrt stolz der Stunde, da der Deutsche Kaiser, als Großmeister, ihm die Accolade gibt. Man hat Witze darüber gemacht. Den neuen Preußenritter Zéronissimus genannt; prophezeit, er werde nächstens, da man ihm ein Regiment nicht verleihen könne, à la suite der Spielleute eines Leibregiments gestellt werden; gesagt, die Sterndevisse solle in diesem Fall offenbar andeuten, daß der Spielhöllenfürst gewohnt sei, jedem das Seine abzunehmen. Niedlich. Ist die Sache aber nicht verdammt ernst? Prinz Friedrich Heinrich von Preußen mußte, weil er an ererbter Perversion des Geschlechtstriebes leidet, auf die Herrenmeisterschaft im Johanniterorden verzichten. Gilt für das Kapitel des Schwarzen Adlers mildere Satzung? Da sitzt mindestens einer, dessen *vita sexualis* nicht gesunder ist als die des verbannten Prinzen. Soll nun einer sitzen, der den geräumig-

sten Hazardsaal und den größten Hetärenmarkt Europas duldet und reichen Gewinn daraus zieht. Die Befugnis, Orden zu verleihen, ist ein unantastbares Kronrecht der Majestät; soll's auch bleiben. Mußte dies sein? Im alten Preußen wäre gewiß wenigstens ein Aufrechter gewesen, der sich nicht neben Albert Honorius ins Kapitel gesetzt und, nach dieser Verleihung das hellblaue Kreuz zurückgeschickt hätte. Heute sucht ihn ringsum das Auge vergebens.

Findet dicht daneben aber andere Weide. Daß die französischen Komponisten und Theaterleute Orden erhalten würden, war zu erwarten. Doch wir erfuhren viel mehr. Zwei Pariser Sängerinnen dritten Ranges wurden zur Abschiedsaudienz ins Schloß befohlen. Die übrigen Mitglieder (wenn man die nur für eine kurze Saison Verpflichteten so nennen darf) des Startheaters vom Kaiser, der jeder Vorstellung vom Anfang bis zum Ende beiwohnte, allabendlich durch Ansprachen ausgezeichnet und enthusiastisch gelobt. (In Hannover waren die Durchreisenden, auf Allerhöchsten Befehl, von den Spitzen und Stützen des zweiten preußischen Hoftheaters auf dem Bahnhof begrüßt und mit Sekt gelabt worden.) Herr Raoul Gunsbourg, an der Newa schlichter Reb Günzburg genannt, der früher in russischen und deutschen beuglants Jargoncouplets vortrug und jetzt Manager der montecarlinischen Gastbude ist, wurde vom Kaiser empfangen, während oder nach der Vorstellung oft angesprochen, zum Frühstück geladen und mit dem Kronenorden Zweiter Klasse dekoriert. Fragt, in trüber Erinnerung an Stanley, Stoessel, Armour, Vanderbilt und manchen anderen Gunstempfänger, leise nur, ob solche Entwertung höchster Gnadenbeweise der Monarchie wohl nützen könne. Auch aus den Gesprächen hörten wir allerlei. Als der greise, längst impotente Deutschenhasser und Wagnerschmäher Saint-Saëns, der süßliche Parfümkomponist Massenet, der Orchesterstümper Leroux und Monsieur Gunsbourg vor ihm standen, sagte Wilhelm, er habe zu hoffen gewagt, so hochragende Riesen (*de telles sommités*) in Berlin begrüßen zu können. Das Kompliment wurde geschlürft; und im wirk-

samsten Hofstil erwidert. „Ragen unsere Häupter auch hoch, so sind wir neben Eurer Majestät doch nur, was ein Alpengipfel neben dem Himalaja ist.“ Eine andere Antwort war möglich. Wenn der Deutsche Kaiser sich je um Bruckner oder Brahms bemüht, Strauß, Humperdinck, Mahler, Weingartner, Schillings an seinen Tisch geladen hätte, würde er die Pariser Mittelmäßigkeiten nicht wie Gebirgsgipfel anstaunen. Ehret deutsche Meister! Die französische Musik up to date hat uns nichts zu sagen; sie lebt, seit Bizets Tod, von dem aus Deutschland und aus Italien, von Wagner und von Verdi, Empfangenen. Die Große Oper hat Meyerbeer, die Operette Offenbach den Franzosen geschenkt. Die unverwelklichen Gaben des gallischen Kunstgenies reiften in unserem Jahrhundert auf dem Felde der Malerei und Skulptur. Wer die aber bewundert, in Courbet und Corot, Manet und Monet, in dem feinen Degas und dem Allumfasser Rodin Pfadfinder sieht, treibt nach der Meinung des Kaisers ja wohl Rinnsteinkunst. „Was mir gefällt, was ich lobe und in meinem Theater aufführen lasse, wird schon deshalb von den Berlinern heruntergerissen.“ Das ist, als Ausspruch Wilhelms, in allen Zeitungen Europas veröffentlicht worden. Der Kaiser irrt. Ohnet und Ganghofer, der Maler Werner und der Bildhauer Lessing, Charleys Tante und Husarenfieber, der Dom und die Puppenallee, die Dichter Lauff, Blumenthal, Kadelburg, Condottieri und Hund von Baskerville: das alles hat auch in Berlin ein großes Publikum. Nur gibt's freilich Leute, die meinen, der Kaiser, der die moderne Malerei und Plastik, das moderne Drama und die moderne Theaterkunst nicht kenne, dürfe für das Urteil seines Privatgeschmacks nicht allgemein gültige Rechtskraft heischen. „Die neudeutsche Musik ist unausstehlich; trop compliquée, décadente, perverse“. „Sardou ist ein großer Dichter“. Gerhart Hauptmann nicht des Schillerpreises, Liliencron nur als invalider Offizier eines kargen Gnaden soldes würdig. „Gesang, Spiel und Inszenierungen der Monte Carho-Oper sind über jedes Lob erhaben; unsere Sänger, Schauspieler und Regisseure könnten viel von Ihnen

lernen“. Wirklich? Was brachten Albert und Raoul uns denn? Den genialischen Russen Schaliapin; einen begabten Pariser Tenoristen; den schon etwas müden Gesangskünstler Renaud, der sich an dem größeren Muster der Faure und Maurel klug und fleißig gebildet hat; und einen beweglichen italienischen Spielbariton. Die Vier konnte auch ein Agent ohne Fürstenhut und Seraphimenorden zu Gastspielen mieten. The rest is silence. Dutzenddirigenten und verblichene Stars. Der Kaiser ist weder im Deutschen noch im Lessing-Theater gewesen, hat weder die Kammerspiele noch die Komische Oper gesehen. Weiß also nicht, was auf deutschen Brettern geleistet wird; wüßte er's, dann wäre ihm nicht der Glaube entstanden, aus Monte sei für unsere Spielkunst etwas zu holen. Mußte das alles laut gesagt werden? Fritz von Preußen hatte (Gottsched hörte aus seinem Munde das Wort) „von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen“; sah in Goethes Goetz une imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, in Gottfrieds Tristan und in dem Nibelungenlied „elendes Zeug, das keinen Schuß Pulver wert ist und das ich in meiner Büchersammlung nicht dulden, sondern herausschmeißen würde.“ Neben ihm lebten Gottsched, Gellert, Gleim, Lessing, Klopstock, Ewald Kleist, Rabener, Geßner, Winckelmann, Kant, Hamann, Wieland, Leibniz, Herder, Mendelssohn, Moeser, Lavater, Lenz, Goethe, Schiller, Johannes Müller und Bürger. Der König aber fand, noch habe der Deutsche keine Literatur, die sich sehen lassen könne, noch nicht einmal eine Sprache, in der eine lesenswerte Literatur zu schaffen sei. So arg irren durfte nur Fritz. Er hat Schlesien erobert und das neue Preußen geschaffen.

Fremde Mediokrität heimst Ehre ein, die den stärksten germanischen Künstlern versagt ist. „Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit! Beides gelang Dir; doch nie glückte der gallische Sprung.“ Schillers Wort ist vergessen. Französisches Prunkopernwesen wieder, wie in alter, unseliger Teilfürstenzeit, von der Hofgunst als Muster empfohlen. Ibsen und Nietzsche, Keller und Böcklin sanken ungeehrt ins Grab. Saint-Saëns und

Massenet, Leroux und Gunsbourg speisen am Tisch des Kaisers. Herr Lecomte hat diesen Triumph seiner Regiekunst nicht mit erlebt; er ist, vor Cambons Einzug, aus der Berliner Botschaft abberufen worden und wird („Il a bien mérité de sa patrie“) selbständiger Chef einer Mission (in Teheran). Sein Freund Phili aber durfte sich am Neroberg, wo der Kaiser ihm die Franzosenzeit wohl geschildert hat, des leiser errungenen Sieges freuen.

Wir halten bei der Theaterpolitik. Gleich nach Monsieur Gunsbourg kam Mr. Beerbohm Tree. Der ist nicht, wie die berlinische Intelligenz wähnt, Englands erster Spieler und Regisseur, sondern ein Nachahmer der szenischen Künste des jüngeren Kean; und galt, so lange Sir Henry lebte, im öffentlichen Urteil neben Irving nicht mehr als bei uns Herr Barnay neben Herrn Reinhardt. Als Spieler ist er ohne jede schöpferische Begabung, kann sich nicht von fern auch nur der schwächtigen Feinheit des Herrn Forbes Robertson vergleichen, hat sich durch Fleiß und schlaue Beherrschung des Bretterhandwerkes aber einen populären Namen gemacht. Als Regisseur holt er mit unbeirrbarem Blick aus jedem Weltgedicht Shakespeares das Melodrama heraus, das drinsteckt (alles andere interessiert ihn nicht), putzt es für den Massengeschmack müder, blasierter Geschäftsleute und umwickelt es mit den beliebtesten Tongespinsten aus allen Herren Ländern. Horrible! Most horrible! Der Text (so weit er bequem zu brauchen ist) von Shakespeare, die Musik von Wagner oder Weber, Verdi oder Sullivan, Nicolai oder Henschel, die Dekorationen von Alma Tadema oder einem anderen majestätischen Akademiker, Gewand und Gerät aus der besten Werkstatt: das muß gefallen. Gefiel auch in Berlin der Mehrheit. Für den alten Ruhm britischer Spielkunst war's dennoch eine Niederlage; doch ein Sieg angelsächsischer Physis. Nie sahen wir so viele kräftige, schöne Menschen von nobler Haltung, Männer und Frauen, auf einer Bühne vereint. Daß die besten Mimen nur Halbtalente waren, verdarb uns die Freude nicht ganz. So ist unser Volk: rief's aus den leuchtenden Blicken der Britenkolonie; und ihr

Stolz hatte Grund. Orden, Audienzen, Einladungen zu Hof gab es nicht; trotzdem auch Herr Tree bei dem Unternehmen viel Geld zugesetzt hat, schwerer erspieltes als Grimaldis seliger Erbe, und dem Kunstgelände immerhin näher kam als Raoul, der Balkanbarnum. Doch der Kaiser hatte für Trees ersten Abend die Uniform des britischen Heeres, für den dritten den Rock des britischen Admirals angezogen: und wollte damit wohl zeigen, daß er auch dieses Gastspiel als politischen Vorgang nehme. Leicht hat er sich's in den Tagen der Invasion nicht gemacht. Am 12. April sah er morgens, mit seinem monegassischen Hausgast, die Generalprobe eines neuen Wildenbruchstückes, hatte mittags die Pariser Theaterleute bei sich zu Tisch und hörte abends vier Stunden lang Herrn Tree Richard den Zweiten säuseln und winseln. Elisabeth liebte dieses Königsdrama nicht. Kein König kann's je oft genug hören. Richard ist, ob er noch so leichtsinnig auch mit seinen Mignons tändelt und prahlt, das Reich wie ein feiles Pachtgut verpfändet und durch schimpfliche Verträge der Selbständigkeit beraubt, kein schlechter Kerl. Sobald das Unglück ihn in strenge Sinnendiät zwingt und ihm die gewohnte Schmeichelkost rauh versagt, strahlt der angeborene Adel seines Wesens durch den zerschlossenen Plunder. Nur die Rechte aber, nicht die Pflichten seines hohen Amtes hat der Thronende erkannt. Dem Volk wollte er Führer sein: und nahm sich doch nicht die Zeit, das Volksbedürfnis zu erforschen. Auf jedem Gebiet wollte er das Wohl und Weh, Gewinn und Verlust kündende Machtwort sprechen: und ist auf keinem Gebiete doch heimisch, des rechten Weges bewußt geworden. Er fühlt die Unsicherheit seines Urteils und flüchtet unter das Hofgesinde, das am Wink seines Auges hängt und ihn hündisch umwedelt. Kein Widerhall der Wirklichkeit dringt in sein Ohr. Und da er durch gemehrten Glanz den Schein der Macht wahren will und dem Gehudel glaubt, daß eine Welt von ihm, als dem Heiland, Erlösung hofft, bricht die dünne Säule, die sein Gottähnlichkeitwahn erklettert hatte, und er stürzt, nur von einem Stallknecht beweint, in die Tiefe. Die Tragödie der

Monarchenverziehung, die nach drei Jahrhunderten noch nicht unmodern geworden ist. Mark silent, king, the moral of this sport.

Theaterpolitik von Gottes Gnaden. Für England ist nicht so viel getan worden wie für Frankreich. Freilich kommt noch der Lord-Mayor von London; kommen (wenn die Berliner Papierkanonade sie nicht abschreckt) nächstens die englischen Journalisten. Also weiter im Flötenspiel. So hell, so süß und dennoch laut wie in den Carlinertagen klingt uns das Lied wohl nie wieder.

ZERO

Hat der Lockruf der Schalmey uns Freunde geworben? Alarmschüsse haben ihn übertönt. Und die Schreiber, die, auf Kommando, zur Beschwichtigung der Erschreckten ausrückten, fanden, dem Reich zum Heil, nirgends Gehör.

Auch Herr von Tschirschky und Bögendorff hat die Franzosen bewirtet. Wirklicher Geheimer Rat, Staatssekretär im Auswärtigen Amt: da ist doch wohl über hohe Politik geredet worden? In der französischen Presse ward's angedeutet. Frühstück bei Pichon, Frühstück bei Tschirschky: dazwischen théâtre paré (so heißt es in Berlin). Was Herr Pichon kann, darf und will, kümmert uns nicht; er ist das Werkzeug Clemenceaus, also Eduards. Unseren Mann aber haben wir an der Arbeit gesehen. Im Juni 1906, nach Algesiras und der Mensurdepesche, antwortete er im Reichstag auf die Frage des Abgeordneten Bassermann, „wie hoch heute die politische Bedeutung des Dreibundes eingeschätzt werden könne“: „Ich erkläre, daß die Regierungen der drei Staaten nach wie vor fest auf dem Boden des Dreibundes stehen. Insbesondere habe ich von dem italienischen Botschafter, der kürzlich aus Rom zurückgekehrt ist, die bündigsten Erklärungen im Auftrag seiner Regierung in dieser Richtung empfangen. . . Die Kaiserliche Regierung erblickt nach wie vor die Basis ihrer Politik in dem mitteleuropäischen Bündnis sowie in der Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu allen Staaten. Sie wird, mit Selbstvertrauen und auf eigenen Füßen

stehend, ihren Weg weitergehen, ohne sich durch noch so geschickte Preßmanöver oder sonstige ungerechte Anfeindungen aus ihrer Bahn drängen zu lassen.“ Vorangegangen war die Behauptung, durch die britisch-russische Verständigung werde das deutsche Interesse nicht berührt. Das Parlament, das in ernster Stunde solches Gerede so kühl hinnahm, hatte das Lebensrecht und den Anspruch auf Achtung verwirkt. Dann kam die Spektakelreise nach Italien („mit Selbstvertrauen und auf eigenen Füßen stehend“). Viel Lärm um nichts. Der Hosterwitzer schnitt seinen Namen in die Weltesche, brachte außer dem Spitznamen Carlinio aber nichts heim. Und die Kaiserliche Regierung mußte, trotz allem Selbstvertrauen, endlich nun erkennen, daß „die Basis ihrer Politik, das mitteleuropäische Bündnis“, unhaltbar geworden war. Noch immer nicht? Nach dem Staatssekretär ging der Kanzler ins Land der Goldorangen. Wurde wegen mangelnder Sprachkunde („L'italiano di Bülow“) von Blasernas Freunden öffentlich böse bespöttelt und konnte nach der Rückkehr aus Rapallo im Secolo ungemein deutliche Sätze lesen. „Die neue politische Gruppierung hat in Europa, am Vorabend der Haager Konferenz, eine neue Situation geschaffen. Die erste Wirkung haben wir in Algeras gesehen; die nächste werden wir im Haag sehen. Die deutsche Presse muß sich mit der Tatsache abfinden, daß heute, trotz dem offiziellen Bündnis mit Österreich und Deutschland, die ganze Sympathie der Italiener den Briten und den Franzosen gehört. Der König von England hat Italien das ‚befreundete und verbündete Reich‘ genannt. Auch wenn dieses Bündnis nicht auf einem geschriebenen und gestempelten Vertrag beruht, hat es für uns viel mehr innere Wahrhaftigkeit und äußeren Wert als das andere, auf papierne Protokolle gestützte.“ (Il Secolo vom 16. April 1907.) Ein ansehnlicher Reiseerfolg.

RIEN NE VA PLUS?

Die offiziösen Quartanerartikel haben wir satt. Sie schaden nur; drin und draußen. Sie lullen Schläfrige ein und

machen uns vor der Welt lächerlich; übermorgen wohl schon verächtlich. Hofft Ihr wirklich noch immer, daß Eure Theatermätzchen einen Erwachsenen blenden? „Inniges Einvernehmen mit Italien. Der Dreibund fester als je. Daß die kontinentalen Westmächte mit England so gut stehen, freut uns von Herzen. Hispano-britische Intimität? Wundervoll: die schreckt die Franzosen bald aus der Ententestimmung. Nur vergnügt, Kinder; seht den Himmel: wie heiter! Im Haag wird's ganz gemütlich und urfidel. Wir haben die zuverlässigsten Wächter. Was in der Kölnischen Zeitung vornan gegen Onkel Eduard steht, kam nicht aus der Berliner Wilhelmstraße. Wenn wir selbst stets behaupten, schlechte Geschäfte zu machen, glaubt man's schließlich; und es ist doch gar nicht wahr.“ Und so weiter. Früh und spät. Wie lange wird man sich noch erdreisten, einem mündigen Volk solches Kindergequarr zu bieten? Ist's denn so schwer, still auf seinem Hosenboden zu sitzen?

Am 14. Juni 1906 hat der Minister Tittoni in der italienischen Kammer erklärt: „Wer sich nicht aufrichtig bemüht, die Rüstungen der großen Völker zu mindern, begeht ein Verbrechen gegen die Menschheit. Unsere Vertreter werden den Auftrag erhalten, im Haag den englischen Antrag zu unterstützen.“ Deutlich? Manchem nicht deutlich genug. Herr von Tschirschky reist hin und macht sich niedlich. Erfolg? Den zur Friedenskonferenz Abgeordneten wird von Tittoni noch einmal eingeschärft, mit aller Energie für die Annahme des englischen Vorschlages zu wirken. Pause. Eduard hat in London zwar den Herzog der Abruzzen den Repräsentanten „der uns befreundeten und verbündeten Nation“ genannt. Doch die Fiktion vom Dreibund muß um jeden Preis gerettet werden. Fürst Bülow quartiert sich an der Riviera di Levante ein und ladet Herrn Tittoni zu Gast. Der sagt zweimal ab, kommt dann huldvoll; und bewirte nach seiner Rückkehr schnell die Herren Barrère und Cambon, Botschafter der Republik, und die Häupter der Franzosenkolonie Roms im Auswärtigen Amt. Offiziöser Jubel in Berlin. „Nun hält's wieder ein Weilchen.“ Als der Kanz-

ler des Deutschen Reiches aus Rapallo heimfuhr, telegraphierte er an den Ministerpräsidenten Giolitti: „In der Stunde, wo ich Italien verlasse, lege ich besonderen Wert darauf, Eurer Exzellenz mit meinen herzlichen Grüßen und Wünschen die Versicherung freundschaftlicher Ergebenheit zu übermitteln.“ Sind wir befreundet? Macht's uns nach! Aus Rom kommen Vermittlungsvorschläge für die Haager Konferenz (Begrenzung der Wehrmacht); die Zirkularnote wird aber, trotzdem sie von dem anglophilen Tittoni stammt, „mit äußerster Reserve“ aufgenommen. Die Abschiedsdepesche des Fürsten Bülow ist vom 19. April datiert. Am 18. April besuchte Eduard den König Viktor Emanuel in Gaeta. „Das ist die Antwort auf Rapallo“, heißt's im *Secolo*. Und alle Feinde Deutschlands und Wilhelms reiben die Hände. War Rapallo nötig? Ist's klug, eine Freundschaft zu affichieren, die der Umworbene unbequem findet? Eduard, der vorher in Cartagena den König von Spanien besucht und ihm Geld zum Flottenbau angeboten hatte, schickt sich nun einmal nicht leicht in die Rolle des Überlisteten; will man sie ihm aufzwingen, so setzt er den Punkt erst recht dick aufs i. „Euer Durchlaucht haben mit Tittoni geplaudert? Ich bringe Charles Hardinge, Greys besten Mann, und zwei Panzerkreuzer mit und unterhalte mich mit Viktor Emanuel. Wollen abwarten, wer den tieferen Eindruck hinterläßt.“ Der gewiß nicht, der heute noch erzählt, Italien könne bereit sein, gegen das franko-russische Syndikat für Deutschland zu optieren.

Die Reisen nach Athen, Cartagena, Gaeta gehören zu einem politischen Plan (der wohl über Europa hinausblickt). Haben nebenbei aber einen psychologischen Zweck, über den man endlich einmal offen reden muß. Eduard ist kein Feind Deutschlands; bildet sich auch nicht ein, er könne die Kraft eines Volkes von sechzig Millionen tüchtiger Menschen für die Dauer brechen. Nicht an der Spitze des stärksten Konzerns könnte er's. Daß die deutsche Expansion einstweilen überall gehemmt, ihr Tempo mindestens für ein Menschenalter verlangsamt ist, genügt ihm. Er hat, ohne Krieg zu füh-

Einzug des Kaisers in Tanger

ren, viel erreicht; vermöchte ohne das Risiko der Waffenprobe viel mehr nicht zu erreichen. Einiges immerhin noch. Gegen seinen Neffen, den er genau zu kennen glaubt, hegte er heftigen Groll. Den will er ärgern. Ihn (schon weil's billiger und bequemer ist) lieber noch als Deutschland einkreisen; ganz isolieren. Deshalb macht er in allen Hauptstädten, an allen Küsten *acte de présence*. „Wird Willy noch nicht nervös? Ihn bittet man, die Entbindung der spanischen Königin abwarten: mich empfängt man in Cartagena mit offenen Armen. Er wäre in Italien jetzt nicht willkommen: ich bin's. In Paris, Wien, Lissabon; morgen, wenn mir's einfällt, in Petersburg und Konstantinopel. Er hat auf die Fahrt ins Mittelmeer verzichtet, weil die Landung rechts und links schwierig wäre, und begnügt sich in diesem Frühjahr mit Bückeburg und Dresden. Wie lange wird er's aushalten? Die Trumpfkarte spare ich auf. Scheint die richtige Stunde mir gekommen, dann mache ich meinen Stich. Bitte, vielleicht im wunderschönen Monat Mai, wenn in der Scheveninger Allee die Knospen springen, den lieben Neffen, nach Cowes oder London zu kommen, lade ihm Viktor Emanuel oder gar Fallières ein und bin wieder der gute, friedliche Onkel.“ Widerspricht, Offiziöse; dennoch bleibt's wahr: und ist in den meisten Schlössern und Staatskanzleien Europas längst als Wahrheit bekannt. Der Kaiser, nicht das Reich, soll isoliert, soll eingekreist werden. Dessen Temperament, rechnet man, kann's nicht ertragen.

Plumpe Finger könnten das Gespinst zerreißen. Feine Arbeit will fein behandelt sein. Rechts girren die Schmeichler; links schollen die Spröden. Der Schotte Carnegie, der, als treuer Bürger des Greater Britain, den Vereinigten Staaten einst den Eintritt in den Bund der Westmächte empfahl, feiert Wilhelm als den größten Mann der Erde, den von der Vorsehung Auserwählten, der den Menschen das Evangelium des Friedens bringen werde. Ähnliche Töne vernahmen wir aus dem Munde des Herrn Charlemagne Tower, des Botschafters und des Agenten der Französischen Republik. Auch Herr Saint-Saëns sprach die Hoffnung aus, in

dem Künstlerkopf des Kaisers die harten Züge des Soldaten bald zu schöner Kulturmenschenmilde gesänftigt zu sehen. Die Absicht ist deutlich erkennbar. Und kann, ist sie erst erkannt, keinen Deutschen mehr schrecken. Schmeichelei und Einschüchterung soll den Guillaume pacifiste der Legende ins Licht locken.

Das kann nicht, wird nicht gelingen. Trotzdem Albert Honorius in Nizza von der main puissante et loyale geschwätzt hat, die der Kaiser Frankreich entgegenstrecke. Launische Sprünge und jähen Stimmungswechsel verträgt der Franzose nicht; fordert würdiges Gleichmaß des Betragens. Die Berliner Komplimente haben schon allzu viel verdorben. Der Deutsche Kaiser, der den Franzosen heute die Hand hinstreckte, käme im Panzer noch in den Verdacht mutloser Schwäche und brächte das Reich der Kriegsgefahr näher, als ein Bramarbas und Eisenfresser vermöchte. Wir alle ehren die Geschichte und lieben den Genius des französischen Volkes. Doch 1905 Kriegsdrohung, 1907 stürmische Werbung? Gewalt gegen das vereinsamte, Locklieder für das umfreundete Frankreich? Der Plan könnte einem Erdteil zum Verhängnis werden. Rien ne va plus. Nur ein Wahnwitziger setzt die ganze, mühsam erarbeitete Habe aus Null.

WILHELMS HÖHE

VILLAFRANCA

AM FÜNFTEN APRIL 1906 SPRACH IM DEUTSCHEN Reichstag der Kanzler: „Will man unsere Marokkopolitik richtig verstehen, so muß man zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren; will man das Ergebnis richtig würdigen, den Anfang mit dem Ende vergleichen. Wir haben wirtschaftliche Interessen in Marokko, in einem unabhängigen, bisher noch wenig erschlossenen, zukunftsreichen Lande. Wir waren Teilhaber an einer internationalen Konvention, die das Prinzip der Gleichberechtigung enthielt. Wir besaßen aus einem Handelsvertrag die Rechte der meistbegünstigten Nation.

Darüber nicht ohne unsere Zustimmung verfügen zu lassen, war die Frage des Ansehens der deutschen Politik, der Würde des Deutschen Reiches, in welcher wir nicht nachgeben durften. Was wir wollten, war, zu bekunden, daß das Deutsche Reich sich nicht als *quantité négligeable* behandeln läßt; daß die Basis eines internationalen Vertrages nicht ohne Zustimmung der Signatarmächte verrückt werden darf. Unseren Unterhändlern bin ich die Anerkennung schuldig, daß sie die deutschen Forderungen mit eben so viel Festigkeit und Zähigkeit wie Umsicht vertreten haben. Worauf es ankam, war, den internationalen Charakter der Polizeiorganisation zu verbürgen. Frankreich hat sich mit der gleichen Versöhnlichkeit wie wir zu einer loyalen Lösung dieser schwierigsten Frage bereitfinden lassen. Die Konferenz von Algesiras hat, wie ich glaube, ein für Deutschland und Frankreich gleich befriedigendes, für alle Kulturländer nützlich Ergebnis geliefert.“ („Lebhafter Beifall.“) Zwei Tage nach dieser Rede wurde in der Bezirkshauptstadt der Provinz Cadiz, wo die Mauren einst in Europa eingebrochen waren und wo, am zwölften Juli 1801, England die Armaden Frankreichs und Spaniens besiegt hatte, das Schlußprotokoll unterzeichnet. „Unerschütterlich“ (auch dieser Satz ist in der Rede des Kanzlers zu lesen) „haben wir an dem großen Grundsatz der offenen Tür festgehalten, der neben der Wahrung des deutschen Ansehens uns in der ganzen Marokkoaktion geleitet hat und leiten mußte.“ Die Tür war offen. Deutschland aber brachte nicht mehr so viel Waren ins Scheifenreich wie früher; im Hafen von Casablanca allein ist die deutsche Einfuhr um fast vier Prozent zurückgegangen. Noch an zwei anderen „großen Grundsätzen“ hatten die Vertreter des Deutschen Reiches in Algesiras unerschütterlich festgehalten. Die Souveränität des Sultans durfte nicht geschmälert, die Integrität seines Landes mußte gewahrt werden. Bald ward erwiesen, daß der Sultan nicht nur über die Stämme, die seinen Vorfahren schon Wehrdienst und Steuer weigerten, keine Gewalt erworben hatte, sondern auch im Belad el-Maghzen, in dem seiner Hoheit untertanen Be-

reich, fast völlig machtlos ist, für Ordnung und Sicherheit nicht zu bürgen vermag. Und die Integrität seines Landes? Als der französische Arzt Mauchamp (nicht ohne eigene Schuld, wie behauptet wurde) ums Leben gekommen war, besetzte Frankreich die Grenzstadt Ujdja. Schon einmal hatte dort, nach dem Kampf gegen Abd el-Kader, die Trikolore geweht. Nicht lange. Auch jetzt sollte sie rasch wieder verschwinden. Herr Pichon, der Minister des Auswärtigen, sagte im Parlament: „L'occupation sera essentiellement provisoire; elle durera jusqu'au jour où toutes les satisfactions demandées seront obtenues“. Diese Rede lasen wir in den ersten Apriltagen. Jetzt naht der Herbst: und Ujdja ist noch in französischem Besitz. Warum die Räumung beschleunigen? Die Einwohner von Ujdja haben schon im Sommer 1903, als der Anmarsch des Prätendentenheeres sie bedrohte, Hilfe von Frankreich erbeten und sich bereit erklärt, die Oberhoheit der Republik anzuerkennen. Damals lehnte Delcassé den Vorschlag ab, weil er fürchtete, die im Grenzbezirk entstehende Agitation könne einzelne Großmächte verstimmen. Im April 1907 war zu solcher Besorgnis kein Grund mehr. Nach der ersten Meldung hatte Herr von Tschirschky dem Botschaftsrat Lecomte artig erklärt, Deutschland werde der Okkupation von Ujdja nicht widersprechen. Frankreich konnte sich also Zeit lassen, konnte, wenn's nötig schien, an noch sichtbarer Stelle den Muselmanen zeigen, daß es die Kraft habe, auch wider deutschen Wunsch seinen Willen durchzusetzen. Die Algesirasakte? Die, hieß es im Frühling hier, schreckt nur noch furchtsame Kinder; das Schicksal des Präliminarvertrages von Villafranca wurde ihr prophezeit.

Juni 1859. Franz Joseph ist bei Solferino von den Franzosen zum Rückzug gezwungen worden. Benedek, der bei San Martino den Angriff der Piemontesen abgewehrt hat, will auch gegen Louis Napoleon den Kampf wieder aufnehmen. Der Kaiser, der mit feuchtem Auge im Kriegsrat sitzt, widerspricht. Zwanzigtausend Menschen färben mit ihrem Blut das Schlachtfeld. „Lieber eine Provinz verlieren als noch einmal solche Greuel sehen!“ Die Lombardei wurde

aufgegeben; das österreichische Heer ging nach Verona und hinter die Etsch zurück. Doch auch Napoleon war des Gemetzels müde. Der Krieg bot noch manche Schwierigkeit. Die Festungen im Mincioviereck schienen stark. Wenn die weltliche Herrschaft des Papstes gefährdet wurde, blieb der französische Klerus nicht ruhig. Alexander Nikolajewitsch, Frankreichs Freund, sah ärgerlichen Blickes auf die italienische Revolution. Jerome Bonaparte hatte keine Aussicht, den ihm vom Vetter zugedachten toskanischen Thron ersteigen zu können; nicht eine Stimme sprach, wo das Volk frei reden durfte, für den Fremdling. Und Preußen schien entschlossen, für die Integrität des österreichischen Gebietes zu fechten. Ohne Hoffnung auf russische Hilfe dem Ansturm aller deutschen Stämme trotzen? Das dünkte dem nervösen Caesar allzu gefährlich. Und da Franz Joseph den Preußen einen Prestigezuwachs, den ein Sieg über Frankreich ihnen bringen mußte, nicht gönnte, war der Weg zum Frieden nicht weit. Freilich auch keine Zeit zu verlieren. Am neunten Juli schrieb Bismarck aus Petersburg an Schleinitz, der preussische Vorschlag (bewaffneter Intervention) sei von Gortschakow „avec empressement et sans phrase“ angenommen worden. „Unter den russischen Militärs, auch denen der sogenannten deutschen Partei, ist übrigens die Stimmung gegen Österreich noch immer so, daß mir der Baron Lieven, ein älterer Herr und Chef des Generalstabes, gestern sein lebhaftes Bedauern über die Nachricht von einem Waffenstillstand äußerte, weil die Nemesis ihr Werk an Österreich noch lange nicht vollendet habe. Ich fürchte nur leider, daß dieser Göttin die Gelegenheit zur Fortsetzung ihrer Tätigkeit durch diese Pause nicht wird benommen werden. Österreich wird tun, was es kann, um das Vermittlungswerk scheitern zu lassen. Szechenyi sagt mir das ganz offen, mit dürren Worten; und so lange Graf Rechberg Hoffnung hat, die Armee und die Finanzen Preußens für Österreich ‚ausnützen‘ zu können, wird er jedenfalls lieber versuchen, ob preussisches Blut Italien nicht wieder ankitten kann, ehe er es aufgibt. Die Schläge, die uns treffen, tun ihm nicht weh; und

sollte der Verbrauch unseres Vermögens den Bankrott nicht abwenden können, so ist Österreich doch dabei imstande, sich aus der gemeinschaftlichen Masse auf unsere Kosten schadlos zu halten. Ich fürchte, wenn wir Krieg machen, Österreichs Verrat mehr als Frankreichs Waffen.“ Zu dieser Probe kam's nicht. Als Minister hätte Bismarck, nach Magenta und Solferino, wohl versucht, Österreich einzuschüchtern und ein Bundesverhältnis herzustellen, das Preußen die ihm in Deutschland gebührende Macht gab. Dann wäre die Heilung ferro et igni vielleicht unnötig gewesen. Als Gesandter mußte er dem Berliner Befehl gehorchen. Tat's aber ungern; denn die Zeit schien ihm einem Kriege gegen Frankreich nicht günstig. „Wir opfern uns für Österreich, wir nehmen ihm den Krieg ab und es bekommt Luft. Wird es seine Freiheit benutzen, um uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen? Und wenn es uns schlecht geht, werden die Bundesstaaten von uns abfallen wie welke Pflaumen im Wind und jeder, dessen Residenz französische Einquartierung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten.“ Als Schleinitz den Brief vom neunten Juli erhielt, war der Gegenstand dieser Sorge schon weggeräumt; war in Villafranca der Präliminarvertrag unterzeichnet. Österreich, das von seinen zwölf Armeekorps neun schon in Italien hatte, konnte keinen zuverlässigen Ersatz heranziehen. Ungarn war unruhig, auf Magyaren und Kroaten im Feld nicht zu rechnen, für die neuen Korps nur ein Haufe schlecht gedrillter Rekruten verfügbar. Der Generalstab wußte kaum, woher er die achtzigtausend Mann nehmen solle, mit denen Österreich, nach dem Bundesrecht, Deutschland am Rhein verteidigen müßte. Grund genug zur Nachgiebigkeit. Die Neigung mehrte sich noch, als der Franzosenkaiser in Villafranca Franz Joseph erzählte, Preußen habe in London und Paris vorgeschlagen, nicht nur die Lombardei, sondern auch Venetien von Österreich zu trennen, und diesem Vorschlag die Zustimmung Palmerstons und Gortschakows gewonnen. Die Geschichte war, wie Persigny, Frankreichs Vertreter in London, bald ver-

riet, erfunden; wirkte aber auf die umdüsterte Seele des Habsburg-Lothringers, der in kurzer Regentenzeit draußen und drinnen so bittere Erfahrung gesammelt hatte. Die Verhandlung währte nicht lange. Dann diktierte Rechberg den Vertragsentwurf, den Louis Napoleon mit eigener Hand niederschrieb.

Die Lombardei wurde an Sardinien abgetreten. Venetien, Mantua und Peschiera blieben österreichisch. Die vertriebenen Fürsten von Toscana und Modena sollten ihre Throne wieder besteigen; doch dürfe zu dieser Wiedereinsetzung Waffengewalt nicht mitwirken. Reformen im Kirchenstaat, liberale Verwaltung Venetiens, ein italienischer Staatenbund, dem Österreich angehören und der Papst präsidieren werde: all diese Punkte waren am elften Juli 1859 schnell erledigt. Die Details konnten auf der Züricher Konferenz in aller Ruhe besprochen werden. Wurden's auch. Als am zehnten November dann aber der endgültige Vertrag unterzeichnet wurde, waren die wichtigsten Bestimmungen schon obsolet geworden. Venetien blieb zwar (bis nach Königgrätz) österreichisch. Doch das Schreckbild der Knechtung Italiens, das Cavour aus dem Ministerium trieb, stand nur noch auf dem Papier und nie kam der Tag, der Italien vom Papst, von Österreich und dessen Agnaten beherrscht sehen sollte. Die Boten Cavour's, der nicht mehr verantwortlich, aber noch eine Macht war, eilten nach Florenz und Bologna, Parma und Modena und brachten die Order, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, die Rückkehr der alten Fürsten aber nicht zu dulden und durch Massenabstimmung die Vereinigung mit Sardinien beschließen zu lassen. Also geschah's. Vier Wochen nach Villafranca huldigten die vier Provinzen, wider den Willen des Papstes und der beiden Kaiser, dem König Viktor Emanuel. Aus dem Vatikan kam der Bannstrahl, aus der Hofburg ein zorniger Protest; aus Paris? Louis Napoleon war der Mann des Plebiszits und durfte die Volksabstimmung nicht für nichtig erklären. Waffengewalt hatte er selbst ausgeschlossen; vielleicht, wie Franz Joseph, geglaubt, die vertriebenen Landesväter würden von jubeln-

den Scharen zurückgeholt werden. Jetzt war nicht mehr viel zu tun.

Als Ertrag der Aktion nur der vertiefte Zwiespalt der deutschen Stämme zu betrachten. Nicht in Österreich nur: auch hinter der Mainlinie hieß es, Preußens Zauderpolitik habe den Bundesgenossen geschädigt und die Reichsmacht geschmälert. Die Schwarzweißen, die gemurrt hatten, als die von der Erntearbeit einberufene Landwehr, ohne etwas geleistet zu haben, heimgeschickt wurde, spürten, wie im Süden der Groll gegen sie wuchs, fühlten aber auch, wie das italienische Beispiel die alten Einigungswünsche der Nation förderte, und schwankten tatlos zwischen quietistischen und großdeutschen Stimmungen. Mit Frankreich oder Sardinien, schrieb Bismarck an Gerlach, will ich nicht gehen, weil ich's im Interesse unserer Sicherheit für bedenklich halte. „Wer in Frankreich oder Sardinien herrscht, ist mir dabei, nachdem die Gewalten einmal anerkannt sind, ganz gleichgültig und nur eine tatsächliche, keine rechtliche Unterlage. Mit meinem eigenen Lehnsherrn stehe ich und falle ich, auch wenn er meines Erachtens sich töricht zugrunde richtete; aber Frankreich bleibt für mich Frankreich, mag Louis Napoleon oder Ludwig der Heilige dort regieren, und Österreich bleibt mir das Ausland, ich mag es bei Hochkirch oder vor Paris ins Auge fassen. Den Moment, wo man Sardinien gegen Frankreich den Rücken hätte stärken können, halte ich für vergangen oder zukünftig und wegen heimischer Personalverhältnisse für entfernt; ich halte es aber nicht für unerlaubt.“ So weit war's noch nicht. Napoleon, der in Plombières-les-Bains 1858, im Gespräch mit Cavour, dem Programm der Nationalpartei fast rückhaltlos zugestimmt, dann die Parole „Frei bis zur Adria“ ausgegeben, nun aber mit Rom, Wien und mit seiner eigenen Klerisei zu rechnen hatte, wollte die Wirrnis zuerst durch einen Kongreß der fünf Großmächte beseitigen lassen. Dafür war der Papst nicht zu haben. Der rührte sich nicht; reformierte auch den Kirchenstaat nicht. Ebenso hielt Österreich es in Venetien. Wenn die Partner das in Villafranca Vereinbarte

nicht ausführten, brauchte auch Frankreich sich nicht zu genieren; konnte es mit Sardinien sich verständigen. Noch während der Züricher Verhandlung ließ Napoleon eine Broschüre schreiben, in der offen gesagt wurde, die weltliche Herrschaft über den Kirchenstaat sei dem Ansehen des Papsttums eher schädlich als nützlich. Unter dem Züricher Vertrag war die Tinte kaum trocken, als diese Schrift erschien. Walewski ging und Thouvenel kam. Am neunten Februar 1860 schrieb Bismarck an Schleinitz: „Aus dem Mißbehagen, mit welchem ganz Europa ein vergleichsweise so unbedeutendes Vergrößerungsgelüsten Frankreichs wie das savoyische aufnimmt, läßt sich wenigstens abnehmen, daß ein so unverhältnismäßiger Machtzuwachs Frankreichs, wie die Rheingrenze ihn gewähren würde, von allen Staaten, auch abgesehen von ihrem Verhältnis zu Preußen, lediglich im Interesse des Gleichgewichtes mit dem Schwert bestritten werden würde und daß wir uns mit diesem Popanz so sehr nicht einschüchtern zu lassen brauchen.“ Das Ziel Napoleons war also auch in Petersburg schon bekannt. Am vierundzwanzigsten Februar telegraphierte er an Viktor Emanuel, er fordere Savoyen und Nizza, wenn der König sich nicht mit der Annexion von Parma und Modena und mit dem Vikariat in der Romagna begnüge. Diese Forderung stieß bei Cavour, der, als er die Demütigung der Nation nicht mehr zu fürchten brauchte, wieder ins Ministerium getreten war, nicht auf Widerspruch. Noch einmal wurden die Provinzen zur Abstimmung gerufen: und im März war der König von Sardinien Herr über die Romagna, Toscana, Parma, Modena. Frankreich nahm Savoyen und Nizza und ließ, zu Palmerstons Wut, erklären, erst damit habe es im Süden seine natürlichen Grenzen wiedergewonnen. Viktor Emanuel war König von Italien, Nizza die Hauptstadt des Seealpenbezirkes, Frankreichs Besitz außerdem noch um die zweihundert Quadratmeilen Savoyens vergrößert. Acht Monate nach dem einträchtigen Plauderstündchen in Villafranca. Die Macht der Tatsachen hatte das von Rechberg adoptierte Angstkind Bonapartes zum Tod verurteilt.

CASABLANCA

Die Algesirasakte hat ein bißchen länger gehalten als der Bogen mit Rechbergs Diktat. Ein bißchen. Am siebenten April 1906 wurde das Schlußprotokoll unterzeichnet. Am ersten April 1907 wehte die Fahne der französischen Republik über Udjda. Das Aktenpapier hatte einen Riß. Nicht der Rede wert. Ein Grenznest. Was da geschieht, braucht uns, deren Hauptinteresse an den Hafenstädten haftet, nicht zu bekümmern. Geniert aber auch den Maghzen nicht. Nötigt ihn nicht zur Aufbietung aller Kräfte. War vielleicht nur eine Belastungsprobe, die zeigen sollte, was Deutschland jetzt hinzunehmen bereit sei? Der sanfte Polenfürst an der Solferinobrücke blieb ruhig; und aus der Wilhelmstraße kam rasch das freundlichste Echo. König Eduard hatte es, als er in Paris war, vorausgesagt. *Chi va piano, va sano*. Über-eilung kann nur schaden. Der kluge Herr Jules Cambon, der sich in Spanien zum Spezialisten für marokkanische Angelegenheiten ausgebildet hat, löst in Berlin den Botschafter Bihourd ab und läßt merken, daß er Lust hat, über Frankreichs Wünsche und Bedürfnisse zu plaudern. In der Presse wird, hüben und drüben, von dem Streben nach „besseren Beziehungen“, nach „Annäherung“ und „Versöhnung“ der beiden Völker geredet. Als Frühlingsanfang im Kalender steht, wisperts an der Seine von einem rauhen Wort, das an der Spree von Offizieren gefallen sein soll; allzu ernst wird's nicht mehr genommen. Clemenceau hat im Palais Bourbon gesagt, er empfinde ganz wie General Bailloud (der sehn-süchtig vom Rachekrieg gesprochen hatte) und dürfe nur nicht dulden, „qu'on général puisse annoncer une guerre avec un peuple déterminé pour un objet déterminé; c'est l'affaire du Parlement.“ Deutschland fordert keine Erklärung; findet die Sechszwanzigerrede des Generals Bailloud ebenso harmlos wie den marokkanischen Marsch des Generals Lyautey. Von Osten her droht also kein Sturm. Da noch ein beträchtlicher Teil der Ernte zu bergen ist, braucht man auch gutes Wetter. Franko-japanische, russo-japanische entente; Separatbund der Mittelmeermächte (mit

einem stillen Teilhaber. So viele Aussperrungsversuche könnten die Berliner am Ende doch ärgern? Nein; nur müssen wir uns hübsch höflich zeigen. Die Herren Albert Honorius von Monaco, Gaston Menier und Eugen Etienne kehren mit guter Kunde heim. Als die anglo-russische Verständigung reif ist, wird der Deutsche Kaiser mit seiner Frau nach Windsor eingeladen; der Zar und der Britenkönig sagen ihm Besuche an; Eduard gedenkt in einem Yachtklubtoast plötzlich des Neffen. Seht den Himmel: wie heiter! Tag für Tag versichern die Offiziösen, Deutschland sei in der bequemsten Lage, die es sich wünschen könne. Freunde ringsum; und der Dreibund gar stark wie im Mai seines Lebens. Jetzt oder nie. Wenn Clemenceau sich nicht einen glorious summer bereitet, muß er vor dem Winterfeldzug zittern. Der im südlichen Weinland gepflückte Lorbeer ist dann welk. Die schlechten Nachrichten aus Heer und Flotte haben manchen verstimmt. Die Kapitalisten wehren sich gegen den Einkommensteuerentwurf, den die Radikalen doch so lange verheißen haben. Soll der große Patriot, der Gambetta und Ferry gestürzt hat, etwa fallen wie ein Dutzendminister? Ein Erfolg auf dem Gebiet internationaler Politik, einer, der Armee und Marine wieder in die Sonne der Volksgunst bringt: und das Ministerium ist fürs erste gerettet. Während der Kammerferien ist die Gelegenheit besonders günstig. Da kann die Aktion nicht von lästigen Interpellanten gestört werden; kann Jaurès nicht die Arie vom Menschenrecht singen. Deutschland? Die Versicherung, man wolle Frankreich keine Schwierigkeit machen, ist im Sommer feierlich wiederholt worden. Ein der Republik verbündeter Monarch war eben Wilhelms Gast; ein zweiter, noch mächtigerer, will's morgen sein. Da schreckt kein Risiko. Und der Franzose will endlich wieder hören, daß seine Rüstung noch nicht verrostet ist. *Le jour de gloire est arrivé.* Am fünften August wird Casablanca beschossen und besetzt.

Über diese atlantische Hafenstadt, die Erbin einer alten Portugiesensiedlung, ist in Alesiras hitzig gestritten wor-

den. Dürfen auch da Franzosen und Spanier die Polizei organisieren? Nein, sagte Deutschland; und hätte mit seinem Veto erreicht, daß die Organisation dem schweizerischen Inspektor übertragen werde, wenn es nicht gar zu rasch nervös geworden wäre. Um jeden Preis nur den Bruch vermeiden; lieber mag auch Casablanca in die franko-spanische Machtsphäre fallen. Wieder ein Rückzug. Der sich jetzt schlimm gerächt hat. Wenn der Eidgenosse Oberst Müller eine Polizeitruppe auf die Beine gebracht hätte, wäre der casus belli nicht so leicht herbeizuführen gewesen. „Worauf es ankam, war, den internationalen Charakter der Polizeiorganisation zu verbürgen. Frankreich hat sich mit der gleichen Versöhnlichkeit wie wir zu einer loyalen Lösung dieser schwierigsten Frage bereitfinden lassen.“ Also sprach im Reichstag der Kanzler. Wer seinen Willen durchsetzt, zeigt sich ebenso versöhnlich wie der Nachgebende. Die Konferenzmehrheit hatte für den deutschen Rückzug ein schmales Brückchen gebaut. Der Herr Inspektor erhielt das Recht, sämtliche Polizeitruppen zu kontrollieren. Die belanglose Konzession wurde von lächelnden Exzellenzen gern gewährt. Seitdem sind sechzehn Monate verstrichen. Frankreich und Spanien haben Casablanca nicht mit einer Schutzmannschaft beglückt. Warum nicht, da das Privileg doch mit so zähem Eifer verlangt worden war? Geschäftsgeheimnis des Westkonzerns.

Niemand rügte die Unterlassung. Die Provinz Schawia, das Hinterland Casablanecas, schien, nach einer guten Ernte, nicht von Aufruhr bedroht und in den Hafenstädten fühlen die Europäer, die den Eingeborenen lohnende Arbeit schaffen, sich ziemlich sicher. Da wurden an Bauarbeiten beschäftigte Franzosen von fanatischen Muselmanen gemordet; mit ihnen spanische (und ein italienischer) Handlanger. Leider nichts Neues in Nordafrika; unter Berbern lebt sich nicht so gemütlich wie am Martyrberg (wo die Apachen aber auch manches heiße Herz kalt machen). Neu scheint nur die Gewißheit, daß der Sultan gegen solche Ausbrüche des Fremdenhasses nichts vermag. Abd ul Aziz wird sein

Bedauern aussprechen, Entschädigung gewähren, ein paar braune Strolche hinrichten und ihre Köpfe durch die Straßen tragen lassen: und über ein Kleines wird alles sein, wie es zuvor war. Damit kann Frankreich sich nicht begnügen. Die Besetzung von Ujdja hat auf den Maghreb nicht gewirkt: nun soll er die Geißel fühlen. Casablanca war nach dem Tag des Schreckens wieder ruhig geworden. Die Scherifentruppen hatten die Kabylen aus der Stadt gescheucht, Wachtposten vor die Häuser der Europäer gestellt und im Hafen wurde friedlich gearbeitet. In der Nacht vor dem fünften Augusttag kommt die Nachricht, ein französisches Geschwader werde noch vor Sonnenaufgang Truppen landen. Ist das Geschwader denn schon auf der Reede? Nein. Nur der Kreuzer Galilée. Der schickt im Morgengrau fünfundsiebzig Mann an Land. Die halten sich, unter der Führung des Fähnrichs Ballande, tapfer, sind aber natürlich zu schwach, um den Arabern Furcht einzuflößen. Ob sie zuerst schossen oder einen Angriff abwehrten, ist noch nicht festgestellt. Sicher nur, daß kurze Zeit nach der Landung ein wüstes Gemetzel entstand. Der Galilée überschüttet die Stadt mit Melinitgranaten; ihm gesellen sich nach ein paar Stunden der Kreuzer Du Chayla und ein spanisches Kanonenboot. Das Gesindel kriecht aus den Höhlen; von allen Seiten eilen empörte Kabylen herbei; was irgend zu erraffen ist, wird geraubt. Zwischen brennendem Gebälk häufen sich in den engen Straßen die Leichen. Um das nackte Leben zu retten, flüchten die Europäer auf die im Hafen liegenden Schiffe. Judenmädchen werden auf offener Straße geschändet und, zu Dutzenden, von den Hamiten als Lustsklavinnen weggeschleppt. Wie gegen eine Feuer speiende Seefestung wüten die Schiffsgeschütze gegen die unbefestigte, wehrlose Stadt . . . Im Haag tagt die Friedenskonferenz und Herr Bourgeois spricht vielleicht gerade über die Pflicht, den Krieg zu humanisieren.

Jeder neue Tag bringt nun neue Greuelkunde. Die Kabylen scharen sich zum Angriff und werden zurückgeschlagen. Scherifische Beamte werden als Förderer des Aufruhrs

verhaftet. Aus Tanger, Mazagan, Mogador, aus allen Küstenstädten flüchten die Europäer; lassen alles im Stich, was mühsame Arbeit ihrer Hirne und Hände erarbeitet hat. Sollen sie warten, bis aus den Scharmützeln eine Schlacht, aus der Judenverfolgung die Djehad geworden ist, der Heilige Krieg, den ringsum schon die Marabuts predigen? Was nützt ihnen dann das Geschwader des Admirals Philibert und die Truppenmacht des Generals Drude, der bei Casablanca kampiert? Die islamische Wut würde dieses Häuflein überrennen und die Granaten rissen mit den Berbern wohl auch manchen Europäer ins Grab. Sicherer Schutz böte nur eine Armee. Die ist einstweilen aber nicht zu erwarten. Clemenceau trinkt in Karlsbad seinen Brunnen und Pichon, der Euryalos dieses Diomedes, beteuert, die Republik denke nicht an Eroberung, plane keine Expedition ins Innere, werde unter allen Umständen die Souveränität des Sultans und die Integrität seines Reiches wahren. In Casablanca wie in Udjda. General Drude macht aus seinem Soldatenherzen keine Mördergrube. „Da wir den Gang der Dinge hier nicht voraussehen können, wissen wir heute auch nicht, welche Truppenzahl übermorgen nötig sein wird.“ So spricht er; und verdirbt den Pariser Politikern damit das Heuchelkonzept. Marokko ist nicht Tunis. Die Berberstämme, die sich nie fremden Eindringlingen unterworfen haben, werden im Dar-el-Islam ihre Freiheit teuer verkaufen. Weicht Frankreich zurück, dann ist Algerien gefährdet. Wagt es den Kampf, dann muß es ihn in großem Stil führen. Daß Herr Pichon noch immer, mit tieferster Miene, behauptet, der Wortlaut der Algesirasakte sei ihm Gesetz, versteht sich. Die Besetzung der beiden Städte hat die Oberhoheit des Sultans nicht angetastet, sondern seine Autorität gestärkt. Das Bombardement hat die offene Tür noch weiter geöffnet. Und die französischen Offiziere wollen, wenn der lauteste Lärm verstummt ist, das Scherifenheer drillen und die Polizei organisieren. Das gestattet die Akte. Fraglich war nur, ob alle Signatarmächte mit dieser Deutung zufrieden sein würden.

Nicht lange. Spanien zauderte ein Weilchen. Dachte wohl an die Presidios und an die Möglichkeit deutscher Intervention. War aber bald beschwichtigt und schickte fünfhundert Mann übers Wasser. Die britische Presse tadelte freundlich die Brutalität des Strafvollzuges, die dem Handel aller Europäer schaden kann, fand an der Sache aber nichts auszusetzen. Und Deutschland lobte ohne jeden Vorbehalt. Herr von Tschirschky, der in den bösen Tagen von Algesiras aus dem Dunkel getaucht ist (*un malheur ne vient jamais seul*), erklärte flink, die Republik habe in Marokko gehandelt, wie sie handeln mußte, und dürfe der deutschen Zustimmung sicher sein. Mußten gerade wir den lautesten Beifall spenden? Deutsche haben durch den französischen Eingriff Heim und Gut verloren. Ein paar Kriegsschiffe waren da nötiger als bei der Swinemünder Parade. Nein: noch ehe ein zuverlässiger Bericht über die Vorgänge nach Deutschland gelangt war, hatte Herr Pichon sein Kompliment in der Aktenmappe. Keine europäische Macht würde also den Weg sperren. Der ist lang und beschwerlich; doch am Ziel wird die Mühe belohnt. Louis Napoleon sagte an der Hoftafel einst zum Lord Cowley, der England in Paris vertrat, der Bund der Westmächte habe eigentlich doch auch die Aufgabe, die afrikanischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Britannien möge Ägypten, Frankreich Marokko nehmen. Dem Premierminister Lord Palmerston paßte der Plan nicht. Jetzt kann er ausgeführt werden. Die Französische Republik hat nicht vergessen, was die Eroberung Algeriens gekostet hat, und wird nicht blind in ein Abenteuer rennen, das vielleicht gefährlicher würde als die Kriege in Indochina und am Vaal. Sie braucht sich auch gar nicht zu beeilen. Der erste Streich wird im Maghreb heilsam fortwirken. Bis zum Tag von Casablanca hatten die Marokkaner und ihr Sultan gehofft, das Deutsche Reich werde ihnen aus der ärgsten Franzosennot helfen. Nun sehen sie, was Frankreich vermag, und werden sich hüten, den Grenznachbar noch einmal zu reizen. Ohne solche Lehre ging es nicht weiter. Das müssen auch die radikalen Abgeordneten ein-

sehen. Was Louis Philippe und Louis Napoleon vergebens erstrebten, haben wir erreicht; und dabei doch nicht, wie Delcassé, die Gefahr eines europäischen Krieges heraufbeschworen. Heer und Flotte haben wieder ihre Schlagkraft bewährt und die Gunst der Menge zurückgewonnen. Schuldet das Vaterland uns nicht Dank? Wer uns stürzen, ersetzen will, ehe in Marokko alles, aber auch wirklich alles zu gutem Ende geführt ist und wir sagen können, *que toutes les satisfactions demandées sont obtenues*, der nimmt das Gewicht schwerer Verantwortung auf sich. Und fallen wir, so preist das Lied uns den Enkeln als Mehrer des Reiches und Clemenceau thront neben Ferry in der Glorie.

Das ist der Humor der Geschichte. Daß Ferrys Todfeind den Weg geht, den der Tonkinois ging; und daß auch er ihn erst beschritt, als er der deutschen Zustimmung sicher sein durfte. Alles andere war zu erwarten. Rouvier (der uns nie einen Marokkovertrag angeboten hat, nie einen anzubieten brauchte, weil ihn am Quai d'Orsay, bald nach der brüsken Berliner Note, die tröstliche Botschaft erreichte, daß von Deutschland nichts mehr zu fürchten sei), der ins Auswärtige verschlagene Finanzmann hat in seinem Rechenschaftsbericht vom Dezember 1905 gesagt: „Nicht nur die Grenznachbarschaft gibt uns in Marokko eine Sonderstellung. Unser Recht reicht viel weiter; es beruht darauf, daß Frankreich in Nordafrika eine moslemische Macht ist, die über sechs Millionen Eingeborene und siebenhunderttausend Kolonisten herrscht und ihre Autorität wahren muß. Die Gemeinschaft des Glaubens, der Sprache und der Rasse bindet diese Bevölkerung an die Marokkos und läßt sie alle Erregungen mitempfinden, die im Nachbarstaate durch Anarchie oder durch das Walten einer feindlichen Regierung entstehen können. Deshalb dürfen wir fordern, daß im Scheifenreich eine der Tradition entsprechende und überall Gehorsam erzwingende Staatsgewalt wirksam sei; deshalb dürfen wir uns die Sicherheit schaffen, daß diese Staatsgewalt nie zu dem Versuch gedrängt werden kann, unser Gebiet zu bedrohen und die Ruhe unserer Kolonie zu stören. Die

Der Kaiser mit Nikolaus II.

marokkanische Frage umfaßt ein nationales Lebensinteresse; bleibt sie unbeantwortet, so kann dadurch das große Werk scheitern, das Frankreich seit drei Vierteljahrhundert in Nordwestafrika unternommen und seitdem mit so schweren Opfern bezahlt hat. In den Verhandlungen mit dem Deutschen Reich sind alle unsere Rechte anerkannt, alle aber vorbehalten worden.“ Mit diesem Programm, das nicht eines Haarstriches Breite von dem Delcassés schied, ging Frankreich nach Algésiras. Eine langwierige Komödie begann. Die auf der der Konferenz vertretenen Mächte taten, als glaubten sie ernstlich an die Souveränität des Sultans (den sie zugleich doch entwaffneten und unter internationale Polizeiaufsicht stellten), an die Einheit des Scherifenreiches (in dem hier Bu Hamara, dort Raisuli mehr Anhang hat als Abd ul Aziz), an die Möglichkeit, nach dem beschämenden Schauspiel europäischer Eifersucht das Heilige Land des Erdwestens noch in Ordnung zu halten. Was kommen mußte, kam. Die Macht des Sultans schwand mit jedem Mond. die Anarchie wucherte fort und der muslimische Haß waffnete sich gegen Frankreich. Dieser Zustand war unerträglich. Und die Meldung vom Galilée drum eine Heilsbotschaft.

„Will man unsere Marokkopolitik richtig verstehen, so muß man zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren; will man das Ergebnis richtig würdigen, den Anfang mit dem Ende vergleichen.“ So sprach im Reichstag der Kanzler. Wir waren tief gekränkt, weil der franko-britische Vertrag, dessen Inhalt wir vor dem Abschluß aus Delcassés Mitteilung genau kannten, uns nicht offiziell vorgelegt worden war. Das war der Anfang. Jetzt hat Frankreich zwei marokkanische Städte besetzt, ganze Quartiere zusammengeschossen, Gelegenheit zu Massenplünderungen gegeben, die Deutsche um Haus und Habe brachten, mit Granaten, Flintenkugeln und Bajonetten an der Küste für sein Vorrecht gekämpft, Heiligtümer vernichtet und den Fanatismus des Islams gegen die Rumi gestachelt. Und wir beeilen uns, durch den beredten Mund Heinrichs von Tschirschky Einverständnis und Anerkennung aussprechen zu lassen. Das

ist das Ende. Vergleichen! Tadelt den Kanzler aber nicht allzu hart. Er hat alles vorausgesagt. Schon im Juni 1905. Das beweisen Bihourds Berichte, die im Livre Jaune veröffentlicht worden sind. „Le Prince de Bülow m'a répété que le Gouvernement allemand tenait au maintien actuel de l'indépendance du Sultan et de l'intégrité de son Empire, tout en étant prêt pour la France à réserver l'avenir. Il m'a déclaré que l'Allemagne ne pouvait faire aujourd'hui ce qu'elle aurait certainement pu faire il y a un an et ce qu'elle pourrait peut-être faire dans un an. L'Empereur, après s'être engagé vis-à-vis du Sultan, ne saurait l'abandonner, mais l'avenir appartient à qui sait attendre. Il faut que l'indépendance du Sultan soit proclamée et qu'une organisation soit tentée par les Puissances. Si l'expérience échoue, comme il est très possible, alors la France pourra assumer le rôle qu'elle souhaite. Le Prince a appuyé sur ce point.“ Er darf heiteren Auges vom Ende auf den Anfang zurückblicken.

Können's auch die Franzosen? Die von Rouvier veröffentlichten Documents Diplomatiques (Paris, Imprimerie Nationale) geben nur eine Lustralbilanz; über die Jahrhundertwende hinaus braucht der Blick aber nicht zurückzuschweifen. In der Oase Tafilet, südlich vom Atlas, hatte sich im März 1901 eine Berbertruppe gebildet, die auf algerisches Gebiet übertrat und bei Timmimun die französischen Posten angriff. Sie wurde zurückgeschlagen; bald aber folgte ihr eine stärkere Horde und Herr Révoil, der die Republik in Tanger vertrat, glaubte, den scherifischen Repräsentanten Mohammed Torres sehr ernstlich warnen zu müssen. Im April wird der Franzose Pouzet von Marokkanern getötet. Frankreich fordert Genugtuung und schickt zwei Schiffe (Pothuau und Du Chayla) nach Tanger. Seit 1898, schreibt Révoil an Delcassé, „haben wir nicht ein einziges Mal von Marokko die Genugtuung erhalten, die wir nach allem uns Angetanen verlangen mußten. Weder für inkorrektes Handeln der scherifischen Diplomatie noch für Angriffe, an denen (mindestens bei dem Überfall von Timmimun) der

Maghzen mitschuldig war. Jetzt ist von marokkanischen Beamten unser Landsmann Pouzet getötet worden: und man wagt, ohne ein Wort des Bedauerns zu sprechen, uns die Bestrafung der Franzosen zuzumuten, die Pouzets Begleiter waren. *La mesure était donc vraiment comble et il serait difficile d'imaginer des conditions dans lesquelles l'attitude énergique prise par le Gouvernement français fut plus justifiée et, j'ajouterais, plus opportune.*“ Amerika, Deutschland, England und Italien haben durch das „klassische Verfahren der Flottendemonstration“ erreicht, was sie erreichen wollten. Frankreich hat bessere Rechtsansprüche und mehr Grund zur Klage als alle übrigen Mächte und darf nicht dulden, was sie niemals hinnehmen würden. Die Schiffe gehen von Tanger nach Mazagan und Herr Fumey, der Erste Dragoon der französischen Gesandtschaft, überreicht dem Sultan die Forderung der Republik. Alle Bedingungen werden sofort angenommen und Révoil kann im Juni melden, daß alle wichtigen Streitfragen im Sinn Frankreichs beantwortet sind. Inzwischen hat der Maghzen beschlossen, nach London, Petersburg, Berlin und Paris eine Gesandtschaft abzuordnen. Als sie in Paris eingetroffen ist, fragt Fürst Radolin, ob diese Mission einen besonderen Zweck habe; in den Zeitungen sei von einem französischen Protektorat die Rede. Delcassé antwortet: „Wenn mit dem Wort Protektorat gesagt sein soll, daß Frankreich, als Herrin von Algerien und Tunis, in Marokko eine privilegierte Stellung hat und behalten muß, so scheint diese Situation mir unzweifelhaft richtig dargestellt.“ Fürst Radolin ist mit dieser Auffassung des Ministers ganz einverstanden. „*Rien de plus juste*“, sagt er; „*tout le monde se rend compte de cette situation*“. Delcassé läßt dem Marquis de Noailles, dem Berliner Botschafter der Republik, den Wortlaut dieses Satzes mitteilen; hält ihn also für wichtig. Zwei Jahre nachher hört der Maghzen wieder die alten Klagen; die algerische Grenze ist nicht geachtet, die Truppen Frankreichs sind angegriffen worden. Der Sultan läßt durch den Mund seines Ministers Si Abd el-Kerim Ben Sliman (der sich immer der französischen Auffassung

zugänglich zeigt) sein Bedauern aussprechen und verheißt Abhilfe. Doch Delcassé glaubt der Verheißung nicht mehr, spricht in Noten an Herrn Saint-René Taillandier (der in Tanger Herrn Révoil abgelöst hat) offen von der Ohnmacht des Maghzen und erklärt, die Republik müsse durch militärische Maßregeln ihr Ansehen und ihren Besitz selbst schützen. So schwankt die Stimmung bis in die Tage des franko-britischen Kolonialabkommens. Ende März 1904: Gespräch zwischen Delcassé und Radolin. „Wir werden die politische Verfassung und den Territorialbesitz Marokkos achten; aber wir müssen unser Grenzrecht, das immer wieder verletzt wird, wahren und die Ruhe im Land sichern. In welcher Form wir auch dem Sultan Beistand leisten werden: die Handelsfreiheit werden wir nicht im geringsten antasten.“ „Le prince de Radolin a trouvé mes déclarations très naturelles et parfaitement raisonnables et m'a remercié vivement de les lui avoir faites.“ Der Inhalt des Gespräches wird den Botschaften in Berlin, London, Petersburg, Wien, Rom, Madrid mitgeteilt. Deutschland ist ruhig. Der Botschafter Bihourd meldet, die deutsche Presse bespreche das Abkommen ohne Besorgnis; die Norddeutsche Allgemeine Zeitung habe zweimal gesagt, den deutschen Handelsinteressen drohe keine Gefahr. Auch der Kanzler habe im Reichstag sehr korrekt über die Sache gesprochen. „Ich neige zu dem Glauben, daß der Kaiser nach seiner Rückkehr eine aktivere und kühnere Politik treiben wird. Dahin drängt ihn sein Charakter und der Wunsch, zu zeigen, daß Deutschland weder isoliert noch wehrlos ist. Er wird, wie ich annehme, also versuchen, in die Ordnung der marokkanischen Angelegenheiten einzugreifen; entweder indirekt, durch Beeinflussung der spanischen Politik, oder direkt, durch die Forderung, dem deutschen Handel zu gewähren, was dem englischen gewährt worden ist.“ Wie kam Herr Bihourd zu diesem Glauben? Als Herr Loubet nicht mehr Präsident der Republik war, hat er einem Journalisten erzählt, der Deutsche Kaiser habe im Frühjahr 1904 in drängenden Worten den Wunsch ausgesprochen, am Ende

seiner Mittelmeerreise mit dem Präsidenten in Italien zusammentreffen. Viktor Emanuel wollte die (nicht allzu schwere) Last der Einladung nicht auf sich nehmen. Vielleicht, weil er fürchtete, von Paris aus könne abgewinkt werden; vielleicht, weil seine Minister ihm sagten, King Edward werde ihm solchen Botendienst sicher nicht danken. Wiederholtem Ersuchen habe er sich versagt und darob, erzählte Herr Loubet, sei der Kaiser ärgerlich geworden; zuerst gegen Italien und dann auch gegen Frankreich. Der Präsident war bereit, Wilhelm, wo er ihn traf, Reverenz zu erweisen. Wenn Viktor Emanuel die Rolle des postillon d'amour übernommen oder auch nur dem Zufall sacht nachgeholfen hätte, wäre der alten Europa ein Jahr des Mißvergnügens erspart worden. Trotzdem Delcassé, der Günstling und Freund Loubets, das Deutsche Reich, wie wir bald danach hörten, gröblich beleidigt haben sollte. Durch den Botschafter Lecomte konnte Herr Bihourd über diese Vorgänge und Stimmungen genau unterrichtet sein. Er bleibt noch ruhig. Deutschland, sagt ihm Richthofen, hat in Marokko nur Handelsinteressen; und die sind, nach den Versicherungen der französischen Regierung, auch heute ja nicht gefährdet. So spricht der Staatssekretär im Oktober 1904. Vier Monate danach hört in Tanger der französische vom deutschen Geschäftsträger, Graf Bülow kenne den Inhalt des franko-britischen und des franko-spanischen Abkommens über Marokko nicht und lasse seine Politik schon deshalb nicht durch sie binden. Delcassé antwortet: Den Inhalt des ersten Abkommens kennt Fürst Radolin seit dem dreiundzwanzigsten März 1904; er hat ihn natürlich und vernünftig gefunden und mir für die Mitteilung herzlich gedankt; das zweite Abkommen habe ich, nach den Regeln der ausgesuchten Höflichkeit, die ich mir seit fast sieben Jahren zur unverbrüchlichen Pflicht mache, vor der Veröffentlichung zur Kenntnis der Berliner Regierung gebracht. Taillandier legt in Fez die Liste der französischen Forderungen vor. Der größte Teil der Reformen, sagt der Sultan, ist annehmbar und kann in kurzer Zeit durchgeführt werden; einzelne

scheinen mir bedenklich und müssen zunächst vom Maghzen erörtert werden. In der letzten Märzwoche wird Herr Bi-hourd unruhig. Weil der accord franco-anglais weder von der Pariser noch von der Londoner Regierung in Berlin offiziell vorgelegt worden ist, stelle man sich hier, als kenne man ihn nicht; der Plan des Kaisers, in Tanger zu landen, verrate die Absicht, ein französisches Übergewicht in Marokko nicht zu dulden. Noch glaubt in Berlin mancher, England blicke, wie in den Zeiten Nelsons und Palmerstons, eifersüchtig über die Gibraltarstraße, wolle den Partner prellen und werde froh sein, wenn er gehindert werde, die am Atlas reifende Frucht zu pflücken. Sich also auch der Reise des Kaisers freuen. Die ist als Lied ohne Worte gedacht. Bringt aber eine Rede. „Mein Besuch gilt dem Sultan, in dem ich einen unabhängigen Souverain sehe. Das freie Marokko wird, so hoffe ich, unter der Oberhoheit des Sultans dem friedlichen Wettbewerb aller Völker, bei völliger Gleichheit aller Bedingungen, ohne Annexion und Monopol, geöffnet bleiben. Der Zweck meines Besuches ist, zu zeigen, daß ich entschlossen bin, alles, was in meiner Macht steht, für die wirksame Vertretung unserer Interessen in Marokko zu tun. Über die dazu geeigneten Mittel werde ich nur mit dem Sultan, dem vollkommen freien Herrn dieses Landes, verhandeln. Damit die Ruhe nicht gestört werde, wird bei der Einführung der Reformen, die der Sultan beabsichtigt, mit größter Vorsicht zu verfahren und das religiöse Gefühl der Bevölkerung zu schonen sein.“ Der Botschafter der Republik weiß auch jetzt, was am Berliner Hofe vorgeht. „In der Umgebung des Kaisers fehlt es nicht an kriegerischen Stimmen, die behaupten, der Zweibund sei in der Mandschurei arg geschwächt worden und die Stunde deshalb einer Auseinandersetzung mit Frankreich günstig. Nach seiner Heimkehr wird der Kaiser, in Karlsruhe oder anderswo, vielleicht eine Rede halten, um seine Meinung über die Situation zu sagen.“ Das geschieht; Herr Lecomte hat das Kommende wieder pythisch geahnt. Im Mai wird, auf deutsche Anregung, von Fez aus die Einberufung einer Kon-

ferenz empfohlen. Die Zirkularnote, die diesen Vorschlag vom Maghzen bringt, ist das letzte Aktenstück, das Delcassé als Minister empfängt. Er hat, vielleicht nach sekreten Berichten, nicht an den Ernst deutscher Drohung geglaubt, dreimal das Angebot englischer Hilfe abgelehnt und in der Kabinettsitzung gewarnt, sich von dem Berliner Bluff einschüchtern zu lassen. Vergebens. Er sollte geopfert werden. Mehr, war dem Ministerpräsidenten Rouvier gesagt worden, fordert der Kaiser nicht. Und trotzdem die Konferenz? Politik der Wilhelmstraße, heißt's, nicht des Schlosses. Auch sagt der Kanzler ja, die Intervention der Mächte werde sich wahrscheinlich als unfruchtbar erweisen und dann könne Frankreich die ersehnte Rolle übernehmen. Vor der Konferenz müsse er den französischen Forderungen widersprechen; wenn die Republik seinem Wort traue und dem Konferenzplan zustimme, werde er ihren berechtigten Ansprüchen gern nachgeben. Die Zustimmung wird gewährt, nachdem die Kaiserliche Regierung sich verpflichtet hat, qu'il ne poursuivra à la Conférence aucun but qui compromette les légitimes intérêts de la France au Maroc ou qui soit contraire aux droits de la France résultant de ses traités ou arrangements. In dem Konferenzprogramm vom ersten August 1905 fordert Rouvier, die in Tanger, Larasch, Rabat und Casablanca zu schaffende Polizeitruppe solle aus marokkanischer Mannschaft und europäischen Instruktoren gebildet werden. Am dreißigsten August erklärt er sich, auf deutschen Wunsch, bereit, die Namen der Städte, in denen die Polizei so zu organisieren sei, aus dem Programm zu streichen. Suaviter in modo. Am fünften August 1907 wird Casablanca mit Melinitbomben beschossen. Bald danach liegen acht französische Kriegsschiffe vor den Scherifenhäfen.

Frankreich hat, was es haben wollte: die Möglichkeit, dem Sultan und dem Maghzen sich als eine Macht zu zeigen, die auf deutsches Geheiß nicht zu hören brauche, und zugleich sein Spezialgeschäft so zu führen, daß am Tag der Abwicklung nicht ein französisches, sondern ein europäisches Interesse auf dem Spiel steht. Dieses Ziel ward erreicht. Daß

unterwegs unklug und grausam gehandelt wurde, geniert einstweilen nicht einmal die vereinigten Sozialisten. Und die Fragen, ob die Fährliche Ballande und Teyssier wirklich zwischen Bayard und D'Artagnan einen Heldenplatz verdienen und ob es zwischen Franzosen und Spaniern zu ernstem Konflikt kommen werde, sind nicht sehr wichtig. Wer in Paris zum Heros geweiht wird, geht uns nicht an; und Kommandantenzank scheint, nach wie vor dem Kreuzzug Waldersees, von internationalen Aktionen untrennbar. Wir wollen uns nicht bei Kleinigkeiten aufhalten. Die Vorgänge lehren Beträchtliches. Marokko ist kein einheitliches, von einem Staatswillen geleitetes Reich, wie Europa sie kennt; ist die westislamische Glaubensgemeinschaft, in der mit Arabern die aus Hams Samen erwachsenen kräftigen Berberstämme sich zusammenfinden (Amazirghen, Schelluh, Kabylern und Wüstenbewohner; im ganzen fünf und sechs Millionen Menschen). Diese kriegerischen Scharen sind weder von den Römern noch von den Arabern gebändigt worden und werden, wenn sie sich heute ducken, morgen wieder für ihre Freiheit fechten. Der Sultan ist nicht ein souveräner Landesherr, an dessen Willensregung das Schicksal des Landes hängt, sondern ein geistliches Oberhaupt, dessen Ohnmacht um so sichtbarer wird, je höher es sich zu weltlicher Herrschaft aufzurecken versucht. Internationale Eingriffe können hier noch weniger wirken als im ostislamischen Türkenreich, über dessen Grenze zwei Großmächte gucken; Hof und Behörden wissen im Orient nur allzu gut, wie leicht die an Konferenztischen und beim Becher gerühmte Einheit Europas zersplitterte Ordnung kann nur ein Starker schaffen, dem alle anderen freie Hand lassen. Dieser Starke will Frankreich sein; das europäische Mandat, das ihm 1905 bestritten wurde, erzwingen.

„Will man das Ergebnis unserer Marokkopolitik richtig würdigen, so muß man den Anfang mit dem Ende vergleichen.“ War Algesiras das Ende? Nein: erst der Anfang vom Ende. Im Jahr 1905 wollten wir der Französischen Republik das Recht auf eine Vormachtstellung in Marokko bestreiten.

Nun nimmt sie sichs mit bewaffneter Hand, ruft laut, daß es ihr gebühre: und der Vikar der Wilhelmstraße beeilt sich, zu erklären, daß kein vernünftiger Mensch dagegen etwas einwenden könne.

Villafranca war unvermeidlich, weil die Wehrverfassung der Habsburger Monarchie rückständig geblieben war. Auch Casablanca ist ein Resultat, das der Nüchterne längst errechnen konnte. Casablanca mußte auf Algesiras folgen, wie auf die Warschauer Konferenz einst die Olmützer Demütigung. Damals, sagt Sybel, „rollten manchem wackeren Kriegermann bittere Tränen in den Bart. Preußen war gewichen! . . . Da war denn freilich auf Preußens Ehrenschild ein dunkler Schatten gefallen. Die Achtung seiner Freunde sank; der Übermut der Gegner hielt seitdem alles für möglich. Niemals hat der Prinz von Preußen den Eindruck dieser Tage vergessen. Aus tausend Stimmen erscholl der zornige Schmerzensruf, zum zweiten Male sei das Werk Friedrichs des Großen vernichtet worden.“ Zornige Schmerzensrufe haben wir nicht nach Algesiras, nicht nach Casablanca gehört. Böllerschüsse und Glockengeläut, als käme ein Heer aus gewonnener Feldschlacht. Die Brandenburg und Manteuffel verstanden sich noch nicht auf die Kunst, eine Niederlage in einen Sieg umzufrisieren. Das geht heute flink. Nur hält die Frisur sich nicht lange. Der Tag ist nicht fern, der erkennen lehrt, daß Deutschland in Algesiras noch mehr verloren hat als Friedrich Wilhelms Preußen in Olmütz.

BADEKUREN

Hotel Weimar in Marienbad. „Was habe ich Ihnen in Paris gesagt? Das französische Weltreich muß Ihr Block aus Felsenstein werden. Als Patriot sind Sie nach dem Absturz in den Panamasumpf wieder auf die Höhe gekommen. Die Taten des Patrioten erwartet Ihr Land auf dem Gebiet internationaler Politik. Damals träumten Sie von einem Rachekrieg und klagten, als ich der *francisque fureur* abwinkte, daß alle Bündnisse Ihnen, in Ost und West, immer nur die Police einer Friedensversicherung einbringen, die der Alliierte mit

größerer Freude begrüßen müsse als Sie. Heute werden Sie zugeben, daß auch mit meiner Methode manches zu erreichen ist; und nicht bereuen, ihr vertraut zu haben. Sie haben Fehler gemacht. Landung einer unzureichenden Truppenzahl; Beschießung einer offenen, wehrlosen Stadt; Metzelung der Araber, die Europäerwohnungen vor berberischen Angriffen geschützt hatten; Sünde wider das dem Politiker wichtigste Gebot, sich nie bei grausamem Wüten ertappen zu lassen. Trotzdem steht Ihre Sache gut und wird, mag der Sultan Abdul Aziz oder Abd ul Hafid heißen, übermorgen die Sache Europas sein. Eine ernste Schlappe der weißen Vormacht würde das Land den Berberhorden ausliefern; schließlich müssen also selbst die deutschen Kaufleute, die jetzt schimpfen, Euch den Sieg wünschen. Ihr seid nervöses Volk und wolltet durchaus nicht glauben, daß von Berlin nichts zu fürchten sei. Glaubt Ihrs nun? Deutsche Häuser sind (wie ich höre, sogar von Euren Soldaten) geplündert, dem deutschen Handel die Kraftquellen verstopft worden: und Ihr bekommt Komplimente. Der kleine Delcassé, den Sie leider nicht riechen können, hatte recht, als er warnte, sich bluffen zu lassen. Alte Duellregel: wer kneifen will, soll's erst auf dem Kampfplatz tun; vielleicht kneift der Gegner schon vorher. Na, diesmal wart Ihr ja sicher. ‚Casablanca wird von mir hören.‘ Das Wort stammt aus anderer Zeit als das Versprechen, Euch in Marokko nicht mehr zu genieren. Die Erdkugel dreht sich; eppur si muove: auch Euer Galilée hat's gemerkt. Habe ich im Winter etwa übertrieben? Sie konnten die Heeresziffer ruhig herabsetzen und dennoch in Nordwestafrika den Schlag wagen. Wenn die Stunde nur richtig gewählt war. Psychologie, Liebster. Hübsch bedenken, daß mancher das Isoliersystem nicht lange erträgt und daß die Sehnsucht des Einsamen nicht nach dem Marktwert der Freundschaft fragt. Warum sitzen wir behaglich in Sansibar, Witu, Uganda? Weil nach dem Manöverschnupfen von Narwa für unser Lächeln ein pretium affectionis geboten wurde. Warum schenken die Buren mir den größten Randediamanten? Weil

sie nach strenger Hungerkur endlich wieder aus der Schüssel schöpfen. Transvaal und Deutschland sollten unversöhnlich sein: und in beiden Ländern bin ich jetzt ein populärer Mann. Ewige Feindschaft, pflegte der alte Pam zu sagen, gibt's ebensowenig wie ewige Bündnisse. Sie werden's auch noch erleben. Als Sie Ihr Kabinett bildeten und Iswolskij, weil das Ministerium Sarrien nicht mehr, das Ministerium Clemenceau noch nicht lebte, in Paris Tage lang keinen Beamten der Republik sah, hätten Sie nicht gedacht, daß eine Britenhand den franko-russischen Gurt wieder zur alten Festigkeit zusammenziehen werde. Nun hat der gute Onkel noch teure Leckerei in der Geschenkschachtel. Ihr wißt gar nicht, wie heiß der Nachbar in Osten Euch liebt. Marianne war im Hessenschloß das Hauptthema unserer Gespräche. *Ca ira*. Wenn Ihr den für die heikle Sache geeigneten Unterhändler findet. (Monaco hat keinen rechten Kurs mehr, seit er als Agent demaskiert ist; ich hätte ihn im Dunkel gelassen und ihm keinen Orden gegeben.) Cambon wird aus Norderney schon etwas mitbringen, woran sich ein Fädchen knüpfen läßt. Ich wette, daß die Verständigung mit Jauchzen empfangen wird, und sehe sie ziemlich nah. Dann braucht die Angst Eurer Rentiers nicht mehr zu schreien, Deutschland werde, sobald im Ärmelkanal ein Schuß falle, die Republik als Geißel abschlachten. Das war ja die schwache Stelle der Entente. ‚Ägypten haben wir weggegeben, Marokko bekommen wir nicht, Tongking und Madagaskar sind von den Japanern bedroht und Englands Kriegsschiffe schützen unsere Ostgrenze nicht vor dem deutschen Anprall.‘ Oft genug mußte ichs hören. Jetzt gibt die Inventur ein anderes Bild. Marokko ist Euch so gut wie sicher, mit Japan habt Ihr ein Bündnis und mit Deutschland könnt Ihr morgen eins haben. Überhaupt gibt's nur noch gute Freunde und getreue Nachbarn. Dieser Umschwung hat Sie keinen Centime gekostet; mich eine Einladung, einen Besuch und zwei kurze Tischreden. Damit wäre die Nervenruhe eines Kleinbürgers noch nicht zu teuer bezahlt. Und daß man mir nachsagt, ich sei mit Deutschland nicht fertig geworden, mein System habe

sich nicht bewährt und ich müsse deshalb ein neues versuchen, rührt mich nicht. Wer von solchem Futter satt wird, soll sichs schmecken lassen. I have that within which passeth show. . .“

PYROPHON

Im Juni 1904 hat Onkel Eduard den Neffen besucht. In Kiel. Die Leibkompagnie des Ersten Garderegiments fuhr von Potsdam nach Holtenau, um dem hohen Gast an der Schleuse Honneur zu machen. Alle Kriegsschiffe wurden illuminiert. Deck und Innenräume der „Hohenzollern“ in Blumengärten verwandelt. Regatta, Galatafel, Salut, herzlicher Abschied. „Ein politisches Ereignis von weittragender Bedeutung“, lasen wir; „der Besuch des Königs hat deutlich gezeigt, daß die Verständigung mit Frankreich der deutsch-englischen Freundschaft nichts von ihrer Innigkeit genommen hat.“ Spät erst erfuhren wir, daß in Kiel nicht alles ganz glatt gegangen war. Zwei Jahre hielt sich Eduard dann fern; ließ alle Lockrufe so schroff ablehnen, daß Europa erschreckt aufhorchte, und sprach vor Fremden, vor Feinden Deutschlands harte Worte über den Neffen. Jetzt ist der König wieder Gast des Kaisers gewesen: und staunend vernehmen wir nun, daß im vorigen Jahr die Temperatur nicht über den Nullpunkt gestiegen ist. Dieselben Blätter, die im August 1906 in durchschossenen Zeilen die „ungemeine Herzlichkeit“ meldeten, sagen im August 1907, in Friedrichshof sei die Stimmung frostig gewesen. „Im vorigen Jahr waren König Eduard und Sir Charles Hardinge kühl, zurückhaltend, zugeknöpft; gestern war alles anders, freier, freundschaftlicher, herzlicher; man sieht: das Vertrauen ist zurückgekehrt, das Einvernehmen wiederhergestellt.“ (Vossische Zeitung.) „In Cronberg fehlte der offene, freundschaftliche Charakter, mit dem Kaiser und König heute einander begegneten. Der König war von gewinnender Freundlichkeit, die man an ihm bei aller weltmännischen Form doch vermißt, wenn er im Innersten anders denkt. Kaiser Wilhelm zeigte all die feine Courtoisie, die sein eigenes Wesen ausmacht, die aber doch nicht voll hervortritt, wenn

sein Herz nicht ganz dabei ist. Heute sah man es deutlich: ehrlich in Handschlag und Geste! Beiden Herren liegt diese Tonart besser.“ (Lokalanzeiger.) Beide Herren waren im vorigen Jahr also zur Verstellung gezwungen? Wer sagt den durch die Erfahrungen von 1904 und 1906 Enttäuschten nun voraus, was sie 1908 lesen werden?

Da der König diesmal zum Kaiser (nicht, wie in Cronberg, zu dessen Schwester) kam, mußten ihm alle bei Monarchenbesuchen üblichen Ehren erwiesen werden. Empfang und Einzug wurden sorgsam probiert. Bei der letzten Probe hatte ein Generalleutnant die Rolle des Königs zu markieren. Er kam in einem Sonderzug an, wurde auf dem Bahnhof feierlich begrüßt und fuhr, unter den Klängen der Britenhymne, durch das Spalier präsentierender Truppen bis vors Schloß, wo der Kaiser eine Generalprobe der Parade hielt. „Alles klappte wunderbar.“ Leider kam Eduard dann drei Stunden zu spät. Wurde aber wie des Reiches treuster Freund empfangen. Gewerkvereine, Veteranen, Schulkinder mit Schärpen und Fähnchen in den englischen Farben, stürmische Zurufe aus einer seit der Morgenfrühe versammelten Menge. Ob in London ein Fürst, der dem Britenreich so viel Liebes und Gutes getan hätte, mit solchem Jubelgebraus begrüßt würde? Der Onkel trug die Uniform seines Gardedragoneregiments; der Neffe beim Empfang die der englischen, beim Diner die der preußischen Dragoner, während der Spazierfahrt Zivil, beim Abschied das Ehrenkleid des britischen Feldmarschalls. Nach neunstündigem Aufenthalt fuhr der König über Ischl, wo er einen Tag beim Kaiser Franz Joseph blieb, zur Kur nach Marienbad. An der Wilhelmshöher Galatafel hatte er einen emphatischen Trinkspruch des Kaisers mit sehr artigen Worten erwidert. Er sprach nicht, wie Wilhelm, von Verwandtschaft und Freundschaft, von alten Beziehungen und gemeinsam getragennem Leid; dankte aber für den herzlichen Empfang und erinnerte an seinen Wunsch, zwischen den beiden Ländern „die besten und angenehmsten Beziehungen“ zu sichern. Die Schlußsätze der beiden Reden sind so charakteristisch, daß sie hier wört-

lich angeführt werden sollen. Wilhelm: „Auf der Fahrt zum Schloß konnten Eure Majestät in den Augen der Bürger von Kassel und ihrer Kinder und später bei unserer Rundfahrt durch unsere schönen Fluren und stillen Wälder in den Gesichtern aller derer, welche die Ehre und Freude gehabt haben, Eure Majestät zu sehen, das Gefühl dankbarer Ehrerbietung für diesen Besuch lesen. Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubnis, mein Glas erheben zu dürfen auf das Wohl Eurer Majestät, Eurer Majestät erhabenen Gemahlin, der Königin, des gesamten großbritannischen Königshauses und Eurer Majestät Volkes.“ Eduard: „Ich freue mich sehr, daß Eure Majestäten mich bald in England besuchen werden, und bin überzeugt, nicht nur meine Familie, sondern das ganze englische Volk wird Eure Majestäten mit der größten Freude empfangen. Ich trinke auf das Wohl Eurer Majestät.“ Das Zeremoniale, der Jubel des Empfanges und Abschieds, die Kleider und Tischordnung, die Trinksprüche sind verbürgt. Nichts anderes wissen wir von diesem Besuch.

Hören aber, daß er zum unermesslich holden Wunder ward und daß dem Reich die Sonne heller als je vorher ins Fenster scheint. Wer sprach denn von Isolierung, von der Absicht, uns einzukreisen? Kindische Gespensterfurcht. Nie gab's solchen Plan; wer ihn gehegt hätte, müßte jetzt doch wohl merken, daß er nicht durchzusetzen ist. Deshalb buhlt in Ost und West alles um unsere Freundschaft. Wir sind die gesuchtesten Leute und könnten so viele Verträge, accords und ententes haben, wie wir wollen. Danken aber bestens. Denken darüber wie Wotan und Wotans Schützling, der Drachentöter. Sind nicht so pedantisch, was Geschriebenes zu fordern. Der Dreibund ist wieder wie neu. (In Algesiras haben wir ihn bestattet, nach dem glorreichen Tag von Defio wieder ausgegraben.) Nikolai ist unser intimster Freund. (Gestern verschrien wir ihn als Idioten, vorgestern als Massenmörder; heute ist er ein etwas kränklicher, doch zuverlässiger Kumpan und sein Reich, das wir schon in Fetzen sahen, unsere feste Burg.) Mit Eduard sind wir ein Herz und eine Seele. (Denn er hat unseren Kaiser besucht und

damit bewiesen, daß er nicht, wie wir im Juli noch glaubten, ein tückischer Feind, sondern ein Staatsmann ersten Ranges ist.) Verlangt Ihr noch mehr? Abgerüstet wird nicht, weil wirs nicht wollen. In Marokko wüten die Franzosen, weil wirs wollen. Tittoni geht mit Aehrenthal nach Ischl, Cambon zu Bülow nach Norderney und Clemenceau hat in Marienbad bei Eduard gefrühstückt. Kein Wölkchen am Himmel. Zwischen Deutschland und Britannien, zwischen Österreich und Italien kein Stäubchen. Übermorgen sind wir auch mit Frankreich im reinen. Ist Euch nicht aufgefallen, daß Radolin und drei reichsländische Spitzen mit Eduard im Hessenschloß waren? Daß der King dann Clemenceau ad audiendum verbum berief und der Kanzler Herrn Cambon ins Nordseebad lud? Bald spüret Ihr in allen Wipfeln keinen Hauch mehr. Sogar über die Balkangeschichten sind alle schon enig. Drum gab's beim Ischler Monarchenschmaus *Macédoine de fruits en petits verres*. Im Ernst . . .

Das alte Spiel beginnt wieder; wieder der alte Trug. Einst hieß es, was nicht in den Akten, jetzt heißt's, was nicht in der Zeitung stehe, brauche uns nicht zu kümmern. Und wer die Zeitungsschreiber nicht zu hypnotisieren vermöchte, wäre kein Meister über die Geister. Melinitbombendampf muß ihnen wie Ambrosia duften, eine Mauschelle sie wie wonnigste Paarungslust kitzeln. Dann läuft die Maschine. Dann hört das Volk, was wir seinem Ohr gönnen. Bei uns ist's erreicht. King Edward kann ein lustiges Lied davon singen.

A PARIS

Wilhelm der Zweite hatte lange kein Haupt eines großen Reiches in seinem Haus gesehen. Vielleicht freut's ihn, daß er *inter pares* nun wieder den Wirt spielen durfte. Über Motiv und Zweck dieser Besuche täuschte er sich aber wohl nicht. Der Zar mußte die Artigkeit von Björkö endlich erwidern, vor dem Abschluß des anglo-russischen Vertrages sich als höflichen Nachbar zeigen und Freundeshilfe gegen den Wunsch der Westmächte werben, den Fragen der Türkenliquidation und der Meerengensperre in der Zeit rus-

sischer Ohnmacht die Antwort zu finden. Eduard treibt das Staatsgeschäft wie ein kluger Großkaufmann. Der sucht jede Feindschaft zu vermeiden. Fühlt er sich bedroht oder fällt das laute Wesen eines Konkurrenten ihm auf die Nerven, so wehrt er sich seiner Haut, zieht andere, die auch bedroht oder geärgert sind, in eine Interessengemeinschaft und zwingt den Lästigen in die seiner Potenz gebührenden Schranken. Dann hat er keinen Grund mehr zum Groll und stellt, sobald es irgend geht, den alten Verkehr wieder her. Feindschaften gehören zum Luxus müßiger Leute. Wenn man weiß, was beim Nachbar vorgeht, und die Möglichkeit hat, mit ihm zu reden, lebt sichs bequemer. Man kann dem Konkurrenten sagen, daß man die besten und angenehmsten Beziehungen zu ihm wünscht, und ihm doch jedes Geschäft wegnehmen, das zu erraffen ist. Das geschieht täglich und ist nach uralter Satzung des Handelskriegsrechtes erlaubt. Ein Bankdirektor speist abends bei dem Kollegen, den er mittags heimlich aus einer Geschäftsprovinz zu drängen versucht hat; und wenn Herr Rockefeller nach Berlin käme, wäre er bei den deutschen Naphthabanquiers ein gefeierter Gast. Eduard fand seinen Neffen zu lebhaft und unstet, fürchtete, nach dem Jamesotelegramm, dem Kampfruf gegen die Gelben, der hitzigen Werbung um Onkel Sam und die islamischen Häupter, nach dem allzu sichtbaren Engagement für die Bagdadbahn und nach mancher Arbeiterrede, eine langwierige Geschäftsstörung und schuf einen starken Trust, dem Deutschland nicht angehört, gegen den Deutschland fürs erste den Wunsch, in der Welt vornan zu sein und an allen Entscheidungen auf dem Erdball mitzuwirken, nicht durchsetzen könnte. Sollte der Sieger sich von einer Antipathie zu offenem Bruch drängen lassen? Das täte kein Kaufmann, der den Namen verdient. Der Ring ist ja geschlossen. Sechzig Millionen tüchtiger Menschen zu entwaffnen, für Jahrzehnte auch nur niederzuwerfen: daran hat der Kühle nie gedacht. Kann er gut mit ihnen stehen: um so behaglicher wird die Existenz. Draußen ist auch noch viel zu tun. Indien in Gärung, seit die Japanerglorie das Ansehen des weißen Man-

Witte

nes geschmälert hat. Irland so unruhig wie vor dem Fenierschrecken. Das Inselreich zum ersten Mal von einer sozialdemokratischen Bewegung bedroht, die der Gentry mehr Furcht einflößt als je ein Chartistenputsch. Konfliktsgefahr im Stillen Ozean und in der Adria. Das äthiopische Feuer glimmt unter der Asche fort. Da ist's nützlich, vor und hinter sich nicht Haß zu nähren, der in dunkler Stunde vielleicht wirksame Waffen fände. Wenn das Deutsche Reich sich mit der Stellung bescheidet, die es heute einnimmt, ist alles in Ordnung; in noch schönerer, wenn es im Trust sein Plätzchen begehrt. Warum sollte Eduard dann nicht wieder der Onkel sein? Mancher hatte gezweifelt; gewettet: Kühler Empfang. Wer auf Zeitungen schwört, muß jetzt glauben, Alldeutschland bestätige jauchzend, daß ihm ward, was ihm gebührte.

Eduards Trust hat im europäischen Westen eine schwache Stelle. Frankreich will nicht dem ersten Feuer deutscher Geschütze ausgesetzt sein. Dieser *locus minoris resistentiae* wäre keine Gefahr mehr, wenn man die Nachbarn versöhnen könnte. Bis auf weiteres wenigstens; angebrachtermaßen, wie Bismarck sagte. Unmöglich? Auch die franko-britische und die anglo-russische Verständigung schien's. Wenn die Minister Rußlands und Japans heute schon ihre Namen in Eintracht unter einen Assekuranzvertrag setzen, ist fortan nichts undenkbar. Nur langsam. Schritt vor Schritt. Der Frankfurter Friede muß zunächst aus dem Spiel bleiben; zunächst. Marokko ist auch nicht zu verachten. Deutschland kann ja in Anatolien entschädigt werden. Da, im Zentrum des Osmanenreiches, würde es dem Islam nicht mehr im Glanz uneigennütziger Freundschaft erscheinen. Auch den russischen Argwohn wieder wecken. Greift im Türkengebiet erst einer zu, dann haben wir bald die *curée*. Eine deutsche Parzelle in Anatolien wäre das sicherste Mittel, die drei Kaiserreiche einander zu entfremden, Britannien und Rußland in gemeinsamer Eifersucht einander noch fester zu verbünden. Dann ließe sich über die Meerengen reden und in Südosteuropa gerieten die Dinge in Fluß, ehe der Zar wieder

mit starker Hand nach dem Bosphorus langen kann. Dabei kämen alle drei Weltmächte also auf ihre Rechnung. Und diese Chance ist ein paar Artigkeiten wert. Der Deutsche Kaiser möchte nach Paris? Die Stadt lockt ihn mit ihrem Reiz, wie die alten Kaiser einst Roms magische Kraft an sich zog? Diesen Wunsch müssen wir nutzen. Die Römerzüge der Staufer haben das Reich geschwächt, nicht gestärkt. Friedrich der Erste hat aus Rom nur ein Diadem heimgebracht und in der Campagna später sein Heer verloren. Friedrich der Zweite ist im Kampf gegen den Lombardenbund erlahmt. Während eines Römerzuges trieb nationale Eifersucht Briten und Franzosen zum Bund gegen deutsche Staufermacht. Das Streben nach universaler Geltung kann auch dem neuen Deutschen Reich verhängnisvoll werden. Hat uns, die alten Feinde, nicht das Gefühl zusammengekittet, das, als ein von Roms Zauber geblendeter Kaiser von Mailand stand, Johann von Salisbury in die Frage faßte: Quis Teutonicos constituit iudices nationum? Sie sind's nicht mehr. Weder Richter noch Herren. Die Wege ins Weite sind ihnen rechts und links gesperrt. Aber sie bleiben stark. Und Starke soll der Starke gefällig sein, so lange er sich mit solcher Willfährigkeit nichts vergibt.

KORYPHO

VON VENEDIG NACH KORFU BRAUCHEN DIE Dampfer der Navigazione Generale Italiana ungefähr neunzig Stunden. Zeit genug, unterm Sonnensegel den Lehren alter Geschichte nachzuträumen. Diesen Weg fuhren vor neunhundert Jahren die Schiffe des Herzogs von Venetien und Dalmatien; als sie dem von den Normannen bedrängten Basileus Hilfe gebracht hatten, durfte Vitale Falieri sich gar Herrn von Istrien nennen. Ein Dandolo zog als Sieger in die Stadt Konstantins, nahm Kandia, stärkte im Ägäischen und im Jonischen Meer die Macht der Republik. Ein anderer

Dandolo befahl den Galeeren, die von den Genuesen geschlagen wurden. Achtzig Jahre danach erst ward die Rache möglich: die Veneter siegten über Genuas Flotte und Heer und konnten in Turin der Handelsrivalin den Frieden diktieren. Um diese Zeit wurde Korfu zum zweitenmal die Beute des geflügelten Markuslöwen. Dalmatien aber war im Kriege gegen Ungarn verloren worden. Und je weiter die Osmanen vordrangen, desto schmaler wurde das Herrschaftsgebiet des Dogen. Die Laune Fortunens wechselte; doch zur Vormacht des Ostens konnte Venedig nie wieder werden, seit die Türken am Bosphorus saßen und der Seeweg nach Ostindien gefunden war. In Dalmatien hat Morosinis Feldherrnleistung der Republik noch einmal zu Ansehen geholfen; Zypern und Kreta konnte auch er ihr nicht retten. Seit dem Frieden von Poscharewatz hat sie auf weltpolitisches Handeln verzichtet und heute gehört das Compartimento Veneto nicht zu den blühenden Provinzen. Die Macht der Republik ruhte, wie ihre Hauptstadt, auf einem Pfahlgerüst und konnte nur dauern, solange der allen Toten trotzend Wille einer Kriegerasse das hölzerne Fundament gegen Sturmflut und Wogenprall schirmte. Diese Rasse hat dem Oströmischen Reich gefehlt; drum war es verloren, als mutlose Schwächlinge den Sitz Konstantins erklettert hatten. Auch daran sollte auf diesem Seeweg der Reisende denken. Nikephoros Phokas, dem, nach den Siegen auf Kreta, bei Hierapolis und Aleppo, mit dem schönen Leib der Schänken-dirne Theophano auch deren Witwengut, das Erbe der Armenierdynastie, zugefallen ist, lebt noch in seinem Heer und hält es in Atem. Kein Jahr ohne Krieg; kein Krieg ohne Lorbeer. Johannes Zimiskes, der im cubiculum die brünstige Theophano umarmt und den schlafenden Kaiser tötet, schreitet als gekrönter Feldherr in noch helleren Glanz: wehrt dem Romäerreich die Slawengefahr ab und sichert ihm für zwei Jahrhunderte das Leben. „Vor dem Grimm des Zimiskes erbeben die Völker. Vor ihm flohen die Sarazenen und die Armenier. Die Perser baten ihn um Gnade. Bis nach Edessa zog er und bis an den Euphrat. Die Rosse seines Heeres zer-

stampften die Saat der Syrer und Phöniker. Wo in Feindesland etwas wuchs, da mähte, gleich der Sichel, das Schwert der Christen.“ So hat der Mönch Georgios das Lebenswerk dieses Basileus geschildert. Zwei Helden folgt ein dritter: unter dem starken, tollkühnen Barbaren Basileios erreicht Byzanz den Gipfel der Macht. Dann geht es bergab. Der achte Konstantin ist kein Soldat und überläßt das Heer den Hofleuten. Der neunte vergeudet sein Geld an Luxusbauten und Wissenschaftspielerei und läßt die Armee darben. Die Normannen dringen vor und entreißen Ostrom, was Justinian ihm gewonnen hat. Die in ihrem Selbstgefühl beleidigten Generale empören sich und rufen den (einem Höfling geopfert) Feldherrn Isaak Komnenos zum Kaiser aus; einen schweigsamen Greis, der mit einem Wink zu befehlen versteht, die Bürde des Amtes aber nicht lange trägt. Redner und Rechner, Schreiber und Träumer folgen. Frieden um jeden Preis: so lautet bald die Losung. Das Reich verbürgerlicht sich und die herrschende Bürokratie blickt mit verächtlichem Lächeln auf die Tage des „rohen Militarismus“ zurück. Auch nach dem Schicksalstag von Mantzikert, nach dem Verlust von Armenien und Kappadokien wird die Phrase nicht entthront. Ringsum Feinde; und früh und spät dennoch der Ruf nach Frieden. Noch einmal rettet die Armee das Reich: sie krönt in der Sophienkirche den kriegerischen Komnenen Alexios. Der befreit das Land von den Normannen, schlägt bei Korfu, im Bunde mit den Venetern, ihre Flotte und erobert den Westen Kleinasiens zurück. Doch der Glanz währt nicht mehr lange. Der Militarismus ist bekämpft, der Byzantinismus gezüchtet worden. In Ost und West lauert die Feindschaft. Germanen, Slawen, Islam: für das Reich der schwatzenden Memmen ist's zu viel. Selbst die tüchtigen Regenten können nur für kurze Zeit noch das Unheil aufhalten. Unter dem Kalimafkon, dem prächtig wallenden Trauerschleier verwest der Leib des von großen Kriegen und Organisatoren geschaffenen Staates. Noch jauchzt das betörte Volk dem Kaiser zu, der in pomphaftem Zug durch die Straßen schreitet. Jauchzt noch, als Mohammeds Jani-

tscharen schon zum Sturmloch vorrücken. Das Kreuz auf der Sophienkirche schützt sicher selbst in schlimmster Wettersgefahr. Sicher. Da fällt das Kreuz; muß dem Halbmond weichen. Der Gaukelglanz der Großmacht ist längst fahl geworden. Nun versinkt Ostrom; das Griechenreich war einmal. Und von dem Basileus erbt der Zar der Moskowiter, der die Palaeologentochter freit, den Stirnreif des Konstantinos Monomachos. So welken Weltreiche, die das Schwert schuf, das Schwert nur erhalten konnte . . . Otranto, das der zehnte Konstantin, der Rechenmeister, verlor. Korypho, das Isaak Angelos zurückgewann. Bis hierher flogen einst die Adler von Byzanz. Schon rasselt die Ankerkette.

Im Hafen läßt der Zugereiste sich den Aufruf des Bürgermeisters von Korfu übersetzen. „Auf den Deutschen Kaiser lauscht und schaut die Welt. Er ist die größte Gestalt des Jahrhunderts.“ Da steht's. Und doch ist ein Halbjahrtausend verstrichen, seit die Byzantiner hier herrschten. „Der Deutsche Kaiser ist an glänzenden Empfang gewöhnt; zeigt ihm, daß die Empfindung echt ist, die Euch aufjubeln läßt.“ Ihr kennt ihn zwar nicht, doch er bringt Geld ins Eiland. Ackerbau, Fischerei, Viehzucht, Gewerbe: alles ziemlich dürftig. Wenn der Kaiser oft herkommt, hebt sich die Fremdenindustrie. Zeigt also flink, daß eure Empfindung echt ist. Das Material, das bei Gasturi für den Aufputz des Achilleion und für das neue Hofherrenhaus verwandt wird, ist nicht echt. Der Kaiser will, daß alles fertig sei. Rabitzwände und Kulissen müssen aushelfen. (Ein Hausminister ist der eiligen und kostspieligen Pflicht entflohen; fand die Last einer neuen Hofhaltungsstätte zu schwer. Aus dem Munde des Oberhofmarschalls, der sie jetzt trägt, hörtet ihr keinen Seufzer. Die Zivilliste wird nächstens ja doch erhöht.) Dennoch mußte die Ankunft verzögert werden. Hundert Menschen, allerhöchste, höchste und hohe Herrschaften, wollen standesgemäß untergebracht sein. Die Insulaner können's kaum erwarten. Solche Ernte ward der Eparchie Kerkyra niemals. Hundert aus Berlin; zwei deutsche Kriegsschiffe und ein Depeschenboot. Aus Athen kommt der König mit Frau und

Kindern. Und King Edward schickt (zur Aufsicht?) zwei Panzerschiffe.

Der Versuch, den Balkanfragen während der Zeit russischer Schwäche die Antwort zu finden, wird einstweilen nicht gelingen. Nicht, wenn Okzident und Orient getrennt bleiben. Die Westmächte vermögen ohne Hilfe nicht viel; die Welt sieht anders aus als in den Krimkriegstagen. Wie Rußland sich stellen wird: that is the question. Die Politik Iswolskijs dünkt manchen Kollegen zu britisch. Doch Benkendorf wäre nicht minder anglophil (vielleicht noch mehr). Eduard soll ernstlich an eine Reise nach Petersburg denken. Die Firma Baring Brothers, das konservativste Bankhaus Englands, hat eine Moskauer Anleihe übernommen. Zeichen und Wunder. Daß den russischen Schiffen die Meerengen geöffnet werden, ist gewiß. England hat viel zu bieten (auch französisches Geld) und wird den Russen, die in Ruhe was Gutes schmausen möchten, nicht zumuten, auch in Europa pour le roi d'Angleterre zu arbeiten. Vorn sieht man und hört nur das Europäische Konzert; hinten wird geschäftig verhandelt und keiner kann genau voraussagen, welche Gruppierung wir übermorgen erblicken werden. Ist Österreich mit Italien ganz einig? Trotzdem Aehrenthal jusqu'au delà de Mitrowitza vorangegangen ist und Üsküb nun nicht mehr in die italienische Einflußsphäre fallen kann? Zu Nachgiebigkeit wird Franz Ferdinand (mit Conrad von Hötzendorf als militärischer Berater) nicht zu haben sein. Herr Tittoni hat schon am 10. März in der Kammer recht sanft geredet. Die Hoffnung, das Europäische Konzert werde sich zur selben Zeit und mit derselben Kraft für den Bau aller geplanten Balkanbahnen beim Sultan einsetzen, hegt er wohl kaum noch. Hat aber in London und Petersburg gute Freunde. Unser Platz ist nicht schlecht gewählt. Was uns unangenehm werden konnte (Änderung des Balkanstatus ohne Mitwirkung Rußlands), ist für's erste nicht zu fürchten. Und geht Rußland mit den Westmächten, dann sitzen wir nicht allein in der Kälte und sind assekuriert.

Die Rede des Kanzlers zwang also nicht zu Tadel noch Hohn. Sie ging über Geschehenes mit bescheidenem Anstand hinweg und suchte in einem wichtigen Bereich neue Möglichkeiten zu sichern. Auch von einem zu stolzerem Selbstbewußtsein erwachenden, zur Wahrung seiner Wirtschaftszukunft entschlossenen Österreich weichen wir nicht; vergessen niemals, daß Italien zum franko-britischen Konzern gehört; und lassen uns weder von der monegassischen Hoheit noch von ubiquitären Versöhnungsfestgästen zu Umwerbung Frankreichs verleiten. Bleibt's dabei? Dann braucht der Deutsche nicht mehr bitter zu lächeln, wenn er den Kanzler von der Festigkeit, Stetigkeit, Einheitlichkeit der Reichspolitik reden hört. Darf er kaum noch über den Mangel an schöpferischen Gedanken klagen. Nützliches ist jetzt ja nicht zu tun; die einstweilen letzte Gelegenheit verpaßt. Still sein und warten: eine andere Losung kann es heute nicht geben. Bleibt's wirklich dabei? Zweifel sind erlaubt. Der für das Ohr eines Thronerben bestimmte Hauptteil der Rede klang gut; der Rest hatte den alten Ton, der Beifall sucht, doch nirgends Glauben findet. Fürst Bülow weiß, daß die Behauptung, der deutsche Flottenbau (der England zunächst mindestens zu unbequemen Geldopfern zwingt) brauche das Inselreich Eduards nicht zu bekümmern, keinen Briten überzeugen wird. Dennoch wiederholt er sie, so oft er über die internationale Politik zu sprechen beginnt. Er weiß auch, daß der von Wilhelm an Lord Tweedmouth geschriebene Brief drüben noch nicht vergessen ist: und redet, als handle sich's um die harmloseste, alltäglichste Sache von der Welt. „Ein Privatbrief, meine Herren.“ Der Deutsche Kaiser schreibt an den Ersten Lord der Admiralität über die englische und die deutsche Flotte: ein Privatbrief. „Ein Betätigungsrecht, das von allen Souverainen beansprucht wird und das niemand unserem Kaiser beschränken darf.“ Daß Eduard mit Iswolskij, Franz Joseph mit Tittoni Briefe ähnlichen Inhalts wechselt, wird nicht leicht einer glauben. Und mancher wünschen, der Kanzler möge seinem Herrn von solcher Betätigung dringend abraten. Als Bis-

marck in Petersburg beglaubigt war, sagte ihm Gortschakow in einer Angststunde: „Nur zwei Menschen kennen die Politik des Kabinetts: der Kaiser, der sie macht, und ich, der sie vorbereite und ausführe; Seine Majestät ist sehr verschwiegen und ich sage nur, was ich will.“ Der kleine Kanzler schlotterte bei dem Gedanken, Alexander könne hinter seinem Rücken mit Hugo Münster (der am russischen Hof Militärbevollmächtigter gewesen war) als mit dem Berliner Vertrauensmann unterhandeln. „Münster hatte hier unter dem hochseligen Herrn eine Stellung, die für einen Ausländer, wen er auch dem befreundetsten Hof angehört, in den Augen jedes Russen unmöglich ist. Sie, Herr Gesandter, haben den Takt gehabt, alle Nebenwege zu vermeiden, die Ihnen offenstehen konnten.“ So dachte der Berater des Selbstherrschers. Im Deutschen Reich hat der kaiserliche Minister an dem Geheimverkehr seines Herrn mit den Ressortchefs fremder Mächte nichts auszusetzen.

Darf drum auch nicht klagen, wenn von dem „Betätigungsrecht“ fortan noch öfter Gebrauch gemacht wird. Präsident Krüger, General De Lacroix, Graf Goluchowski: nach diesen berühmtesten Proben persönlicher Politik hatten wir eine Pause. Auf den Fall Tweedmouth folgte sogleich der Fall Hill. Im November war gemeldet worden, Herr Tower, der die Vereinigten Staaten von Amerika in Berlin vertritt, werde im Lenz Herrn Hill den Platz räumen. Alles in bester Ordnung. Herr David J. Hill wird willkommen sein. Nach fünf Monaten heißt's plötzlich, das *agrément* sei zurückgenommen. Die amerikanische Presse wütet. Daß eine Kandidatur höflich abgelehnt wird, ist nicht selten (auch einem deutschen Diplomaten drohte jüngst diese Gefahr); neu aber nach der Annahme ein Stimmungswechsel. „Weiß Roosevelt, weiß der Staatssekretär Root etwa nicht, wer nach Berlin paßt?“ Trotzdem unsere Offiziösen erklären, Hill sei noch immer *persona grata*, währt der Lärm fort. „Deutsche Anmaßung! Wenn unser Kandidat ihnen nicht mehr gefällt, mag der Erste Sekretär die Geschäfte führen und Towers Posten unbesetzt bleiben.“ Der Kundige ahnt schon,

was geschehen ist. Und liest am vorletzten Märztag im Lokalanzeiger: „Der Kaiser hat die Beanstandung des von Roosevelt gewählten Botschafters bedingungslos zurückgenommen. Aus Rücksicht auf die Öffentliche Meinung Amerikas. Er hat seine Ansicht schnell geändert, als ihm mitgeteilt wurde, die deutsch-amerikanische Freundschaft sei gefährdet.“ Das war aus der Wilhelmstraße recta nach London berichtet worden und von dort nach Berlin zurückge-
langt. Baron Speck von Sternburg muß im Weißen Haus einen Entschuldigungszettel überreichen und froh sein, wenn Uncle Sam die Stirn entrunzelt. Was war geschehen? Wilhelm hatte an Roosevelt geschrieben (oder schreiben lassen), er fürchte, der auf den Botschaftersold angewiesene Herr Hill werde das Sternenbannerreich nicht so würdig repräsentieren wie der Millionär Charlemagne Tower. Und Amerika heischte öffentlichen Widerruf. Der Kaiser, der sich für die Akademie der Künste als Barock-Imperator, den Lorbeer auf der Allongeperücke, den rechten Fuß auf der Weltkugel, modellieren läßt, mußte nachgeben. Eine böse Geschichte. Hat der Kanzler sie im Entstehen gekannt? Sonst ist mit der Festigkeit, Stetigkeit, Einheitlichkeit deutscher Politik kein Staat zu machen. „Il ne veut pas s'excuser? Un mauvais Allemand“: das stand im Gaulois. Wir Friedlichen haben's weit gebracht. Bis auf die Klippe von Korypho.

GEGEN DEN KAISER

TATBESTAND

AM ACHTUNDZWANZIGSTEN OKTOBER 1908 stand in der Londoner Zeitung The Daily Telegraph ein Artikel, der den Titel „The German Emperor and England“ trug und als personal interview bezeichnet war. Der Verfasser ließ den Deutschen Kaiser in direkter Rede zu einem entamteten britischen Diplomaten sprechen. „Ihr Engländer seid völlig verrückt. Oft und laut habe ich euch gesagt,

daß einer der heißesten Wünsche meines Herzens der ist, mit England in bester Freundschaft zu leben. Falschheit und Arglist sind meinem Wesen fremd und mein Handeln beweist die Wahrhaftigkeit meiner Worte. Daß ihr sie mißdeutet und mir nicht glaubt, empfinde ich als eine schwere persönliche Beleidigung. Ein großer Teil eurer Presse warnt das Volk, die Hand, die ich euch hinstrecke, zu fassen, und behauptet, meine andere Hand halte einen Britannien bedrohenden Dolch. Ich kann immer nur wiederholen, daß ich Englands Freund bin. Aber ich bin in meinem Land mit diesem Gefühl in der Minorität. In breiten Schichten Deutschlands, unten und im Mittelstand, ist die Stimmung euch unfreundlich. Mit aller Kraft arbeite ich an der Besserung unserer Beziehungen: und ihr seht in mir den Erzfeind. Während des südafrikanischen Krieges war Deutschland von bitterster Feindschaft gegen euch erfüllt. Öffentliche und private Meinung kehrte sich wider England. Was aber tat ich? Wer hat denn der Rundreise der von den Buren Abgeordneten, die eine europäische Intervention gegen euch erwirken sollten, ein Ende gemacht? Ich. Die Leute waren in Holland und Frankreich bejubelt worden und auch das deutsche Volk hätte ihnen gern Kränze gewunden. Ich aber weigerte mich, sie zu empfangen: und sofort hörte die Agitation auf und eure Feinde konnten nichts ausrichten. Als in Südafrika der hitzigste Kampf tobte, forderten die Regierungen von Rußland und Frankreich uns auf, gemeinsam vorzugehen und die Beendigung des Krieges zu erzwingen; sie meinten, die Stunde sei gekommen, wo man England bis in den Staub erniedern könne. Ich antwortete, Deutschland werde nie an der Vorbereitung einer Niederlage Britanniens mitwirken, nie für eine Politik zu haben sein, die es in einen Konflikt mit einer Seemacht vom Rang Englands zu bringen vermöchte. Im Archiv des Schlosses Windsor liegt das Telegramm, in dem ich damals der Königin Victoria den Plan eurer Feinde und meine abweisende Antwort meldete. Das ist noch nicht alles. In der Schwarzen Woche (im Dezember 1899), als eure Fehlschläge sich häuften und ein Brief

meiner verehrten Großmutter den tiefen Kummer ihres Gemütes verriet, begnügte ich mich nicht mit einer schnell meine Sympathie ausdrückenden Antwort, sondern tat noch mehr: ich ließ von einem meiner Offiziere die Kopfbild und die Position der in Südafrika auf beiden Seiten fechtenden Truppen feststellen, entwarf nach diesen Angaben den unter solchen Umständen für Englands Interessen tauglichsten Feldzugsplan und schickte ihn, als mein Generalstab ihn gebilligt hatte, nach England. Auch dieses Dokument liegt in Windsor Castle. Und mein Kriegsplan glich in allem wesentlichen dem vom Lord Roberts dann mit Erfolg ausgeführten. Handelt so ein Feind Englands? Aber ihr sagt, unser Flottenbau bedrohe euch. Nein: Wir brauchen eine große Flotte, um unseren Handel und unsere anderen Interessen zu schützen. Der Kreis dieser Interessen wird sich noch erweitern. Wir müssen uns für die Auseinandersetzung vorbereiten, die im Stillen Ozean (früher, als manche glauben) nötig werden wird. Japans rascher Aufstieg und Chinas Erwachen zeigt, welche Aufgaben im fernen Osten von den europäischen Mächten zu bewältigen sind. Um für den Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans in Bereitschaft zu sein, brauchen wir eine starke Flotte. Wenn in diesem Kampf einst britische und deutsche Geschwader für dieselbe Sache streiten, wird auch England sich der Tatsache freuen, daß Deutschland sich eine große Flotte geschaffen hat.“ Das ist der Hauptinhalt der personal interview. Ein Seitenpfad des Gespräches hatte nach Marokko geführt. Der Kaiser bestritt, daß Deutschlands hastiges Eintreten für Muley Hafid von dem Wunsch bewirkt worden sei, den Westmächten am Atlas den Weg zu sperren, und behauptete, Frankreichs Konsul sei viel früher als Deutschlands von Tanger nach Fez, in die Residenz des neuen Sultans, zurückgekehrt.

Als die Interview (am 29. Oktober) in Deutschland bekannt wurde, glaubten einfältige Gemüter, Meinung und Wort des Kaisers seien gefälscht, entstellt oder mindestens durch groben Vertrauensbruch ans Licht gebracht worden.

Die Enttäuschung kam schnell. Wolffs Telegraphisches Büro und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung übernahmen den Artikel des Daily Telegraph. Damit war der Wortlaut beglaubigt; war auch erwiesen, daß der Kaiser die Verbreitung wünsche. Nun brach der Sturm los; drinnen und draußen. Wut und Hohn, Geheul und Gelächter im Ausland; überall. (Nur ein paar britische Schlauköpfe, die unsere Machtquellen ganz verschüttet sehen möchten, lobten die friedliche Absicht Wilhelms, der eben doch Britenblut in den Adern habe.) In Deutschland eine leidenschaftliche Empörung, wie sie ein Halbjahrhundert lang nicht erlebt ward; Nord und Süd; in allen Ständen; auch in der Armee. Niemals war über den Kaiser laut so geredet, nie noch so geschrieben worden. Daß der Reichskanzler von der Interview und von dem Willen zur Veröffentlichung nichts gewußt habe, galt als gewiß. Persönliches Regiment, Absolutismus, impulsives Handeln, romantische Politik, Pflicht des verantwortlichen Beraters: all die alten Leitmotive hörten wir wieder; nur war das Orchester diesmal viel größer und spielte fortissimo. Was wird der Kanzler tun? Er muß gehen. Dem Kaiser sagen, daß solche Überraschungen den Erfolg des Reichsgeschäftes vereiteln und daß Gewissen und Selbstachtung ihm raschen Rücktritt befehlen. Vielleicht hat er daran gedacht. Sicher seinem Herrn harten Tadel nicht erspart. „Was wollen Sie denn nun wieder von mir? Diesmal habe ich Sie ja sogar gefragt. Und Sie haben die Veröffentlichung gebilligt: unter dem zustimmenden Bericht steht Ihr B.“ Ungefähr so mag die Antwort gelautet haben. Am letzten Oktoberabend erfuhr der Erdkreis, daß der Kaiser das Manuskript an den Kanzler geschickt und die Veröffentlichung erst gestattet habe, als dessen Zustimmung eingetroffen war; diese Zustimmung stützte sich aber nicht auf eigene Kenntnis, sondern auf ein Gutachten des Auswärtigen Amtes; wenn der Kanzler das Manuskript selbst gelesen hätte, wäre es mit seinem Willen nicht veröffentlicht worden; da er die ihm unterstellten Beamten mit seiner Verantwortlichkeit decken müsse, habe er seinen Ab-

schied erbeten und nach dessen Ablehnung die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Tatbestandes erwirkt, „um ungerechten Angriffen auf Seine Majestät den Kaiser den Boden entziehen zu können“. Das stand in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, wurde in alle Erdteile telegraphiert und trug aus allen uns das Echo fröhlichen Gelächters heim. Wahr oder unwahr, hieß es am nächsten Tag: der Kanzler, unter dem solche Zustände möglich wurden, muß morgen vom Schauplatz verschwinden. Am ersten, am zweiten Novembertag hieb alles in blinder Wut auf den Kanzler ein. Auf den Liebling der Presse. Der ist an dem ganzen Unheil schuld. Der hat uns Schande und Spott eingebracht. Der muß fort: denn sein Ansehen ist hin und sein Kredit für immer vernichtet. Von dem Kaiser war kaum noch die Rede. Die Meute bellte auf falscher Fährte.

DIE NEBENFRAGEN

Über die Unzulänglichkeit der in der Norddeutschen veröffentlichten Erklärung braucht man kein Wort mehr zu verlieren. Der Autor war offenbar um alles Augenmaß, allen Respekt vor der Muttersprache gekommen. Kopflos. Hat vielleicht auch nicht die ganze Wahrheit gesagt. Aber nicht (wie noch heute unter Deutschen und Fremden die Mehrheit glaubt) einfach gelogen, sondern den Vorgang so dargestellt, wie ihn die Akten erweisen. Der Kaiser ist in Rominten, der Kanzler in Norderney, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in Berchtesgaden. Unter den Schriftstücken, die aus Ostpreußen an die Nordsee gelangen, ist ein Brief des Gesandten Freiherrn von Rücker-Jenisch, der während der Reisen des Kaisers die internationalen Angelegenheiten vorzutragen und die Verbindung mit dem Kanzler und dem Auswärtigen Amt herzustellen hat. Ein dem Fürsten Bülow verwandter Herr: da, verhiieß die Hoffnung, geht gewiß alles glatt. Er schickt ein Manuskript, dessen Veröffentlichung Oberst Stewart Wortley, der Herr auf Highcliff, als nützlich empfohlen und der Kaiser gebilligt hat, und fragt, „im Allerhöchsten Auftrag“, ob der Kanzler

etwa Grund zum Widerspruch finde. Keine Andeutung, daß es sich um eine Interview, um besonders Wichtiges handle. Englisch, dünne Blättchen, schlechte Schrift: Fürst Bülow hat keine Lust, den Artikel zu lesen. Was der Kaiser für nützlich und Jenisch mindestens für publizierbar hält, kann zu ernststen Bedenken doch kaum Anlaß geben. Herr von Müller, der das Reich im Haag vertritt und jetzt zur Dienstleistung nach Norderney befohlen ist, erhält den Auftrag, das Manuskript zur Prüfung und Berichterstattung ans Auswärtige Amt zu senden. Wer ist da zuständig? Der Dezernent der Preßabteilung ist beurlaubt. Der Unterstaatssekretär noch nicht lange im Amt. Als zuverlässigster Aktenkenner gilt in der Politischen Abteilung Geheimrat Klehmet. Der bekommt Wortleys Blättchen, meint, er solle nur prüfen, ob die Angaben richtig seien, und meldet, er sehe kein Bedenken, das gegen die Publikation spreche. Dieser Bericht geht nach Norderney. Herr von Müller legt ihn mit dem Manuskript, das er noch immer nicht liest, nicht einmal flüchtig anblättert, zu den für die Unterschrift fertigen Sachen und der Kanzler setzt, ohne zu ahnen, was er tut, unter den nun historischen Namen Klehmet sein B. Erledigt. Norderney-Rominten-Highcliff-London. Die Herren Jenisch, Müller, Klehmet scheinen mir schuldiger als der Kanzler. Hatten sie Angst, sich die Finger zu verbrennen? Scheuten alle drei den Zorn des Herrn, der sich zwar zu einer Frage bequemen, eine verneinende Antwort aber nicht hören mochte? Wahrscheinlich. Auch den Fürsten Bülow hat mehr als Papier und Schrift wohl die Furcht vor dem Ärger geschreckt, der hinter den dünnen Blättchen lauern konnte. Daß er stumm geblieben wäre, wenn er geahnt hätte, was Wortley ans Licht zu bringen trachtete, darf selbst der Feind ihm nicht zutrauen; selbst der Freund aber, daß er kleinen Konflikten gern ausbiegt.

Höllisch kluge Briten wollten die Veröffentlichung: drum wäre sie mit oder ohne Zustimmung des Kanzlers irgendwo möglich geworden. Und hat denn erst die Veröffentlichung uns geschadet? Nur sie? Jeder patriotische Brite, der Wil-

helms Worte hörte, war verpflichtet, sie der Regierung seiner Heimat mitzuteilen. Jeder hätte es getan. Dann war das Unheil geschehen. Daß es ans Licht kam, war noch das Beste für uns. Denn nun sieht auch die Masse, die allzu lange blind blieb, die Gefahr; und kann sich wehren.

Die Kaiserkrise ist allen sichtbar geworden. Seit sechzehn Jahren ward in der „Zukunft“ gesagt, daß sie kommen müsse, wenn erwachender Massenmut zur Wahrhaftigkeit nicht Wunder wirke. Wir wollen nicht neue Sündenböcke in die Wüste schicken; nicht betitelte und besternte Herren zu Prügelknaben machen. Die Halbmänner, deren schädlicher Einfluß Jahrzentlang, Unheil zeugend, fortgewirkt hatte, sind beseitigt. Was sie angerichtet haben, sieht jedes ungetrübte Auge. Ob die Spur ihres Trachtens je ganz wegzuwischen sein wird, bleibt fraglich. Doch der Ring ist gesprengt. Jetzt hat die Nation mit dem Kaiser zu reden. Nur mit ihm. Die Fehler der Handlanger verschwinden neben der furchtbaren Gefahr, die er heraufbeschworen hat. Dem Reich heraufbeschworen hätte, auch wenn keins der vor Britenohren von ihm gesprochenen Worte gedruckt worden wäre. Merkt die Kurzsicht noch immer nicht, daß die Veröffentlichung der Interview in dem traurigen Stück deutscher Geschichte der einzige Akt ist, der uns Trost gewähren kann? Daß in dem Streit um das Bestimmungsrecht des deutschen Volkes die Hauptfrage nur lauten darf: Hat der Deutsche Kaiser die Sätze, die der britische Oberst ihm zuschrieb, gesprochen?

Er hat sie gesprochen. Konnte sie sprechen. Und hat, als er sie las, in ihnen den Ausdruck seines Denkens und Willens erkannt. Seine Absicht war, den Briten zu sagen, daß er sie herzlicher liebe, als der Mehrheit seiner Landsleute erwünscht sei; daß er ihr Reich vor dem Zusammenbruch bewahrt, in tiefster Not ihnen, die im Landkrieg ratlos waren, den wirksamen Feldzugsplan geliefert, die heimlich wühlende Feindschaft der (ihnen jetzt eng befreundeten) Mächte vereitelt, die Einladung in ein antibritisches Bündnis nicht nur abgelehnt, sondern, trotzdem sie Verschwiegenheit be-

dingte, nach London gemeldet habe; und daß die deutsche Flotte zum Kampf gegen Japan und China bestimmt sei. Die Mehrheit der Deutschen haßt England (also habt ihr die Kriegsgefahr vor der Tür und die Wahl, ob ihr morgen los schlagen oder noch hastiger Dreadnoughts bauen wollt). Wenn ich die russischen und französischen Anerbietungen, die im Vertrauen auf unsere Diskretion nach Berlin kamen, nicht abgewiesen und flink meiner Großmutter mitgeteilt hätte, wäre es euch schlecht gegangen (überleget also, ob Rußland und Frankreich zuverlässige Freunde sind). Um euch aus der Ohnmacht zu helfen, habe ich, der höchste Kriegsherr des deutschen Heeres, einen Feldzugsplan für die britische Armee ausgearbeitet (also die Neutralitätspflicht verletzt) und dem Großen Generalstab zur Prüfung übergeben (also die Zeit meiner klügsten Offiziere in Englands Interesse belastet). Meine Flotte baue ich, um für den Kampf um den Stillen Ozean stark zu werden (also merket euch, daß wir da große Ambitionen haben, und erzählet den gelben Männern, daß wir ihnen ans Leben wollen). Das hat Wilhelm der Zweite, Deutscher Kaiser und König von Preußen, vor Engländern gesagt. Daß einer, der sich der Macht entkleiden will, so spräche, wäre noch zu begreifen. Auch ihm müßte staatsmännischer Sinn empfehlen, die Herrscherhoffnung des Erben nicht im Keim zu zerstören. Daß einer, der weiterregieren will, sich draußen so um alles Vertrauen, um allen Glauben an seine Eignung für die einfachsten Aufgaben der Politik gebracht hat, ist ohne Beispiel in der neuen Geschichte. Ohne Beispiel auch die Wirkung dieser Worte auf dem weiten Rund der Erde. Angeln, Romanen, Slawen, Mongolen stehen gegen uns vereint. Vom Weißen bis zum Gelben Meer Wut und Hohn.

Will der Kaiser und König der Krone entsagen? In geringerem, in nicht selbst verschuldeter Fährnis hat sein Großvater daran gedacht. Den Enkel wird kein Frauenwunsch und keine Volksdrohung drängen. Sein Wille ist frei. Doch er darf sich nicht darüber täuschen, daß seine Volksgenossen jetzt gegen ihn sind und daß kein Kanzler sich, der alte nicht

Roosevelt

noch ein neuer, halten kann, der nicht aus dem Munde des Kaisers die Bürgschaft unverbrüchlicher Selbstbescheidung bringt. Die muß Deutschland fordern. Auch das Haus Hohenzollern. In dieser grausam ernsten Stunde noch. Sonst wird es zu spät.

Wer das Nahen der Krisis früh erkannt, fast zwei Jahrzehntlang vor ihr, trotz Schmähung, Vermögensschädigung, Einsperrung, als vor der drohenden Reichsgefahr furchtlos gewarnt hat, der braucht sich jetzt nicht in Schweiß zu schreien, um den Applauspendern zu beweisen, daß ihm ~~ihm~~ im Dunstkreis der Majestät feige Scheu nicht immer die Kehle zugeschnürt hat. Der darf ruhig reden; gelassen wie einer, der von unbestrittenen, unbestreitbaren Tatsachen spricht. Sind sie bestritten worden? Sind sie zu bestreiten? Nicht einer hat's auch nur versucht. Im weiten deutschen Land nicht ein irgendwie Beträchtlicher, dem Fronpflicht nicht das Kreuz so nutzlosen Mühens aufzwang. So weit sind wir. Endlich. Und dürfen aufatmen: denn der Erdkreis merkt nun wieder, daß auf deutschem Boden nicht eine Herde lebt, die der Wink des Hirten auf eine kahle Dünenklippe treibt oder in den Stall pfercht. Daß germanische Volkheit im Qualm der Städte den Stolz freier Sassen noch nicht verlernt hat; daß sie nach selbstherrlichem Ermessen ihr Vertrauen gibt und nimmt; und, wenn Notwendigkeit befiehlt, dem Haupt der in ihrem Bereich mächtigsten Familie mit unüberhörbarer Stimme, wie Hiobs Gott einst dem wildem Meer, zuruft: „Bis hierher darf deine Gewalt reichen und nicht um Fußes Breite je weiter!“ Das ist geschehen. Da der Wunsch treuer Herzen, die Majestät möge sich wieder mit Wolken kleiden und in Dunst wie in Windeln wickeln, unerfüllt geblieben ist, im Gebraus üppigen Hoflagerlebens wohl gar nicht vernommen ward, haben tausend schrille Stimmen von dem Kaiser und König Gehör erzwungen. In den rauhen Chor klang eine fromm mahnende Weise hinein; wie ins Feuergeläut der umflorte Ton einer Totenglocke. Der Vorstand der Konservativen Partei hat eine Er-

klärung veröffentlicht, in der gesagt wird: Wir sehen mit Sorge, daß Äußerungen Seiner Majestät des Kaisers, gewiß stets von edlen Motiven ausgehend, nicht selten dazu beigetragen haben, zum Teil durch mißverständliche Auslegung, unsere Auswärtige Politik in schwierige Lage zu bringen. Wir halten, geleitet von dem Bestreben, das kaiserliche Ansehen vor einer Kritik und Diskussion, die ihm nicht zuträglich sind, zu bewahren, und von der Pflicht beseelt, das Deutsche Reich und Volk vor Verwicklungen und Nachteilen zu schützen, uns zu dem ehrfurchtvollen Ausdruck des Wunsches verbunden, daß in solchen Äußerungen künftig eine größere Zurückhaltung beobachtet werden möge. Eine Totenglocke. Die einen ehrwürdigen Wahn zur letzten Ruhstatt geleitet. Ein König von Gottes Gnaden dürfte nie getadelt, niemals zu „größerer Zurückhaltung“ gemahnt werden. Der wüßte besser als jeder andere, was ihm ziemt, was dem Lande frommt. Der fünfte Novembertag des Jahres 1908, der diese Erklärung gebär, ist aus Preußens Geschichte nicht mehr zu tilgen. Vor zwanzig Jahren, beim Johannitermahl in Sonnenburg, hat Wilhelm der Zweite die „Edelsten des Volkes“ als seine zuverlässigsten Helfer gerühmt. Sechs Jahre danach sprach er in der Krönungstadt preußischer Könige: „Wie der Efeu sich um den knorrigen Eichstamm legt, ihn schmückt mit seinem Laub und ihn schützt, wenn Stürme seine Krone durchbrausen, so schließt sich der preußische Adel um mein Haus.“ Der sichtbarste Teil des Adels hat vor der Antwort auf die Reichslebensfrage so lange gezaudert, daß die kaiserliche Katachrese an Sätze erinnern mußte, die Goethe ins Buch seines Erlebens schrieb: „Wie die Mollusken keine Knochen, so hat der Efeu keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus und am Allerunerträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sei ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe. Die Zeit ist vorbei. Der Adel will

nicht länger anschniegbarer Efeu sein. Nicht blind, wie ihm zugemutet ward, durch dick und dünn folgen. Die Buch, Erffa, Heydebrand, Kröcher, Manteuffel, Mirbach, Normann, Pappenheim fühlen, daß ihre Kaste verloren wäre, wenn sie sich jetzt noch völlig von dem Empfinden der Nation schiede. Sie haben Brüder und Vettern, Söhne und Schwiegersöhne in der Armee und in der Verwaltung, sind dem Hofbann erreichbar: und sprechen dennoch deutlicher als irgendwo eine bourgeoise Gruppe. Mäutig und (deshalb) klug. Noch aber ist nichts gewirkt, nichts gesühnt, nichts verbürgt. Ist durchaus nicht sicher, daß nach ein paar Wochen das alte Leid nicht wieder die Volkskräfte lähmt. Das aber darf nicht sein. Um des Reiches, auch um des Kaisers willen.

Am 10. November hat Fürst Bülow die Interpellation der Reichstagsparteien beantwortet. Zwei Jahre zuvor hatte er gesagt: „Ein gewissenhafter, ein seiner moralischen Verantwortlichkeit sich bewußter Kanzler wird nicht im Amt bleiben, wenn er Dinge nicht zu verhindern vermag, die nach seinem pflichtgemäßen Ermessen das Wohl des Reiches wirklich und dauernd schädigen. Wären solche Dinge vorgekommen, so würden Sie mich nicht mehr an dieser Stelle sehen.“ Er hat die Schätzung des Schadens also seinem „pflichtgemäßen Ermessen“ vorbehalten; und darf, da er noch auf seinem Eckplatze sitzt, nicht zugeben, daß des Reiches Wohl „wirklich und dauernd“ geschädigt ist. Er hat die „verhängnisvolle Wirkung“ der kaiserlichen Interview nicht einen Augenblick verkannt; findet den Schaden „groß“, doch „nicht so groß, daß er nicht mit Umsicht wieder ausgeglichen werden könnte“; ein „Unglück“ darf man's nennen, nicht „eine Katastrophe“. Wörterbuchfragen. Auch die Wirkung einer Katastrophe kann übrigens „mit Umsicht wieder ausgeglichen werden“. Wir sind bescheiden. Uns genügt die Feststellung, daß durch den Deutschen Kaiser „großer Schaden“, eine „verhängnisvolle Wirkung“, „ein Unglück“ ins Deutsche Reich gekommen ist. Das ist's nach dem pflichtgemäßen Ermessen des Kanzlers. Was „dauernd“ geschädigt hat, lehrt erst der Rückblick. Wenn je eine Hand-

lung aussah, als müsse sie weit in die Ferne wirken, so ist's die von Wilhelm selbst bestätigte; ist's die Art, wie der Kaiser über seine Landsleute, seine Taten und Absichten und über die Geheimnisse deutscher Diplomatie vor Engländern geplaudert hat. Der gewissenhafte Kanzler, der in elfjährigem Mühen so gefährliche Dinge nicht zu hindern vermocht hat und dennoch im Amt bleibt, muß die Katastrophe sehr nah glauben und deshalb bereit sein, lieber als seine Kontrollmacht das Vertrauen in seine Gewissenhaftigkeit gemindert zu sehen.

Fürst Bülow „muß bezweifeln, daß alle Einzelheiten aus den Gesprächen des Kaisers im Daily Telegraph richtig wiedergegeben worden sind“. Muß er? Dann muß er bezweifeln, daß der Kaiser imstande ist, die Richtigkeit ihm zugeschriebener Sätze zu prüfen. Wilhelm hat das vom Oberst Stewart Wortley eingeschickte Manuskript gelesen und lobend glossiert; hat die Wiedergabe seiner Worte als richtig gefunden. Der Verteidiger Seiner Majestät erzählt uns, weder der Kaiser, noch der Große Generalstab habe jemals einen detaillierten Plan zum Kriege gegen die Buren ausgearbeitet, geprüft, nach England geschickt. Was über den Kanal spedit wurde, waren „Aphorismen“, „rein akademische Gedanken über die Kriegführung im allgemeinen, ohne praktische Bedeutung für den Gang der Operationen und für den Ausgang des Krieges“. Solche Gedanken hätten in die Briefe Wilhelms an Großmama sicher sehr gut gepaßt und Grandy hätte in ihren letzten Greisentagen solchen Kursus in Strategie und Taktik gewiß gern durchschmarutzt. Nur: das nette Histörchen läßt sich nicht halten. Im Daily Telegraph stand: „Ich ließ von einem meiner Offiziere die Kopfbzahl und die Position der in Südafrika auf beiden Seiten fechtenden Truppen feststellen, entwarf nach diesen Angaben den unter solchen Umständen für Englands Interessen tauglichsten Feldzugsplan und schickte ihn, als mein Generalstab ihn gebilligt hatte, nach England. Auch dieses Dokument liegt in Windsor Castle. Und mein Kriegsplan glich in allem wesentlichen dem vom Lord Roberts dann mit Er-

folg ausgeführten. Handelt so ein Feind Englands?“ Diesen Wortlaut hat Wilhelm geprüft und richtig gefunden. Und der Kriegsplan, auf den der Kaiser sich als auf das stärkste Beweismittel seines Rechtes auf dankbare Britenliebe beruft, soll niemals entstanden sein? Trotzdem in London und Berlin der Offizier genannt wird, der die Ziffern herbeigeschafft hat? Trotzdem der Kaiser davon sprach?

Weiter. „Im Mai 1899“, sagt der Kanzler, „haben wir den Buren keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie im Fall eines Krieges allein stehen würden.“ Mag sein. Da kam die Warnung eben zu spät; und die Buren, die Murawiew auf eine Intervention hoffen ließ, glaubten, Deutschland werde sich die gute Gelegenheit nicht absperrern, im Bunde mit den Nachbarn aus Ost und West die britische Hegemonie vom Festland abzuschütteln. Das mußten sie glauben, seit Freiherr von Marschall im Reichstag den Wert unserer südafrikanischen Interessen so hoch eingeschätzt und der Kaiser in der Depesche an Paul Krüger das Deutsche Reich eine den Burenstaaten befreundete Macht genannt hatte, die ihnen auf Anruf helfen werde. Diese Depesche hat die deutsche Wirtschaft etwa hundert Millionen Mark gekostet; „das Wohl des Reiches also wirklich und dauernd geschädigt“. Diese unnötige, nur einer Stimmung Luft schaffende Depesche hat die Briten auf Jahre hinaus erbittert. Und als die Buren dann Hilfe erbaten? „Wer hat denn der Rundreise der von den Buren Abgeordneten, die eine europäische Intervention gegen euch erwirken sollten, ein Ende gemacht? Ich. Ich weigerte mich, sie zu empfangen: und sofort hörte die Agitation auf und eure Feinde konnten nichts ausrichten.“ So hat's der Kaiser gesagt, gelesen, verbreiten lassen. So will er's in die Geschichte bringen. Kann der Hinweis auf die Warnung, die im Mai 1899 über den Haag nach Pretoria ging, den Groll über solches Handeln beschwichtigen?

Daß der Kaiser den franko-russischen Bündnisvorschlag seiner Großmutter meldete, soll, sagt der Kanzler, nicht der Rede wert sein. „Die Sache war längst bekannt. (Lebhaftes Hört! Hört!)“ Längst? Seit Wilhelm der Zweite sie in Ge-

sprächen, die der englische Journalist Bashford vor einem Jahr veröffentlichen durfte, bekanntgemacht hat. Auf diese Gespräche, nach denen fremden Mächten in Berlin nicht mehr die Gewähr unbedingter Verschwiegenheit zu bieten sei, haben sich die Wiener berufen, als ihnen vorgehalten wurde, daß es freundschaftlich gewesen wäre, Deutschland früher als andere auf die Annexion Bosniens und der Herzegowina vorzubereiten (Hört! Hört!). „Die sicherste Politik ist wohl diejenige, die keine Indiskretionen zu fürchten braucht.“ Sprenkel für die Drosseln. Jede Politik muß Indiskretionen fürchten; selbst die redlichste. Die Bülows wie die Bismarcks; Ährenthals wie Metternichts. Auch die saubersten und solidesten Banken und Industriegesellschaften bergen Geschäftsgeheimnisse; und der Generaldirektor oder Aufsichtsratspräsident, der sie ohne Vereinbarung entschleierte, käme um Sitz und Kredit. „Die Mitteilung konnte berechtigt sein, wenn vor irgendeiner Seite versucht worden wäre, unsere Absichten zu entstellen oder unsere Haltung zu verdächtigen.“ Nach dem Bekenntnis zu solchem Grundsatz will Fürst Bülow für das Reich noch Geschäfte machen? Wenn Deutschlands Haltung verdächtigt wurde, durfte der Deutsche Kaiser, statt sich auf die Entkräftung des Verdachtes zu beschränken, den Plan, der in embryonischem Zustand aus Petersburg nach Berlin gekommen und unter der Voraussetzung unverbrüchlicher Diskretion dem Leiter des Auswärtigen Amtes mitgeteilt worden war, dem Auge der davon bedrohten Macht entschleiern? Solche Staatsmoral gäbe dem Botschafter das Recht, der vor ungefähr zwanzig Monaten sagte, das Deutsche Reich sei nicht mehr bündnisfähig. Und der Nutzen des Verstoßes gegen die Spielregel der Diplomatie, den der Mandant verdienstlich, der Mandatar „unter Umständen mindestens erklärlich“ findet? Hat er uns Britanniens Liebe erworben? Rußland und Frankreich, einst „eure Feinde“, waren schon im Algesirasjahr dem Inselreich innig gesellt.

Der Kaiser hat vor Briten gesagt, die Mehrheit der Deutschen sei gegen England. Gesagt, Deutschland baue seine

Flotte, um für den Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans in Bereitschaft zu sein. So ist's mit seiner Ermächtigung gedruckt worden. Der Verteidiger stellt sich, als sei die Wiedergabe ungenau oder falsch. „Wir denken gar nicht daran, uns im Stillen Ozean auf maritime Abenteuer einzulassen.“ Vielleicht dünkt ihn der Kampf um die Zukunft dieses Ozeans kein Abenteuer. An diesen Kampf hat der Kaiser gedacht; an einen Kampf anglo-deutscher gegen ostasiatische Geschwader. Danach, nach dem Buddhabild, der Hunnenrede, der steten Warnung vor der „gelben Gefahr“ wird Nippon auch vom geschicktesten Beschöniger leider nicht leicht zu überzeugen sein, daß es in dem Deutschen Kaiser einen Freund zu sehen habe. „Wären die materiellen Dinge in der richtigen Form im einzelnen bekannt geworden, so wäre die Sensation keine große gewesen.“ Sie sind in der richtigen Form bekannt geworden; genau in der Form, in der sie der Kaiser bekannt werden lassen wollte; die er überwacht und gebilligt hat.

Am 1. November spricht lächelnd der Kaiser: „Na, Bernhard habe ich herausgehauen!“ Durch die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Tatbestandes, der erwies, daß die Londoner Publikation an die Zustimmung des Kanzlers gebunden sein sollte. Am 10. November will der Kanzler vergelten. „Ich verstehe, daß der Kaiser, gerade weil er sich bewußt war, immer eifrig und ehrlich an einem guten Verhältnis zu England gearbeitet zu haben, sich gekränkt fühlte durch Angriffe, die seine besten Absichten entstellten. Ist man doch so weit gegangen, seinen Interessen für den deutschen Schiffsbau geheime Absichten gegen englische Lebensinteressen unterzuschieben, an die er nie gedacht hat.“ „Immer“ und „nie“ sind Wörter, in deren Anwendung der über Wilhelm den Zweiten Sprechende vorsichtig sein sollte. Fürst Bülow nimmt als erwiesen an, was erst zu erweisen wäre; aber nicht zu erweisen ist. Er sollte sich hüten; auch gut gemeinte Provokation kann gefährlich werden. Und Eduards Köcher birgt noch manchen Papierpfeil. Dem Enkel des Koburgers und der Welfin ist's so ziemlich mit allen

Dingen Himmels und der Erde so gegangen wie mit den äronautischen Versuchen des Grafen Zeppelin. Jahrelang hat er über die Arbeit des Grafen ungemein schroff abgeurteilt, ihm, der gerade damals der Hilfe gar dringend bedurfte, die Reichsquellen nicht geöffnet und ist heftig geworden, wenn der Name des Erfinders genannt wurde. Jetzt, nach Erfolgen, die den Sachverständigsten noch nicht zur Urteilsgründung genügen, ist ihm „die Vorzüglichkeit des starren Systems über alle Zweifel erhaben“ (noch im Hochsommer war's ein nicht diskutierbarer Unsinn); ist der Graf „der größte Deutsche des zwanzigsten Jahrhunderts“ (das nächstens ins achte Lebensjahr tritt), „der Bezwingen der Lüfte“ und der Würdigste, den Hohen Orden vom Schwarzen Adler zu tragen; denn er (der vorgestern Verfemte, den man noch nach dem Echterdinger Tag nur unter Aufsicht arbeiten lassen durfte) „hat uns an einen Entwicklungspunkt des Menschengeschlechtes geführt und einen der größten Momente in der Entwicklung der menschlichen Kultur erleben lassen.“ Das klingt. Schwarzer Adler. Accolade. Küsse auf beide Backen. Vor allem Volk. Und wenn dieser Bringer neuen Heils und echter Höhenkultur vier Wochen vor seinem siebzigsten Geburtstag gestorben wäre, hätte der Deutsche Kaiser sich an ihn als an einen dilettierenden Narren erinnert, bei dessen Nennung die Achsel zuckte. Ein Beispiel für viele, die uns den Kopf schütteln ließen, seit Bismarck „noch sechs Monate verschnaufen“ sollte. So war's auch mit dem Verhältnis zu fremden Völkern; besonders zu England. „Der Dreizack gehört in unsere Faust!“ „Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans.“ „Auf dem Erdball keine Entscheidung mehr ohne Mitwirkung des Deutschen Kaisers!“ „Hohenzollern-Weltherrschaft.“ „Deutschland in der Welt vornan!“ Konnten solche Worte dem Briten lieblich klingen? Und schlimmere sind gesprochen worden; viel schlimmere geschrieben. Ist Engländern zu verargen, daß die hitzige Werbung um die Liebe der Mohammedaner und der Yankees, daß die Politisierung der Bagdadbahn, die als gunstloses

Geschäftsunternehmen die City nicht beunruhigt hätte, ihr Mißtrauen weckte? Daß sie der Mär nicht trauen, Deutschland dehne sein Steuerrecht bis an den Bezirk der Vermögenskonfiskation, nur um seinen Handel zu schützen, trachte nur deshalb, neben dem stärksten Landheer sich eine seinen Kolonialbesitz ins Ungeheure überwachsende Flotte zu schaffen? Kriegsschiffe, deren Stapellauf mit Schlachtgesängen und hellen Fanfaren der Erobererhoffnung gefeiert wird? Ohne Verständigung über die Grenzen der Seemacht keine aufrichtige Freundschaft mit England. Niemals. Denn für England ist's die Lebensfrage, ob es die ungefährdete Herrschaft über die Meere behält; und es muß jeden hassen, der's zwingt, noch schwerere, teurere Rüstung auf sich zu nehmen. Und die anglo-deutsche Konfliktsgefahr wirkt über den Erdkreis hin und bestimmt in Orient und Okzident die Gruppierung der Mächte. Das könnte jeder Nüchterne wissen. Wozu dann die stete Umwerbung, die den stolzesten Deutschen längst auf die Nerven fällt? Seit das Tempo des Flottenbaues nach jähem Entschluß beschleunigt worden ist, steht Deutschlands internationale Politik unter widrigem Gestirn. Und was wird die Häufung der finanziellen und der politischen Schwierigkeiten schließlich erreichen? Was die Familienpolitik in der Burenkriegszeit erreicht hat: neue, vorher unahnbare Koalitionen.

Nur ein für die beschädigte Konstruktion und die stille Abwicklung politischer Geschäfte völlig ungeeignetes Temperament konnte sich darüber täuschen. Vor Fremden, ein Kaiser und König, so sprechen, daß dem Echo der Weg verriegelt, von dem amerikanischen Interviewer Hale das Manuskript zurückgezogen werden muß, damit durch den Kaiser der Deutschen nicht neues Ärgernis in die Welt komme. Konnte hoffen, ein Herrenvolk von alter Kultur und politischem Genie dadurch zu gewinnen, daß man, als Erbe nachgewachsener Macht, ihm sagt: „Wenn ich euch damals nicht gerettet hätte, wäre es euch miserabel gegangen“; und zu verstehen gibt, wie die Gnade des Verwandten der Unfähigkeit in Kolonialkriegen ergrauter Krieger aus dem Sumpf

geholfen hat; einem Volk zu verstehen gibt, dessen im Verkehr mit Deutschland empfindlichster Punkt das Bewußtsein militärischer Schwachheit ist. Wer so oft, so furchtbar geirrt hat, kann Vertrauen in seine Eignung zum Amt eines Reichsgeschäftsführers niemals mehr heischen. Fürst Bülow hat, um nicht nur in der undankbaren Rolle des Verteidigers vor dem Thing aufzutreten, gesagt: „Die Einsicht, daß die Veröffentlichung dieser Äußerungen in England nicht die von Seiner Majestät dem Kaiser erwartete Wirkung gehabt, in Deutschland aber tiefgehende Erregung und schmerzliches Bedauern hervorgerufen hat, wird (diese feste Überzeugung habe ich in diesen schweren Tagen gewonnen) Seine Majestät den Kaiser dahin führen, künftig auch in seinen Privatgesprächen sich diejenige Zurückhaltung aufzuerlegen, die für eine einheitliche Politik, für die Autorität der Krone eine unerläßliche ist. Wäre dem nicht so, dann könnte weder ich noch einer meiner Nachfolger die Verantwortung tragen.“ Immerhin fast so tapfer wie die elf Deklaranten. Aber hat der Kaiser die tiefgehende Erregung und das schmerzliche Bedauern denn mitgeföhlt? Auch nur bemerkt? Während die vom Volk Abgeordneten sich zu einem Gerichtstag versammelten, wie das Reich ihn nie erleben zu müssen geglaubt hatte, wurde aus der Zeppelinstadt berichtet, Seine Majestät sei „in besonders fröhlicher Stimmung“. Zurückhaltung in Privatgesprächen? „Der Kaiser,“ sagte Bismarck, „ist anders als wir. Er möchte alle Tage Geburtstag haben und nimmt's wie Beleidigung auf, wenn ihm mal einer verregnet.“

PERSÖNLICHES REGIMENT

Armand Augustin Louis Graf von Caulaincourt, Herzog von Vicenza, steht, als Gesandter Napoleons, vor Alexander dem Ersten und spricht: „Konstantinopel ist ein so wichtiger Punkt, daß sein Besitz und die Dardanellenöffnung Eure Majestät zum zwiefach gesicherten Herrn des ganzen Handels mit der Levante, mit Indien sogar machen

würde. Auf dieser Basis ist eine Verständigung nicht möglich.“ Der Zar antwortet: „Wenn die Türken fort sind, ist Konstantinopel nur noch eine Provinzstadt am Endpunkt des Reiches. Die Geographie will, daß ich's habe; gehört's einem anderen, so bin ich in meinem Hause nicht mehr Herr. Und Ihr Kaiser wird zugeben, daß die anderen nicht darunter leiden, wenn ich den Schlüssel zu meiner Haustür habe.“ Caulaincourt: „Dieser Schlüssel öffnet und sperrt auch Toulon und Korfu; öffnet und sperrt den Welthandel.“ Alexander: „Man kann aber Bürgschaft dafür leisten, daß dieser Weg niemals und unter keinen Umständen dem Handel irgendeiner Macht geschlossen werden darf.“ Caulaincourt: „Solche Bürgschaft wäre wertvoll, wenn Eure Majestät ewig regierten; doch die Vorsicht gebietet, daß bei einem Abkommen, das den Weltgeschicken die Bahn weisen soll, der Kaiser seinem Reich jede erdenkliche Sicherheit verschafft. Wird der Nachfolger Eurer Majestät der Freund, der Bundesgenosse Frankreichs sein? Kann Eure Majestät dafür bürgen? Graf Rumanzow bemüht sich, Rußlands Zukunft für alle Fälle zu sichern. Bei allem guten Willen, das Eurer Majestät Angenehme und Nützliche zu tun, kann der Kaiser in einer Sache von dieser Bedeutung nicht die Interessen Frankreichs opfern.“ Alexander: „Ich wünsche nichts sehnlicher als die Verständigung. Wenn ihr aber den größeren Teil nehmt und alle Folgen dieses weltgeschichtlichen Ereignisses für euren Vorteil wirken, muß ich wenigstens den Nutzen haben, den die Geographie mir gibt. Der ist übrigens viel kleiner, als ihr denkt. Der Kaiser kann die Dardanellen nicht für sich wollen. Will er sie einer Macht geben: warum nicht mir? Welchen Schaden brächte es ihm?“ Caulaincourt: „Eure Majestät wäre dann vor der Tür von Korfu und Toulon.“ Alexander: „Lange nicht so nah wie ihr der Tür von Portsmouth und England den Türen von Brest und Cherbourg.“ Caulaincourt: „Deshalb sind wir auch Rivalen; selbst in Friedenszeit. Vielleicht werden wir nie befreundet, sicher nie Bundesgenossen sein. Eure Majestät wünscht doch, daß wir Freunde bleiben. Das ist nur möglich, wenn

der Nutzen des einen dem andern nicht schadet. Nach der Absicht des Ministers Grafen Rumanzow soll Rußland die eigentliche Levantemacht werden; was es da an neuem Landbesitz erwirbt, wird mit dem weiten Zarenreich fest verbunden. Das Gleichgewicht, das den Frieden erhält, hört dann auf. Frankreich an den Dardanellen, selbst in Konstantinopel: davor braucht niemand zu zittern. Für Frankreich wäre es ein ferner Besitz, etwas wie eine Kolonie. In Rußlands Hand wäre dieser Besitz eine Gefahr.“ Alexander: „Ich kann mein Reich nicht in unbequemere Lage bringen, als sie ihm durch die Nachbarschaft der Türken bereitet ist. Wenn Frankreich die Dardanellen hat, verliere ich, mag auch Konstantinopel russisch sein, mehr, als ich gewinne.“ 1808. Das Gespräch läßt die Standpunkte und Pläne der Gegner klar erkennen, die einander ihre Freundschaft beteuern. Weder Frankreich noch Rußland soll über die Meerengen herrschen; und noch weniger soll's, nach beider Willen, England. Was sonst aus der Türkei wird: diese Nebenfrage erregt nirgends die Geister der Staatsmannschaft. Keine Großmacht bekennt sich für den Islam; keine will für seine Erhaltung, sein ungehemmtes Fortleben auf Europas Boden die schwere Bürgschaft übernehmen. Auch der Korse nicht. Im ersten Ärger über die Londoner Parlamentsreden hat er versucht, den Zaren, den der gekrönte Parvenü Monsieur mon frère nennen darf, in ein Bündnis gegen England zu locken. „Nur großes, weitausblickendes Handeln kann uns noch den Frieden sichern und unser System festigen. Eure Majestät muß die Kopfzahl und die innere Kraft des russischen Heeres mehren. Was ich an Beistand leisten kann, leiste ich gern und aus redlichem Herzen. Denn ich hege gegen Rußland nicht Eifersucht, sondern wünsche ihm Ruhm, Glück und ein erweitertes Machtgebiet. Wir hätten, beide, lieber friedliche Tage in unseren weiten Reichen verlebt und uns bemüht, sie durch die Künste und durch die Wohltaten der Verwaltung noch mehr zu beleben und zu beglücken. Doch die Feinde der Welt wollen es nicht. Wider unseren Willen müssen wir größer sein. Weisheit und Po-

litik raten, den Befehl der Vorsehung auszuführen und dem unwiderstehlichen Gang der Ereignisse zu folgen. Dann wird das Pygmäengewimmel, das nicht einsehen will, daß den Vorgängen von heute ähnliche nur im Buche der Geschichte, nicht in den Zeitungen des vorigen Jahrhunderts zu suchen sind, sich endlich beugen und die von Eurer Majestät und mir befohlene Bewegung mitmachen: und die Völker Rußlands werden sich des Ruhmes, des Wohlstandes, des Glückes als des Ertrages so großer Ereignisse freuen. Vielleicht war's ein bißchen Kleinmut, der uns beide trieb, einen sicheren Besitz einem besseren Zustand vorzuziehen; doch da England nicht will, müssen wir uns in die Erkenntnis gewöhnen, daß die Epoche der großen Wandlungen und des großen Geschehens gekommen ist.“ Der Plan wurde nicht ausgeführt, die Türkei nicht geteilt, weil Rußlands und Frankreichs Interessen im europäischen Orient schon damals unvereinbar waren. Aber Bonaparte hatte das Recht, solchen Plan zu entwerfen und mit dem Einsatze seiner Person zu vertreten. Denn er fühlte, daß England alles an den Versuch wagen würde, ihn unschädlich zu machen; und er durfte auf festerem Grund als der Sonnenkönig sprechen: „Der Staat bin ich.“ (Der aus den Gewittern der Jakobinerrevolution gerettete Staat, dem der Caesar aus Ajaccio die Form gab.) Das durfte selbst der Russenar nicht. Begnügte sich meist auch damit, seines Ministers Rede majestätisch zu wiederholen.

Dreiunddreißig Jahre danach wird, unter Palmerstons Auspizien, der Meerengenvertrag geschlossen. Die Unantastbarkeit der Türkei ist nun schon „politisches Axiom“; die Meerengensperre scheint auch in Friedenszeit den fünf Großmächten nötig. Auf Preußens Thron sitzt Friedrich Wilhelm der Vierte, von dem David Friedrich Strauß gesagt hat: „Ein Berliner Philosoph hat ihn neulich einen historischen Geist genannt. Mag ihm der Geist der Geschichte eine solche Lästerung vergeben! Aber so viel ist richtig: Jener Fürst war recht eine Verkörperung des neunzehnten Jahrhunderts, sofern es das achtzehnte verleugnet. Überfluß an Geist, aber

Mangel an Menschenverstand; Gefühl nur gar zu viel, aber Charakter doch gar zu wenig; mehr Edelmuth als Rechtlichkeit; Andacht ohne Ernst der Gesinnung; vornehme geschichtliche Liebhaberei ohne gesunden geschichtlichen Trieb, ohne die Lust und die Kraft, von dem Blättern in dem bunten Bilderbuch der Vergangenheit hinweg einen männlichen Schritt in die Zukunft hinein zu tun. Und kann man denn einen Geist historisch nennen, der zwar das Mittelalter zu verstehen und zu lieben meint, aber das Zeitalter Friedrichs und Josephs, der deutschen Vernunftkritik und der französischen Staatsumwälzung verkennt, ja selbst an einem Luther und Calvin sich eigentlich nur von ihrer rückwärts, dem Mittelalter zugekehrten Seite angesprochen fühlt? Es gehört zu den unwillkürlichen Verdiensten, deren der romantische König sich manche erworben hat, selbst der blödesten Fassungskraft gezeigt zu haben, wohin unser Jahrhundert mit solcher Verleugnung des achtzehnten kommt. Verdampfung und begonnene Fäulnis auf allen Gebieten, in Staat und Kirche, Schule und Wissenschaft, war das Erbe, das die Regierung Preußens antrat.“ Ungefähr ebenso hat, aus anderer Weltanschauung, Treitschke über den König geurteilt. „Zu allem Herrlichen schien er geboren; verschwenderisch hatte ihm die Natur Kopf und Herz ausgerüstet; nur jene einfachen, massiven Gaben, die den Staatsmann ausmachen, blieben ihm versagt. Ihm fehlte der Sinn für das Wirkliche, der die Dinge sieht, wie sie sind, und der geradeaus das Wesentliche treffende schlichte Menschenverstand. Wie schwer fiel es doch diesem Künstler der Rede, dessen gesprochenes Wort so viele bestach, in seinen Denkschriften und Briefen bestimmt zu sagen, was er eigentlich wollte! Durch gehäufte Ausrufungszeichen und zwei- oder dreifache Unterstreichungen suchte er zu ergänzen, was er trotz seiner seltenen Sprachgewalt nicht ausdrücken konnte; der klare Geist bedarf solcher Krücken nicht, weil er durch den Bau seiner Sätze den Leser zwingt, die Worte richtig zu betonen. Ihm fehlte auch die frische Kraft des Wollens. In sorgloser Heiterkeit schritt er durch das Leben; kraft der Weihe seines

königlichen Amtes, kraft seiner persönlichen Begabung glaubte er, alle Welt weit zu übersehen, und es gefiel ihm zuweilen, seine Absichten in ein ahnungsvolles Dunkel zu hüllen, durch halbe, unklare Worte die kleinen Sterblichen in Verwirrung zu setzen. Ohne durchgreifende Willenskraft, ohne praktischen Verstand, bleibt er doch ein Selbstherrscher im vollen Sinn. Niemand beherrschte ihn; aller Glanz und alle Schmach seiner Regierung fiel auf ihn selbst allein zurück. Auf den Widerspruch seiner Räte ließ er wohl einen Lieblingsplan plötzlich fallen und dann schien es eine Weile, als ob die Gedanken in diesem unruhigen Kopfe wechselten wie Bilder im Wandelglas: bis sich endlich mit einemmal zeigte, daß der König an seinem ursprünglichen Plan mit einer seltsamen stillen Zähigkeit festgehalten hatte und trotz allem, was dazwischen lag, zu ihm zurückkehrte. Er gab nichts auf und setzte wenig durch.“ Wenig auch von seinen Orientplänen. Das Bistum Jerusalem, das an geweihter Stätte für die Union der Christenkirchen zeugen sollte (und von den Liberalen früh als das unhaltbare Werk „diplomatischer Romantik“ verspottet wurde), kümmerte ein Halbjahrhundertlang hin und mußte schließlich dem Britenanspruch geopfert werden. Und dieser Wahn des Königs hatte Preußen in Gefahr gebracht, aus der nur ein unrühmlicher Rückzug es retten konnte. Die Zeit des persönlichen Regimentes war eben verstrichen und die Volksstimme heischte ihr Recht. Die wollte Friedrich Wilhelm nicht hören. Zwar pries er die britische Freiheit; mochte sie seinen Preußen aber nicht gewähren. Die führte sein Königswink herrlichen Tagen entgegen. Vergebens warb er in schimpflicher Demut um Englands Liebe; suchte vergebens sich der modernen Weltanschauung der kühlen Kaufleute anzupassen, die in den Hauptstädten der Westmächte die Geschäfte besorgten. Der Enttäuschung entwuchs die Wut; und der Wütende ist bald vereinsamt. Im Orient und im Okzident hat Friedrich Wilhelm nichts erreicht. „Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, in

kurzer Zeit die alten Freunde Österreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftswerbungen in England wenig Anklang gefunden. Und kaum war die Kriegsgefahr vorüber, so bemerkt man bald, daß Preußen jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als einst unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn.“ So weit war's, nach Treitschkes Urteil, schon im Jahr 1843. Drei Jahre nach dem Rausch des Huldigungsfestes. Am 15. Oktober 1840 steht, auf dem in Gold und Purpur prangenden Anbau des Schlosses, vor dem Thron der König und spricht zu dem Volk, das die mit Flaggentuch geschmückten Tribünen füllt und aus den Fenstern, von den Dächern auf ihn blickt: „Wollen Sie mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herzlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen vierzehn Millionen den Großmächten zugesellt ist, nämlich: Ehre, Treu, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht verlassen noch versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute wie durch böse Tage: o, dann antworten Sie mir mit dem klarsten, schönsten Laut der Muttersprache, antworten sie mir ein ehrenhaftes Ja!“ Aus abertausend Kehlen dröhnt der erbetene Laut über den Schloßplatz. Und der König jauchzt auf: „Dieses Ja war für mich! Das ist mein eigen! Das lasse ich nicht! Das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue! Das gibt Mut, Kraft Getrostheit! Das werde ich in meiner Sterbestunde nicht vergessen!“ Schon ein Jahr danach gehen Jacobys „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen“, durch's bang schweigende Land. Wieder zwei Jahre: und der König ist in Preußen, ist in Europa vereinsamt. Seine Schuld? Die Folge des persönlichen Regiments, gegen das drinnen und draußen der Genius der Volkheiten sich aufbäumt? Er will's nicht glauben. Kann nicht. Hält sich für verkannt, für mißverstanden und schnöd verleumdet. (Bun-

Der Kaiser auf einer Nordlandreise

sen fragt: „Wenn man ihn verstände, wie könnte man ihn begreifen?“) Noch im Juni 1847 schreibt er, im Zorn über die widerspenstigen „Untertanen“, an den Rand eines Berichtes: „Ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Rute fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen.“ So lange währt die Verblendung. Acht Monate danach muß, im abgesperrten, spärlich erhellten Palast dieselbe Hand hastig die Todesurkunde des preußischen Absolutismus schreiben:

An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufungs-Patent vom heutigen Tage habt ihr das Pfand der treuen Gesinnung eures Königs zu euch und zum gesamten deutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührerische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße, als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis ins Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapferen und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Kavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden und zwei Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob: ohne irgend jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüter von vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachedgedanken um vermeintlich vergossenes Blut erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die notwendige Folge davon.

An euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt, ist es

jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, euer König und treuster Freund beschwört euch darum, bei allem, was euch heilig ist, den unseligen Irrtum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg und entsendet an mich Männer, voll des echten alten Berliner Geistes mit Worten, wie sie sich eurem Könige gegenüber geziemen: und ich gebe euch mein königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militärische Besetzung nur auf die notwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit, beschränkt werden wird. Höret die väterliche Stimme eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesst das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegens Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.

Eure liebevolle Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen, tränenreichen Bitten mit den meinigen. Geschrieben in der Nacht vom achtzehnten zum neunzehnten März 1848.

F r i e d r i c h W i l h e l m.

Fünzig Jahre später. Rußland hat vorgeschlagen, den Prinzen Georg von Griechenland zum Gouverneur von Kreta zu ernennen. Auf diesem Posten, hat Abd ul Hamid erwidert, werde er nie einen Fremdling dulden. Dennoch wird, als in Kandia der Britenkonsul während eines Straßenkampfes von wütenden Muselmanen getötet worden ist, die fremde Besatzung von Kreta verstärkt und die Pforte gezwungen, ihre Truppen von der Insel zurückzuziehen. Am 30. Oktober 1898 spricht in Bethlehem der Deutsche Kaiser zu den evangelischen Pfarrern: „Auf die Mohammedaner kann nur das Leben der Christen Eindruck machen. Daß sie vor dem christlichen Namen keine Achtung haben, kann ihnen kein Mensch verdenken. Politisch reißt man, unter allen möglichen Vorspiegelungen, ein Stück nach dem an-

deren von ihnen weg, wozu man gar keine Berechtigung hat.“ Acht Tage danach antwortete er in Damaskus auf die Ansprache des Scheichs: „Angesichts der Huldigungen, die uns hier zuteil geworden sind, ist es mir ein Bedürfnis, für den Empfang zu danken, für alles, was in allen Städten dieses Landes uns entgegengetreten ist, vor allem zu danken für den herrlichen Empfang in der Stadt Damaskus. Tief ergriffen von diesem überwältigenden Schauspiel, zu gleicher Zeit bewegt von dem Gedanken, an der Stelle zu stehen, wo einer der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der große Sultan Saladin, gewelt hat, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der oft seine Gegner die rechte Art des Rittertums lehren mußte, ergreife ich mit Freuden die Gelegenheit, vor allen Dingen Seiner Majestät dem Sultan Abd ul Hamid für seine Gastfreundschaft zu danken. Möge Seine Majestät der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.“ Zu allen Zeiten. Das ist ein festes Versprechen. Drei Wochen vorher ist das Gerücht von einem anglo-deutschen Vertrag durchgesickert und der Reichskanzler hat den Wunsch der Kolonialgesellschaft (die für Krügers Transvaalstaat fürchtet), den Wortlaut zu veröffentlichen mit der Berufung auf „feststehende diplomatische Gepflogenheiten und wichtige politische Rücksichten“ abgelehnt. Krisenstimmung. Nikolai Alexandrowitsch hat die Abrüstung empfohlen. Bei Fashoda wird eine neue Reibungsfläche zwischen England und Frankreich sichtbar . . . Hat das Deutsche Reich wirklich den Briten Südafrika samt der Delagoabai überlassen, dann ist Frankreichs Kolonialmacht bedroht; wird die Republik die Folgen der Unklugheit spüren, die, als Hanotaux gefallen war, den deutschen Vorschlag einer Verständigung über die ostasiatischen Fragen unbeantwortet ließ. Chamberlain rühmt in Wakefield das neue anglo-deutsche Abkommen als einen wichtigen Erfolg der Unionistenregierung und versichert die „deutschen Freunde“, daß England ihnen nie

zumuten werde, für englische Interessen Opfer zu bringen. Schon am Lordmayorstag aber erwähnt Salisbury in der Guildhall die Freundschaft mit Deutschland nicht mehr; erinnert er an die Möglichkeit eines um das Türkenerbe entbrennenden Krieges, für die Britannien seine Seemacht stärken müsse. Was ist geschehen? Der Deutsche Kaiser ist als Triumphator durch das Osmanenreich gezogen und hat dem Islam ungefährdetes Leben verbürgt.

Persönliches Regiment. Kaum einer hatte gewußt, welches Unheil da wuchs. Einer, der's ahnte, stöhnte, als der Plan der Orientreise auftauchte, im Sachsenwald, seine Trompete sei leider durchschossen; sonst hätte er mit letzter Lungenkraft noch das alte Warnerlied wieder geblasen. Und wäre gewiß wieder nicht gehört worden. In der „Zukunft“ wurde gefragt, ob man wirklich glaube, daß die Westmächte still zuschauen werden, wenn der Deutsche Kaiser versuche, im Orient alle anderen Herrschergestalten zu überstrahlen; ob der Papst nicht für sein Protektoratsrecht, Österreich-Ungarn für seinen Balkanhandel fürchten werde. Vergebens. Hundert Posaunen preisen die hohe Bedeutung der Reise. „Auf Allerhöchsten Befehl“ wird, als kehre ein vom Sieg gekrönter Kreuzritter heim, ein feierlicher Einzug veranstaltet. Am ersten Dezembertag steht der Bürgermeister barhäuptig, trotz schlechtem Wetter, am Brandenburger Tor, reckt die Denkerstirn in die Höhe des Pferdekopfes und gibt, im Namen der „braven Bürgerschaft“, dem Dankgefühl und dem Huldigungsbedürfnis der Reichshauptstadt mannhafte Worte. Fünfzig Jahre nach Achtundvierzig; und Wilhelm nennt, wie der Großohm, die Stadtgenossen „meine lieben Berliner“. In der Thronrede wird die Reise ausführlich erwähnt; wird auch gesagt, dem Deutschen Kaiser (dessen Titel und Macht doch nicht aus den Wolken, sondern aus der Versailler Spiegelgalerie stammt), sei „die Gewalt von Gottes Gnaden verliehen“. Wie in der Zeit, da Zions Herrlichkeit durch den Traum Friedrich Wilhelms spukte. Um die aufhorchenden Westmächte rasch zu beruhigen, versichert Graf Bülow, der Staatssekretär, im Reichstag, die

Orientreise habe nicht die „ihr untergeschobenen Motive und Ziele“ gehabt. „Deutschland hat im Orient keine direkten politischen Interessen.“ Zu den Reden von Bethlehem und Damaskus stimmt die neue Tonart nicht. Dahinter steckt etwas, denkt man in London; denkt's in Paris. Vergessen ist die Glückwunschdepesche, die Wilhelm prompt nach Kitcheners Sudansieg an die Großmutter sandte; ist alle Artigkeit, die er eifernd Franzosen erwies. Delcassé klopft, noch mit schüchternem Finger, bei Salisbury und Curzon an. „Seht ihr nicht, was euch bevorsteht? Uns allen? Um die Liebe der Muselmanen wirbt der Imperator, weil er will, daß sie in der seinem Trachten günstigen Stunde die britische Herrschaft vom Erdball abschütteln. Die Bagdadbahn, für die er sich wie ein Aufsichtsratsmitglied oder ein Akquisiteur eingesetzt hat, soll ihm den trockenen Weg nach Indien sichern. Und daß der hastige Flottenbau nicht von der Notwendigkeit des Handelsschutzes geboten ist, brauche ich euch nicht erst zu beweisen.“ Wo die Wut über Wilhelms Telegramm an Paul Krüger nachzittert, muß solche Warnung wirken. Durch die Dreyfuskrisis und den Burenkrieg wird die Entwicklung verzögert. Englands Mißtrauen ist aber nie mehr geschwunden. Auch nicht, als der Enkel der Großmutter den Plan zur Vernichtung der Buren geschickt und ausgeplaudert hat, daß Rußland und Frankreich ihn in einen antibritischen Konzern ziehen wollten. Nie wieder. Die Mächte, von denen 1808 Caulaincourt gesagt hatte, sie könnten niemals Bundesgenossen werden, und die noch bei Faschoda, noch in den Tagen bei Ladyshmith und Mafeking unversöhnbar schienen, befreunden sich, verloben sich gegen die „deutsche Gefahr“. Weil der Deutsche Kaiser Poseidons Dreizack und das Weltarbitrium für sich geheischt, die Buren zum Kampf ermuntert, die gelbe gegen die weiße Menschheit aufgestachelt, nach ostasiatischem Besitz die Hand gestreckt, sich den Admiral des Atlantischen Ozeans genannt, im Khalifat und im Scherifenreich die Rolle des Islamretters an sich gerissen hat. Nur deshalb . . . Persönliches Regiment.

Dessen Werk war die franko-russische, die franko-britische, die anglo-russische Verständigung. Was unmöglich schien, wurde Ereignis. Totfeinde verscharften den alten Haß und schworen einander Treue. Wer trieb sie in so seltsame Bundesgenossenschaft? Warum sah ein Reich, das Tag vor Tag seine friedliche Absicht beteuerte und von keiner Beute je einen saftigen Fetzen erschnappte, sich plötzlich auf allen Seiten von Feindschaft umringt? Weil das Haupt dieses Reiches zu oft den Mund geöffnet, zu oft mit der Ankündigung großer Tat, mit Verheißung, Drohung, Werbung den Erdkreis beunruhigt hatte und weil schließlich jeder die Einkreisung des Ruhestifters wünschte. Daß dieser Kreis nicht undurchdringlich ist, zeigt sich, als das Meerengenrecht wieder streitig wird. Den Russen ist, als Entschädigung für die in der Straße von Tschili und am Persischen Golf bestattete Hoffnung, die Öffnung der Dardanelen zugesagt. Von Eduard; der in Makedonien und am Goldenen Horn den Türken zeigen will, daß sie von dem Deutschen Kaiser nicht mehr zu erwarten haben als die Marokkaner. Alles ist fertig und abgemacht: da stürmen die am Trog der Westmächte gemästeten Jungtürken ans Ziel und der Osmanenstolz flackert in so dicken Feuergarben auf, daß die drei Verbündeten fürchten, beim Zugreifen sich die Finger zu verbrennen. Rußland muß warten. Und auf Albions Gewinnkonto ist einstweilen nur der deutsche Prestigeverlust zu buchen. Schon aber naht eine neue Überraschung. Franz Ferdinand und Ährenthal wollen, da Rußland warten muß, auf den Sandschak und auf Saloniki fürs erste verzichten; stecken aber Bosnien und die Herzegowina ein. Britannia kreischt zornig auf; weil sie fühlt, daß ein gesichert scheinendes Geschäft ihr zu entgleiten droht. Wird Rußland geduldig bleiben, der heißen Welle der Slawenwut sich entgegenstemmen, wenn Österreich-Ungarn draußen die Serbensaat zerstampft und sich als souveräne Balkangroßmacht vor die Türken setzt? Kann die Verschiedenheit der Interessen nicht das fein gesponnene Netz der Verträge lockern? Britannia muß laut kreischen: sonst wittern die Kontrahenten Verrat; glau-

ben die Enttäuschten, Eduard sei in Ischl oder Marienbad Mitwisser des Wiener Planes geworden. Rußland will eine schwache, Frankreich eine starke Türkei; denn in Frankreich sind etwa vier Millionen Turbanwerte und große Posten anderer Balkanpapiere. Wo England gern die Kriegsfurie losgekettet sähe, braucht, in Südosteuropa, die Französische Republik friedliche Ruhe. Löst sich der neue Dreibund so schnell? Zuerst versucht man, Deutschland von Österreich wegzulocken. Doch Herr Iswolskij ist allzu täppisch; und Fürst Bülow hat die Konjunktur erkannt. Österreich vertritt auf dem Balkan unser Interesse; nicht aus Gefälligkeit, nicht etwa als „brillanter Sekundant“ (solcher Dienst würde nicht dauern), sondern, weil das Dehnungsbedürfnis die Doppelmonarchie zwingt, den Mächten unbequem zu werden, die Deutschland einkreisen wollten. Nur ein Blinder würde in dieser Stunde den Wien mit Berlin verbindenden Draht durchschneiden. Herr Iswolskij wird in der Wilhelmstraße mit kalter Küche bewirtet und muß dem Londoner Mandanten melden, daß zwischen den verbündeten Kaiserreichen jetzt nicht Zwietracht zu stiften ist. Zum erstenmal bekommt Deutschland wieder Luft; hellt sich über ihm der Himmel. Frankreich, das Greys Kongreßplan durch die Publikation verhindert hat, muß, als Türkengläubiger, die austro-deutsche Orientpolitik in dieser Stunde der britischen vorziehen. Kommt der große Spieler im Buckinghampalast um seinen Gewinn? Das darf nicht sein. Noch hat er die stärkste von seinen Künsten nicht angewandt. Das dreimal glühende Licht wirkt sicher. Wilhelms Tischreden werden im Daily Telegraph veröffentlicht: und schnell ist der Kreis wieder geschlossen. Rußland, Frankreich, die Niederlande, China, Japan, Australien, die Afrikaner, Amerika selbst wenden sich in wildem Grimm gegen den Deutschen Kaiser; und der Grimm wandelt sich bald in Hohn. Als den schwersten Anschuldigungen der verdammende Spruch gefolgt ist, fragen die Briten noch spöttisch, wem sie denn nun glauben sollen: dem Guildhallredner, der beteuert hat, daß die deutsche Nation ihres Kaisers Liebe zu England teile, oder

dem Gast auf Highcliff, der, noch im selben Monat, die Mehrheit der deutschen Landsleute der Feindschaft gegen England anklagte.

Der Kreis ist wieder geschlossen. Gemeinsamer Widerwille ist stärker als die Sucht nach Augenblicksvorteil. Alle mißtrauen dem Deutschen Kaiser; aus allen Ecken züngelt der Hohn nach ihm: und wir haben keine Waffe, die ihn wirksam verteidigen könnte. In den skandinavischen Ländern sogar ist offiziös erklärt worden, seit man Wilhelm so kenne, wie er sich in der Interview selbst dargestellt habe, müsse man von ihm abrücken und in den Britenkonzern eintreten. Und der Islam? Abd ul Hamid und Abd ul Aziz wissen, was Berliner Rede wert ist. Muley Hafid ist noch nicht anerkannt; trotzdem wir's vor neun Wochen stürmisch forderten. Der englische Premierminister verspricht den Franzosen Hilfe für den Fall naher Fährnis. Und Sir Ernest Cassel, Eduards Freund und Freundinherberger, besorgt Paris das neue Türkenanleihegeschäft. Das eine Beispiel zeigt den sichtbaren Segen des persönlichen Regiments. Jedes der zwanzig Unheilsjahre, die hinter uns liegen, hat ihn jedem wachen Auge gezeigt. Warum ist Deutschland, das, trotz seiner Kraft, in dieser Zeit keinem auch nur das winzigste Stück genommen hat, vereinsamt und ringsum gehaßt? Weil es sich von dem unsteten Willen eines Kaisers lenken ließ, der keinen Blutstropfen eines Staatsmannes in sich hat. Neun Zehntel aller Schwierigkeiten, die das Reich hemmen, hat die persönliche Politik des Kaisers bewirkt. Sie zu enden, ehe von ihr, wie Bismarcks trüber Blick ahnte, das Reich zerstört ward, ist nationale Pflicht. Bonaparte hatte sich mit dem Schwerte den Weg auf den Thron gebahnt und zwar nicht den Landbesitz, doch den Phantasieschatz und den Kriegsruhm eines nach Anerkennung dürstenden, kaum der Lilienfron entlaufenen Volkes für die Dauer gemehrt. Dem Lande, das er allein vor den Bütteln Europas zu schützen vermochte, durfte er, solange die Schlachtenfortuna ihm lachte, den Willen seines hemmungslosen Genius aufzwingen. Friedrich Wilhelm der Vierte war ein schwächlicher

Schöngeist, der den starken Mann spielen wollte und dessen krankes Hirn wähnen mochte, Fritzens Preußen sei für die Freiheit noch nicht reif. Wilhelm der Zweite, der vierzig Jahre nach der Revolution auf den Zollernthron kam und im Reich kein Monarch ist, hat der Nation nie Nützliches geleistet und für seinen Willen dennoch die höchste Geltung verlangt. Nun sieht er die Ernte. Wenn's ihn, nach allem Geschehenen, möglich dünkt, wird er die Krone auf seinem Haupt behalten. Doch niemals wieder darf an seinem Willen das Schicksal des Deutschen Reiches, deutscher Menschheit hängen.

Heute spürt jeder, daß dem Vaterlande die Gefahr droht, in den jämmerlichen Zustand zurückzusinken, wo es (nach dem Wort des treuen Görres) „auf einer Seite wie vom Schlagfluß gelähmt ist, auf der anderen im Veitstanz sich bewegt und, während die eine Hälfte asthenisch in dumpfen, leeren Träumen brütet, die andere hypersthenisch in phantastischen, ausschweifenden Delirien sich abmüdet“. Daß die Wahrheit endlich aus den letzten Schleiern geschält werden muß, damit dem jungen Reich die Monarchentragödie erspart bleibt, die das Kunstgebild aus Menschenhand nicht so leicht überstünde wie der Leib des alten, einheitlichen, im Wesenskern gesunden Preußenstaates. Wir sind weiter gekommen; viel weiter, als noch unterm Herbstmond zu hoffen war. Alle Parteien haben den Kaiser schroff getadelt. Seit den Tagen der Stuarts ward einem Gekrönten ähnliches kaum je mehr angetan. „Das Königtum,“ schrieb Lagarde, „ist zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt worden. Jetzt wird so leicht niemand mit dem mystischen Unsinn früherer Tage kommen: alle werden einig darüber sein, daß der König der Vertrauensmann der Nation ist. Ein Königtum deutscher Art ist nur denkbar, wenn des Königs Persönlichkeit des Höchsten ausgebildet und mit allem Reichtum reinen Wollens, fragefähigster Lernbegier, unschwankender Einsicht, der Verantwortung bewußtester Demut bis an den Rand gefüllt ist. Weh dem Menschen, der jemals den Thron zum Genießen mißbrauchte: verscherztes

Vertrauen wird nie zurückgewonnen.“ Auch unausgesprochene Forderungen können vernehmbar sein. Der Kaiser hatte seit dem neunundzwanzigsten Oktobertag zur Überlegung Zeit. Er konnte an den Rand eines Berichtes, der vom Kanzler oder vom Reichstag kam, einen Satz schreiben, wie ihn sein Großvater unter Roons Bericht vom 1. März 1861 geschrieben hatte: „Für Ihren Freimut gebührt Ihnen mein Dank für ewige Zeiten!“ Dann war, ohne Zwang, geleistet, was die Forderung erlangen konnte. Er hat's nicht getan. Er war über die „Schimpferei“ der Presse und des Parlamentes empört, überzeugt, daß „sein Volk“ anders denke, und fand sich vom Kanzler unzulänglich verteidigt.

LE ROI S'AMUSE

Als der verhängnisvolle Artikel im Daily Telegraph erschienen war, empfahl der Kaiser den Rekruten in zorniger Rede strenge Selbstzucht. Als Deutschland in Scham und Schmerz erbebte, ging er auf die Jagd. Zuerst nach Eckartsau, wo er sich dem Erzherzog Franz Ferdinand als Gast angesagt hatte. Die Frau des Schloßherrn lag, mit schwerer Influenza, in Kindsnöten. Der Mann mußte ihr, für die er der Hoffnung auf ebenbürtige Nachkommenschaft entsagt hat, fernbleiben und für das Jagd- und Tafelvergnügen des hohen Gastes sorgen. Das Paar lebt einfach, wie andere Edelleute auf dem Land. Nun mußten Automobile herbei (der Kaiser braucht ein Halbdutzend für sich und sein Gefolge); mußte aus dem Waldrevier das Wild zusammengetrieben, das Schloß zu Prunk und Lustbarkeit gerüstet werden. Wir lasen, daß Franz Ferdinand die Flinte nicht in die Hand nahm; daß Wilhelm an einem Tag drei Dutzend Hirsche schoß und in fröhlichster Stimmung war; auch die kleinen Unbequemlichkeiten, die er in dem nicht vom Auge der Herrin bewachten, für so pomphafte Feste nicht eingerichteten Schloß hinnehmen mußte, wurden gemeldet. Dann ging's nach Donaueschingen zum Fürsten Max Egon von Fürstenberg. Ob der muntere Kavalier sich diesmal eine

Wachsnase geklebt hat, die er in der Wärme des Kerzenlichtes langsam abtropfen ließ, erfuhren wir nicht; dieses Kunststückchen soll ihm früher viel Beifall eingebracht haben. Sogar die Zahl der geschossenen Füchse blieb uns verborgen. Mancherlei aber vernahmen wir. Aus Berlin und aus Frankfurt waren Bänkelsänger gerufen worden, die Couplets vortrugen. An den Abenden, wo Europa die Berichte über die Kaiserdebatte des Reichstages las. Die höchsten und hohen Herrschaften amüsierten sich königlich (vielleicht auch kaiserlich). In demselben Blatt der Frankfurter Zeitung standen zwei Depeschen, die einander ergänzen. „Aus Donaueschingen meldet die Badische Presse: Dem Kaiser wurde Dienstag abends gegen neun Uhr der stenographisch aufgenommene Reichstagsbericht durch das Telegraphenamt in Donaueschingen zugestellt. Gegen zwölf Uhr nachts wurde darauf für kaiserliche Depeschen nochmals eine einstündige telegraphische Verbindung hergestellt.“ Und im Inseratenteil las man: „Frankfurts Uniontheater vor Deutschlands Kaiser! Das Uniontheater wurde vom Fürsten Fürstenberg eingeladen, am Dienstag vor Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser in Donaueschingen eine Separatvorstellung im Musiksaal des Schlosses zu veranstalten. Wir erhalten darüber heute folgendes Originaltelegramm: ‚Zweistündige Vorstellung im Schloß zu Donaueschingen vor dem Deutschen Kaiser, dem Fürsten Fürstenberg und dem Grafen Zeppelin mit sensationellem Erfolg nachts um halb ein Uhr beendet. Der Kaiser und die hohen Herrschaften applaudierten stürmisch und sprachen in persönlicher Unterredung ihre dankbare Anerkennung für das brillant gewählte Programm und die tadellose Vorführung aus‘.“ Vorher hatte ein in Berlin sehr bekannter Kabarettier mit zwei Gefährten der Jagdgesellschaft einen frohen Abend bereitet. Geschmackssache. Da an Bord der „Hohenzollern“ Matrosenkapellen, verummte Coupletsänger, Damenkomiker, Salonzauberer, Gedankenleser, sogar Generale als Cancantänzer gern gesehen sind, mag solches Bierversnügen auch an der Donau munden. König Lear und Frau

Alwing wären nichts für müde Jäger, die nach des Tages langer Mühe wacker gezecht haben. Nur sollte einer, den der Berliner „Schwarze Kater“ und das Frankfurter Union-theater erfreut, modernen Europäern lieber nicht vorschreiben, an welchem Kunstborn sie ihren Durst zu stillen haben. Einerlei. Jagd, Frühstück im Wald, Tafelmusik, Tingeltangel, ausgelassene Heiterkeit: der Kaiser und König wollte keinen Zweifel darüber lassen, daß ihn die im Reichstag anberaumte Gerichtssitzung nicht bekümmere. Kanzler, Bundesrat, Reichstag, Staatsministerium betrauern des Reiches Not und fordern den Thronenden auf, das Ansehen der Krone fortan besser zu wahren; das Land bebt in Krämpfen und kann seinen Gram nicht, kann seine Scham nicht länger bergen; aus spöttischem Auge blickt der Fremdling über die Grenze und scheint zu fragen, ob, was er da sieht und hört, sich wirklich im Reich Wilhelms und Bismarcks ereigne. Der Kaiser will der Welt beweisen, daß solches Getriebe ihm nicht eine Abendstunde verdüstert. „Mein Kurs ist der richtige und er wird weitergesteuert.“ Der Kaiser jagt, schlägt sich, wenn der Bänkelsänger einen saftigen Witz bringt, auf den Schenkel und lacht, daß die Scheiben zittern. Der Kaiser ist lustig. Das ist sein Recht. Er ahnt nicht, was draußen wird.

„Die Jagd ist eine der sinnlichen Vergnügen, die den Leib bewegen und dem Geist nichts sagen. Man verfolgt mit wildem Eifer ein Tier und hat eine grausame Freude daran, es zu töten. Ich weiß, daß große Männer die Jagd leidenschaftlich geliebt haben. Auch sie hatten ihre Fehler und Schwächen: laßt uns, statt sie im Kleinlichen zu kopieren, ihre Größe nachahmen. Die Jagd, wirft man ein, ist gesund, hilft zu hohen Jahren und ziemt, als ein harmloses Vergnügen, den großen Herren, die dabei ihren Kummer vergessen, ihre Pracht entfalten können und im Frieden das Bild des Krieges erblicken. Ich denke gar nicht daran, ein maßvolles Vergnügen zu verdammen; nur vergesse man nicht, daß solche Übung nur den Zügellosen nötig ist. Von allen Lustbarkeiten ist die Jagd übrigens die für Fürsten ungeeignetste. Ihre

Herrlichkeit können sie auf hundert andere, den Bürgern viel nützlichere Arten zeigen; und schädigt die Überfülle des Wildes den Landmann, so kann die Pflicht, die Tiere zu töten, bezahlten Jägern überlassen werden. Fürsten dürften eigentlich nur eine Beschäftigung kennen; nur danach trachten, sich zu bilden, Kenntnisse zu sammeln, regieren zu lernen, damit sie ihren Beruf sicher erfassen und in seiner Ausübung konsequent handeln. Um ein großer Heerführer zu werden, braucht man nicht Jäger zu sein. Gustav Adolf, Turenne, Marlborough, Prinz Eugen, denen keiner den Ruhm geschickter Generale bestreiten kann, waren nicht Jäger; auch von Cäsar, Alexander, Scipio überliefert das Buch der Geschichte uns keine Jagdleistung. In der Armee müßte man die Jagd sogar verbieten, weil sie zu Unordnung auf den Märschen verführt. Den Fürsten mag man die Jagd verzeihen, wenn sie diese Vergnügungsart selten wählen und nur als Erholung von ihrem ernsten und oft recht traurigen Geschäft betrachten. Ich will kein anständiges Vergnügen verbieten. Aber die Bemühung, gut zu regieren, den Staat zur Blüte zu bringen, alle Künste zu schützen und zu fördern, ist sicher das größte Vergnügen; und der Fürst ist zu beklagen, der ein anderes braucht.“ Das sind Sätze aus dem „Antimacchiavell“ Fritzens von Preußen. Der, sagt man, kein Ofenhocker, kein schlapper Kerl war.

Wilhelm jagt mehr als seit der Unheilszeit Ludwigs des Sechzehnten wohl je ein Regierender; und eine Jagdart, die in kurzen Stunden Dutzende, Hunderte von Tieren zur Strecke bringt, ist von edlem Waidwerk recht fern. Wer sich das Wild in Rudeln vor die Flinte, die Standgabel hetzen läßt und allen Komfort eines üppigen Hofes in den Wald mitnimmt, braucht weder Ausdauer noch überlegene List. Aus dem Hofbericht müßte festgestellt werden, wie viele Tage im Jahr der Kaiser auf der Jagd verbringt. Er reist und zerstreut sich überhaupt ein bißchen viel. Eduard macht meist Geschäftsreisen, von denen er etwas heimbringt; geht er an die See oder in die böhmische Quellenstadt, dann lebt er wie ein reicher Privatmann und lernt dabei Leute kennen, die er

sonst nicht sieht. Der bewegliche Viktor Emanuel macht sich auf seiner Halbinsel zu schaffen und sucht im Gewühl zu verschwinden. Selbst der alte Franz Joseph lebt in Ischl kaum anders als ein wohlhabender Feldzeugmeister. Nur Wilhelm zieht immer mit dem ganzen Imperatorprunk durch die Welt. Diese Freude wäre ihm zu gönnen, wenn ihr nicht ein gefährlicher Irrtum entwüchse. Wo was zu schauen ist, sammeln sich Gaffer. Wo das Auge sich umsonst sättigt, ist die Hand zum Applaus, die Kehle zum Jubel bereit. Den wenigen, die ihm vom Unmut des Volkes zu sprechen wagten, hat der Kaiser lachend geantwortet: „Sie sind wohl nicht von hier. Auf meinen Reisen sehe ich doch, wie das Volk denkt. Zeitungsschreiber und Parteibonzen nörgeln. Die Nation jauchzt mir zu.“ Leider: weil ihr Jubel nicht aus dem Herzen kommt; nur aus heftig erregten Sinnen. Auch dem Perserschah würde zugejauchzt, wenn er in solcher Pracht einherkäme. Die Reizmittel des Cäsarismus wecken in jeder Masse die Lust, mit Hand und Mund wenigstens in dem Ausstattungsstück mitzuwirken, das da durch die Straßen geführt wird. Werben dem in ewiger Glorie Spazierenden aber nicht haltbare Liebe. Der Kaiser hat sich einst einen „Richter in Empfängen“ genannt. Diese Empfänge werden sorgsam inszeniert und oft vorher mit Statisten durchprobiert, bis „alles klappt“. Das Schauspiel ist ohne Eintrittsgeld zu genießen: kein Wunder, daß die Menge herbeiströmt. Nach dem grauen Alltag ein buntes Vergnügen: „Hurra!“ Am Abend freut der Kaiser sich dann des Kinematographen, der den Empfangenen und die Empfänger im Bild zeigt. „Wie mein Volk heute wieder gejubelt hat, als es mich sah!“ Und ist glücklich. Wenn der Dalai-lama in der Kutsche, der Afghanenemir auf dem Pferd gesessen hätte, wäre der Jubel vielleicht noch lauter geworden. Was er wert war, könnte Wilhelm jetzt wissen.

Nicht der Jagd nur, den Einzugsfreuden und dem Bänkelvergnügen waren die dunklen Novembertage geweiht. Als am Berliner Königsplatz der Gerichtstag dämmerte, ließ das Kommando der Hochseeflotte an alle Gefechtseinheiten eine

Verfügung ergehen, die offenbar der kriegsherrlichen Initiative entstammt. Lest sie; und lobet den Herrn, der alles weislich verfüget.

Kiel, den 10. November 1908.

Seine Majestät der Kaiser haben befohlen, daß das Hurrarufen innerhalb des einzelnen Schiffes absolut gleichmäßig unter Hochnehmen der Mützen zu erfolgen habe. Beim Paradieren und Hurrarufen ist daher nach folgendem Befehl zu verfahren: Es sind Posten mit Winkflaggen auf beiden Brückennocken, auf der Hütte, am Bug, am Heck und an sonst geeigneten Stellen des Schiffes aufzustellen. Auf das Kommando: „Drei Hurras für ...“ werden die Flaggen hochgenommen. Gleichzeitig verläßt die rechte Hand der paradierenden Leute das Geländer und geht an den Mützenrand. Auf das erste Kommando „Hurra“ gehen die Winkflaggen nieder, das Hurra wird wiederholt, während die Mützen durch Strecken des rechten Armes unter einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad kurz hochgenommen und, sobald das Hurra verklungen ist, unter Krümmung des Armes kurz vor die Mitte des Oberkörpers genommen werden. Gleichzeitig gehen die Winkflaggen wieder hoch. Beim zweiten und dritten Hurra wird entsprechend verfahren; nur werden die Mützen nach dem dritten Hurra nicht wieder vor die Mitte des Oberkörpers genommen, sondern kurz aufgesetzt, worauf die rechte Hand wieder auf ihren Platz am Geländer geht.

Bei der bevorstehenden Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers zur Rekrutenvereidigung ist bereits nach diesen Bestimmungen zu verfahren.

I. V.

von Holtzendorff.

Am 17. November wollte der Kaiser in Kiel die Rekruten vereidigen. Der wichtige Erlaß ward gewiß im Donauschloß besonnen.

WAS WIR WOLLEN.

„Es ließ mir keine Ruhe: ich mußte reden,“ schrieb Friedrich Wilhelm der Vierte an Thile. Könnte auch sein Groß-

neffe geschrieben haben. Er muß reden. Und niemand hat das Recht, ihn zu hindern. Nur: die Nation will für seine Reden nicht länger verantwortlich sein. Für von ihm Gesprochenes und Geschriebenes nicht. Denn sie glaubt nicht, daß der fast Fünfzigjährige sich ändern, „sich Zurückhaltung auferlegen“ könne. Das Reichsgeschäft fordert ein politisches Temperament, nicht ein dramatisches. Der Kaiser langt nach der Augenblickswirkung und freut sich, als wäre die Welt eine Schaubühne, an Worteffekten, Gruppenbildern, Abgängen und Aktschlüssen. Wir freuen uns nicht daran; haben für solches Vergnügen höchstens von acht bis zehn abends Zeit. Wir wollen die Geschäftsleitung ungeschmälert Politikern gesichert wissen, die über den Augenblick hinaus denken und jedes Tuns, jedes Unterlassens Folge bis ans Ende ermessen. Die sich nicht stets vor dem Photo- oder Kinematographen fühlen. Gründlich vorgebildet sind und alle Stunden des Tages (und, wird's nötig, auch der Nacht) ihrer Arbeit hingeben. Denn ohne zu arbeiten, von früh bis spät, kann heute selbst ein Genie nicht regieren. Für einen Jupiter, der aus der Wolke hervorblitzt, danken wir. Wollen endlich in gleich starker Rüstung mit den Rivalen um das Lebensrecht kämpfen. Und Leuten, die an die Staatsspitze nicht taugen, nicht auf ewig unlöslich verbunden sein. Uns die Möglichkeit wahren, taktlose, ungeschickte oder kompromittierte Menschen wegzujagen. Solche Möglichkeit bleibt nur, wenn diese Menschen nicht im Purpur geboren sind.

Wir wollen nicht mehr. Wilhelm der Zweite hat bewiesen, daß er zur Erledigung politischer Geschäfte ganz und gar ungeeignet ist; hundertmal bewiesen, daß ihm selbst bei günstigster Marktkonjunktur kein Abschluß gelingt. Er mag viele Fähigkeiten haben; diese fehlt ihm völlig. Und hätte er den Keim in sich, so fände er, der Soldat und Seemann, Theologe und Historiker, Maler und Ästhetiker, Dichter und Komponist, Jäger und Yachtmann, Prediger, Maschinentechner und Regisseur ist, nicht die Muße, die innere Stille, ohne die nichts hinieden zu reifen vermag.

Bethmann-Hollweg

L'univers sous ton règne: das paßte vielleicht in die Tage des Sonnenkönigs. Heute würde durch die Ubiquität eines Herrschers nur Ärgernis gegeben. Wer mag denn immer von einem hören, in jedem Morgen- und Abendblatt neidisch seines Erlebens Spur finden? Wir wollen auch nicht, daß der Kaiser seine Standarte über die Wälle einer Festung wirft, die für uns wertlos ist und deren Schanzen wir dann doch stürmen müssen, um die Standarte zurückzuholen. Geht's wie bisher weiter, so müssen wir einen Krieg führen, um die verlorene Achtung wieder zu erwerben und uns vom Fluch der Herdenlächerlichkeit zu lösen. Das wollen wir nicht. Ein langwieriges Schauspiel nur: da wäre der Blutpreis zu hoch.

Der Kaiser ist nicht Monarch. Das Reich ist souverain; nicht der Kaiser. Der darf das Reich nicht ohne die Zustimmung Sachverständiger binden. Und diese Sachverständigen dürfen nicht gezwungen sein, drei Viertel ihrer Kraft immer erst an die Beantwortung der Frage zu verwenden, wie ihr vernünftiges Planen dem Kaiser plausibel zu machen ist. Wir wollen nicht Tag vor Tag in unserem Kulturgefühl gebildeter Europäer durch Rede und Schrift beleidigt sein. Wir wollen Staatsgeheimnisse wahren. Fremden weder schmeicheln noch drohen. Unwahrhaftigkeit, Gaukelspiel, Byzantinerprunk verachten. Wieder bündnisfähig werden. Uns vor Händeln hüten, unvermeidliche aber ohne feiges Zagen ausfechten. Uns nie ohne Deckung zu weit vorwagen, nie aber auch vor einer Gefahr oder einem Bluff zurückweichen. Dieser Wille schon zwingt die alte Reichskraft herbei. Und die alte Achtung kehrt wieder, wenn bewiesen ist, daß der Deutsche auch gegen den Kaiser noch wollen wagt.

DREIBUND

Am 24. Oktober 1909: Besuch des Zaren
bei Viktor Emanuel in Racconigi.

VON LIVADIA (SÜDKRIM) NACH RACCONIGI
(auf der Linie Turin-Cuneo der Mittelmeerbahn) ist's nicht
sehr weit. Der bequemste, für einen von grausamer Feind-

schaft umlauerten Herrscher sicherste Weg führt durch die Dardanellen. Wird Nikolai Alexandrowitsch, der dem König Viktor Emanuel seit sechs Jahren einen Besuch schuldet, diesen Weg wählen? Russische Kreuzer und Torpedoboote mit Osmanenerlaubnis in den Meerengen: das, denkt der ehrgeizige Knirps Iswolskij, würde auf Europa und Asien wirken; und ich hätte für die Gossudarstwennaja Duma eine Trumpfkarte im Spiel. Doch die Diktatoren, die mit Schwert und Galgen in Konstantinopel hausen, zeigen sich schwierig. Möchten, daß Nikolai, der in Livadia Gesandte Mohammeds empfangen hat, am Goldenen Horn stoppen lasse und, als erster gekrönter Gast, die Khalifenpuppe besuche. Dann wird man ihm gern die Meerengen öffnen; für diese Fahrt. Über das Prinzip kann später gesprochen werden. Unmöglich. Jedem echten Russen stiege das Blut in die Schläfen, wenn er hörte, sein Papst-Kaiser habe dem neuen Großherrscher, gegen alle höfische Sitte und nationale Würde, den ersten Besuch gemacht. Und der Mönch Theophanes, der jetzt, ein zweiter Konfessor dieses Namens, den Zaren berät, würde als Sprecher der orthodoxen Kirche eifern gegen den Plan protestieren. Auch empfiehlt Sir Edward Grey, der Dardanellenfrage noch keine klare Antwort zu heischen. „Wir haben Ihnen, als das agreement über die asiatischen Interessensphären paraphiert werden sollte, die Meerengenöffnung zugesagt, können die Leute am Bosphorus jetzt aber nicht zu schneller Entschließung drängen; sie haben's schon schwer genug und ihr winziger Kreditrest wäre verloren, wenn sie, ohne sichtbare Gegenleistung, ein wichtiges Schutzrecht der Osmanensouveränität hingäben. Abwarten, Hohe Exzellenz; tout vient à point à qui sait attendre.“ Schade, knurrt Herr Iswolskij; das Schauspiel turko-russischer Intimität hätte den Wienern die Galle ins Blut getrieben. Weil der junge Ruhm des Grafen Ährenthal ihn nicht schlafen läßt, hat er Nikolai in den Reiseplan gehetzt, dessen Vertagung gerade jetzt nicht als Unhöflichkeit gedeutet werden konnte. Alexandra Feodorowna siecht an einer schweren Psychose; wer dürfte dem Mann verargen, daß er die seelisch

zerrüttete Frau nicht allein lassen, nicht Feste feiern mag, während sie zwischen Ärzten und Wärtern hinwelkt? Doch der Gernegroß will seine Rache: Auf nach Racconigi! Über Odessa-Budapest-Venedig? Nikolai müßte durch österreichisches Gebiet, würde von Vertretern Franz Josephs begrüßt und könnte die üblichen Waggonfloskeln nicht meiden. Der Pfeil, der am Wiener Ballplatz den Feind treffen soll, würde vor dem Ziel gestumpft. Habsburgs Völkern, Habsburgs Slawen, Magyaren, Italienern soll, illuminiert und fresko, die Lehre vors Auge gebracht werden: „Weil euer gerühmter Ährenthal uns Russen nicht die uns gebührende Reverenz erwiesen hat, gehen wir fortan mit dem Staat, in dem eure Regierung den nächsten Gegner sieht; habt ihr für den Tag, wo Italien die Adria zu umklammern versucht, mit unserer Förderung des römischen Trachtens zu rechnen.“ Tief prägt sich dem Sinn die Lehre nur ein, wenn der Gossudar aller Reußen zeigt, daß er keinen Österreicher zu sehen wünscht. Die Firma Giolitti-Tittoni hatte ja, nach geschäftiger Bewegung der Botschafter Melegari und Dolgorukij, auch Herrn von Bethmann gebeten, seinen Besuch aufzuschieben. Österreichs Verbündeter vor dem Zaren bei Viktor Emanuel? Das hätte die Eindrucksmöglichkeit gemindert. Wenn Nikolais Reise eskomptiert ist, kann der Kanzler des Deutschen Reiches kommen (und der Minister des Auswärtigen die Onorevoli mit dem Hinweis ködern, daß Italien nie so zärtlich von den Großmächten umworben war). In Berlin ein neuer Kanzler, in Wien Franz Ferdinand noch an die Zustimmung des Ohms gekettet, den ein Krieg um den letzten Machtschimmer brächte: die Gelegenheit ist günstig; erlaubt die Probe, was man den lieben Verbündeten ungestraft bieten dürfe. Nika muß einen beschwerlichen Umweg machen, der ihm den Anblick österreichischen Landes erspart, und Herrn Pichon zum Kolloquium bitten. Rußland, Frankreich, Italien. Der italienische Architekt Monghetti hat in Livadia das Lusthaus gebaut, Le Nôtre in Racconigi den Park geschaffen: alles in schönster Ordnung. Kein Attentat, kein irgendwie beträchtlicher Sozialistenprotest

gegen „die Schmach des Zarenbesuches“. Die Anhänger Ferris und Turatis, die gelobt hatten, den Moskowiter mit einer Katzenmusik und einem Generalstreik von Italiens Grenze scheuchen, fühlen, daß ihren Landsleuten die Hoffnung, in Rußland einen starken Helfer gegen das verhaßte Österreich zu finden, wichtiger ist als der schrille Ausdruck demokratischen, proletarischen Grolls. Aus einem Massenmörder und Bluthund, dessen Fußspur, nach dem Wort des Liebknechtsohnes, den Boden eines gesitteten Landes besudelt, wird Nikoläuschen flink zu einem Mann *optimae voluntatis*, der seinem Reich eine Verfassung gegeben, mit seinem Volke großherzig das Recht zur Gesetzgebung geteilt hat und neben dem Herr Nathan, der radikal-demokratische Bürgermeister von Rom, Republikaner, Großmeister der Freimaurerloge und Totfeind aller Tyrannei, getrost an der Prunktafel sitzen darf. Können die Trinksprüche der Monarchen ihn etwa ärgern? Interessengemeinschaft, Einheit der Ziele; Achtung der Volkswesenheit; Wahrung des Friedens; aufrichtige Freundschaft. Diesen Kuß der ganzen Welt! Nichts, was das Ohr eines Verrina aus Sems Samen zu kränken vermöchte. Boshe Zarja krani! Italiens albanische Sehnsucht ist dem Ziel endlich näher. Frankreich und Rußland sind ihm innig gesellt und aus Buckingham Palace schickt der royal merchant seinen Segen.

Dem hat Nikolai Alexandrowitsch, hat Viktor Emanuel die hellen Oktobertage zu danken. Und kein Gerechter kann heute noch sagen, über Bluffs komme Eduard mit all seinen Künsten doch niemals hinaus. In Deutschland muß die Furcht, das Reichsschiff ins Wiener Schlepptau gleiten zu sehen, Unbehagen zeugen. Die deutsche Wirtschaft hat auf dem Balkan andere Interessen als die österreichische; und Bismarck hat stets vermieden, den Österreichern die Gewißheit zu geben, daß Deutschland für ihre galizische und orientalische Position das Schwert ziehen werde. Diese Überzeugung, meinte er, würde in Wien die Tendenz schaffen, uns in Abhängigkeit von den Orientplänen ruhmsüchtiger Erzherzoge und Minister zu bringen. Daran wird man sich

bald wieder erinnern und dann, bei aller Bundestreue, nicht mehr nach der Ehre lechzen, der österreichischen Diplomatie die Kastanien aus dem Feuer zu holen, das sie, ohne sich um die Berliner Zustimmung zu kümmern, angezündet hat. Ist's so weit, dann kann der Versuch von 1908 mit besserer Aussicht auf Erfolg wiederholt werden. Hat der King nicht, nach alter Britentradition, als kluger Opportunist gehandelt? Daß es gelang, Britannien, Rußland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal und die wichtigsten Balkanmächte in einen Pool, eine Interessengemeinschaft zu bringen, ist doch keine Kleinigkeit. Und Deutschland und Österreich sind nun in der Kälte allein.

Natürlich denkt niemand an feindseliges Handeln gegen die Isolierten. Natürlich. Ehe Wilhelm in den Schären die Fallreepeltreppe der russischen Kaiserjacht „Standarte“ hinabstieg, sprach Nikolai zu ihm: „An der Seite deiner Feinde wirst du mich niemals finden.“ Ehe Eduard das Berliner Schloß verließ, sagte er (der vorher mit keiner Silbe ein politisches Gebiet gestreift hatte), er erkenne durchaus nicht die Pflicht, den großen deutschen Überseehandel durch Kriegsschiffe zu schützen, und sehe in der Erfüllung dieser Pflicht keinen Grund zu britischem Groll. Wenn Viktor Emanuel mit Franz Joseph zusammenkäme, fielen sicher ähnliche Worte. Will man bei uns nicht endlich aufhören, solche Phrasen ernst zu nehmen und auf Flaggenstangen in transparenter Schrift durchs Land zu tragen? Mit Bettlergier die kärglichen Almosen aufzulesen, die uns vom Tisch pokulierender Könige gespendet wurden? In Dienstbotendemut hastig zu verzeichnen, was irgendwie Iswolskij oder Tittoni über die „friedlichen Tendenzen seines erhabenen Herrn“ geschwatzt hat? Das alles wäre mit der kleinsten Kupfermünze noch zu teuer bezahlt. Die Absicht, den starken Konkurrenten einzukesseln oder gar anzugreifen, wird kein halbwegs Gescheiter je vorlaut ausplaudern. Nein: alles geschieht nur zum Schutz des Weltfriedens. Der wäre längst gefährdet, wenn der kingpeacemaker ihn nicht sorgsam schirmte. Hat Iswolskij nicht neulich erst in Berlin gesagt,

Rußland wolle mit dem Deutschen Reich in bester Freundschaft leben, könne sich mit dem Österreich Ährenthals aber nicht in Geschäfte einlassen? Hat er nicht noch in Racconigi der internationalen Schreibergilde erklärt, das neue Abkommen richte sich nicht gegen irgendeine Macht, sondern beweise nur, wie inbrünstig zwei Herrscher, zwei Völker den Frieden wollen? Solcher Schwatz wird in Deutschland gedruckt, von Exzellenzen und Abgeordneten wiederholt und von Millionen mündiger Menschen für beträchtlich genommen.

Nach lieber Gewohnheit fängt man in Deutschland wieder an, den neuen, in Defio beschlossenen, in Racconigi besiegelten Bund zu bespötteln. „Was wird denn herauskommen? Der Ertrag wird ebenso unfindbar sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem Rücken ausgetauschten Bündnisverträge und Freundschaftsbeteuerungen.“ Ist dieser Ertrag wirklich unfindbar? Alle wichtigen Entscheidungen der letzten Jahre sind, in Ostasien und am Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereignis geworden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt, verschwatz, verzaudert. Unsere Verhandlungsfähigkeit reicht nur just so weit noch wie die Treffkraft unserer Kanonen. Als der vierte Kanzler die Möglichkeit aufdämmern ließ, vier Millionen deutscher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Britenkonzern für ein Weilchen zurück. Doch Millionen Britenhirne ersehnen den Tag, der Deutschlands Kolonien unter fremde Flagge bringt, Deutschlands Flotte als einen Trümmerhaufen in den Meeresgrund scharrt. Wo wäre dann ein starker Freund, der uns beistünde, einer nur, der aufrichtig mit uns trauerte? Alle Nachbarn, Vettern und Stammverwandten würden vergnügt die Hände reiben. Alle. Das Häuflein österreichischer Deutschen, deren Seele in unserem Reich die zweite Heimat liebt, könnte seinen Schmerz nur in verhallende Worte lösen. Für diesen Tag aber (das blödeste Auge müßte es längst gemerkt haben) wird in Ost und West so betriebsam vorge-

arbeitet, für den Tag anglo-deutscher Auseinandersetzung so geschäftig in Nord und Süd. Und nur ein Tropf oder ein Träger kann diese Vorarbeit ertraglos, unnützlich nennen. Großbritannien hat in der Abwehr deutscher Gefahr schon heute erreicht, was es ohne Blutverlust irgend erreichen konnte.

„Aber wir haben, du langweiliger Querulant, ja den Dreibund; und du hast eben erst wieder gelesen, daß die italienische Regierung gar nicht daran denkt, diesen Vertrag zu kündigen, dessen Wert kein anderes Bündnis ihr ersetzen könnte. Von Offiziellen und Offiziösen gehört, daß die neuen Abkommen Italien nicht im geringsten hindern, ein zuverlässiges Mitglied des Dreibundes zu sein und zu bleiben. Was ist in Cowes, Cherbourg, Racconigi denn erstrebt worden? Die Erhaltung des Friedens; die Sicherung des status quo. Warum, du närrischer Jeremias, soll mit solchen Tendenzen der ehrwürdige, der in drei Jahrzehnten bewährte Dreibund unvereinbar sein?“ Darauf antworte ich: Diesen albernem, nichtsnutzigen, dem Reich gefährlichen Schwatz haben wir allzu lange schon gehört. Schlucket ihn, wie anderen Ekelquark, herunter und duldet nicht, daß euch je wieder ein ähnlicher Brei aufgeschüsselt werde. Lüge ist die Behauptung, daß zur Erhaltung des Friedens, zur Sicherung des status quo neue Verträge, Pools, ententes nötig seien. Lüge die Angabe, die Tittoni und Iswolskij seien friedlich vereint, um den Besitzrechten auf dem Balkan Dauer zu verbürgen. Lüge das Leierlied, das in hundert Strophen beteuert, die im letzten Lustrum übernommenen Pflichten hinderten nicht die treuliche Erfüllung der alten. Lüge, wissentliche, und kindischer Schwindel längst der ganze Dreibund. So derb und grob muß man zu denen sprechen, die leise andeutender Rede ihr Ohr immer wieder verschließen.

„Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie ‚in dem Kampf ums Dasein‘ auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern,

wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen. Das *ultra posse nemo obligatur* kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden; und ebensowenig läßt sich durch einen Vertrag das Maß von Ernst und Kraft sicherstellen, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Text und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht. Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die *clausula rebus sic stantibus* wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrag zwischen Großmächten gesichert und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden könnten, unter denen er zustande kam. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares, ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft ebensowenig wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Alliancen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Alliance und der Deutsche Bund. Er dispensiert nicht von dem: *Toujours en vedette!*“ Diese Sätze hat Bismarck nach der Entlassung geschrieben und in das Kapitel gefügt, in dem er seine Nachfolger und Landsleute warnt, „Gut und Blut zur Verwirklichung von nachbarlichen Wünschen herzuleihen und im Balkan österreichische Interessen zu vertreten.“ Er hätte Österreich ersucht, den Balkankonflikt, den der Bündnisfall nicht deckte, allein durchzufechten. Im vorigen Jahr blieb uns keine Wahl: schon wohlwollende Abstinenz hätte Öster-

reich in den Konzern der Gegner getrieben. Daß wir des letzten Freundes wegen uns Rußland und dem Islam verfeinden mußten, zeigt, wie arm wir durch die mutlos grimasierende Politik geworden waren. Bismarck hielt 1892 das Bündnisinstrument für ziemlich verbraucht und rechnete mit Möglichkeiten, die nicht einmal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen. Italien erwähnte er kaum. Er wußte, daß die Angliederung Italiens nur als ein pfiffig ersonnenes Kunststück, nicht als eine fortzeugende Genietat in der Geschichte leben werde. Das Bündnis mit Österreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen französischen Krieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorbeerreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik der Gambetta und Galliffet gefährde die italische Freiheit und die Souveränität des Hauses Savoyen. (Gerade Crispis Abschwenkung zu Deutschland und den Usurpatoren von Triest und Trient hat dann die Franzosen, die darin Undank empfanden, gegen Italien gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischer List sprach der Entlassene lächelnd, ohne ernsten Stolz, wie von einer Bülte, auf die der spürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah er ein, daß ihm Irrtum das Auge trübte, als er Italien zu den saturierten Staaten zählte. Gesättigt (schon Crispi hat's leise angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es beide Küsten der Adria umfaßt und im Orient mitschmausen darf. Das ahnte Bismarck erst, als Rudini mit den Russen zu äugeln begann und Herr von Giers als postillon d'amour nach Monza ging. „Folge des caprivischen Verzichtes auf die Rückversicherung. Die Russen sind unsicher geworden, suchen neue Geschäftsfreundschaft und meinen, mit Italien, das mit Österreich die alte Irredentarechnung auszugleichen hat, sei was zu machen. Aber Italien ist auf Englands Flottenschutz angewiesen und kann sich deshalb nicht sehr tief mit Rußland einlassen. Immerhin wird's Zeit, diese Seite unseres Festungsdreiecks mit ziemlicher Vorsicht zu behandeln. Zehn Jahre lang hat die strategische Stellung abschreckend gewirkt. Und solange

wir den russischen Kaiser nicht direkt vor den Kopf stoßen, wird er den Franzosen nicht nach Straßburg helfen.“ Seitdem sind wieder drei Lustren hingegangen. Was Bismarck mit ruhiger Kraft verhindert hatte, ist Wirklichkeit geworden: nach der franko-russischen die franko-britische und die anglo-russische Verständigung. Würde er heute noch von italienischer Bundesgenossenschaft reden?

Das Bündnis sollte Italien vor französischer Ingerenz schützen und dem Deutschen Reich zur Waffenhilfe gegen französischen Angriff verpflichten. Heute ist Italien der Nachbarrepublik, an die sein Wirtschaftsbedürfnis es weist, eng befreundet; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem Land Viktor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens Protektor ist Deutschlands Feind: Großbritannien. Italiens einziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Österreich-Ungarn. Was ist von solchem Bündnis noch zu erwarten? Daß die Italiener, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden, doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreiflich. Schon Nigra rief, Italien könne mit Österreich nur im Bündnis oder im Krieg leben. In Tirol steht Austria gewaffnet auf der Hochwacht; seine Offiziere ersehnen die Gelegenheit, die auf manchem Feld Besiegten noch einmal zu schlagen: und am Ende ist's besser, mit Conrad von Hötzendorf einstweilen noch nicht die Klinge zu kreuzen. Für Italien hat der Dreibundvertrag den Wert einer Wartehalle, in der es die dem Kriegswagnis günstigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deutschen Reiches bürgt den Savoyern gegen österreichischen Angriff. Und den Habsburg-Lothringern gegen italischen. (Bis auf weiteres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vorteil aber bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern.

Dürfen wir die römischen Herren darum schelten? Nein. Sie handeln, wie sie müssen; zu müssen wähnen. Und können sich, wenn sie ablehnen, allzu viel auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, auf Bismarck selbst berufen. Sie

möchten ihren unter österreichischer Herrschaft lebenden Landsleuten eine hellere Zukunft erwirken, die Adria in ein Italermeer wandeln und von Albanien aus sich die großen Straßen des Orienthandels öffnen. Das ist nur zu erreichen, wenn der schwarzgelbe Wall überklettert ist. Wir können nichts für sie tun; sie auch nicht mehr mit der Drohung schrecken, Österreich werde uns bei Abwehr und Angriff an seiner Seite finden. Wir können nichts bieten; also auch nichts verlangen. Sie wären Dummköpfe, wenn sie Britanniens, Frankreichs, Rußlands Freundschaft verschmähten, um in Berlin zu beweisen, daß sie bis zum letzten Wank im Kleinsten noch Treue halten. Seit sie mit Frankreich in Eintracht leben, geht's ihnen gut und sie haben den größten Teil ihrer einst ins Ausland abgegebenen Staatsrente zurückgekauft. Kein triftiger Grund also zum Tadel. Nicht einmal der Unaufrichtigkeit dürfen wir die Männer der Consulta beschuldigen. Sie sind höflich wie alle Romanen; haben längst aber ihres Herzens Wollen nicht mehr geborgen. Nur fühlen sie sich verpflichtet, jede Zweideutigkeit zu meiden. Wer sie noch nicht verstehen will, gleicht dem Wicht, der, da ihn der Speichel des Verächters genäßt hat, blinzeln aufschaut und wimmert: „Es scheint ja zu regnen“.

Italien hofft in einer anderen Gruppe seinen Vorteil besser zu wahren. Solcher Hoffnung den Weg auch nur eine Stunde zu sperren, wäre ein Staatsverbrechen. In Verträgen, für die im Notfall Mark und Blut, Gut und Ehre des Volkes zu haften hat, dürfen wir nicht Girlanden sehen, die man, auch wenn sie verblüht und vergilbt sind, noch eine Weile hängen läßt, weil das dürre Blattwerk doch besser aussieht als die kahle Mauer. Wollen wir warten, bis Italien den Vertrag zerreißt und die Fetzen über den Brenner wirft?

DIURNALE

MATUTINA

DIE FÜNFUNDZWANZIG MÄNNER, DIE, VON Washington bis auf Mac Kinley, den Vereinigten Staaten von Amerika präsidierten, haben, alle zusammen, nicht so viel Lärm gemacht wie der sechsundzwanzigste Präsident: Herr Theodore Roosevelt aus dem Staate New York. Der schnitte gern in alle Rinden ein, daß er der klügste und tapferste, der reinste und größte Mann seines Jahrhunderts ist; mindestens seines. Jurist und Kameralist, Historiker, Nationalökonom, Verwalter, Kriegsmann, Marinetechniker, Organisator und Oberst der rough riders und Sieger von Las Guasimas; Achill und Homer in einer Person: denn er selbst hat seine kubanische Heldenleistung andächtig der Menschheit geschildert. Als er, nach der Ermordung Mac Kinleys, am vierzehnten September 1901 Präsident geworden war, kam bald hastiges Leben ins Weiße Haus. Der Vorgänger, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, Voraussicht und Willenskraft, hatte sich still gehalten und war nur ins Licht getreten, wenn ein Staatsinteresse ihn aus dem Schatten trieb. Der neue Herr wollte gesehen, im hintersten Winkel des Erdballs gekannt sein und war unermüdlich in dem Bemühen, den werten Namen dem Stamm der Weltesche einzukerben. Mit behendester Kunst organisierte er seinen Weltruhm. Sicherte heute dem Onkel Sam das geweitete Imperium. Rief, ein auf Kosten der Trusts durch die Klippen der Volkswahl Gelotster, morgen zum Kampf gegen die Unternehmerkartelle, deren Häupter er reiche Räuber schimpfte. Und versprach, übermorgen dem Menschengeschlecht höhere Kultur, den Bürgern der Vereinigten Staaten die Gesundheit und Sauberkeit des öffentlichen Wesens herbeizuzaubern. Hic et ubique. Ein Demagoge von stattlichem Format; nie von Skrupeln und Zweifeln geplagt; zu schneller Auffassung und Anpassung fähig; und mit einem in der Neuen Welt nie erblickten Mut zu er Allure des sieghaften Imperators. Eine irgendwie beträchtliche Le-

bensleistung des Fünfzigers ist von Weitem nicht zu erkennen. Er hat die Ställe der Union nicht gereinigt, der Trusthydra nicht den Kopf abgehauen; nur, durch die Ängstigung der Kapitalisten, seine Heimat in eine Krisis gerissen, aus deren Gefahr Rockefeller, Morgan und andere „reiche Räuber“ das leidende Land retten mußten. Amerikaner der höheren Geistesschicht sprechen im Ton ironischer Geringschätzung über den Mann und seine Bluffs. Doch muß im Ton seines Wesens ein Stück der „Volksseele“ zu robustem Ausdruck gekommen sein: sonst hätte er im Yankeegedräng nicht solchen Anhang erworben und bewahrt . . . Vor sieben Monaten, als Herr Roosevelt, der in Afrika alles je von Zoologen erwähnte Tropengetier in den Wüstensand gestreckt haben sollte, durch Europa toste und (der Verfechter der Monroe-Doktrin, die jede Europäereinmischung in amerikanische Politik abwehrt) den Völkern der Alten Welt unverlangte Lehre ins Antlitz sprudelte, empfahl ich, den Mann, der uns in Ostasien gefällig war, in der schwierigsten Stunde neudeutscher Geschichte aber für Frankreich optiert und der Dritten Republik fast mehr noch als der Brite Grey und der Russe Lamsdorf genützt hat, weder wie einen Monarchen noch wie einen Hort deutscher Nation zu empfangen. „Herr Roosevelt ist ein Privatmann, der zu seinem Vergnügen reist. Vielleicht will er, der wieder Präsident zu werden wünscht, mit der Tatsache, daß er an Europas Höfen wie ein Imperator empfangen, in Europas Hauptstädten wie ein volkstümlicher Held gefeiert wird, auf seine Landsleute wirken und seine Wahlchancen bessern. Staatsgeschäftsreisender ist er jedenfalls nicht. Die ungemein schnelle Entwicklung zum Weltimperium hat Amerika der Gefahr hochmütiger Selbstüberschätzung genähert. Die Yankeeneigung in den Glauben, der Amerikaner sei der vollkommene Ausdruck moderner Menschheit und dürfe auf seiner Höhe den zwischen Basalten und verfallenen Schlössern keuchenden Europäer belächeln, wird begünstigt, wenn Europa die Sippe Jonathans würdelos umdienert. Ob drüben die ernstesten Menschen, deren Geldgier nicht ärger, deren Pflichtgefühl und

Kultursehnen nicht geringer ist als deutscher Kaufleute, stark genug sind, um ihr Land vor der Schädigung durch Demagogenkniffe zu hüten, bleibt abzuwarten; die Schätzung amerikanischer Nüchternheit müßte schrumpfen, wenn Gauklerbravour dort auf den höchsten Sitz hülfe.“ Das wird nicht geschehen: las ich in manchem Brief, der übers Meer kam; auch dem Gespräch mit Amerikanern der Vorderreihe mußte ich diese Gewißheit entnehmen. Andere sprachen anders; mit zweifelloser Zuversicht die Stimmen, die aus Amtssphären herübertönten. Die Spektakelreise Roosevelts, hieß es da, ist widrig und über den Taktmangel des Mannes, über die lächerliche Trivialität seiner Reden kein Wort zu verlieren. Das schadet ihm aber nicht im allergeringsten. Die Amerikaner kennen ihn und wissen, daß ihm die Reise, wie ein Faustkampf oder eine Löwenjagd, ein sensationelles Erlebnis ist, das er als Nervenfutter braucht, und haben seine laute Versicherung, nie werde er, wie General Ulysses Sidney Stoney Grant in Europa und Asien tat, nach dem Ablauf seiner Präsidentenzeit herumreisen und sich feiern lassen, immer ungläubig belächelt. Die Gelehrten verhöhnen ihn ebenso schonungslos wie die Leute in Wallstreet. Wer die Masse haben will, muß die Wesenszüge zeigen, die den feineren Geist abstoßen. Roosevelt ist jetzt populärer als auf der Höhe seiner Präsidentschaft. Daß er dem Papst grob zu antworten wagte, hat seinen Nimbus erweitert. Wenn's möglich wäre, ihn heute schon auf Tafts Posten zu bringen, so würden neun Zehntel aller Amerikaner dafür stimmen. Warum? Weil Taft, mit all seiner Tüchtigkeit, die Leute langweilt und Roosevelt, mit seinem dramatischen Temperament, ihnen stets neuen Unterhaltungsstoff bietet. Er kommt wieder an die Spitze: und deshalb ist's klug, daß ihm Deutschland alle erdenklichen Ehren bereitet. So sprachen ernsthafte Menschen. Bei einem Trauergottesdienst zum Gedächtnis Eduards des Siebenten nannte, im Mai, der Reverend Dr. Robert S. Mac Arthur in einer New-Yorker Kirche Herrn Roosevelt den König der Erdenkönige. Nach allem, was ich gehört und gelesen hatte, mußte mir

dennoch der Zweifel bleiben. Die Sozialisten hassen den Mann; haben ihn in einer Schimpfflut, von der Europas über-tünchte Höflichkeit nichts träumt, zu ersäufen versucht. Den Katholiken kann er, der den Papst gekränkt und die Träger hoher Römerwürde getäuscht hat, nicht willkommen sein. Die Trustmänner sehen in ihm den Erzfeind und fast alle Besitzenden den Demagogen, dessen Leichtfertigkeit die Panik des Jahres 1907 bewirkt und das Vermögen der Mittelklasse (nicht der „reichen Räuber“, die im trüben Wasser noch neuen Gewinn fischen konnten) geschmälert hat. Und von Mond zu Mond schwoll die Schar, die fand, ein zügelloses, nur von Applausgier geleitetes Temperament, das ein gestern vor allem Volk gesprochenes, gestern feierlich verpfändetes Wort heute vergessen habe und deshalb immer wieder den Schein der Unwahrhaftigkeit und treulosen Wortbruches auf sich lade, taue nicht auf den Sitz, wo die Würde der freien Republik thronen soll. Wie sollte für einen von so starken Gruppen Befehdeten sich die Mehrheit zusammenballen?

In Berlin wurde er nicht, wie angekündet worden war, auf dem Bahnhof vom Kaiser empfangen, wohnte auch nicht im Schloß. Doch gab's, ihm zur Ehre, ein Festmahl und eine Gefechtsübung; er durfte in der Aula der Berliner Universität eine Vorlesung leisten (an die sich die jüngsten Semester in grimmiger Heiterkeit erinnern) und auf die Devotion würdiger Professoren, die ihn unbedeckten und gebückten Hauptes bis an den Wagen geleiteten, huldvoll herniedergrinsen. Der emsige Schreiberstab, der ihm von Ägypterland her folgte, sorgte für den gehörigen Widerhall. In der Berliner Rede war nur der Mut zu plumper Umschmeichelung des Kaisers beachtenswert. Tut nichts, sagten die Überschlauen; der Mann wird wieder Präsident, hat alle Winde, die in den Vereinigten Staaten die Stimmung hitzen und kühlen, im Schlauch seines Willens und wir müssen froh sein, wenn er uns freundlich bleibt. Über London (wo der Reisende die einfachste Taktpflicht unerfüllt ließ) ging's in die Heimat zurück. Ins wildeste Getümmel der Agitation.

Edward Henry Harriman, der Theodorum recht in der Nähe sah, hat einmal geschrieben, heutzutage gelte einer, der redet, den meisten mehr als einer, der handelt. Herr Roosevelt redete täglich. Tobte, schmähte, verdächtigte; mimte das Gewissen Amerikas. Da er ringsum, auch von Freunden, hörte, die Würde der Präsidentschaft heische von dem, der einst ihr Träger war, selbst im Kampf eine noble Haltung, sich vereinsamen fühlte und, out in the cold, zu frieren anfang, verbündete er sich dem mächtigen Preßkapitän Hearst, den er vorher bekämpft hatte; und schien des Sieges nun völlig sicher. Er ist geschlagen worden. Die Nation, die ihn so lange reden ließ, hat bündig gegen ihn gesprochen und der Demokratenpartei im Kongreß die Mehrheit verschafft. Ein Triumph der Trusts? Die Demokraten, die das Evangelium von der Ebenbürtigkeit des Silbers seit Clevelands zweiter Präsidentenzeit aus der Massengunst gedrängt hat, haben die Zwingburg der Trusts früher und ungestümer be-
rannt als die Republikaner. Nein: das Ergebnis der Novemberschlacht ist eine ganz persönliche Niederlage Roosevelts. Den will man nicht länger an der Rampe sehen. Der ist, in unvergleichlich höherem Grade als Cleveland für die Handelskrise des Jahres 1893, für den Windbruch von 1907 verantwortlich. Ein Unruhestifter, der sich in Caesars Toga mummen möchte, morgen neue Panik erwirken kann und Europas Spottsucht wieder über den Yankee lächeln lehrte. Amerika wollte beweisen, daß es nicht sei wie dieser und den Blick durch Praestigia nicht blenden lasse. Der mannig-
fach begabte und (auch im gefährlichsten Sinn) versatile Mann mag sich, wenn er eine Weile geduldig im Dunkel bleibt, von der Niederlage erholen. Als Machtwerber ist er fürs erste abgetan. Und mit ihm, so wollen wir hoffen, ein Wahn, der allzu lange das deutsche Auge umnebelt hat. Daß die amtliche Berichterstattung irrte, ist, wie jeder Fehler armer Menschenschwachheit, verzeihlich. Was aber trieb im Mai denn zu der Proskynesis? Der Glaube, daß Roosevelt Deutschlands Freund, Englands Feind sei und, als Vertrauensmann Amerikas, im Notfall die Vereinigten Staaten

Clemenceau

auf unsere Seiten bringen werde. Den Wünschen Specks von Sternburg hat er sich manchmal willfährig gezeigt; als der Senat das Marmorgeschenk des Deutschen Kaisers zurückschicken wollte, den Vorschlag durchgedrückt, daß dieser steinerne Preußenfritz nicht als König, sondern als Feldherr behandelt und neben Hannibal vor die Kriegsschule in Washington gestellt werde; also sehr pfiffig eine sichtbare Kränkung vermieden. Doch in der Zeit der anglo-deutschen Konfliktes die Vereinigten Staaten gegen England mobil zu machen: das vermöchte nicht einmal der große George, wenn er von seinem Reiterstandbild ins Leben niederstiege. Noch im heftigsten Zank fühlt der Amerikaner sich dem Briten verwandt. Und wie ungern gerade die besten Elemente im Land schon in ruhigen Tagen eine feindselige Wendung gegen England sehen, haben drüben die Deutschen gemerkt, als der Luftplan einer deutsch-irischen Interessengemeinschaft aufgetaucht war, deren Grundmauer nur der Groll gegen Britannien mörteln konnte. Die Hoffnung, hinter der Atlantis einen Bundesgenossen zu finden, der mit dem Schwert uns die Weite öffnet, muß endlich eingescharrt werden; und dürfte, auch wenn ihr „boss“ noch einmal auf die Beine käme, nie wieder deutsche Köpfe verwirren.

LAUDES

Klarheit ist, mag sie auch Schmerz bereiten, immer nützlich; wer sein Herz nicht an Trugbilder hängt, ist vor Enttäuschung sicher. Seit Fürst Bülow, nach der Annexion der Balkanprovinzen, von der in Österreichs Fährnis bewährten Nibelungentreue der Deutschen sprach, hat bei uns zu Haus mancher sich angewöhnt, das Verhältnis zu Österreich-Ungarn pathetisch zu betonen. Der vierte Kanzler traf als Zitator nicht jedesmal ins Schwarze. Als er, bei einem unnötigen Ausfall gegen Chamberlain, behauptete, schon Friedrich habe die Schmäher Preußens und seines Königs gewarnt, auf Granit zu beißen, lieh er dem Borussen Worte, die der Korse Napoleon Bonaparte gesprochen hatte. („Les pam-

phlétaires, je suis destiné à être leur pâture, mais je redoute peu d'être leur victime: ils mordront sur du granit.“) Als er seine Landsleute den Mannen Gunthers verglich, bedachte er nicht, wie schlimm den treuen Nibelungen im Heunenland Etzels gelohnt ward. Einerlei. Nur: wir wollen nüchtern bleiben und auch von Österreich-Ungarn nicht mehr erhoffen, als es, mit seinen Czechen und Polen, Magyaren und Südslaven, im Drang uns zu gewähren vermag.

Trop de fleurs. Auch in Wien weiß jeder Wache, daß Deutschland 1909 gehandelt hat, wie es handeln mußte; daß sein Interesse, nicht Österreichs, dieses Handeln erzwang. Welcher Schuld wegen wurde Österreich denn gescholten und bedroht? Weil es in der Ära des jungtürkischen Parlamentarismus, der Bosniaken und Herzegowzen an die Wahlurne rufen konnte, sein Hoheitsrecht dem Bereich des Zweifels entrückt, das Ansehen des alten Kaisers zur Erledigung eines dem Nachfolger unbequemerer Staatsgeschäftes benutzt und die seit dreißig Jahren okkupierten Balkanprovinzen annektiert hatte? Nein: weil es dem Deutschen Reich verbündet und noch nicht entschlossen war, diese Bundesgenossenschaft gegen einen anglo-russisch-französischen Assekuranzvertrag zu tauschen; und weil, so lange die mitteleuropäischen Kaiserreiche nicht voneinander zu haken waren, die Einkreisung Deutschlands nicht zu voller Wirksamkeit kommen konnte. Wurde Österreich eingeschüchtert und aus dem Bund geängstet, dann mußten wir bereit sein, gegen die kaunitzische Koalition (Frankreich, Rußland, Österreich unter britischem Patronat), deren Schreckbild dem ersten Kanzler den Schlummer störte, zu kämpfen oder von ihr demütigende Zumutung hinzunehmen. Blieb da eine Wahl? Kein Deutscher möchte zweifeln, daß Österreich in jedem Bündnisfall seiner Pflicht genügen würde; wenn's inzwischen mit Rußland wieder ganz einig geworden wäre. Davon wurde in den Delegationen nicht gesprochen. Nur der Gedanke, Deutschlands Konflikte könnten Österreich-Ungarn schädigen, aus lächelnder Ruhe zurückgewiesen.

COMPLETORIUM

Während in Wien dem Deutschen Reich, weils vor anderthalb Jahren bereit schien, gegen Rußland zu marschieren, Lobgesänge angestimmt wurden, fuhr der Zar aller Reußen nach Potsdam. „Die Monarchen küßten einander herzlich auf beide Wangen. Kaiser Nikolaus trug deutsche, Kaiser Wilhelm russische Uniform.“ Der Brauch ist alt und könnte nachgerade modernisiert werden; daß gegen Küsse unter Männern seit der Nacht des Jüngerverrates leicht sich der Christenargwohn regt, hat, bei ähnlichem Anlaß schon Lagarde warnend erwähnt; und Höflichkeit läßt sich heute wohl erweisen, ohne daß der Kriegsherr eines Volksheeres sich ins Kleid einer fremden Armee knöpft, wider die er übermorgen vielleicht zu den Waffen rufen wird. Wovon zwischen Frühstück und Abendmahlzeit, Jagd und Lustspiel geredet wurde, hat draußen natürlich keiner erlauscht. Am zweiten Tag aber lasen alle, im Neuen Palais und in der Wilhelmstraße sei „festgestellt worden, daß auf keinem Gebiet zwischen Deutschland und Rußland irgendeine Meinungsverschiedenheit bestehe.“ Jubilate! Der Gedankenaustausch, dessen Ergebnis so lieblich aussieht, hatte gewiß den bezwingenden Herzenston männlicher Aufrichtigkeit.

BETHMANN

WAS EURE MAJESTÄT STETS GEFÜRCHTET UND vermieden, was alle Einsichtigen voraussahen: daß ein ernstliches Zerwürfnis mit Österreich von Frankreich benutzt werden würde, um sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, liegt jetzt in Louis Napoleons ausgesprochenem Programm vor aller Augen. Die ganzen Rheinlande für die Herzogtümer: Das wäre für ihn kein schlechter Tausch, denn mit den früher beanspruchten petites rectifications des frontières wird er sich gewiß nicht begnügen. Und er ist der allmächtige Gebieter in Europa! Gegen den Urheber unserer Politik hege ich keine feindliche Gesinnung. Ich erinnere mich gern, daß ich 1848 Hand in Hand mit ihm ging, um den

König zu stärken. Im März 1862 riet ich Eurer Majestät, einen Steuermann von konservativen Antezedentien zu wählen, der Ehrgeiz, Kühnheit und Geschick genug besitze, um das Staatsschiff aus den Klippen, in die es geraten, herauszuführen, und ich würde Herrn von Bismarck genannt haben, hätte ich geglaubt, daß er mit jenen Eigenschaften die Besonnenheit und Folgerichtigkeit des Denkens und Handelns verbände, deren Mangel der Jugend kaum verziehen würde, bei einem Mann aber für den Staat, den er führt, lebensgefährlich ist. In der Tat war des Grafen Bismarck Tun von Anfang an voll von Widersprüchen. Von jeher ein entschiedener Vertreter der russisch-französischen Alliance, knüpfte er an die im preußischen Interesse Rußland zu leistende Hilfe gegen den polnischen Aufstand politische Projekte, die ihm beide Staaten entfremden mußten. Als ihm 1863 mit dem Tode des Königs von Dänemark eine Aufgabe in den Schoß fiel, wie sie nur je einem Staatsmann zuteil geworden, verschmähte er es, Preußen an die Spitze der einmütigen Erhebung Deutschlands zu stellen, dessen Einigung unter Preußens Führung sein Ziel war, verband sich vielmehr mit Österreich, dem prinzipiellen Gegner dieses Planes, um später sich dann mit ihm unversöhnlich zu verfeinden. Den Prinzen von Augustenburg, dem Eure Majestät wohlwollten und von dem damals alles zu erhalten war, mißhandelte er, um ihn bald darauf durch den Grafen Bernstorff auf der Londoner Konferenz für den Berechtigten erklären zu lassen. Dann verpflichtet er Preußen im Wiener Frieden, nur im Einverständnis mit Österreich definitiv über die befreiten Herzogtümer zu disponieren, und läßt in ihnen Einrichtungen treffen, welche die beabsichtigte ‚Annexion‘ deutlich verkündigen. Viele betrachten diese und ähnliche Maßregeln, die stets, weil in sich widersprechend, in das Gegenteil des Zweckten umschlugen, als Fehler der Unbesonnenheit. Anderen erscheinen sie als Schritte eines Mannes, der auf Abenteuer ausgeht, alles durcheinander wirft und es darauf ankommen läßt, was ihm zur Beute wird, oder eines Spielers, der nach jedem Verlust höher pointiert und endlich Va

banque sagt. Dieses alles ist schlimm; aber noch schlimmer in meinen Augen, daß Graf Bismarck sich in dieser Handlungsweise mit der Gesinnung und den Zielen seines Königs in Widerspruch setzte und sein größtes Geschick darin bewies, daß er ihn Schritt vor Schritt dem entgegengesetzten Ziel näherführte, bis die Umkehr unmöglich schien, während es nach meinem Dafürhalten die erste Pflicht eines Ministers ist, seinen Fürsten treu zu beraten, ihm die Mittel zur Ausführung seiner Absichten darzureichen und vor allem dessen Bild vor der Welt rein zu erhalten. Eurer Majestät gerader, gerechter und ritterlicher Sinn ist weltbekannt und hat Allerhöchstdemselben das allgemeine Vertrauen, die allgemeine Verehrung zugewendet. Graf Bismarck aber hat es dahin gebracht, daß Eurer Majestät edelste Worte dem eigenen Land gegenüber, weil nicht geglaubt, wirkungslos verhallen und daß jede Verständigung mit anderen Mächten unmöglich geworden, weil die erste Vorbedingung, das Vertrauen, durch eine ränkevolle Politik zerstört worden ist. Noch ist kein Schuß gefallen, noch ist Verständigung unter einer Bedingung möglich. Nicht die Kriegsrüstungen sind einzustellen, vielmehr, wenn es nötig ist, zu verdoppeln, um Gegnern, die unsere Vernichtung wollen, siegreich entgegenzutreten oder mit vollen Ehren aus dem verwickelten Handel herauszukommen. Aber jede Verständigung ist unmöglich, solange an Eurer Majestät Seite der Mann steht und Ihr entschiedenes Vertrauen besitzt, der dieses Vertrauen Eurer Majestät bei allen Mächten geraubt hat.“

Diesen Brief empfing König Wilhelm nicht, wie der Schreiber gehofft hatte, noch in Babelsberg, sondern erst in Nikolsburg; nach dem Julitag, der seinem Heer bei Königgrätz den mit einem Schlag entscheidenden Sieg beschert hatte. Die Antwort begann mit dem Satz: „In Nikolsburg eröffnete ich erst Ihren Brief und Ort und Datum der Antwort wären Antwort genug.“ Der Zuträger hieß Moritz August von Bethmann-Hollweg; war Professor, dann, bis ins Frühjahr 1862, preußischer Kultusminister gewesen und schrieb, während er sich zum Zensor des Minister-

präsidenten berufen wähnte, ein Buch über den „Zivilprozeß des gemeinen Rechtes in geschichtlicher Entwicklung“. Die Warnerepistel lag noch, der Nation unbekannt, im Archiv des Hauses Hohenzollern, als Graf Anton von Prokesch-Osten, der Österreichs Präsidialgesandter beim Bundestag gewesen war und in Frankfurt mit dem Kollegen Bismarck in steter, auch gesellschaftlich fühlbarer Fehde gelebt hatte, schrieb: „Für Herrn von Bismarck, der durch und durch nur Preuße ist, existierte kein anderer Standpunkt als der des preußischen Interesses. Er würde, wenn ein Engel vom Himmel herabgestiegen wäre, ihn ohne preußische Kokarde nicht eingelassen, dagegen dem Satan selbst (zwar mit Verachtung, aber doch) die Hand gereicht haben, wenn dieser dem preußischen Staat ein deutsches Dorf zugeschanzt hätte. Klar wie Macchiavell, war er zu gewandt und zu glatt, um irgendein Mittel zu verschmähen; und man muß ihm zugestehen, daß ihm Halbheit nach jeder Richtung fern lag und daß er jedesmal die ganze, wohlgeordnete Phalanx seiner Mittel ins Feld zu führen verstand. Der Beruf Preußens überwältigte ihn so, daß er selbst mit mir die Unerläßlichkeit der Einheit Deutschlands unter Preußen mehrmals besprach. Mir ist überhaupt kaum ein Mann vorgekommen, so abgeschlossen in seinen Überzeugungen, so bewußt seines Wollens und Sollens. Er war der Mann für den Umguß Deutschlands in die neue Form.“ So urteilte ein feindlicher Politiker; aus dem Mund Bethmanns, der sich wohlwollender Objektivität rühmte, hatte ein unpolitischer Geist gesprochen, der nie begriff, um was es sich eigentlich handle, das Wesen der Politik nie auch nur ahnen lernte und schließlich, als ein braver Mann, sich in die unwürdige Rolle des schmeichelnden Klugschwätzers erniederte, um den zaudernden König von dem kühnen Minister zu trennen. Wer den Magisterbrief gelesen hat, kann empfinden, weshalb Bismarcks Groll so oft in harte Worte über Bethmanns kleines Herz, über die Bethmänner und ihre Streberfraktion ausbrach. Und man muß den Brief des Großvaters jetzt lesen, um die Ursache der Enttäuschung zu erfassen, die der Enkel den Deutschen be-

reitet hat: Herr Theobald von Bethmann-Hollweg. Im Verlauf eines einzigen Jahrzehntes haben wir ihn als Oberpräsidenten von Brandenburg, als Minister des Innern, als Staatssekretär, Ministerpräsidenten, Reichskanzler gesehen. Auf keinem der Posten, die ihm vom Oktober 1899 bis in den August 1909 anvertraut waren, ist er lange genug geblieben, um seine Leistungsfähigkeit erweisen zu können. Noch im Februar habe ich deshalb denen, die ihn rauh schalten und roh schimpften, zugerufen: „Lasset ihm wenigstens doch die Zeit, die zu dem Beweis nötig ist, daß er nichts kann!“ Der ist nun erbracht. Herr von Bethmann hat diese Zeit nicht verloren. Mit schmerzhaft geschwinder Deutlichkeit ward der Beweis erbracht, daß dieser redliche, fleißige Mann in den Ämtern des Ministerpräsidenten und Kanzlers unmöglich ist.

Ein reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zugrunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert; nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht, ängstigt, immer erinnert wird, sich immer erinnert und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinn verliert, ohne jemals wieder froh zu werden!“ Dieses Urteil, das, in Serlos Kreis, Wilhelm Meister über Hamlet spricht, schien dem Wohlwollenden auf Herrn von Bethmann zu passen. Ein Mann, der (darüber sind alle längst einig) auf so hohe Posten nicht taugt und sich irrend vermaß, als er sich zu solchen Gipfeln heben ließ. Doch eine, in ihrer edlen Reinheit, fast tragisch stimmende Gestalt. Er soll Kanzler sein; und kann's nicht einmal scheinen. Windet, dreht, ängstet sich; meint, Politik aus den Akten lernen zu können; bietet, wo von ihm die Blutfarbe der Entschließung gefordert wird, die Bedenken bleichsüchtiger Ethik; blickt aus vergränten Augen auf eine Welt, gegen die er sich am Liebsten absperren möchte, weil sie „ihn nicht versteht“. Einer, der im ersten Herbst des Amtslebens schon seinen Zweck aus dem Sinn verlor, der Unzulänglich-

keit seines Vermögens bewußt ward und nie wieder froh werden kann. Den aber, in seiner ratlos, doch redlich eifernden Schwachheit, jeder nicht vom Vorurteil Geblendete mitleidig achten muß. Zwar zeugten einzelne Symptome gegen diese Auffassung. Mit feierlicher Umständlichkeit ließ der fünfte Kanzler nachweisen, daß er nicht von Juden abstamme; daß seine beiden ererbten Namen nicht, wie alle anderen im Bereich deutscher Sprache, durch Bindestriche zu verknüpfen seien, die zwei Familienfronten doch erst in eine sichtbare Einheit zwingen; und zankte, weil er sich von Zeitungszeichnern unähnlich, ungünstig dargestellt fand. Kleine Schwächen, dachte man; begreiflich an einem, der für so steile Höhen nicht geboren ward und im grellen Licht nun, so nah der Sonne, unruhig blinzelt. Die Schulgenossen nannten ihn, der mit Musterleistungen in Latein und Griechisch den Großvater freute, die Gouvernante, die Abgeordneten den Oberlehrer oder Austauschprofessor. Leis leckte, wie eine verbrandende Welle, der Menschenwunsch, im Wesen des Nächsten das Lächerlichste zu entblößen, an der Gestalt, die so steif immer, unbeholfen und unbehilflich, vor dem Auge stand. Der, hieß es, schickt sich gewiß nur in ein Handeln von unanzweifelbarer Sauberkeit; hat sogar, weil's ihn nicht anständig dünkt, abgelehnt eine Partei oder Fraktion zu prellen, je einer zu versprechen, daß er, wenn sie ihm morgen gefällig sei, übermorgen ihre Wünsche erfüllen werde. Einen fleißigen, ernsthaften, gescheiten Patrioten von bestem Willen und ohne Applausgier habe ich ihn genannt, als Steine und Schmutzklümpchen um sein graues Haupt prasselten; einen, der in stiller Arbeit Nützliches wirken und sein Geschäft mit reinlichen Mitteln treiben will. Das war am 19. Februar 1910. Schon am 4. Juni desselben Jahres war der Beweis seiner Unmöglichkeit als Ministerpräsident und Kanzler geliefert.

Wohin auch der Blick sich wende: dasselbe Bild. Dabei in der Regierung eine Zerfahrenheit, wie sie in Bülow's schlimmster Drangzeit undenkbar gewesen wäre. Nicht eine einzige Leistung, die der Unbefangene loben könnte; nicht die

dünnste Vertrauenswurzel im deutschen Erdreich. So einsam, so anhanglos war nie ein Kanzler. Überall hört der Lauscher dasselbe Urteil: Unmöglich; auch von denen, die den Anfang aus froher Hoffnung sahen.

Er bleibt; natürlich. (Die Fähigkeit zur Selbsterkenntnis hätte ihm ja die Annahme so hoch seine Kraft übersteigender Ämter verboten.) Bleibt, trotzdem er außer der Erhöhung der Krondotation für den König von Preußen nichts, nicht das Allergeringste, erwirkt hat. Blickt noch unfroher als im ersten Herbst auf die deutsche Welt; beschuldigt alle mit seiner Amtsführung Unzufriedenen törichter Kurzsicht; klagt, wie Goethes humorlose Grete von Parma, über Unweisheit und Undankbarkeit, droht aber nicht, wie sie, die Würde hinzuwerfen. (Das dürfen in Fürstenwindeln Geborene wagen; von einem aus jungem Briefadel würde es am Ende ernst genommen.) Daß Augenmaß, Entschlußfähigkeit, Schöpferkraft nicht genügen, ist schon erwiesen; noch aber die Kontur der Gestalt unverändert. Der echte Enkel Moritz Augusts, der alles Geschehen und Wollen durch die Dozentenbrille sah. Ein unpolitischer Geist, der nie begreift, um was es sich eigentlich handle, das Wesen der Politik nie auch nur ahnen lernt; und nicht einmal im engsten Bezirk die Wirkung seines Handelns zu ermessen vermag. Ein Frommer, der gar zu gern die Allüre des modernen, völlig aufgeklärten, von Standesstolz freien Mannes zeigen möchte. Noch immer von so pedantischer Ehrbarkeit wie in den Maitagen der oberbarnimer Landratszeit, da ein Ministerialerlaß ihm den Ausruf entriß: „Ich bin doch kein Wahlagent!“ Die sittsam, in rührender Unbeholfenheit, alternde Gouvernante, der Gallensäure ins Blut gedrungen ist und die Haut und die Laune gelbbraunlich gefärbt hat. Jahre lang hat virtuose Rednerei und Technik die Schwachheit deutscher Staatsmannschaft so schlau verhüllt, daß nur der schärfste Blick Niederlage und Rückzüge merkte. Jetzt werden die Fehler mit so biederer Miene gemacht, mit so gemütvoller Aufrichtigkeit vors Auge gerückt, daß der Stumpfste sie spürt; und jeder politisch Empfindende vor dem Tag bangt, der den für die Lebensleistung

eines wohlhabenden Privatdozenten Geschaffenen vor die Notwendigkeit schneller und bedeutender Entscheidung stellen könnte.

Unbegreiflich, daß gerade diesen Bülow mit solchem Eifer empfahl, mit seinem Wesen sonst fremder Beharrlichkeit gegen andere Kandidaten vertrat. Wollte er einen Nachfolger, dessen Unfähigkeit einen dem Vorgänger günstigen Vergleich erzwang? Einen, der am Blockhaus mitgebaut hat und über die Schwachheit des Bauleiters, über die Spur läßlicher Sünde, wenn es nötig wird, den Mantel verzeihender Liebe spreitet? Oder hat er bei der Qualifikation („Ein ruhiger Mann, nicht ungeschickt und dem Kaiser in tiefster, kritikloser Bewunderung ergeben“) nur eben ganz menschlich geirrt und den Rat, den er gab, vielleicht längst bereuen gelernt?

Wahrscheinlicher ist, daß er sich, gerade jetzt: sagt: „Mein Rat war gut; der beste, den einer geben konnte. Ich empfahl den in den Rahmen unabänderlich gewordener Verhältnisse passenden Mann. Glanzlos: so sollte er sein. Gehorsam: so wird er von Tag zu Tag sich mehr bewähren. Er hat die hohe Zivilliste erlangt, die Königsberger Rede (vom Instrument des Herrn), ohne den winzigsten Vorbehalt, verteidigt, die für das Reichsland und für die Ostmark ausgesprochenen Wünsche erfüllt, das Zentrum versöhnt, die Kontingentierung der Seemacht den Engländern geweigert, früh und spät die Friedensflagge gehißt und, auf allen Gebieten, den Zustand wiederhergestellt, der vom April 1890 bis in den November 1908 die Formen und das Schicksal deutschen Nationallebens bestimmte. Einer von anderem Schlag wäre nicht möglich gewesen. Im Parlament? Das kenne ich gut genug, um zu wissen, daß es mit jedem zufrieden ist, der ihm nicht überlegen scheint, und nur schwierig wird, wenn es sich durch Willenskraft und Schöpfervermögen geniert fühlt. Da ist nichts Ernstes zu fürchten. Die Zeit wird lehren, wie richtig mein Rat war.“ Sie hat es schon gelehrt.

Unter dem Wonnemond dieses Jahres müssen wir

endlich erkennen: Wir haben uns, Angreifer und Verteidiger, vom Wesen des fünften Kanzlers ein völlig falsches Bild gemacht. Daß dieser fromme Altliberale ungeschickt sei und als Märtyrer weltfremder Überzeugung enden müsse, kann heute kein Scharfsichtiger noch glauben. Der ernste, für ruhige häusliche Freuden geschaffene Mann, dessen Gaben und Gesinnungen das Glück eines redlichen Bürgers sichern würden, der mit all seinen Orden und Bändern, Titeln und Generalsabzeichen aber, auf ellenhohen Socken noch, klein bleibt, hat sich zu einer Pffiffigkeit erzogen, die der Caprivi aufs Haar ähnelt. Im Streit um die preußische Wahlreform hat er sich schwach gezeigt und mit demütigendem Verzicht auf feierlich vorgetragene Grundsätze nicht einmal einen Erfolg eingehandelt; doch er stand, unsicher, zwischen einem königlichen Versprechen und seiner eigenen Rede, die, als Überzeugung des Ministers des Innern, ausgesprochen hatte, daß Preußens Wahlrecht für die nächsten Jahre unverändert bleiben müsse. Als es um die Verfassung von Elsaß-Lothringen ging, band ihn kein Monarchenversprechen; saß er nicht in der Schlinge eines seinem Mund entschlüpften Wortes. Er war vor dem Entschluß frei und hatte einer Frage, die in den gefährlichsten Bezirk internationaler Politik hineinreicht, die Antwort zu finden. Schritt vor Schritt ist er zurückgewichen; noch als, nach seiner Meinung, „die Grenze dessen erreicht war, was den Reichslanden zur Zeit konzediert werden kann.“ Bundesstaat, Vollmacht zum Bundesrat, allgemeines Wahlrecht ohne Pluralstimmen: das (und manches andere) hat er zuerst geweigert und zuletzt gewährt. Von blasser Lippe tröpfelte ihm, in der letzten Stunde, mühsam erkünstelter Spott über die Leute, die jeden ihrem Trachten unnützlichen Kompromiß mit gerunzelter Stirn rügen. Für einen Humorlosen war es alles mögliche. Hier aber hat es sich um eine Lebensfrage des Deutschen Reiches, um den Sitz seiner reizbarsten Schwäche gehandelt. Wer hier nicht vor dem ersten Schritt genau weiß, wie weit er gehen will, wer sich über die allen Blicken entschleierte Grenze seines Wollens hinausdrängen läßt und das gestern als unan-

nehmbar Abgelehnte heute, mit dankbar devotem Lächeln, annimmt, der hat, all in seiner menschlichen Rechtschaffenheit, die Achtung verscherzt, ohne die ein Kanzler nicht wirken kann. Nur an einer Stelle ist Theobaldur standhaft geblieben: die Kaisergewalt, die Hausmacht des Königs von Preußen hat er gestärkt; alles heimgebracht, was Wilhelm sich wünschte.

Im Haus der von Preußen Abgeordneten hatte Herr von Bethmann gesagt, „der tiefste Zug deutschen Wesens“ fordere die Ungleichheit des politischen Rechtes, dessen Gleichheit „dem Reichtum und der Innerlichkeit deutscher Kultur“ unvereinbar sei. Und selbst in den Gegnern wohnte noch das Gefühl, daß dieser Mann glaube, was er sage, und nur sage, was er glaube. Heute muß selbst der Freund fragen, was dieser Ministerpräsident und Kanzler in seines Herzens Grund eigentlich glaube. Geheime Wahl: unannehmbar; er nimmt sie an. Indirekte Wahl: unannehmbar; er nimmt sie an. Gleiches Wahlrecht: deutscher Kultur, dem tiefsten Zug deutschen Wesens unvereinbar; er gibt es den Elsässern und Lothringen. Denen durfte er jeden Wunsch erfüllen, wenn sie dann so laut, daß man es in Paris hörte, riefen: „Wir sind zufrieden; fühlen uns im Reichsverband behaglich.“ Jetzt sind sie so unzufrieden, daß sie dem Zentrum gar, dem klügsten Tyrannen, schroff den Gehorsam kündigen. Der Kanzler hat das Feuer geschürt, das er ersticken sollte. Und er, der den Festungsbewohnern, auch den dem Reich feindlichsten, das unbeschränkte Wahlrecht schenkte, würde ausgelacht, wenn er es, mit der alten, zerfetzten Begründung den Preußen noch weigerte.

Capravis rettende Tat ist, nach dreizehnjährigem, bis in unsere Tage fortwirkendem Kampf, aus dem Buch deutscher Geschichte gestrichen worden. Was Herr von Bethmann zerstört hat, ersteht nicht so leicht aus den Trümmern. Aber er hat den Nachweis seiner Geschicklichkeit erbracht. Und ist fürs erste gerettet?

Ist gerichtet.

KRIEG UND FRIEDE

GESTERN

HERBERT BISMARCK IST SEIT DREI MONATEN Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt und in Paris packt Chlodwig Hohenlohe just die Koffer, um als Statthalter nach Straßburg zu gehen (weil, notiert er, die Stellung in Paris „auf die Dauer den jungen Elementen des Amtes gegenüber nicht haltbar gewesen wäre; ein alter Mann kann nicht jungen Leuten gegenüber, die er als Buben gekannt hat, in einer abhängigen Stellung sein“). Da schickt Fürst Bismarck (Caprivi ist Chef der Admiralität) das Kanonenboot „Itis“ in den Karolinen-Archipel des Stillen Ozeans und läßt die Mannschaft auf der Insel Yap die deutsche Flagge hissen. Die Karolinen sind von Portugiesen und Spaniern entdeckt, doch bald wieder aufgegeben worden und in den Jahren 1876 und 1877 hat Spanien englische und deutsche Fragen mit der Erklärung beantwortet, daß es keinen Anspruch auf die Inseln habe. Doch der Verzicht soll nun, nach der deutschen Flaggenhissung, nicht mehr gelten. Trotzdem fast nur deutsche Firmen (Hernsheim, Handels- und Plantagen-gesellschaft der Südsee) dort beträchtliche Interessen zu wahren haben, darf Deutschlands Einfluß die Korallenriffe der Mikronesier niemals bespülen. So will es die Regierung Ihrer Huldreichen Majestät von Großbritannien und Irland; und hat Tränke bereit, die im Hochsommer Spanierhirne schnell erhitzen. Die Karolinen gehören uns, heißt's in Madrid; und schon wagt die Pöbelwut sich an das Haus der Deutschen Gesandtschaft. Soll der Kanzler dem Kaiser einen Krieg gegen Spanien empfehlen? Der Gegenstand ist allzu winzig (das auf einen Jahresertrag von ungefähr hunderttausend Mark bezifferte Geschäftsinteresse zweier Firmen), England müßte den Leitern seiner westlichen Mittelmeer-filiale helfen und das Schauspiel anglo-spanischer Kampf-genossenschaft könnte hinter den Pyrenäen die glimmende Franzosenhoffnung zu gefährlicher Glut anfachen. Die Gewinnmöglichkeit klein, das Risiko groß; solche Geschäfte

macht der Erfahrene nicht. Und daß ohne Krieg, ohne die auf unbeugsamen Entschluß gestützte Kriegsdrohung Ansehnliches nicht zu erreichen ist, weiß der Staatsmann, der Olmütz erlebt und Benedetti an der Arbeit gesehen hat. Eine für's erste verlorene Sache, aus der sich höchstens noch für die inneren Verhältnisse ein Profitchen ziehen läßt. Die Spanier haben keine Lust zu einem den Deutschen annehmbaren Handelsvertrag. Für Posen wird ein neuer, ein deutscher Erzbischof gesucht und mit dem Vatikan, dem der Nachfolger Ledochowskis genehm sein müßte, über die vierte kirchenpolitische Novelle verhandelt, die den Römerwünschen (Vorbildung des Klerus, geistliche Gerichtsbarkeit) bis an die Grenze des dem Staat Erträglichen entgegenkommen soll. Das Zentrum ist noch schwierig, Windthorst der Stratege und Führer eines bunten, nur vom Groll gegen das Bestehende geeinten Heeres: eine dem Papst erwiesene, weithin sichtbare Huldigung kann nützlich werden. „Weil Spanien die Sache aus einem sehr viel höheren Ton nahm, als wir voraussetzen konnten, und uns durch Verletzungen und Beleidigungen das Erhalten des Friedens sehr erschwerte (nach französischen Traditionen hätte man vielleicht einen vollen Kriegsanlaß daraus genommen), haben wir uns an die Weisheit und Friedensliebe Seiner Heiligkeit des Papstes gewendet und er hat uns vertragen und auseinandergesetzt. Dadurch sind wir die Lumperei der Karolinen allerdings wieder losgeworden; aber wir sind dadurch der sehr wichtigen Frage der Möglichkeit eines Krieges mit Spanien, in dem wir nichts weiter zu gewinnen hatten als die Interessen der Firma Henssler und irgendeiner anderen, aus dem Wege gegangen.“ Das hat Bismarck im Reichstag gesagt; war jedesmal aber ärgerlich, wenn „die Sache wieder aufgewärmt wurde“, die ihm ein Handschreiben Leos des Dreizehnten und den Christusorden in Brillanten, doch auch die einzige unverhüllbare Schlappe seines Diplomatenlebens eingebracht hatte. (Der Schiedsspruch Leos gab den Spaniern die souveräne Herrschaft über den Archipel, dem Deutschen Reich das Recht zu freiem Handel und Plantagenbau, freier

Schiffahrt und Fischerei und den Anspruch auf eine Flotten- und Kohlenstation, auf den es verzichtete. Als der Wunsch, das von Bismarck nicht Erlangte als leicht erlangbar zu erweisen, die Wendungen deutscher Politik bestimmte, haben wir den Spaniern die Inselgruppe für fünfundzwanzig Millionen Pesetas und das Recht auf eine Kohlenstation abgekauft; und laut uns des Handels gerühmt). Herbert, der Fehl und Schwachheit nicht gern zugab, pflegte zu sagen, der Zweck des Karolinenstreites sei nur gewesen, Spanien für einen uns günstigen Handelsvertrag zu kirren. Den Vater hat der ziemlich fruchtlose Hader Dreierlei gelehrt. Erstens: daß der Kanzler den Ressorts nicht erlauben dürfe, irgendwo ein Feuerchen anzuzünden, dessen Fernwirkung und Ansteckungsgefahr sie nicht ermessen können. Zweitens: daß er noch enger als zuvor sich in die Gewohnheit schnüren müsse, vor dem Entschluß jede Möglichkeit, selbst die vom Glauben abgewehrte, der Entwicklung und ihrer Folgen bis ans Ende durchzudenken. Drittens: daß auch die klügste Diplomatie ohne den Willen zur Machtanwendung nichts zu erreichen vermöge.

Jetzt, spricht Windthorst, nennt der Herr Reichskanzler die Karolinen Sache eine Lumperei; wir alle wissen aber, welche Wichtigkeit ihr gegeben wurde. „Hat man damals übertrieben? Oder hat man gestern übertrieben?“ Der Abgeordnete Payer meint, die Anrufung des Papstes sei in Deutschland nicht verstanden worden und die Nation schenke dem Leiter der internationalen Reichspolitik nicht mehr volles Vertrauen. Das läßt sich ertragen. Auch draußen aber scheint man zu glauben, der siebenzigjährige Kanzler eines fast neunzigjährigen Kaisers wolle um jeden Preis die Kriegsprobe meiden. So gefährlicher (dem Frieden gefährlicher) Glaube darf sich nicht fest einwurzeln. Siebenzehn Monate vor dem Ablauf des Septennates wird eine neue Erhöhung der Friedenspräsenzstärke vom Reichstag gefordert. Moltke spricht: „Man hat uns den Rat gegeben, uns mit Frankreich zu verständigen. Ja, das wäre gewiß sehr vernünftig; es wäre ein Segen für beide Nationen und eine

Bürgschaft für den Frieden in Europa. Wenn es nun aber nicht geschieht: à qui la faute? So lange die öffentliche Meinung in Frankreich ungestüm die Zurückgabe zweier wesentlich deutschen Provinzen fordert, während wir fest entschlossen sind, sie niemals herauszugeben, wird eine Verständigung mit Frankreich kaum möglich sein. Man hat auch auf unser Verhältnis zu Österreich hingewiesen. Dieses Bündnis ist sehr wertvoll; aber es ist schon im gewöhnlichen Leben nicht gut, sich auf fremde Hilfe zu verlassen, und ein großer Staat existiert nur durch seine eigene Kraft. Starke Regierungen sind eine Bürgschaft für den Frieden. Wird die Forderung der Regierung abgelehnt, dann, glaube ich, haben wir den Krieg ganz sicher.“ Der Papst, in dessen Sinn die Tatsache, daß die Vormacht des Protestantismus ihn ins Schiedsrichteramt rief, tiefe Spur eingedrückt hat, läßt seinen Staatssekretär Jacobini an den Münchener Nuntius Di Pietro schreiben, er wünsche, daß die Militärvorlage von der Zentrumsparthei, die sich dadurch um Deutschland, Europa und die Humanität ein Verdienst erwerben würde, in jeder ihr möglichen Weise gefördert werde. (Diesen von Schloezer und Galimberti gegen den Widerstand Jacobinis und des französischen Botschafters Grafen Lefèbvre de Béhaine erwirkten Brief zeigten Windthorst und Franckenstein nicht der Fraktion, sondern nur deren in die Militärkommission gewählten Mitgliedern. Auch Jacobinis zweite Note, die, nach dankbarster Anerkennung der Zentrumsleistung, Leos Wunsch unterstrich und den Freiherrn von Franckenstein „beauftragte, die Abgeordneten davon in Kenntniss zu setzen,“ wurde der Fraktion verschwiegen. Wer, fragte Windthorst später im Kölner Gürzenich, hat ein Recht, zu wissen, was ich unter Diskretion erfahren habe? „Ein Recht, sich zu beklagen, hätten nur die, von denen die Mitteilung kam: der Heilige Vater und seine Räte. Wir wollen abwarten, ob sie uns angreifen.“) Bismarck spricht: „Wir haben alles getan, um die Franzosen zum Vergessen des Geschehenen zu bewegen. Frankreich hat unsere Unterstützung und Förderung in jedem seiner Wünsche gehabt, nur nicht in

Lord Grey

dem, der sich auf eine mehr oder weniger lange Strecke von Rheingrenze richten konnte. Wenn die Franzosen mit uns so lange Frieden halten wollen, bis wir sie angreifen, dann wäre der Friede ja für immer gesichert. Wer aber die französische Geschichte kennt, wird meiner Behauptung Recht geben, daß die Entschlüsse Frankreichs in schweren Momenten immer durch energische Minoritäten und nicht durch Majoritäten oder durch das ganze Volk bewirkt worden sind. Das fortwährende Unterhalten und Schüren des feu sacré de la revanche ist mir im höchsten Grade bedenklich. Wir haben den französischen Angriff zu fürchten; ob in zehn Tagen oder in zehn Jahren: diese Frage kann ich nicht beantworten. Jeden Tag kann eine französische Regierung ans Ruder kommen, deren ganze Politik darauf berechnet ist, von dem feu sacré zu leben, das jetzt so sorgsam unter der Asche erhalten wird. Frankreich wird uns angreifen, wenn es irgendeinen Grund hat, zu glauben, daß es uns überlegen sei. Diese Überzeugung kann auf Bündnissen Frankreichs beruhen. Unsere Diplomatie hat die Aufgabe, solche Bündnisse zu verhindern oder für Gegenbündnisse zu sorgen. Aber sobald die Franzosen glauben, siegen zu können, fangen sie den Krieg an. Das ist meine feste, unumstößliche Überzeugung. Und Frankreich ist heute schon unendlich viel stärker, als es 1870 gewesen ist. Nachdem wir sechzehn Jahre lang uns vergeblich bemüht haben, das Revanche-streben zu beruhigen, nachdem wir so lange abgewartet haben, ob nicht endlich eine Regierung sich finde, die den Mut und die Kraft habe, den status quo, wie er ist, als einen dauernden zu akzeptieren, mußten wir uns schließlich doch sagen, daß es love's labour's lost wäre, daß unser Werben um Liebe vergeblich war.“ Am 14. Januar 1887 verliert Bismarck die Kaiserliche Verordnung, die den Reichstag auflöst, weil er nur ein Triennat bewilligt hat. Am 21. Februar soll ein neuer Reichstag gewählt werden.

Frankreich hat längst aufgehört. Kein wacher Franzose glaubt noch, daß Bismarcks Deutschland der Herausforderung zum Kampf ausbiegen werde. Und in diesem Kampf

sieht eine an Zahl und Kraft täglich wachsende Schar die unvermeidliche Notwendigkeit französischen Schicksals. Fast vergessen ist schon die Zeit, da Jules Grévy, als Präsident der Nationalversammlung, den nach Rache dürstenden Elsässer Scheurer-Kestner in seiner heiligsten Hoffnung durch die Sätze enttäuschte: „Frankreich darf nicht an Krieg denken; muß das Gewordene anerkennen und auf den Elsaß verzichten. Glaubt nicht den Narren, die anderes sagen; sie sind schuld daran, daß unser Unglück, nach der aussichtslosen Fortsetzung des Kampfes, uns noch schwerere Last aufgebürdet hat.“ Jetzt ist Herr Goblet Ministerpräsident, General Boulanger Kriegsminister und Herr Floquet sitzt der Kammer vor. Noch zittert der Zorn des Streites um die Entgeistlichung der Elementarschule in allen Nerven; noch keuchen die Parteien, die einander gestern hitzig bekämpften, in nachhallendem Haß; und die Hoffnung, in dieser zerklüfteten, von Geiferschlünden gespaltenen Kammer eine Gefühlseinheit zu schaffen, schiene Nüchternen törichter Kinderwahn. Da bringt, am achten Februartag, der Ministerpräsident eine Vorlage ins Haus, die, weil die Wehrmacht der Republik gestärkt und die Herstellung des Lebelgewehres beschleunigt werden müsse, für die Heeresverwaltung neue Summen fordert. Kein unnötiges Wort; die Vorlage wird der Budgetkommission zugewiesen. Und in derselben Stunde ist aller innerer Hader, ist jede Parteifeindschaft vergessen. Rechte, Linke und Zentrum, Gemäßigte und Radikale, Katholiken und Freidenker: Alle, sagt Graf Albert de Mun, beherrscht derselbe Gedanke; ein einziger. Herr Goblet wird im Vorsaal, während die Budgetkommission berät, von Frägern umringt. In ruhiger und knapper Rede antwortet der sonst so Ungestüme, er dürfe die düstere Färbung der Umstände nicht hehlen und hoffe nur, daß der Patriotismus der Kammer das Geforderte ohne Debatte bewilligen werde. Von der Lippe der Nächsten fliegt das Wort rasch bis ins Ohr der Fernsten. Die Kommission ist mit ihrer Beratung schon fertig; die Plenarsitzung kann, nach kurzer Pause, weiterwähren. Im Saal und auf den Tri-

bünen sind alle Plätze besetzt und alle Häupter des Diplomatenkörpers blicken auf das Gewimmel herab. Tiefe Stille; als müsse über das Schicksal einer Nation nun die Entscheidung fallen. Der Präsident steht auf, hält das Heft mit dem Wortlaut der Vorlage in leise bebender Hand, verliest, mit dunkel umschleierter Stimme, den ersten Absatz und fragt dann: „Wird das Wort verlangt?“ Schweigen ringsum. „Ich bitte die Herren Abgeordneten, die für die Annahme des ersten Absatzes sind, die Hand zu heben.“ Fünfhundert Hände recken sich in die Luft. (Bischof Freppel, der später Leo den Dreizehnten angefleht hat, von Wilhelm dem Zweiten die Rückgabe der Reichslande gegen zulängliche Entschädigung zu erwirken, reckt den Arm, wie eine Waffe, himmelan; er hat gestern mit frommer Wut wider die Laienschule der Goblet und Genossen gefochten, hat jetzt aber den seinem Nachbar De Mun sichtbaren Widerschein des feu sacré de la revanche im feuchten Gewölb des Auges.) Nicht eine Meldung zum Wort; nicht eine Stimme gegen die Vorlage. Stumm wird, mit einem Gestus, der zur Weihehandlung geworden scheint, ein Kapitel nach dem anderen erledigt. Nach der Gesamtabstimmung nicht das schüchternste Beifallszeichen. Den Zuschauern stockt der Atem; und staunend schweift der Blick des Fremdlings über diesen Saal hin, durch den eines Landes, eines Volkes Seele zu schreiten scheint. Die Spannung löst sich erst, als der Präsident den sakramentalen Satz ausgesprochen hat: „Der Gesetzentwurf ist angenommen.“ Fünfhundert sind aufrecht; wie ein Mann, ein Heer.

Die Tage deutscher Wahl und Stichwahl sichern dem Septennat eine stattliche Mehrheit. Die Thronrede, die des neuen Reichstages zweite Session eröffnet, fordert abermals „eine wesentliche Erhöhung der Wehrkraft“ (durch die Stärkung der Landwehr und des Landsturmes) und spricht den Entschluß aus, „in der Abwehr willkürlicher Angriffe und in der Verteidigung unserer Unabhängigkeit so stark zu werden, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegensehen können.“ Am 6. Februar 1888 sagt Bismarck im Reichstag:

„Ich glaube, konstatieren zu können, daß die Aspekten nach Frankreich hin friedlicher, viel weniger explosiv aussehen als vor einem Jahr.“ Er hat in den Fällen Schnaebele und Brignon (Verhaftung des vom Reichsgericht der Spionage bezichtigten französischen Polizeikommissars, Erschießung des Waldhüters Brignon wegen Grenzübertretung), nach kräftiger Wahrung des deutschen Rechtsanspruches, den Mut zu weiser Nachgiebigkeit gezeigt: und dem Volk Frankreichs dennoch die Überzeugung aufgezwungen, daß Deutschlands Schwert jede Kränkung, jeden Versuch zur Machtminderung ohne Zaudern ahnden werde. Lesseps hat in Berlin versichert, daß die Republik nicht an nahen Rachekrieg denke. Boulanger ist nicht mehr Minister. Die Kabinettschef Rouvier, Tirard, Floquet beteuern friedliche Absicht. Und Sadi Carnot, den die Patriotenwut als unkriegerischen Schwächling bekämpft, hat in der Präsidentenwahl über zwei Generale gesiegt. Am Rhein und im Wasgenwald, an der Meurthe und Meuse, Marne und Seine ist Friede geblieben, weil Frankreich, nach einer Stunde gefährlichen Zweifels, erkannt hat, daß Deutschland in Ehrennot nicht den Krieg scheuen werde.

HEUTE

Der von Caprivi's Blindheit ausgeführte Befehl Wilhelms des Zweiten, die Verlängerung des deutsch-russischen Asseranzvertrages abzulehnen, hat der dritten Französischen Republik den Bundesgenossen gesellt, der sich, durch den Mund des Zars Nikolai Pawlowitsch, der Zweiten als Helfer gegen deutsche Einheitmacht angeboten hatte. Der unsteten, doch immer schwachgemuten Torheit deutscher Politik hat sie andere wichtige Bündnisse zu danken. Rußland, England, Italien, Spanien, die Vereinigten Staaten und Japan sind ihr durch Verträge assoziiert. Gegenbündnisse hat uns die deutsche Diplomatie nicht zu schaffen vermocht. Wird der vor neun Monaten entworfene deutsch-russische

Vertrag jetzt endlich, weil die Leute der Wilhelmstraße dem Mob öffentlich Meinender etwas bieten wollen, in Petersburg unterzeichnet, so ist es nicht etwa einer, der uns irgendwie Beträchtliches bringt; der Verzicht auf Nordpersien wird uns mit Freundlichkeiten bezahlt, die der Bagdadbahn, dem unseligen Drehpunkt deutscher Staatsstrategie, nützen sollen.

Wie Rußland unser Handeln beurteilt, lehrt ein Artikel der Politischen Korrespondenz, in dem, höchst offiziös, gesagt wird: „Die überraschende Sendung eines deutschen Kriegsschiffes nach Agadir ist überall als ein Fehler oder mindestens als ein ungehöriges Verfahren aufgefaßt worden; ihre schnelle Folge war der Entschluß, die Lebenskraft des franko-russischen Bündnisses und der franko-britischen entente cordiale vor Europa als ungeschwächt zu erweisen. Im ganzen Reussenreich haben, ohne Unterschied der Parteilage, alle Stimmen der öffentlichen Meinung eine Intervention empfohlen, die der gerechten Sache Frankreichs zum Sieg über Deutschlands unehrlichen Eigennutz helfen könne. Noch ist, was in der Wilhelmstraße gesagt wird, allzu ungewiß und schwankend; aber Rußland läßt sich von Tag zu Tag über den Gang der Verhandlungen berichten und wird nicht zaudern, wenn die Stunde zu wirksamem Eingriff gekommen ist. Der Botschafter Louis weiß aus vielen Gesprächen mit Herrn Neratow, daß seine Heimat auf den Beistand unseres Auswärtigen Amtes mit voller Zuversicht rechnen darf“. Frankreich hat Grund zu dem Glauben, daß es, mit seinen Bundesgenossen und Freunden, mindestens eben so stark ist wie das Deutsche Reich; daß die Gefährten ihm, um des eigenen Vorteils willen, gegen den Feind helfen müssen; und daß es unklug wäre, den Baum deutscher Macht in den Himmel wachsen zu lassen.

Mancher Deutsche hatte gehofft, die Verständigung mit Frankreich werde möglich sein, wenn die Zahl der aus dem Kriegsjahr Überlebenden sich verringert habe. Dieses Hoffen tög. In Frankreichs Jugend lebt ein ernsteres, ein heißeres Sehnen nach Rache als je in ihren Vätern. „Nur für kurze

Zeit hat die Idee des Rachekrieges die Geister unseres Volkes geeint und beherrscht; ist sie Frankreichs wahre Königin gewesen.“ Das sagt Charles Maurras in seinem (von meisterlicher Stilkunst geschaffenen) Buch „Kiel et Tanger“, dessen Zweck ist, der entthronten Königin wieder auf den höchsten Sitz zu helfen. Lest es; lest das von Barrès, Pigny, Dutrait-Crozon, Léon Daudet und anderen Männern der Action Française Geschriebene: und Ihr werdet, deutsche Diplomaten, ahnen lernen, was in Frankreichs Seele wird. Die Gegenrevolution. Der gebildeten Jugend ist die Jakobinerrepublik, die sich (selbst Anatole France hat es, der Sozialist, zugegeben) als internationale Macht nicht durchsetzen kann, zum Greuel geworden; den von Georges Sorel geführten Syndikalisten wie den ernsthaften Monarchisten, denen Maurras voranschreitet. Schuld der Nation? Die hat sich, nicht ohne eitles Wohlgefallen, eine Weile für unrettbar *décadente* gehalten; für ein gerade in seinem Verfall ungemein interessantes Volk. Das ist vorbei, seit Frankreichs Flieger auf allen Feldern Europas gesiegt haben. Vom Aeroplan hat der Glaube an Frankreichs Wiedergeburt sich in die Seelen gesenkt. „Wir haben vor allen anderen Schnellfeuergeschütze und Gewehre kleinen Kalibers, Torpedos und Unterseebote gehabt und haben jetzt die besten Flugmaschinen und die tapfersten Luftpiloten; geschickte, oft genialisch findige Techniker und einen Schwarm kühner, tollkühner Männer, die an einen Wettflug ihr Leben wagen. Sieht so ein Volk aus, dem morgen die Sterbeglocke läuten wird?“ Was Sport war, ist zur nationalen Sache geworden. Nach jedem Flug der Blériot, Beaumont, Védrières wird öffentlich errechnet, wie rasch sie über dem Rheinufer sein und welche Sprengstoffmenge sie auf diesen Weg mitnehmen könnten. „Im Kriegsfall kann Frankreich fast vierhundert Aeroplane mobil machen“: am 14. August stands im „Journal“. Nur die Leitung fehlt dem Lande, die Organisation, die eine wirksame Ausnützung aller Kräfte verbürgt. Noch ist der Mann nicht gefunden, der in das Maß des Staatsretters paßt. Aber das Volkssehnen sucht ihn; und

wird ihn desto hastiger suchen, je näher die Gefahr neuer Demütigung dem Vaterland rückt. Vielleicht bringt erst der Krieg ihn ins Licht. Diesen Krieg will der wichtigste und morgen wohl auch mächtigste Teil des Volkes führen, sobald die Gunst der Stunde es irgend erlaubt; einen Krieg, der dem Reich die Rheingrenze zurückgibt und die Nötigung abnimmt, von Russen oder Briten sich die Willensrichtung vorschreiben zu lassen. Deutschland? Sicher ist es sehr stark; aber zu reich geworden und mit dem Gepäck seiner Exportindustrie zu schwerfällig, um sich in Abenteuer zu wagen. Wie viele Püffe und Stöße hat es, welche Schwaden von Hohn und Schimpf in zwei Jahrzehnten hingenommen; wie emsig Frankreich zu versöhnen gestrebt; wie oft unter jedem Mond sich laut der Friedenswacht verlobt. Deutschland ist froh, wenn es, unter Spott und Speichelregen, noch mit heiler Haut der Kriegsgefahr ausbiegen kann: sonst hätte es 1905 losgeschlagen, als dem Heer der Republik das Unentbehrliche fehlte.

So ist die Stimmung in Frankreich. Papagenos, der sich schämt, weil er sich von Monostatos schrecken ließ; der Schwarze schlottert ja in ärgerer Bangnis noch als der Vogelfänger. Der Zweifler mag sich vorstellen, was in der Republik geschehen wäre, wenn anno 1887 das Deutsche Reich einen Kreuzer nach Tongking geschickt hätte. Jetzt? Sie ist ganz ruhig geblieben.

Frankreich muß wieder glauben lernen, daß Deutschland, wenn die Ehre oder das Interesse ihn fordert, den Entschluß zum Krieg nicht um einen Nachmittag vertrödeln wird. Erst dann sind wir unserer Zukunft sicher. Die öffentliche Meinung (stand am 9. August im „Temps“) wandelt sich; die Politik des Friedens um jeden Preis behagt ihr nicht mehr. Wird ihr aber rasch wieder behagen, wenn sie merkt, daß es nicht die Politik des Nachbars ist; daß dieser Nachbar noch die Kraft kündende Willensfarbe seiner Jugendzeit hat. Wir können den Franzosen mehr bieten als irgendeine andere Macht. Die Bürgschaft für ein großes afrikanisches Reich; die Möglichkeit, den Aufwand für das Landheer zu

kürzen und das Ersparte dem Flottenbau zuzuwenden; sicherere und reichlicher lohnende Anlage ihres Kapitals, als die Staatsrenten Osteuropas sie gewähren; Organisatoren der Industrie und Agenten des Handels. Doch wir können ihnen auch viel nehmen; Unwiderbringliches. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Garten eine neue Blüte europäischer Menschheit zeigt. Oder einen Feind, der, seit er sie besiegen lernte, nicht entmannt worden ist. Sie muß zur Wahl gezwungen werden; und bis sie gewählt hat, darf nichts geschehen, was sie, durch den Anblick deutscher Schwachheit, ermutigen, nichts, was ihr Mißtrauen mehren, sie nutzlos demütigen könnte.

MORGEN

Herr von Bethmann weiß wieder nicht, welcher Gegenstand umstritten wird. Er läßt sein Gesinde in jämmerlichem Zeterton einen Zeitungschreiber schimpfen, der, mit allzu grobem Wort freilich, den Glauben angedeutet hat, die Scheu vor dem Krieg stamme aus dem schwindeligen Gewissen Wilhelms des Zweiten. Glaucht der chancelier introuvable, weil ein Offiziöser das Maul weit aufreißt, werde auch nur ein deutsches Hosenmätzchen eingeschüchtert? Und ist sein Hirn blind genug, nicht zu ahnen, daß die ewige Beteuerung, an „höchster Stelle gebe es keinen schwachen Punkt“, im Ausland die Meinung erwirken muß, das werde nur gesagt und illuminiert, um mit dem Strahl so überhitzter Rede die Schwachheit wegzubrennen? Ein paar ruhige, höflich ironische Sätze konnten nützen; die kommandierte Tobsucht weckt den Glauben, der Kanzler wolle das Ziel des Angriffes recht sichtbar machen und den Angegriffenen dadurch an seine Seite schrecken. Er will es nicht; hat nur keinen Blutstropfen eines Staatsmannes in seinen Adern und wittert niemals die Folgen seines Tuns. Franzosen und Briten sagen: „Wenn ein Minister so oft und mit so gellendem

Gekreisch seinen Herrn gegen den Verdacht allzu duldsamer Friedfertigkeit verteidigt, kann er es nur tun, um auf den Herrn zu wirken; um ihn, durch die Übertreibung der Vorwurfswucht, aus der Friedensruhe zu scheuchen. Also stimmt drüben irgend was nicht und unsere Rechnung war richtig.“ Muß der ernste Zwist in den Kinderstubenstaub eines Gouvernantenzankes niedergezerrt werden? „König Friedrich Wilhelm der Vierte war zu kriegerischen Unternehmungen nicht geneigt“, sprach, nach einem Rückblick auf die Olmützer Demütigung Preußens, Bismarck einst im Reichstag; und fügte, weil ihm einfiel, daß sich es um den Bruder seines Herrn handle, den Notsatz hinzu: „Und sein Volk kann ihm dafür nur dankbar sein.“ Der von der Amtspflicht Freie hat geschrieben: „Dem geistreichen König fehlte es an Entschluß. Der Grundirrtum preußischer Politik war der, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazu gewonnen werden konnten, würden sich durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien in der Gestalt erreichen lassen, daß sie als unserer tugendhaften Bescheidenheit zum Lohn oratorischer Betätigung ‚deutscher Gesinnung‘ aufgezwungen erschienen. Man nannte das später ‚moralische‘ Eroberungen; es war die Hoffnung, daß andere für uns tun würden, was wir selbst nicht wagten.“ Wer hat zuerst von moralischen Eroberungen gesprochen? Wilhelm, Prinz-Regent von Preußen, der in drei Kriege gedrängt werden mußte, in dreien, nach der Entschüchterung, furchtlos ausharrte und als Greis Deutscher Kaiser wurde. Wird sein Enkel durch die Vermutung herabgesetzt, daß er des Krieges Plage und Greuel ebenso scheue, wie Großohm und Großvater sie scheuten?

Nicht Deutsche haben den Glauben aufgebracht, sondern Ausländer, die Wilhelm oft seiner Friedensliebe versichert hatte; nicht Schmäher, sondern Bewunderer (Jules Simon, der Fürst von Monaco, Waldeck-Rousseau, Lecomte, Etienne, Menier, Huret); nicht Feinde, sondern nah Verwandte und Hausgenossen (Mutter und Onkel, Graf

Seckendorff). Jetzt hatten die Warner nur zu zeigen, daß Deutschlands Feinde auf den Deutschen Kaiser hoffen: als auf den milden Mann, der um jeden Preis den Frieden erhalten werde. Das ist als wahr erweislich; als wahr erwiesen worden. (In den letzten Tagen hat Drumont den Kaiser dem Prinzen Hamlet verglichen: „Das unfäßbare Grauen, das ihn vor jedem Handeln ergreift, beweist, daß er nicht zum Handeln bestimmt ward; er kann über eine große materielle Macht verfügen und weiß nicht, was er damit anfangen soll“; hat General Bonnal gesagt: „Der Kriegsherr des deutschen Heeres zweifelt wohl selbst an seiner Zulänglichkeit zu solchem Amt. Ich habe oft den großen Manövern drüben zugesehen; wenn der Kaiser eine Aufgabe gestellt und die dazu nötigen Operationen geleitet hatte, kam alles in eine wahrhaft imperatorische Klemme. Aus diesem Bewußtsein stammt des Kaisers unzweifelbare Friedfertigkeit, gegen die keines Kanzlers Tatendrang aufkommen kann.“) Droht daher nicht ernstere Gefahr als aus einem turnväterlich groben Artikel?

Jeder Tag pfercht den Politiker in die Pflicht, aus der Summe des Möglichen das Notwendige zu errechnen. Weder notwendig noch nützlich ist der von dem kleinen Herzen des Kanzlers unternommene Versuch, die Mitschuld an einem schlechten Geschäft dem Kaiser aufzubürden und über den Erdball zu heulen: „In jeder Stunde hat er mit uns übereingestimmt!“ Das glaubt draußen ja keiner; und daß keiner es glaubt, bahnt uns jetzt einen schmalen Pfad aus dem Dickicht. Ein Volk, das, ohne Schwertstreich, nur durch den sichtbaren Beweis unbeugsamen Willens zur schwersten Machtprobe ungefähr alles erreichen könnte, läßt sich von denen, die vor ihm zittern müßten, zum Ambos machen: und konnte gestern, könnte morgen doch Welthammer sein.

MAROKKO-KONGO

SECHS TAGE HAT, NACH LANGWIERIGER Beratung in der Kommission, die Erörterung des franko-deutschen Vertrages vom 4. November 1911 im Senat der französischen Republik gedauert. Am 10. Februar ist der Vertrag (mit 212 gegen 80 Stimmen) auch in zweiter Instanz endlich angenommen worden. Von den im Palais Luxembourg gehaltenen Reden drang kaum ein mattes Echo in deutsche Ohren. Den Offiziösen paßte der Inhalt nicht in den Kram; die Liberalen brauchten alle Zeit, allen Raum, um die herrlichen „Siege der Linken“ zu verzeichnen. Manches darf aber auch bei uns nicht ungehört verhallen. Daß der Vertrag den Franzosen viel größeren Vorteil bringt als dem Deutschen Reich, ward nirgends bestritten. Viele meinen, daß dieser Profit noch billiger zu haben war; und die Schwachheit des Herrn Caillaux, der sich, so lange ein deutsches Kriegsschiff vor Agadir lag, in Verhandlungen einließ, wird in den beiden Kammern verurteilt. Die wichtigsten Reden waren die der Herren Pichon, Ribot, Poincaré, Clemenceau. Herr Stephen Pichon, der uns freundlichste Leiter des internationalen Geschäftes, den die Republik seit Hanotaux hatte, mußte die Wohnung am Quai d'Orsay räumen, weil das Berliner Torengeschrei über die „Potsdamer Errungenschaft“ (eines ertraglosen Paktes mit Rußland) ihn dem Vertrauen der Kammern entwurzelte. Aus der Rede, die seine Ablehnung des Novembervertrages begründen sollte: „Der Vertrag vom 9. Februar 1909 war der Lohn des zähen Beharrens in unserem Recht. Er gab uns, wie auch Fürst Bülow ausdrücklich anerkannt hat, Marokko. Er war kein endgültiger Abschluß; doch er sicherte uns die ruhige Entwicklung und hatte uns nichts gekostet. Später hat Deutschland Forderungen gestellt, die mit diesem Vertrag unvereinbar waren. Wir mußten auf seinem Boden bleiben und durften keine Kompensation gewähren. Im April 1911 rief uns der Sultan nach Fez. Alle Konsuln hielten den Marsch für unvermeidlich; auch der deutsche Konsul sprach sich in diesem

Sinn aus. Die Instruktionen, die General Moinier erhielt, wurden allen Mächten mitgeteilt und genau ausgeführt. Trotzdem behauptete dann Herr von Kiderlen, wir seien über die Grenze unserer Rechte hinausgegangen, und sagte in Kissingen zum Botschafter Cambon: „Bringen Sie uns etwas aus Paris mit.“ Während die beiden Regierungen die Möglichkeit der Verständigung suchten, überraschte uns der Streich von Agadir. Von Unruhen in und bei diesem Hafen konnte im Ernst nicht die Rede sein. Ich bedaure, daß wir uns unter dem Druck einer Drohung überhaupt zu Gesprächen hergegeben haben; unsere Pflicht war, zunächst diese Drohung abzuwehren und die Verhandlung in Gemeinschaft mit allen Signatarmächten der Algesirasakte zu führen. Ein paar Tage nach der bekannten Rede des Schatzkanzlers Lloyd George hat Deutschland dem Londoner Kabinett angezeigt, daß es nicht daran denke, in Agadir Truppen zu landen. Jetzt? Auch der neue Vertrag ist nur ein Kompromiß und eine Etappe auf unserem Weg. Deutschland verzichtet auf Rechte, die wir ihm niemals gewährt haben. In einem Vertrag, der uns unter Drohung abverlangt wurde, sehe ich eine Demütigung und kann ihm deshalb nicht zustimmen.“ Herr Ribot: „Wir können den Vertrag nicht ablehnen; was er uns gibt, ist nicht wenig. Derselbe Kaiser, der sich vor sieben Jahren für die Unabhängigkeit Marokkos verbürgt hat, muß jetzt unser Protektorsrecht auf Marokko anerkennen. Aber wenn ich, als das deutsche Kriegsschiff nach Agadir geschickt wurde, Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen wäre, hätte ich Herrn Cambon nicht erlaubt, nach Berlin zurückzukehren.“ Ministerpräsident Poincaré: „Man hat gesagt, im Kongo sei unser Gebiet von den deutschen Fühlhörnern bedroht. Das ist nicht richtig: die deutsch gewordenen Landstreifen sind auf allen Seiten von unserem Kolonialbesitz eingeschlossen. Wenn es nicht so wäre, würde ich, als Freund herzlichen Einvernehmens mit Belgien, den Vertrag hier nicht verteidigen. Man hat gerügt, daß wir verpflichtet seien, in Marokko den Wettbewerb um die öffentlichen Arbeiten allen Nationen zu denselben Be-

dingungen zu ermöglichen. Dabei wurde nur das wesentlichste nicht erwähnt: das Recht der (von uns kontrollierten) marokkanischen Regierung, die großen Arbeiten, den Bau von Eisenbahnen, Häfen, Telegraphenlinien und ähnliches, nach ihrem Belieben zu vergeben, sie also auch französischen Gesellschaften anzuvertrauen. Werden unsere alten und neuen Rechte jemals bestritten, dann werden wir keine Schwäche zeigen, sondern so deutlich und in so festem Ton sprechen, daß man uns hören wird.“ Herr Clemenceau: „Der Vertrag ähnelt dem trojanischen Pferd; als ein Friedenspfand wird er gepriesen und aus seinem Inhalt klingt mir doch Waffengeklirr ins Ohr. Wir mußten nach Fez gehen. Ich hatte gezweifelt, bin aber durch die Akten überzeugt worden. Es wäre eine Schande gewesen, wenn Frankreich, aus Furcht vor deutschem Einspruch, das Notwendige nicht getan hätte. So lange ein deutsches Kriegsschiff vor Agadir lag, durften wir nicht verhandeln. Darin stimme ich mit den Herren Pichon und Ribot überein. Wir mußten uns in das Februarabkommen vom Jahr 1909 verschanzen, den deutschen Eingriff mit aller Kraft abwehren und Europa als Schiedsrichter anrufen. Der deutsche Geist ist anders als unserer. Das Verhältnis ist schwierig geworden, weil Deutschland sich durch seinen Sieg zur Herrschaft berechtigt glaubt und wir nicht zugeben können, daß unsere Niederlage uns in Vasallentum zwingt. Als Jules Favre (er hat mir es erzählt) in Versailles den Bundeskanzler beschworen hatte, die deutschen Truppen nicht in Paris einziehen zu lassen und sich mit dem Ruhm, unsere Hauptstadt zur Übergabe genötigt zu haben, zu begnügen, antwortete Bismarck: „Ruhm? Das Wort hat bei uns keinen Kurs. Deutschland hat uns besiegt, nicht unterworfen. Die Lebenden halten den Toten die Treue. Wir haben in der Welt noch manches zu tun und zu sagen. Wenn dem Mut, dem Feuer, der bewundernswerten Energie, von denen das Land uns täglich Proben zeigt, Selbstzucht und kühle Überlegung sich gesellen, ist uns die Rache gewiß. Menschen, die nicht besiegt sein wollen, die ihr Leben dem Vaterland als Opfer hinwerfen, sind unbesieglich.“

Und an dem Tag, der den Marschbefehl bringt, werden dieselben Leute, die sich jetzt von verblendeten Schwätzern gegen das Vaterland aufhetzen lassen, Gewehre verlangen. Unsere Pflicht ist, den Vertrag abzulehnen. Ist Deutschland dann unzufrieden: nun, so mag Deutschland unzufrieden sein.“

Was ich seit acht Monaten vorausgesagt hatte, ist Ereignis geworden. Wir haben ein schlechtes Geschäft gemacht, den Franzosen, die der Panthersprung demütigen sollte, in neue beträchtliche Machtmehrung geholfen, dem Islam uns, als unzuverlässige Freunde, entwertet und Methoden angewandt, deren Spur wir längst lieber in Dunkel bürgen.

Liest Herr von Bethmann französische Zeitungen? Weiß er, welches Echo der Rat des „Matin“, durch Spenden der Kommunen und der Presse Frankreichs Luftflotte rasch zu stärken, geweckt hat? Die Minister Poincaré, Millerand, Delcassé („développer l'aviation, c'est grandir la France“) spenden lauten Beifall. Aus allen Lagern tönt's: „Wir müssen uns, um jeden Preis, die Herrschaft im Luftreich sichern. Wir dürfen weder warten, bis Deutschland auch da vorwärts gekommen ist, noch blind der Regierung vertrauen, die für alles Nötige und Mögliche in ihrer Weisheit schon sorgen werde. Aus eigener Kraft und aus eigenem Willen muß Frankreichs Volk sich so wehrfähig machen, wie es irgend vermag.“ Von allen Seiten strömt das Geld herbei und ein Patriotenrausch verbündet die Gegner von gestern. Die Soldaten werden auf jeder Straße bejubelt und aus abertausend Kehlen kam, am vorigen Sonnabend, auf dem Boulevard Saint-Michel und vor dem Denkmal der Stadt Straßburg der Ruf: „Wir müssen den Elsaß haben!“ Sind solche Vorgänge nicht am Ende fast eben so wichtig wie der Zank und Stank unserer ehrenwerten Fraktionen?

Seit Viscount Haldane in Berlin war, wird verhandelt. Wenn in der Wilhelmstraße ein Mann von Autorität und Weitsicht säße, hätte er die Fraktionen und Redaktionen gebeten, den großen Gegenstand einstweilen nicht anzurühren. Da dieser starke Kopf fehlt, muß der einzelne sich fragen, ob

er die Geschäftsstörung vor seinen Landsleuten verantworten könne. Wir wollen noch nicht auf offenem Markt untersuchen, welche Umstände und Fährnisse den Briten ein agreement mit dem Deutschen Reich empfehlen. Nicht länger die falsche (dem Deutschen Kaiser mit Daten und Ziffern als falsch erwiesene) Behauptung herumtragen, England habe im Spätsommer eine Überrumpelung unserer Flotte geplant. Wir wollen auch nicht kindisch wüten, weil der Marinesekretär Winston Churchill in einer Rede, die in unfreundlichem Ton, doch mit höchstem Respekt von Deutschland sprach, einen unschicklichen Ausdruck angewandt hat. (Er wollte sagen: „Für England ist die Flotte unentbehrliche Lebensbürgschaft, für Deutschland, dem sein Landheer den Besitzstand sichert, ein Mittel zur Machtmehrung. Ohne unüberwindliche Flotte müßte England verzwerger und verhungern; bliebe Deutschland noch, was es heute ist. Deshalb darf der Deutsche in unserem Entschluß, ihn im Kriegsschiffbau fortan stets um das Doppelte zu überbieten, nicht feindselige Absicht wittern.“) Wir wollen noch warten. In der ersten Januarwoche, ehe Grey den Kollegen Haldane für den letzten Versuch friedlicher Einigung warb, habe ich tapfergeduldige Politik empfohlen. „Nicht schimpfen, still sitzen und den Herrn Vetter an sich kommen lassen. Der weiß jetzt schon allerlei. Daß in der Zeit der Mandschuliquidation, die zu früher Anmeldung britischer Erbensprüche zwingt, die Pflicht, die tüchtigsten Geschwader in der Nordsee zu halten, zu schwer erträglicher Last werden kann; daß im Mittelmeer den Lateinern eine Macht erwächst, der England eines Tages jeden Wunsch erfüllen muß; daß der Verzicht auf Hauptgrundsätze britischer Politik (keine Europäermacht an der Straße von Gibraltar; kein russischer Vormarsch in der Richtung auf Afghanistan; keine Grenzgemeinschaft mit einem Reich, das über ein großes Landheer verfügt) ihm durch den Hader mit Deutschland abgenötigt worden ist; daß er die Gelegenheit zu sicherer Vernichtung der deutschen Flotte versäumt hat. Er sehnt sich nach Verständigung; möchte nicht, wie auch nach ihm günstigem Kriegsverlauf unver-

meidlich wäre, geschwächt vor dem schadenfroh leuchtenden Auge der Yankees stehen; und zweifelt, ob die Russen, die er verhätscheln muß, nach ihrer Genesung ihm helfen würden. Könnte er mit den fünfundsechzig Millionen Deutschen paktieren: er ließe sich's gern was kosten. Wir haben auf dem Weg von Kapstadt nach Kairo und hinter dem letzten Kahn des geltenden Marineprogramms Wichtiges zu bieten und fänden als Förderer der Walfischbai, zuverlässiger Kohlenstationen und bewohnbaren Siedlungsbodens heute in London Gehör.“ Utopierwahn: rief man mir damals zu; vier Wochen danach kam die Bestätigung über den Kanal. „Kein Mittel darf unversucht bleiben, ehe zu dem Krieg zweier germanischen Vormächte der Entschluß fest wird.“ Die Wiederholung solcher Sätze kann nicht schaden.

Nicht wir, ließ Herr von Bethmann verkünden, haben die Verhandlung gewünscht; die Anregung ist aus England gekommen. Dreimal lasen wir's. Schämten uns dreimal der Unmanier, die Grobheit mit Kraft verwechselt und einem gestern allzu hastig bekränzten Gast nachkreischt: „Ich muß aber konstatieren, daß ich Sie nicht eingeladen habe!“ Der Dutzendbeamte, der selig strahlt, wenn er in die Norddeutsche setzen kann, daß wieder drei Herzoge, vier Fürsten und ein Ordenspediteur bei ihm gespeist haben, müßte über Serviettenringe und Taktfehler endlich hinaus sein. Herr Asquith hat, ohne die Stimme zu heben, erwidert: „Uns war angedeutet worden, daß der Besuch eines englischen Ministers in Berlin nicht unwillkommen sein würde.“ Einerlei. Wir stehen vor ernster Entscheidung, die Europas Antlitz glätten oder noch tiefer furchen kann.

THEO - MANTIE

(In zwei Ausgaben: A für Kinder, B für Erwachsene.)

„DAS WORT HAT DER HERR REICHSKANZLER.“

A: „Meine Herren! Die Vorgänge auf dem Balkan haben auch während der letzten Monate die deutsche auswärtige Politik so stark beschäftigt, daß ich die Verpflichtung fühle,

Lloyd George

mich gleich zu Anfang der Haushaltsberatung darüber auszusprechen.“

B: „Das Jahr der Balkankriege war für starke Reiche von gesunder Wirtschaft und unangezweifelter Wehrkraft eine Zeit der Hochkonjunktur. So nennt der Geschäftsmann Zeiten, in denen er mit flüssigen Mitteln, unverbrauchter Kreditmöglichkeit und kräftiger Organisation seines Betriebes aus Besitzverschiebung und dadurch entstehendem neuem Bedürfnis Nutzen ziehen kann. Da dieses Jahr, das acht Staaten beträchtlichen Vorteil, sofort eingesäckelten oder, aus Hypotheken und Pfandbriefen, später münzbaren, gebracht hat, für uns ertraglos geblieben ist, muß ich immerhin, trotz aller tröstenden Erfahrung, auf ein nach Tadel schmeckendes Wort aus Ihren Reihen gefaßt sein. Um so mehr, als Sie vor wenigen Tagen, alle, mit Ausnahme einer Schar, deren Abstinenzgründe ich nicht verkenne, mir, dem allein verantwortlichen Geschäftsführer, das Vertrauen gekündigt haben; in so schroffem, barsch rügendem Ton, wie ernste Männer ihn nur wider einen wählen, den nicht ein einzelner Mißgriff, sondern die Gesamtheit seines Handelns und Unterlassens ihnen verleidet hat. Meine Aufgabe ist, Sie in den Glauben zu reden, daß dieses Jahr einer Hochkonjunktur, zu deren Ausnutzung wir uns mit ungeheuren Opfern an Individualvermögen, Menschenrecht, Bürgerfreiheit und anderem Kulturkomfort gerüstet hatten, ein Jahr gefährlichster Krisis war und wir drum froh sein müssen, es ohne allzu sichtbaren Verlust überstanden zu haben. Die Bewältigung dieser Aufgabe wird mir erleichtert, wenn ich spreche, ehe aus dem Hohen Haus eine Stimme gehört worden ist (in der ja noch ein unfreundlicher Nachhall mitschwingen könnte). Der Vorstand einer Gesellschaft, die auch nach einem Jahr üppiger, von den Konkurrenten klug ausgebeuteter Wirtschaftsgunst keine Dividende geben kann, folgt schlauer Erwägung der Menschenart, wenn er als erster Redner die Generalversammlung in die Gewißheit zu locken trachtet, daß die Bilanz eigentlich über alles Erwarten gut ist, und wenn er keimenden Zweifel, bevor der sich in Worthülsen

panzert, mit der Andeutung unenthüllbarer Geschäftsgeheimnisse einschüchtert.“

A: „Die Ereignisse sind aus dem Zustande der akuten Konflikte herausgetreten, wenngleich die Folgen der weltgeschichtlichen Umwälzungen, deren Zeugen wir waren, selbstverständlich noch nicht abgeschlossen sind. Die Festlegung der albanischen Grenze im Norden und im Süden, die zeitweise Schwierigkeiten bereitete, scheint ihrem rechtzeitigen Abschluß entgegenzugehen.“

B: „Die Ereignisse, denen wir tatlos zuschauten, sind Anfänge einer Verschiebung des Rassen- und Völkerbesitzes, die ein neues Kapitel der Erdgeschichte einleiten wird. Nur Anfänge. Auf keinem Blatt der Kriegsschronik ist ein endgültiges Ergebnis zu buchen. Serbien kann weder seinen makedonischen Gewinn ungeschmälert behalten noch auf einen von der Last fremden Aufsichtsrechtes freien Ausgang ins Meer verzichten. Ein Griechenland, dem im Westen die Dehnung des Epirus bis an die alten Stätten hellenischer Kultur, im Osten wichtige Inselkörper in der Aegaeis versagt bleiben, kommt nie in behagliche Ruhe. Bulgarien muß, wie andere Staatsgebilde der Tataren, zerfallen oder mindestens Teile Makedoniens erwerben, dessen Angliederung es Jahrzehntelang mit großen Opfern und Kosten vorbereitet hat. Das kleine Montenegro kann nicht ewig in seinem Karst darben. Rumänien, nach dem geschickten Vorstoß gen Südost, nicht der Hoffnung entsagen, alle seinem Stamm Angehörigen unter eine Fahne zu scharen. Und die Türkei darf sich nicht für Einrichtungen verbluten, die nur in einem viel breiteren Bezirk europäischen Bodens, als sie, einstweilen, aus dem Zusammenbruch gerettet hat, zinsbar zu machen wären. Das Provisorium, der Zustand, den Ihr Auge jetzt sieht, ist das Werk der gegen uns geeinten Mächtegruppe. Die hat zuerst chirurgisch an dem kranken Mann im Osten operiert und dann für einen Geschwürgang vorgesorgt, für eine Fistel, aus der Eiter und Verschwärungsprodukt abfließen kann. Auch wenn Ihr Ohr einander ähnelnde Vokale scharf scheidet, wissen Sie, daß ich an Albanien denke. Dem

Plan, dieses Land zwischen Serben und Griechen zu teilen, das gesättigte Hellas in einen Mitbürger der Balkanruhe zu wandeln und den Südwestslawen eine wirtschaftliche Selbständigkeit zu schaffen, die schon das Rußland des ersten Kaisers Nikolai gefürchtet hat, haben unsere Bundesgenossen, Österreich-Ungarn und Italien, sich entgegengestemmt. Italien, weil es das am Ostende der Otrantostraße liegende Küstengebiet für sich begehrt und in einem von Serben und Griechen mit Herrscherrecht bewachten Albanien die Romanisierung, das Lebenswerk des Marchese San Giuliano, nicht erfolgreich fortsetzen könnte. Österreich-Ungarn, weil es den in seiner Diplomatie übermächtigen Magyaren die Slawenflut abdeichen, also Serbien, in dem es noch immer den willenlosen Vasallen Rußlands sieht, im Territorialkäfig festhalten will und weil es glaubt, in dem unabhängigen Königreich Albanien einen Schutzwall gegen den Drang der Völker zu finden, die sich auf Habsburgs Kosten bereichern möchten. Auch vor hundert Jahren hat Österreich ja geglaubt, durch den Vertrag von Ried, den der bayerische General Wrede am 8. Oktober 1813 mit Metternichs Vertrauensmann Hruby schloß, sich eine Brustwehr gegen Preußen zu schaffen. Nach kurzer Überlegungspause haben die Leiter der Triple-Entente erkannt, welchen Vorteil die Erfüllung dieses Wunsches ihnen bescheren könne. Zwischen Italien (das von seiner Neigung in Slawensympathie nicht abgeschreckt wird und mehr als je zuvor auf ein gutes Verhältnis zu den Westmächten angewiesen ist) und Österreich wird eine neue, dritte Reibungsfläche fühlbar und Österreichs Machtstellung in der Adria von zwei Seiten gefährdet. Serbien, Griechenland, Montenegro erstarken, bleiben aber unbefriedigt und mit Stückchen von demselben Braten leicht zu ködern. Der Dreibund darf sich mit einem Scheinerfolg brüsten, der in der Farbenpracht giftiger Pilze leuchtet, und wird für das Hauptgeschäft, die Teilung der asiatischen Türkei, freundlicher gestimmt, als er sein könnte, wenn jeder Blick spürte, daß ihm nichts gelungen ist. Die Bestimmung des Fistelumfangs hat die Chirurgengemeinschaft sich frei-

lich vorbehalten. Wie Bayern nicht, nach dem Wunsch der Unterzeichner des Vertrages von Ried, Hanau und Frankfurt umfassen durfte, so muß auch Albaniens Leib schmaler werden, als die Hebamme gehofft hatte. Den Schmerz der Enttäuschten lindert wohl die Erlaubnis, die Krone des neuen Staates einem deutschen Fürsten aufs Haupt zu setzen. Prinz Wilhelm zu Wied, Rittmeister in unserem dritten Garderulanenregiment, hat den Mut, als Souverän in ein Land zu gehen, dessen Abgrenzung noch nicht vollendet ist, im Norden erst nach dem Lenzsturm versucht werden soll; in dem Essad Pascha, der Begünstiger serbischen Dehnungsstrebens, der stärkste Mann und überall, mit dem Höchstaufwand von zweihundertvierzig Mark, ein als zuverlässig bewährter Mörder zu dinge ist. Unseres Herzens Wünsche begleiten den tapferen Landsmann noch in den rühmlichen Irrwahn, mit seiner Hingabe der alten Heimat zu dienen. Doch wir dürfen uns nicht über die Gründe täuschen, die unsere Gegner bestimmten, Albanien, zwischen Argyrokastron und Skutari, das nächste Geschwür von Europa reifen zu lassen und den Eiterherd mit allerlei Prunkbehang zum Thron eines deutschen Fürsten auszuputzen. Wer Albanien auf die Gewinnseite des Jahresschlusses bucht, betrügt sich selbst oder will andere betrügen.“

A: „Das Einvernehmen der Großmächte ist während der monatelangen, mühevollen Arbeit, die geleistet worden ist, seit der erste Kanonenschuß auf dem Balkan abgefeuert wurde, nicht gemindert, sondern gestärkt worden. Das Verdienst daran gebührt allen Großmächten gemeinsam; und eine spätere Zeit wird vielleicht der anfänglich vielfach scharf kritisierten Londoner Botschafterkonferenz noch einmal Dank dafür wissen, daß sie bisher die solidarischen Interessen Europas zu einigen und zusammenzufassen verstanden hat. Wir werden uns auch fernerhin an der gemeinsamen Arbeit der Großmächte in demselben Geist betätigen, in dem wir es bisher getan haben. Wir haben dabei die speziellen Interessen unserer Bundesgenossen energisch und wirksam unterstützt.“

B: „Daß die Großmächte nicht eine Stunde lang über Ziel und Weg einig waren, braucht nach dem heute hier Ange deuteten, brauchte schon nach dem Erlebnis dieses Jahres nicht mehr bewiesen zu werden. Selbst der Blendschein einer Willenseinheit wurde erst möglich, seit die Gegenpartei von der Sorge befreit war, wir könnten entschlossen sein, das deutsche Schwert auf eine Wagschale zu werfen und sie dadurch zu senken. Dieser Entschluß war uns fern und wir hätten ihn keiner wichtigen Stelle vorzutäuschen vermocht. Als die Geschosse der Sieger das Heuchelsprüchlein von der Erhaltung des status quo in Fetzen gerissen hatten, zeigten wir Freunden und Feinden, daß wir um jeden Preis den Frieden wahren wollten. Seitdem war er in den Gebieten der Großmächte nicht mehr bedroht. Denn Österreich (dem wir sagen ließen, die Vertragspflicht werde von uns im Notfall erfüllt werden, ein daraus entstehender Krieg aber höchst unpopulär sein) konnte nicht allein fechten, sein Schicksal nicht an eine nur von kaltem Pflichtbewußtsein gewährte Hilfeversprechung ketten noch gar Italiens Beistand mit einer ins Grundbuch der Ostadriaküste einzutragenden Hypothek bezahlen. Und der andere Pool, die Interessengemeinschaft der Briten, Russen, Franzosen, mußte inbrünstig wünschen, das Geschäft friedlich zu ordnen, das mit der Orientbeute befrachtete Schiff unbeschossen aufs Trockene zu bringen. Wer von seiner Hirnleistung mehr als von seiner Armkraft zu hoffen hat, wäre ein Tropf, wenn er vor der Wahl zwischen Krieg und Frieden schwankte. Nun könnte aus Ihren Reihen die Frage kommen, ob für ein Reich, das sechsundsechzig Millionen Menschen, eine urgesunde Wirtschaft, ein Wehrbudget von zweitausend Millionen Mark hat und dem die wohlhabenden Bewohner obendrein willig tausend Millionen spenden, der Abschluß, auch wenn alle Geschäftsführer, Schreiber, Kommis müßig blieben, noch schlechter sein konnte; ob die Regierung etwa dafür Dank fordere, daß langwieriger Wirtschaftsstörung (durch zwei für uns ertraglose Kriege) nicht noch Menschenverlust und Landeinbuße folgte. Dieser Frage die Antwort zu finden

und sie öffentlich auszusprechen, ist Ihres Berufes Pflicht; nicht meines. Ich muß der von mir unterzeichneten Bilanz Zustimmung werben: also von mühevoller Arbeit reden, tun, als sei der Friede wider wilden Drang von uns geschützt worden, und das Werk der Botschafterkonferenz preisen, als hätte ich vergessen, daß sie, weil wir's so (wieder wir) wollten, nicht Konferenz, sondern Reunion hieß. Weil jedes Morgens Sonne neue Klüfte entschleiert hat, die zwischen den Willensströmen der Großmächte, selbst der von gemeinsamer Feindschaft gegen das Deutsche Reich einander gesellten, die gestern noch ebene Talsohle, den vom Glauben als unzersprenglich bewunderten Felsfuß spalten, rufe ich laut das Schlagwort von den „solidarischen Interessen Europas“ durch unser geduldiges Land. Ein Schemen ist's, der keinen Begriff herbergt? Doch läßt sich was dabei denken. Der Deutsche hört gern, daß sein Vaterland anno 1890 „in die Weltpolitik eingetreten ist“, und plagt sich nicht mit der Frage, was denn seitdem errungen ward und ob es nicht vor diesem lärmenden Eintritt um Ansehen, Wucht, auch um Gebietszuwachs (Kamerun, Togo, Südwest- und Ostafrika) besser stand als in der Ära des Riesenheeres und der gewaltigen Flotte. Der Deutsche schluckt sogar das kernlose Modewort „Kulturpolitik“ und wird vergnügt ein Weilchen auch an der aus Metternichs Ladenfenster geholten Interessensolidarität lutschen. Solange ist Ruhe. Italien hat sich, trotz unserem Gezeter, dem unser Glückwunsch nachhinkte, Tripolitanien erobert und jetzt ein Recht auf südosteuropäische Landstücke angemeldet, das früher hartnäckig bestritten wurde. Österreich wurde genötigt, auf die Mitherrschaft über den Orient, wie einst auf die über deutsches und italienisches Sprachgebiet, zu verzichten und sich für die Verteidigung Galiziens, Bosniens, Dalmatiens, Istriens, Südtirols, des Banates, Siebenbürgens zu rüsten; da es versäumt hat, den Nachbarn das Gut, das es ihnen nicht weigern wollte oder konnte, mit freundlich lächelndem Antlitz entgegenzutragen, gilt es ihnen als der Feind, der scheel auf ihre Machtmehrung blickt, und muß alle List aufwenden, um sich auf

seinem Hauptmarkt, der Balkanhalbinsel (wo auch unsere Konkurrenz ihm von Jahr zu Jahr gefährlicher wird), zu halten. In den Grund solcher Tatsachen ankere ich die Behauptung: ‚Wir haben die speziellen Interessen unserer Bundesgenossen, Österreich-Ungarns und Italiens, energisch und wirksam unterstützt.‘ Und bin gewiß, daß keiner sich zu der indiskreten Frage erdreisten wird, was diese wirksame Unterstützung eingebracht, was insbesondere Wien an dem Handel verdient habe.“

A: „Durch vertrauensvolles Zusammenarbeiten mit England und gestützt auf unsere freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland haben wir dem Konzert der europäischen Mächte unsere Dienste geleistet; eine Aufgabe, die uns durch unser erfreulicherweise durchaus korrektes Verhältnis zu Frankreich erleichtert wurde. Wir haben mit der französischen Regierung auf deren Wunsch Besprechungen gepflogen, welche bezwecken, dem gegenseitigen Wettbewerb in den Gegenden, wo die beiderseitigen Betätigungen räumlich zusammentreffen, vorzubeugen. Die in so erfreulicher Weise fortschreitende Besserung unseres Verhältnisses zu England hat uns ermöglicht, in freimütigem Meinungs Austausch an eine Lösung des Bagdadproblems heranzutreten und Verhandlungen mit der englischen Regierung einzuleiten, um der möglichen Entstehung von Gegensätzen wirtschaftlicher Natur in afrikanischen Gebietsteilen vorzubeugen. Ohne Beeinträchtigung der Rechte Dritter arbeiten wir auf einen billigen Ausgleich der Interessen beider Teile hin. Von einseitigen Verzichtleistungen Deutschlands ist dabei nicht die Rede. Ich habe Grund zu der Annahme, das Ergebnis der Verhandlungen werde in Deutschland und in England als eine annehmbare Lösung möglicher Gegensätze begrüßt werden. Lassen wir, meine Herren, das Vergangene ruhen und arbeiten wir zuversichtlich weiter auf den Grundlagen, die uns die Gegenwart bietet. Ich muß mich für heute auf diese Andeutungen beschränken, da die Verhandlung noch im Gang ist.“

B: „Alles Gerede von dem freundschaftlichen Verhältnis,

von der guten Beziehung zu einer anderen Macht ist völlig wertlos; wirkt nur auf Kindsköpfe; ist der Notbehelf des Armen, der sich vom Fehlen greifbarer Gewinne entschuldigen will. Mit guten Beziehungen ist kein Kauf, ist nicht einmal ein Lombardgeschäft zu machen. Die Beziehungen der Staaten zueinander sind gut, bis einer dem anderen durch schreckenden Bluff etwas abzapressen sucht oder den Krieg erklärt; will er weder fuchteln noch schießen, sondern schmeicheln und streicheln, weil er so ungefährdet ans Ziel zu gelangen hofft, dann läßt er betonen, die Temperatur des Verhältnisses sei bis auf den Wärmegrad der Freundschaft gestiegen. Läppischer oder verlogener Schwatz, den nur der Zweck heiligen kann. Briten, Russen, Franzosen sind nicht launische Narren. Sie haben sich, keiner ohne das Opfer ehrwürdiger Wünsche und Glaubensgebilde, in eine Genossenschaft bequemt, die nur durch die Scheu vor dem Wachstum deutscher Macht möglich wurde; und werden sich aus der Sozietät lösen, wenn diese Scheu gewichen ist. Solange es irgend geht, werden sie sich hüten, durch unhöfliches Wesen den stämmigen Gegner, den ihr Kartell mit Friedensmitteln zu bändigen trachtet, zu einer Kraftprobe herauszufordern, der nur mit gerupften Flügeln, als ein mißachteter Schwächling, entschlüpfen könnte. Sollten sie grob werden, als aus den von ihnen in Südost geschaufelten Minengängen die Flamme aufschlug? England hat kein Landheer; Frankreich hatte kein brauchbares Pulver; den Russen fehlten strategisch wichtige Eisenstränge, die Bürgschaften schneller Mobilisierung und die Zuversicht, daß die Hauptprovinzen ruhig bleiben würden, wenn die Kerntruppen über die Grenze marschiert und in den ersten Scharmützeln geprügelt worden wären. In allen drei Reichen sprach, außer der Staatsvernunft, der Bereicherungswunsch der im Säckelglück fett gewordenen Bourgeoisie hitzig gegen den Mutwillen zu vermeidlichem Krieg. Vermeidlich von der Stunde an, da Deutschland den Verdacht entkräftete, es werde für sein Recht auf einen beträchtlichen Teil des Türkenerbes kämpfen. Nur ein Tobsüchtiger konnte danach sich noch als

Grobian räkeln. Wir förderten die Pläne des Rates der Drei, der vor dem staunenden Auge der weißen, gelben, braunen, schwarzen Menschheit die Geschäftsführung an sich gerissen hatte: also war sein Verhältnis zu uns ‚gut‘, ‚freundschaftlich‘, ‚vertrauensvoll‘. Seitdem ist die Türkei, von deren überlebender Hordengewalt wir so viel erwartet hatten, in Europa auf einen Streifen thrakischen Landes zurückgedrängt, Österreichs Wehrmacht an vier Fronten gebunden, Rumänien den Zentralreichen entfremdet, mittelbar also auch Deutschlands Stellung geschwächt worden. Die Hoffnung, an den Küsten des Schwarzen und des Ägäischen Meeres deutscher Kultur und Wirtschaft die Einflußmündung zu weiten, mußte schrumpfen. Die Slawenzone, die sich heute schon vom Karischen bis ans Beringmeer, über Nordpersien und die äußere Mongolei dehnt, kann morgen von der Adria bis nach Urga reichen. Vorsicht mahnt, Gewonnenes und zur Option Überlassenes vor Sturm zu bergen; mahnt auch Rußlands Partner, nicht trödelnd zu harren, bis das an Menschen und Bodenschätzen, Bündnis- und Gewerbmöglichkeiten ungeheuer reiche Zartum des seit Mukden und Tsushima seine Glieder lähmenden Schreckens ledig und zu starker Handlung fähig geworden ist. Da der Teilung der asiatischen Türkei, nach neuem Brauch, die sachte Zerlegung in Vorherrschaftgebiete oder Einflußsphären vorangehen soll, ist zweierlei nötig: das Gelöbnis, dieses Grundstück des Osmanenbesitzes niemals anzutasten, nur, zum Vorteil des Eigentümers, uneigennützig, wie einst Ostrumelien und Makedonien, Persien und Marokko, zu ‚reformieren‘ (sonst stünden am Nil und am Ganges die Muselmanen in islamisch frommer Wut wider das Herrenhäuflein auf); und, zweitens, eine Stimmung, die Deutschlands Stirn bis an das Ende der Liquidation entrunzelt. Vor einem Jahr wurden in Ost- und Westpreußen die wichtigsten Brücken von Soldaten bewacht, weil ein Russeneinbruch zu fürchten war, in Schlesien die Bettung und Pflege Verwundeter vorbereitet, im ganzen Reich der Reservemannschaft der Ort ihrer ersten Wehrdienstpflicht angewiesen und alle er-

langbare Kohle für Staatsbahnen und Flotte aufgekauft. Gute Beziehungen; ehe wir uns als Förderer der Botschafterreunion und ihres Wollens erwiesen hatten. Jetzt müssen dieselben Mächte, die uns und denen wir damals die Absicht auf tückischen Überfall zutrauten, mit uns verhandeln; über Orientbahnen, Schiffahrtrechte, Türkenreichsschuld, Konzessionen mannigfacher Art. Mit brummigen, geärgerten Leuten ist schlecht verhandeln. Drum heißt die Losung, wie beim Dutzendphotographen: Bitte, recht freundlich! Das Verhältnis ist da, wo nachts geschimpft und gespuckt wurde, im Morgengrau wieder ‚durchaus korrekt‘, an den vernarbten Stellen aber schon ‚freundschaftlich‘. Britannien, Rußland, Frankreich, jedes will, in Kleinasien, etwas von uns und hütet sich, uns zu reizen. Bleibt dennoch die Verhandlung fruchtlos, so heißt's: ‚Mit diesen Kerlen kann auch der Frömmste sich nicht vertragen; sie haben selbst unser Streben nach Verständigung anerkannt, doch schließlich die hingestreckte Hand weggestoßen. Brutale Sippe, die lügt, wenn sie höflich ist‘. Das, meine Herren, sind die Grundlagen, die uns die Gegenwart bietet und auf denen wir zuversichtlich weiterarbeiten.

Zuversichtlich. Unsere Bereitschaft zu selbstlosem Dienst hat ein Konzert der Mächte ermöglicht und ihnen Appetit gemacht. Jede langt nun nach der Schüssel, aus der sie sich zu sättigen hofft. Frankreich will allerlei finanzielle Sicherungen und Vorteile, will fremden Einspruch ausschließende Rechte auf Verkehrswege und Geschäftszweige: und hat, seit die Verhandlung begann, selbst die Preßlegion, von deren Sehne sonst Gallierpfeile auf uns hagelten, verpflichtet, des Nachbars Haut nicht zu ritzen. Daß die Notwendigkeit und der Zweck dieses mot d'ordre dort erkannt wird, haben wir noch in dem Monat von Zabern gemerkt. Kein Triumphgeheul; nur linde Rüge aus schwermütig lächelndem Mund. Rußlands Napf muß größer sein; breit und tief genug für eines Riesen Schöpfkelle. Seit Englands Wunsch syrische Parzellen, Arabien, Koweit umklammert, ist Rußland in Armenien von lästigem Wettbewerb frei. Um uns in heitere

Vertraulichkeit zu kitzeln, stellt es sich, als sei nur zwischen ihm und uns jetzt noch das Bestimmungsrecht streitig und die Verständigung mit uns der Heiligen Rossija heiligste Pflicht. Der kurze Zeitraum zweier Monate sieht zwei russische Minister, die Herren Sasonow und Kokowzew in Berlin. Plauderei. Ob wir nicht auch meinen, daß die seit 1878 den Armeniern verheißenen Reformen endlich Ereignis werden müssen. Im Interesse der Menschlichkeit, für das zu wirken wir ja immer bereit seien; und der Türkei, versteht sich. Rußland wolle in Kleinasien nicht etwa Land erwerben; solcher Frevelplan sei ihm ganz fremd. Nur die Lage der armenischen Christenheit will es bessern und den Osmanen die Herrschaft erleichtern. Dieser reine Wille zu keuscher Enthaltbarkeit sei, leider, auch von uns verkannt worden, als wir in Konstantinopel für den untauglichen Reformentwurf der Jungtürken eintraten und dadurch die Einigung der Botschafter hinderten. Inzwischen sei aber der letzte Schatten des Verdachtes geschwunden, Rußland wolle die Schwachheit der Türkei für sich ausnützen. Also! Einverstanden. Das russische Programm genügt den Grundsätzen christlicher Sittenlehre und bewahrt die Türkei vor neuem Aufruhr, der Vorwände zu gewaltsamem Eingriff böte. Wir stimmen freudig zu; und erwerben das Ehrenrecht, unsere Beziehungen zum Zarenreich ‚freundschaftlich‘ zu nennen. Unsere Diplomaten dürfen, wo es sie nützlich dünkt, erzählen, Deutschland sei in Petersburg jetzt stärker als irgendeine andere Macht. Bis die Nachricht kommt, daß ein Schwarm deutscher Offiziere in den Dienst des Sultans trete und dem Führer der auserlesenen Schar das erste Armee-korps, das in der Hauptstadt garnisoniert, samt allen Militär-bildungsstätten und der Überwachung des ganzen Heerwesens anvertraut werde. Wahr? Wahr. Konstantinopel unter dem Befehl eines deutschen Generals, der nach Belieben schalten, der mit seiner Truppenmacht auch die Sperrung und Öffnung des Bosphorus erzwingen kann? Sturm in Petersburg. Solches darf nicht geduldet werden. Das widerspräche der Überlieferung, die sich höchstens mit türkischer

Herrschaft über die Meerengen, niemals mit der eines anderen Staates abfinden kann. Noch klebt das Plakat, das die freundschaftlichen Beziehungen ausruft. Noch wird die Freundschaft unseren Landsleuten in weißer, roter, grüner Glühchrift an jeder Straßenecke vors Auge geflackert. Von der Petersburger Sängerbücke aber fliegen Funken an den Quai d'Orsay und in die Downingstreet. Wenn ihr, Franzosen, einem Großwesir, der uns so niederträchtig verrät, Geld leiht, auch nur durch die Aufnahme von Schatzscheinen aus der Klemme helft, werdet Ihr mitschuldig, entwertet das Bündnis und treibt uns in zuverlässigere Genossenschaft. Herr Caillaux, den wir als ,unseren Mann' begrüßen und dadurch um die Hälfte seiner Kreditfähigkeit bringen ließen, erschrickt und zeigt den Bankmännern die finsterste Miene. London aber bleibt, fürs erste, noch still. Der Nachtrag zum anglo-türkischen Vertrag ist fertig. Das Gebiet des Sultanes Koweit wird so hübsch abgerundet, daß es die Vormacht Arabiens wird. Sein Sultan bleibt, wie der Keditiv von Ägypten, dem Kalifen untertan, erhält aber das Recht auf die selbständige, jeder Kontrolle entrückte Leitung des Verkehrs mit anderen Völkern: muß also tun, was Britannien heischt. Damit ist das Schicksal Arabiens besiegelt. Das Monopol für die Schifffahrt auf den Flüssen Euphrat und Tigris fällt einer Gesellschaft zu, die, damit einstweilen der Tugendschein gewahrt sei, international heißt, von deren Kapital aber fünfzig Prozent den Briten, je fünfundzwanzig Deutschen und Türken gehören; durch den dünnen Schleier schimmert die Gewißheit englischer Majorität. Ein ähnlicher Kniff könnte die dritte Errungenschaft des Vertragsanhängels sichern. Flüssiger Heizstoff soll in naher Zeit den festen ersetzen. England will seine Schiffe mit Petroleum heizen und jede Seegroßmacht muß auf diesen Weg folgen. Britische und deutsche Unternehmer streben nach der Erlaubnis zur Ausschöpfung der syrischen, arabischen, mesopotamischen Petroleumquellen. Den Briten ist sie, nach stillem Kampf und reichlicher Düngung des Ressortbodens, zugesagt. Sie haben die Konzession in der Tasche, sind schon ver-

pflichtet, das Erdöl nur dem Marineamt zu liefern, in ihres Herzens Güte aber bereit, die deutschen Werber in das Petroleumgeschäft ungefähr eben so weit wie in die Euphratrederei einzulassen. Dem Leun gebührt natürlich der Löwentheil. Und daß Deutschland für seine Kriegsschiffe weder Kohlenstationen noch überseeische Ölquellen hat, ist nicht Englands Schuld. Dem brächte der neue Vertrag einen Gewinn wie lange keiner; einen Bissen, der den Liberalen noch einen Wahlsieg verbürgen könnte. Ein Glück, denkt Sir Edward Grey, daß wir mit Deutschland vertrauensvoll zusammenarbeiten und ‚die Besserung unseres Verhältnisses in so erfreulicher Weise fortschreitet‘. Ein Stein ist weggewälzt. Die Bagdadbahn, die einem Landheer den trockenen Weg nach Indien öffnen, die malles des Indes schneller als ein anderer Strang spedieren, im Güterverkehr mit dem fernen Osten also den Vorrang erstreben sollte und den Schatten so gefährlichen Trachtens in alle Britenseelen warf, wird nun eine niedliche Lokalbahn, eine von Deutschen bezahlte und behütete Sackbahn, die in britisches Gebiet mündet. Das haben die Berliner gewährt; um das gebesserte Verhältniß nicht wieder zu trüben, nehmen sie wohl auch den Türkenvertragsappendix hin. Wenn sie in heller Laune bleiben. Was will Sasonow? Der Bosphoruspfortner sinkt in die Ohnmacht des Nilwärters? General Liman van Sanders wird der Kitchener der Türkei? Unsinn. Die Deutschen sind brave Menschen. Die planen keinen tolldreisten Handstreich. Sind zufrieden, wenn sie zu Neidern sprechen können: Seht, trotz Kirkkilisse und Lülle Burgas hat der Großherr doch wieder unsere Offiziere als Instruktoren ins Land gerufen! Statt die Deutschen zu verärgern, soll man bedenken, daß sie stark sind und etwas fordern dürfen. Scheinerfolg am Adriatischen, Parademöglichkeit am Marmarameer: der Gerechte muß zugeben, daß unsere Spesen, bei einem Geschäft solchen Umfanges, erträglich sind. Und wir können obendrein jetzt kompensieren. Gibt es irgendwo, wegen der armenischen Inspektoren, der anatolischen Bahnen, des Mineralöls oder der Dette Publique Ottomane, Schwie-

rigkeiten: die Duldung der deutschen Militärmission ist noch nicht verbrieft. Wird das Kommando dem Botschafter Wilhelms gar zum Schemel, von dem er in Übermacht klettern und zum Patron der Pforte werden kann: wir Drei putschen die Fezträger leicht gegen die Pickelhaube auf, die, wenn es ihnen schlecht ging, stets unsicher war.

Dürfen wir, meine Herren, nicht zuversichtlich auf den Grundlagen weiterarbeiten, die uns die Gegenwart bietet? Durchaus korrekte, erfreulich gebesserte, freundschaftliche Beziehungen. Werden die Grundlagen morsch, dann, freilich, kehrt der alte Zustand wieder. Keiner hat noch ein Interesse daran, uns, tändelnd und lächelnd, in heiterer Gemütsstimmung zu halten. Jeder erinnert sich lauten Machstreites und stummer Bedrohung. Und die Grundlagen werden morsch, wenn wir im engsten Winkelchen die Hoffnung auf Nachgiebigkeit enttäuschen oder wenn, später, die drei Liebenswürdigkeiten die Frucht der Unterhandlung, der sie Schönwetter erkünstelten, gespeichert haben. Doch der Bismarckgeist, dem wir treu sind, warnt, der Vorsehung ins Handwerk zu pfuschen.“

A: „Wenn mancher von Ihnen den Wunsch hat, ich hätte über einzelne Punkte ausführlicher sprechen mögen, so verstehe ich diesen Wunsch. Ich hätte ihn gern erfüllt; ich kann aber über Fragen mit internationalen Zusammenhängen nicht so mitteilsam sein, wie ich möchte. Vor allem aber, meine Herren: unsere Politik liegt offen zutage. Sie war uns durch unsere eigenen Interessen und durch die unserer Bundesgenossen so klar vorgezeichnet, daß ich glaube, wir konnten keinen anderen Weg gehen. Unsere Lage im Herzen des europäischen Kontinents wird uns immer darauf hinweisen, für die unversehrte Aufrechterhaltung der kontinentalen Machtstellung Deutschlands alle physischen und moralischen Kräfte der Nation einzusetzen. Aber zugleich verlangen diese Kräfte gebieterisch nach fortschrittlicher Entfaltung im wirtschaftlichen Getriebe der Welt. Die Aufgabe ist groß und bedeutet ein bestimmtes und festes Ziel.“

B: „Wieder keine Dividende; und die Pflicht, die Konkur-

renten, die uns auch dieses Jahr ertraglos gemacht haben, bis über den Klee zu loben. Was bleibt? Wortplunder; Andeutung des Berufszwanges zur Schweigsamkeit und die Sicherung einer Planke, die als Notbrücke zu neuer Wehrforderung führt. Machen Sie es besser, wenn Sie vor dem Abschluß einer Gesellschaft stehen, die längst keinen Gewinn mehr ausweist und von Jahr zu Jahr mehr Betriebskapital verschlingt. Unsere festländische Machtstellung wäre auch bei viel kleinerem Aufwand nicht ernstlich bedroht. Keines Nachbars Dummheit türmt sich in den Glauben, das Deutsche Reich sei zu vernichten, als Völkerbund vom Erdboden zu tilgen. Weil es sich mit ungestümem Eifer rüstet, traut man ihm, dem Erobererwille ins Leben half, Erobererpläne zu. Bescheiden wir uns in Ererbtes, freuen uns, wenn der Feind gedeiht, fühlen uns durch die Schwächung des Freundes nicht gekränkt, nehmen Flitter für Gold und ersehnen nur die Weitung der Absatzgebiete, dann empfiehlt Vernunft, die Hälfte der Wehrausgaben zu sparen und den Industriellen, den Kaufmann, in Freiheit und mit geminderter Last, ins Weltmarktgewühl zu schicken. Das ist kein hohes, doch ein festes und nahes Ziel.“

Höret, Zweifler: Die Ausgabe A reiht nur Sätze, die Herr Theobald von Bethmann-Hollweg im deutschen Reichstag gesprochen hat. Leset sie noch einmal; und lernet Euch schämen. Als Leitartikel brächte ein Unbekannter es nicht ins Blättchen einer Gerichtsstadt. So darf man vom höchsten Beamtensitz sprechen; solchen Inhalt in solcher Form den erwählten Vertretern der Nation anbieten. Die sind stumm; lauschen, sittsam gläubig, Kindermärchen, die dem Kundigen das Blut in die Schläfe jagen; lächeln nicht einmal, wenn ihnen erzählt wird: „Wir konnten keinen anderen Weg gehen und haben die eigenen Interessen und die unserer Bundesgenossen gewahrt.“ Einzelne rufen gar: „Bravo!“ Stimme von oben: Behaltet einander; Ihr seid einander wert.

SPOLIARIUM

Am 9. März 1913 ist Fürst Wilhelm zu Wied als Mbret von Albanien in Durazzo eingezogen. Bis in den Sommer 1914 dauern Aufstände gegen ihn an.

DEMONSTRATIO

DIE FRAKTION DER IN DEN REICHSTAG GEWÄHLTEN Sozialdemokraten ist nicht aufgestanden, als in dem Hohen Haus (das schon, auf des Kaisers Befehl, geschlossen war) der Präsident die Mitglieder ersucht hatte, zu rufen: „Seine Majestät der Kaiser lebe hoch!“ Stumm saßen die Hundertelf. Bis in den Mai 1914 waren sie, wenn der Präsident zu solchem Satz die Zunge einspichelte, aus den Türen gelaufen. (Der Fall Wilhelm Liebknecht zählt nicht. Der emsige alte Herr hatte, nach lieber Gewohnheit, auf seinem Platz einen Artikel geschrieben, die Aufforderung des Präsidenten überhört und zu spät gemerkt, daß die erlauchte Versammlung schon in die Schlußhuldigung gelangt war.) Diesmal sollte deutlicher als bisher demonstriert werden: „Wir sind Republikaner und rufen dem Vertreter eines uns schädlich scheinenden Rechtszustandes nicht Glückwünsche zu.“ Sollte auch den nationalen Fraktionen eingeschärft werden: „Da Ihr unseren Abgang, aus solchem Anlaß, einmal listig benutzt habt, um schnell, während wir draußen waren, die Sitzung zu schließen, dünkt Diskretion uns nicht mehr Ehrensache. Wir sind den Wählern verpflichtet, auf der Wacht zu sein, haben nicht den allergeringsten Grund, Eure Bräuche mitzumachen, und bleiben fortan, wenn Ihr dem Allerhöchsten huldigt, geruhig auf unseren Allerwertesten.“ Vernunft empfahl, den Modenwechsel gar nicht zu beobachten; zu tun, als sei alles wie immer gewesen, und roten Frägern gelassen zu antworten: „Kinder, wenn Euch so billige Gesinnungsprotzerei Spaß macht, seid Ihr zu beneiden.“ Dann war der Aufwand ertraglos vertan; und die Verdutzten hätten vor der Wiederholung gezaudert. Wann aber spricht in unserem politischen Getriebe Vernunft noch das bestimmende Wort?

Wilson

Redner schluchzten und tobten. Schreiber heulten und pfauchten. Mindestens sechshundert Leit- und Leidartikel wurden dem Vorgang „gewidmet“. Bis die rote Genossenschaft, vor solchem Wortschwall, glauben durfte, ihr sei eine Haupt- und Staatsaktion gelungen, deren wuchtiger Wirkung der Gegnerschwarm in wütender Ohnmacht nachknirsche. Weil die Kenntnis der Strafgesetze ein dem Politik- und Zeitungsmacher lästiges Gepäck ist, hörten wir aus beiden Lagern natürlich auch gute Menschen den Eingriff der königlichen Staatsanwaltschaft erflehen; und als Antwort die Ableiung des Plattentextes: „Kein Mitglied des Reichstages darf zu irgendeiner Zeit wegen der in Ausübung seines Berufes getanen Äußerungen außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden.“ Um diesen (dreißigsten) Artikel der Reichsverfassung (dessen Anwendbarkeit, da der Reichstag schon geschlossen war, streitig ist) handelte es sich aber gar nicht. Was die Fraktion der Sozialdemokraten getan hatte, müßte auch auf jedem anderen Schauplatz straflos bleiben. Ehrfurchtverletzung ist noch nicht Beleidigung; wer dem Staatshaupt nicht huldigen will und drum, wenn andere zu solcher Huldigung aufstehen, stumm sitzen bleibt, ist, nach Reichsgerichtsentscheidungen, die bald zwanzig Jahre alt sein werden, noch nicht der Majestätsbeleidigung schuldig. Deren Tatbestand ist erst gegeben, wenn sie aus böswilliger Absicht auf Ehrverletzung kam; „wenn der Täter bezweckt, gerade die Ehre der fürstlichen Person zu verletzen, nicht aber, wenn er andere Zwecke verfolgt und die Verletzung der Fürstenehre nur als Folge seiner Handlung mit in den Kauf nimmt“ (Erklärung des Sprechers der verbündeten Regierungen in der Reichstagskommission; Wintertagung 1907/8). Die hundertelf Angeklagten konnten also zwar dem Ausland ein Lenzvergnügen bereiten, in der Heimat aber nicht einmal die Eröffnung des Hauptverfahrens erwirken. Und wäre dem Reich, dem Kaiser, dem Ansehen deutscher Volkshoheit etwa gedient, wenn hundertelf Abgeordnete eingesperrt würden, weil sie nicht Hurra rufen wollten?

Riefen sie, dann wäre ihr Ruf Heuchelei. Die dürfen wir nicht wünschen, noch gar erzwingen. Der Eid, den die Genossen vor der Zulassung in deutsche Landtage leisten müssen, riecht schon übel genug. Die Sozialdemokraten, sagt man, „könnten das Gefühl der anderen Fraktionen achten und wenigstens aufstehen.“ Sie könnten; wenn sie von Gefährten und Bundesratsvertretern stets mit unbeirrbarer Höflichkeit, als Volksgenossen fremder Empfindungsart, doch ehrenwerten Wollens, als Gentlemen, behandelt würden. Sie müßten (auch ohne diese Bedingung); wenn sie klug wären, wenn in ihnen der Wille zur Macht glühte und kleinliches Bedenken überloderte. Dann würden sie jeden Zeremonialbrauch mitmachen; in Schlösser und Amtshäuser gehen, ohne sich jemals in Dienerei zu erniedern, und, bis sie über den ihrer Stimmenzahl gebührenden Teil der Staatsgewalt verfügen, die Feinde in Sicherheit lullen. Wie brav, hieße es dann wohl, sind die gestern noch so wilden Männer geworden; wie ähnlich der Mannschaft englischer Gewerkvereine. Müssen die Schützer der Throne, Altäre, Geldschränke diese Entwicklung nicht mehr als des Satans Fegfeuer fürchten? Sie würde in dem Deutschen Reich, wo Protestanten mit Katholiken, Preußens Grundbesitz und Schwertadel mit der Masse des in West und Süd wohnenden Volkes vielleicht noch im nächsten Menschenalter nicht in eine haltbare, sieghafte Stoßkraft verbürgende Front zu bringen sind, alle von Lohnarbeit Lebenden, aus Fabrik und Werkstatt, Amtsstube und Kontor, unter eine Fahne reihen; zu Herren der Einzelwirtschaft und des Reichsschicksals machen; den Sieg der Arme über die Köpfe sichern. Betet also, daß der Marxismus, all in seiner dürren Starrheit, noch lange daure. Und bauschet schlaffe Bläschen nicht, den Kindern zur Wonne, mit Eures Atems Wind zu Wülsten auf. Was nicht verboten ward, ist erlaubt. Unnützlich und unrecht der Versuch, Erwachsenen vorzuspiegeln, nur der dem höchsten und dem allerhöchsten Herrn, Gott und dem Kaiser, Gehorsame wohne im Ehrenrecht. Wollt Ihr es, dann drückt einen Verfassungsparagraphen durch, der Atheisten und Republikanern das Bürger-

recht abspricht. Sonst: Ruhe im Glied; tatloses Geschimpf hat noch nie einem geholfen. Die stete Ankündigung, daß gegen die Sozialdemokratie „etwas“ geschehen müsse, solle, werde, liefert das Reich und dessen Walter ins Hohn-
gelächter. Das einzig Wirksame: schöpferische, auf ein klar erkanntes Ziel tapfer losgehende und das nationale Empfinden auf diesen Weg mitreißende Politik, wird uns auch morgen nicht Ereignis. In den meisten Parlamenten sitzen Menschen, die des Staates Ordnung umstülpen möchten; in Paris Monarchisten, in Rom und Madrid, Petersburg und Sofia Republikaner, in Wien und Budapest Feinde Habsburgs. Überall wird man leidlich mit ihnen fertig. Dazu genügen drei Dinge: ernstes Kraftbewußtsein, wachsame Geduld und Humor. Als der alte Franz Joseph einen Sozialdemokraten, der an den Habsburg-Lothringern kaum ein gutes Härchen zu lassen pflegte, als Vizepräsidenten des Reichsrates in der Hofburg empfangen hatte, sprach sein lächelnder Mund: „Ich erwartete nicht, daß der Herr, der nebenan so unhöflich schrie, so nett mit mir sein würde.“ Ward des Erzhauses Würde dadurch etwa erniedert? Unsere Hundert-
elf sind noch nicht gefährlich. Auch wenn sie dem Kaiser, der sie, leider, oft allzu laut gescholten hat und deshalb nicht nur als Vertreter eines von ihnen bekämpften Rechtszustandes, sondern als Schmetterer der Rottenrede vor dem Auge und Ohr ihres Geistes steht, die Huldigung weigern. Schadet es dem zweiten Wilhelm? Nicht mehr, als dem ersten der Groll kleineren Fraktionen geschadet hat. Müßte erzwungener, geheuchelter Ehrfurchtausdruck ihn nicht ekeln? Der Status von 1914 ihm nicht lieber sein als der von 1890, der ihn, weil er Bismarck weggejagt hatte, von den Röttesten als eine Hoffnung anschwächen ließ? Und war das Schauspiel des Gelaufes, Gestolpers, Geflüchtes etwa würdiger als das des stumm sitzenden Haufens? Auf all diese Fragen ist aus dem Mund Verständiger nur je eine Antwort denkbar. Auch auf die letzte: Meint Ihr wirklich, die Wählerschar sei empört, weil ihre Mandatare weder aufgestanden, noch aus dem Saal getracht sind? Fällt ihr nicht ein.

Sie sagt: „Nur unsere Leute wagen noch was.“ Und der Lärm lehrt sie glauben, daß der Quark Wagnis war. Sie sagt: „Nur unsere Leute wollen eben nichts.“ Und ahnt nicht, daß sie ihnen damit das härteste Urteil spricht. Denn die Urpflicht dieser von der Masse Abgeordneten wäre, zu wollen: daß jedes Mittel, auch der List und pfiffigen Truges, genutzt werde, um der Masse an den Machtquell zu helfen. Jetzt? „Höret nur, wie die Bürgerlichen zetern! Denen hat unser Hintern die Pfingstfreude verdorben. Sind wir nicht stramme Kerle?“ Nie ward ein Triümphchen billiger eingehandelt.

Also ist zu vermuten, daß der neue Brauch fortwähren wird. Kann und darf nicht geduldet werden? Müßte, wenn nicht eine Keilerei die Seßhaften aus dem Saal prügelt, geduldet, könnte aber durch ziemliche Änderung älteren Brauches verhütet werden. Muß denn am ersten, am letzten Tag ein Chorus ins Kuppelgewölb klettern? Vorgeschrieben ist er nicht; und anderswo kommt man, in fest gemauerten Monarchien, ohne ihn aus. Wer in seinem Tageblatt liest, „das Hohe Haus habe dreimal begeistert in den Hochruf eingestimmt,“ glaubt am Ende wohl an die Mär von „erhebender Kundgebung“. Die lügt. Viele sind schon draußen. Viele zum Choristendienst unlustig. Manche ordnen ihre Papiere, schichten Reichsbriefbogen oder betuscheln mit Kumpanen berlinisch-vergnüglichen Abschiedstrost. Der Ruf klingt immer dünn, fast immer kläglich. Muß es sein? Der Präsident ersinne sich irgendeine schlichte, schickliche Formel. Ungefähr: „Am Anfang (Schluß) unserer Arbeit, die das Reichswohl fördern soll, gedenken wir des Kaisers, dessen Glück dem des Deutschen Reiches unlöslich verbunden ist, und wünschen ihm, auf den das Auge der Nation aus getrostem Vertrauen blicken will, und seinem Haus frohes Erlebnis und fruchtbares Schaffen.“ Wer sich in solchen Spruch nicht bequemen mag, kann nicht Präsident sein. Wer dawider randaliert, erweist sich selbst als einen Rüpel. Wer dem Herzensdrang, den Allerhöchsten hoch leben zu lassen, tönenden Ausdruck sucht, kann ihn im Weißen Saal und an Feiertischen finden. Und wer diesen Vorschlag (der dem

Kaiser nichts Schätzenswertes nimmt, ihn aber vor dem Gefuchtel häßlicher Gesten schirmt) ablehnt, darf sich nicht mehr hehrer Mannentreue rühmen: denn wichtiger als der Schutz des Reichshauptes wäre ihm die Herausforderung roter Ungebühr, die, in jedem Jahr mindestens zweimal, ihm erlaubt, seine Fraktion als das Fähnlein der Aufrechten, sittsam Empörten Serenissimo zu empfehlen. Nüchtern, liebe Herren! Sie sagen, ihre Seele bäume sich, wie das edle Blut des mißhandelten Rosses, wider die Vorstellung des Verzichtes auf die Monarchie von Gottes Gnaden. Schön. Doch dieser Verzicht wäre auch gegen Euren Vorteil. Demokratie, gar Republik würde nicht nur die inbrünstige Andacht Eures Wohlstandes verstopfen. Und wo fromme Hingabe an ein Treugelübde (durch blöden Zufalls Fügung: versteht sich) einträglich wird, sollte sie sich nicht auf Prologpathos stellen. Alles Metaphysische bleibt drum, als des Menschen persönlichste Angelegenheit, aus dem Spiel. Des Alltags gemeine Wirklichkeit zeigt uns Gruppen, die nicht aus der Machtschanze weichen, und Massen, die in einer auf Mehrheitbeschluß gebauten Staatswelt die Stimmenmehrheit erraffen wollen. Grund-, Hof-, Militäradel ist durch tausend Erzreifen an die Monarchie gekettet; wenn er für sie kämpft, kämpft er für sich. Der Masse scheint die Monarchie ein Sperrfort auf dem Weg in die Volksherrschaft; wenn sie dieses Fort schwächt oder stürmt, kämpft sie für sich. Frommer Seelendrang? Fürs Schaufenster.

Das Deutsche Reich aber, liebe Landsleute, ist der ewige Bund deutscher Monarchen und Republiken. Selbst nicht Monarchie. In diesem Reich, dessen Abgeordnetenmehrheit, wenn die Wahlkreise nach dem Wortlaut und Sinn der Verfassung geändert würden, nicht mehr unbedingt monarchistisch wäre, ist der Kaiser nicht souverän. Dennoch: er lebe so hoch, daß sein alltäglicher Wandel nicht sichtbar werde und Wortdunst unter ihm zerflattere. Wir verkümmern in einem Zustand elender Serailränke, niederträchtiger Zettelsucht, feiger Tatscheu. Vaterland? Ein Begriff aus umnebelten Märchenbezirken; oder Namensschall von

einem Luxusdampfer, auf dessen Küche und Keller das schwarze Hundert der Zeitungsmacher sich, wie Schmeißfliegen auf warme Roßäpfel, stürzt. Keiner wagt, mutig zu handeln; jeder tummelt sich in dem Schein, „etwas“ zu tun. Auf uns, schreit aus allen Lagern die Profitgier den Fürsten, mit lautester Stimme deren höchstem, zu, nur auf uns müßt Ihr Euch stützen: sonst seid Ihr verloren. Das Ausland wird in den Glauben verleitet, daß unter unserem Reich die Grundmauer wankt. Unsinn. Doch einer, der endlich, damit er nicht zur Gefahr werde, zerfetzt werden muß. Der Reichstag (dem von Hunderttausend kaum einer nachfragt; dessen Kommen und Gehen, Tagung und Vertagung fast schon unbeachtet bleibt) hat sein Skandälchen gehabt. Warum? Weil links, in der Mitte und rechts ein paar Leute ihrer Ladenkundschaft vortäuschen wollen, daß sie auf dem Posten sind und „etwas tun“; das Kaisertum, mit dem Hintern, zu Brei quetschen; die Monarchie, mit dem Maul, zu neuer Himmelfahrt flügge machen. „Die Sozialdemokratie darf niemals recht behalten.“ Eine dümmere (nicht nur: unsittlichere) Parole war nicht zu erdenken. Gerade der Sozialdemokratie, die, weil sie der Staatsgemeinschaft nichts schafft, für sie nicht mitarbeitet, über jedes auf Tenne und Zimmerplatz, in Werkstatt und Backstube sichtbare Fleckchen bequem, wie über schmachlichsten Unrat, zetern kann, darf nicht ein Quentchen ihr gebührenden Rechtes geweigert werden. Da man es, dennoch, täglich tut und da ihre Fraktion, die im großen nichts hindert, stört noch gar vernichtet, den Ernährern und Beiträgern demonstrieren muß, daß sie nicht ganz tatlos den Reichstaglohn verknabbert, hürdet sie sich gern in Skandale, deren Widerhall den Aberglauben entstehen läßt, nun sei, endlich, von kecken Vormännern wirksam Bedeutesendes geleistet worden.

Wenn (noch in diesem von Schicksal schwangeren Sommer: möchten wir hoffen) auf dem Platz des Kanzlers ein Staatsmann säße, spräche er zu dem Kaiser, dessen einziger, für Handeln und Unterlassen einzig verantwortlicher Minister er ist: „Die Lösung von dem Alb des Roten Schreckens

dünkt mich eine unaufschiebbare Pflicht meines Amtes; die Erlösung deutscher Bürger und ihrer Fürsten aus dem Bannkreis dieses Schreckgespenstes. Schlimmeres ist es nicht. Im Bereich staatlichen Lebens weder für das Reich noch für dessen Monarchenburgen ernste Gefahr. Die wird Eurer Majestät und Ihren Berufsgenossen nur vorgelogen, damit Ihre Macht sich den Wünschen der Stände, Gruppen, Klüngel verlobe, die, ohne solchen Schutzwall, die nächste Springflut wie Dünensand hinwegschwemmen könnte. Niemals darf fortan die Angst im Rat deutscher Staatskunst sitzen; so lange ich mitwirke, weder Motor noch Bremse unseres Handelns sein. Allzu lange ist sie es gewesen. Die in jeder Lebensregung fühlbare Angst der noch Mächtigen war das tonic, von dem Ohnmacht den werbenden Schein kräftiger Blüte lieh. Wenn die Nation merkt, daß wir, furchtlos und schwindelfrei, wissen, was wir wollen müssen, was niemals wollen, noch gewähren dürfen, wird jeder Schicht sich das Streben entwurzeln, durch Lug und Trug uns zu kirren. Wir wollen den Schwert-, Grund-, Beamtenadel: als die dem Blut und dem Ehrennerv deutscher Menschheit noch unentbehrliche Zuchtanstalt; und wir werden das von nationaler Pflicht ihm, dem Opfer unvermeidlicher, doch von Wachen nicht müßig zu erdulgender Evolution, Geschuldete leisten, ohne es von Angst, die er zu diesem Zweck erzeugt, uns abpressen zu lassen. Ihm zuerst; nicht ihm allein. Weh dem Germanen, der nicht mit reinem Gewissen die Mahnung des Römerrechtes vernähme, *suum cuique tribuere*: jedem zu geben, was jedem gebührt. Auch den fürs Politikergeschäft organisierten Lohnarbeitern. Die sind mir, ob aus dem Holzpapier ihrer Blätter und dem Mund ihrer Schwatzanwälte Honig oder Geifer quillt, deutsche Gentlemen, bis sie (durch Handlung, nicht durch Rede) selbst sich als dieses Zutrauens unwürdig erweisen. Die Führer unserer Sozialdemokratie, Sekretäre, Redakteure, Advokaten, Schreibchemelmenschen und Parlierer aller Art, wollen nicht regieren, nicht für Aussaat und Ernte verantwortlich sein; sind auch nicht dumm genug für den Wahn, aus den Hauptsätzen ihres Programmes

könne auf europäischer Erde Wirklichkeit werden. Sie möchten, das alles, ungefähr, bleibe, wie es ist; daß ihre Sekten-gewalt, ihr Parteiamtsertrag, ihre Applausration sich nicht schmälere; daß sie nicht zu schaffen, nur zu schelten brauchen. Da sie uns, wie dem Arzt in manchem Notfall giftige Stoffwechselprodukte, fürs erste unersetzlich sind, dürfen wir ihnen die Grimasse nicht wehren, von der sie leben; ohne die sie als welches Laub vom Baum des Volksgunst fielen. Sie sind Feinde monarchischer Staatsform? Abgemacht. Darüber plaudern, schmollen, zetern wir nicht; wachen nur, daß diese Staatsform solcher Feindschaft unerreichbar sei. Sie wollen stumm sitzen, wenn dem Kaiser gehuldigt wird? Einverstanden; wir sind zu stark, um uns darob zu erhitzen, können, Kaiser und Nation, am Alltag deutschen Arbeitslebens Feierchöre entbehren und bescheiden uns gern mit einer schicklichen Formel, die der Präsident, als Vormund der Volksvertreterschaft, in der rechten Minute vom Lippenstapel läßt. Unruhig würden wir erst, wenn entartende Enkel Bebels zur Huldigung bereit wären und wir das Rot erwähnter Parteitragt als die Blutfarbe des Entschlusses zu skrupellosem Machterwerb sichten müßten. Dahin soll es nicht kommen.

Empfindet der Deutsche wieder, daß seine Leistung, jedes einzelnen, fürs Reichswohl ausgenützt wird, sieht er sein Vaterland unter stiller Sonne gedeihen, dann heitert sich ihm auch der Blick und umfängt getrost die neue Bürgerpflicht, deren Erfüllung dann erst möglich ist: die Änderung des Grundgesetzes, das, nach fast fünfzig Lebensjahren, dem Reichskörper zu kurz, zu eng, zu fadenscheinig und flickig ward; wie dem Erwachsenen das dem Knaben angemessene Kleid. Deutschland ist mündig. Und die Aufgabe des Verfassungswandlers nicht, es in Kindesmaße zurückzuducken, sondern, ihm in das Gewand zu helfen, in dem er ohne Atemnot und Ungezieferplage arbeiten, rüstig ausschreiten und, unnützlich hemmender Rückenlast ledig, des Reiches, des Vater- und Sohnlandes Zukunft erkämpfen kann.“

MBRET WILHELM

„Was werden soll? Ich bin weder Elia noch Mohammed und darf mich nicht ins Prophetenamt brüsten. Eins aber weiß ich: das nun Gewordene ist das Kind eures kurzsichtigen Dünkels. Weil unsere Hautfarbe eurer ähnelt, weil unsere Augen und Ohren, Arme und Beine, wie eure, Zwillinge sind, weil auch wir gehen und stehen, sprechen und speisen, tasten und riechen, haltet ihr uns für euresgleichen. Für arme Verwandte, die in der Kultur (so nennt ihr ja euer Krämchen) zurückgeblieben sind, doch, wenn sie hübsch gehorchen lernen, allmählich vorwärtskommen werden. Vielleicht gar bis auf eure Höhe. Solche Vorstellung beweist, daß euch das Wesen des Skipetaren fremder als das eines Kabysten oder Bantunegers ist. Trotz allem, was ihr darüber in Büchern gelesen und von euren Diplomaten gehört habt. Die, meint ihr, müssen aus edlem Hause sein, einen rasselden Titel tragen, sich fein kleiden, jede Bewegung gefällig runden und von weitem schon nach Würde duften: dann liegt das Bergvolk, Mann vor Mann, am Tag der Ankunft gewiß vor ihnen auf dem Bauch. Ob sie gescheit sind und auch nur den Willen haben, uns gründlich kennen zu lernen, wird kaum geprüft; nur, ob der Posten ihrem Range gemäß und ihnen zuzumuten ist, ohne Orchideendiners, Golfklub, Kasino und parfümierte Seidenmädchen bei uns auszuhalten, bis sich Netteres bietet. Im Bureau und Salon ist da unten aber nichts auszurichten; und unter freiem Himmel sieht der erstbeste Bey, mit dem sie zu tun haben, würdiger aus als die geschniegelten Herren, deren Politur nicht in die Landschaft paßt. In der Heimat wirkt wohl ihr Name; uns sagt er, samt Wappen und Krone, nichts Verständliches. Aus keiner Erdscholle wuchsen vornehmere Stämme als unsere Vlora, Toptani, Doda. Nie sah die Sonne edlere Ahnen als unseren Skanderbeg, den großen Georgios Castriot, der als Christi Kriegsmann, als Fürst der Albaner und Epiroten in tausend Liedern lebt, und seinen Waffengefährten Lek Dukadgin, der den Mirditen Gesetze gab und dessen Enkel die

Bib-Doda sind. Eure Buchklugheit müßte wissen, daß in unseren Adern das Blut der Pelasger fließt, von dem ein Tröpfchen genügt hat, aus der Griechengeschichte ein Weltwunder zu machen; daß Achilleus und der größte Alexander (der im Zorn, wie Plutarch berichtet, Makedonisch, also Pelasgisch, sprach), Köprilu und Mehmed Ali, Mustapha und Ali Pascha, Marko Bozzaris und Francesco Crispi Zweige am Albanerstamm waren. Daß von Thessalien bis an die Schwarzen Berge, vom Wardartal bis an die Adria unser Schwert den Boden gepflügt und mit Blut gedüngt hat. Jahrtausendlang. Das stolze Rom hat vor diesem Schwert gezittert, da der Epirotenkönig Pyrrhus es wider der Menschheit Tyrannin zückte. Und unser Glanz hat die Nacht dieses Königsschicksals überdauert. Avaren und Hellenen, Lateiner und Walachen, Slawen und Türken haben die steile Wölbung unserer Erde gestampft und ihre Spur tief in den Flugsand unserer Sprache gedrückt. Noch aber sind wir. In Jahrtausenden umgewandelt. Arm wie die Väter. Kühn wie die Väter. Nicht in eurem Sinn ein Volk. Meinetwegen nur eine weithin versprengte, verschwemmte Sippe. Das Stammeshaupt verteilt Arbeit und Gewinn; und wenn die Familienhäupter sich zum Gerichtstag vereint haben, ist jeder ihrem Spruch untertan. Weh, dem, der sich weigert, seines Bruders unbefruchtete Witwe zum Weib zu nehmen oder verspritztes Familienblut zu rächen! Ehrlos ist er, friedlos, ein geächteter Mann. Und hätte die Frau mit drei Söhnen seines Vaters gehaust: vom vierten fordert die Pflicht den Versuch, der dreifach enttäuschten in Mutterschaft zu helfen. Und hätte das Gebot der Blutrache aus zween Familien schon hundert Köpfe weggemäht: jeden Überlebenden ruft ehernes Gesetz zu neuem Rächerwerk. So sind wir. Muselmanen und Christen beider Marienkirchen. So wollen wir sein. Um keinen Preis anders werden. Fraget in Süditalien und in Amerika, überall, wo Kinder unserer Sippe seßhaft geworden sind, fraget den Mirditenfürsten sogar, der im Exil den Ruhm der französischen Waffen und Künste, von Turenne und Bossuet bis auf Mac Mahon und Flaubert, eben so hoch

schätzen lernte wie die Kaufkraft französischen Geldes: keiner wird antworten, daß er sich in neue Haut sehne oder dem Westeuropäer seine Kultur neide. Unsere Art ist nicht schlechter, mag auch nicht besser als eure sein; ist eben anders. Räuber scheltet ihr uns: weil unser Raubsystem, das älteste, das der armen, auf ihr Gewehr angewiesenen Bandenmenschheit, nicht mehr in der Mode ist: hinterlistige Lügner: weil wir das Handwerk im kleinen und am hellen Tag, nicht in der Riesenhalle eines Staatsmechanismus, nicht bei künstlich gefärbtem Licht noch hinter bestickten Schleiern treiben. Drei Dinge wollen wir nicht: Staat, Steuer, Dienstpflicht. Drei sind uns unentbehrlich: Nahrung, Freiheit, Ansehen. Dem Stärksten beugen wir uns; ihm gehört unser Arm und unser Glaube. Aber er darf uns nicht knechten, nicht Zins von uns heischen, sondern muß uns anständig lohnen und die Grenze des Albanerlandes vorrücken. Wir haben uns dem Islam eingefügt, um nicht in die Rajah hinabzusinken und als Herdenvieh weniger zu gelten als der Schwarm türkischer Bettler. Wir werden das Kleid jedes Kräftigen tragen, der, mag er aus Wien oder Rom, Athen oder Belgrad kommen, uns Ehre und Wohlstand spendet; und jeden Rock, ohne Gewissenspein, uns vom Leib reißen, wenn andere Tracht fetteren Nutzen verheißt. Jede Macht kann uns mieten; keine kaufen. Denn höchste Pflicht dünkt uns, Krieger und Jäger, Hirten und Räuber, die Erhaltung reinen Stammeswesens. Das hat weder Diokletian, noch Innozenz, weder Murat noch Abd ul Hamid zu fälschen vermocht. Der schlaue Hamid gab den Versuch bald auf; ließ uns die Urvätersitte und wählte aus unserer Zucht Leibwächter und Wesire. Dem Komitee für Einheit und Fortschritt fehlte die Nase des Großherrs; es wähnte, nach einer schroffen Wendung gegen die Herrschaft der Beys werde es alle ihnen in Hörigkeit Verpflichteten an der Leimrute haben. Törichte Leute. Wider den Fremdling werden die Skipe-taren im Innersten stets einig sein. Sie werden sein Unternehmen fördern (wie am Tag von Kossowo das des Sultans Murad, wie seitdem das mancher Jesuiten- und Franziskaner-

mission), solange es ihnen Vorteil bringt; nicht eine Stunde länger. Und stets wird ihres Wunsches Ziel die Skipetarisierung oder die jähe Ausstoßung solches Fremdkörpers sein.

Arme Verwandte, die sich zuerst bücken müssen und nach zulänglicher Läuterung dann in die Familiengemeinschaft eingelassen werden? Nein. Menschen von einer euch weltenfernen Art: die entschlossen sind, diesseits von dem Grenzstrich zu bleiben, mit dem ihr Gut von Böse scheidet: entschlossen, euch, denen sie sich überlegen fühlen, niemals ähnlich zu werden. Und auf ihrem Boden ein winziges Häuflein Halbwilder, stärker als ihr von Großmachtwahn Umdunstete: denn sie wissen, was sie wollen; ihr aber wachet nur, um zu verhüten, daß werde, was ihr nicht wollen dürft.“

Der Mann, den meines Hirnes Ohr so sprechen hörte, ist nüchterner, doch nicht weiser als die von ihm gehöhte Zunft aus der Dutzendschachtel. Sie weiß, was nicht werden soll; er, was nicht werden kann. Ungefähr soweit ist jeder, der nicht ein Jahr verschlafen oder seine Vernunftreste im süßen Würzwein der Eitelkeit ertränkt hat. Die dicksten Schleier sind gefallen. Mit Kinofilmen, die Bilder aus innigem Familienleben vorflimmern, mit pompösen Waffenröcken und Fenstergruppen ist aus der gemeinen Wirklichkeit der Skipetarenwelt nicht mehr zu erlangen als mit Jubeldepeschen und Gondelserenaden. Handlung wurde verlangt und erwartet, nicht Theater. Damit kommen Herrscher aus altem Geschlecht manchmal, bei gutem Wetter, ein Weilchen aus. Wer nicht Königssohn ist und doch Königsahn werden will, muß durch Kopf und Faust die Unfehlbarkeit göttlicher Gnade bewähren. Zu Tadel und tändelndem Spott ist heute aber nicht Zeit. Das Geschwür von Europa (so nannte Bismarck zuerst Schleswig-Holstein, zuletzt Österreich) muß enteitert werden, ehe es das Blut des Kontinentalkörpers vergiftet. Trostsprüche („Unter dem neuen Mond wird es besser“) helfen nicht. Derben Einschnitt („Ubi pus, ibi evacua“) gebietet die alte Heilkunst, verbietet die neue Staatskunst. Ob rechts oder links das Messer gehoben würde: die Nerven der Nachbarschaft risse der Anblick des blanken

Stahles in Wirbel. Der Fall fordert den Internisten, nicht den Chirurgen. Auch nicht, wie nach den Verschwörerpossen und Hofretiraden der Maitage mancher wohl stöhnt, einen Heros noch ein satanisch funkelndes Scheusal mit gewaltiger Tatze. Der Heros müßte die Macht der Sippe gegen einen Feind ballen und das Skipetarenreich weiten: das kann Europa ihm nicht erlauben. Und das Scheusal, das lüstern ist, den vom Verdacht Gestreiften in des Teufels Bratküche zu liefern, dürfte nicht von Europäerrechten wegen thronen.

An der Diagnose ist nicht mehr zu rütteln. Eine Menschheit, die geblieben ist, was sie in Mythenzeit war: ebenso tollkühn und aller Gewissenspflicht ledig. Nirgends ein Keimchen der Kraft, die Staaten zu bilden vermag. Familien und Geschlechtsverbände, die einander befehlen, zerfleischen, auszurotten trachten; von je hundert Männern tötet sechzig der Dolch oder die Kugel. Ewig ist Krieg; denn die Bessa, die von einem Clan erkauft wird (und niemals lange währt), gilt nur für einen engen Bezirk. Niemand will Steuer zahlen, von irgendeiner Erwerbsmöglichkeit abgesperrt sein noch gar in schmalerm Ehrenrecht wohnen als die Schar der Eindringlinge. Die tun zärtlich befreundet, klettern in Tafelreden auf die Firnen hehrster Seelenkultur, rümpfen über den Barbarenunfug der Vendetta die Nase und würden sich doch der Majestät des Beelzebubs verbünden, um dem Nebenmann ein Beutestück zu entreißen. So lehrt Europa fromme Tugend. Und die Schulstätte ist ein armes Land, dessen blutrünstigem, längst schon verkrüppeltem Leib nun auch die Beine abgeschnitten worden sind.

Nicht so schnell wie über die Diagnose werden die Ärzte sich über die Therapie einigen. Leider. Denn jeder Tag, der ungenutzt verstreicht, mehrt die Gefahr. Der „Fall“ sieht schon so übel aus, daß die Laien dreinzureden anfangen. So ist's immer, wenn dem Zünftigen die Leistung nicht Respekt harb. Dann empfiehlt einer die Kräutlerin, der zweite die christian science, der dritte eine Wunderlatwerge.

Albanien kann einstweilen nicht in Ruhe regiert, muß

aber sofort finanziert werden. Meintwegen: „gegründet“. Ein Bey Alexander, der über Nacht zum Volkshelden Skanderbeg wird, kommt vielleicht niemals wieder. Und käme er morgen, dann müßte ihn, damit er nicht im Epirus oder anderswo Lorbeer suche, Europa entwaffnen, am Ende gar, damit er drängenden Preisangeboten entzogen sei, hinter ein Eisentor setzen. Das Land braucht Geld. Ein ansehnlicher Steuerertrag ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Also muß fremdes Kapital hinein. Warum kann Durazzo nicht wieder werden, was Dyrracchium einst war? Flüsse und Häfen müssen entsandet, Eisenbahnen und Straßen gebaut, alle Möglichkeiten der Landwirtschaft, des Gewerbes, der Industrie ausgenützt werden. Von Kaufleuten, die nicht die Menschheit beglücken, sondern aus langfristiger Arbeit Geld verdienen wollen. Die werden dafür sorgen, daß die Politik ihnen nicht das Geschäft verderbe; daß Tüchtigkeit entscheidet, nicht Glaube und Nationalität; daß mit Gold gedüngt werde, wo allzu lange nur mit Blut gedüngt ward. Die werden prüfen, ob eine Fremdenindustrie erlangbar und einträglich ist. Werden die Skipetarenstämme nicht hindern, einander zu plündern, zu morden; sie weder knechten, noch nach der Exerzierregel des Erdwestens drillen. Aber ihnen Schulen, luftige, wohlfeile Heimstätten und Badhäuser öffnen; jedem zu redlicher Arbeit Willigen die Gelegenheit zu anständigem Erwerb schaffen; den Muselmanen, die den Koran nicht, und den Christen, die das Evangelium kaum kennen, durch den Augenschein des Alltags beweisen, daß der saubere, in vernünftiger Lehre zu nutzbarer Leistung erzogene Mensch behaglicher lebt und des Daseins froher wird als der schäbige Held der Schlucht, den das Geprahle mit dem Ruhm Achills und Alexanders nicht sättigt. Wer Menschen dieses Schlages zwingen will, auch nur das Kleid ihres Wesens zu wechseln, ärgert sie in finsternen Groll und tückisch zähen Widerstand. Wer sie gewähren, den Vorteil und die Last festerer Lebenssicherung abwägen und in Freiheit den Schicksalsweg wählen läßt, hat niemals Enttäuschung zu fürchten und kann still sein Schäfchen scheren.

Ehe solcher Versuch gemacht werden könnte, wäre der Titularfürst Wilhelm in Sicherheit zu complimentieren. Der ist, auf Lackstulpenstiefeln mit Silbersporen, in ein Abenteuer geschlittert, das ihn, wenn's nicht schleunig endet, um den Mannesruf bringen muß. Daß die Aufgabe, in die er sich locken ließ, vom Stärksten nicht zu bewältigen wäre (weil ein Albanien, eine albanische Nation, Religion, Sprache, Wollensgemeinschaft niemals gelebt hat noch zu werden vermag), wurde früh gezeigt. Doch einen Fürsten, König, Mbret, Sultan dieses Schlages hat der Erdkreis noch nicht erschaut. Seit das Geblink eines güldenen Stirnreifes gen West, bis ans Eiland der Havelpfauen, vordrang, war jeder Schritt des ihm auf schwanken Grund Nachschwärmenden falsch, fast jedes Folge eine Minderung persönlichen Ansehens. „Märchenland will einen König haben“: so sang Tante Lisi, der herzige Einfalt erlaubt hatte, sich selbst „das Waldmärchen“ zu taufen. Hat Neffe Willi der Märchentante Carmen Sylva geglaubt? Dann schweige des Frankenliedes freche Stimme von dem Ulanen, dem nichts heilig ist.

Nur die erste Kunde aus Potsdams Galawelt klang leidlich. Prinz Wilhelm zu Wied, sprach sie, will die Rittmeistersterne gegen eine Krone austauschen, wenn die Signatarmächte des Londoner Abkommens die für den Anfang nötigen Millionen vorstrecken. Der, dachte Deutschland, ist zwischen Entenfang und Heiligem See nüchtern geblieben; und seine Freunde plauderten aus, er habe sich, wie weiland der Hellene aus Kopenhagen, für den Fall des Unfalles von Europa ein staatliches Reugeld gesichert. Ein siebenfach Gesiebter also. Das Eröffnungsrennen macht dieser Rittmeister gewiß. Warum zaudert er nur gar so lange vor dem Start? Weil ohne Vorschuß aus Gottes Gnade selbst ein Königswille nicht aufblühen kann. Doch der Lancier ist inzwischen nicht müßig. Geschrieben steht: Am Anfang war der Film. Ein Kino zeigt in Durazzo Bilder aus dem Leben der Familie Wied Jüngerer Linie; zeigt, in einem Holzschuppen, auf kahlem Brett, ohne Eintrittszahlpflicht, den Mbret. Erstes Zeugnis von völliger Verkenennung orientalischen We-

sens; der Fürst, den er in der Meßbude sah, ist dem Muselmanen, dem Orthodoxen, dem Ostpapisten fast schon entkrönt. Einen Halbgott erhofften sie: und von putzig zitternder Leinwand flimmert das Geschlängel eines dünnen, papPELLANGEN Offiziers, um den Frau und Kinder sich steif oder neckisch reihen. Zweites Zeugnis: die von Essad geführten Notabeln, die den Fürsten einholen sollen, werden nach Neuwied eingeladen; beriechen ein winziges Höfchen, das neben den Palästen der Vlora und Doda ein Schulzensitz schiene, und lernen ahnen (was ihnen nie dämmern dürfte), daß der ihrem Land Erkürte in seiner Heimat ein machtloses Männchen ist. Hätten sie ihn auf dem Potsdamer Paradeplatz, vor der glitzernden Pompgarde, an der Seite des in denselben Waffenrock gekleideten Kaisers erblickt! Der aber hat diesmal die richtige Witterung: traut der mageren Durchlaucht nicht zu, daß sie von Bülte kühn sich zu Bülte schwingen werde, und weigert jede Mitwirkung zu Schauspiel und Würdengepräng. Raunt von naher Riesenblamage. Dennoch: Auf nach Durazzo!

Landung. (Neuer Film; ein Europen zuggedachter. Der zu lange, zu huldvolle, zu sichtlich verschüchterte Herr, der, in einer Metropoluniform, nicht nur mit dem Reiher überall anstößt und von der Majestätsgebärde des größten Musters nichts abzugucken vermocht hat. Die gewandte, von heftigerem Willen durchwirbelte Dame, der anzumerken ist, daß sie die Rolle der aus Hoheit und Güte, Marmor und Marzipan gefügten Landesmutter durchaus studiert hat und mit dem Übereifer der Lampenfiebrigen mimt. Königin? Ihr Antlitz ist nackt. Sie plaudert und lacht unter Männern. Wieder nichts für den Orient. Der bewundert seinen Essad, den stämmigen Pascha, der ernste Kriegerwürde nicht zu erkünsteln braucht.) Wird nun regiert? Zunächst eine Leibwache, eine Hauptstadtschutztruppe geschart? Königlichen Willen Waltens wenigstens angedeutet? Nein. Theater gespielt. Hoftheater aus kleindeutscher Zopfzeit; mit Titelkonflikten und Kabinettsiegen des Hofmarschalls über den Hofmedikus. Heute heißt's, der Fürst stelle sich an die Spitze

Unterzeichnung des Friedensvertrages in Versailles 1919

der Armee (die weder je war noch jetzt ist); morgen, er habe ein „Ministerium gebildet“ (in einem Lande, dem noch die Urzellen staatlicher Verwaltung fehlen; mit ebenso gutem Recht könnte ein Bauherr, ehe die Ausschachtung des Bodens begonnen hat, öffentlich den Firstwächter, Türmer, Glöckner vereiden). „Die Fürstin ist von der kernigen Treue des Volkes entzückt. Gestern hat sie nachts in einer Gondel gesungen und Zithersaiten gezupft.“ Will also abreisen, da der Orientnimbus ihr nichts mehr gilt? Nein: die Kinder sind ja erst angekommen. Ein Ulan aus Moltkes Heer? Nein: der Lancier des Tanzmeisters Laborde; quadrille à la cour. Morgens herrschen Holländer, mittags Italiener, abends Österreicher. Der Mbret hockt im Konak. Läßt den Epirus von Zographos erobern. Essad verhaften, dann, als eine Römerhoffnung, via Otranto spedieren. Flieht, ohne Schwertstreich, vor einem Bauernhaufen auf ein fremdes Kriegsschiff . . . Ein deutscher Gardereiter. Der König sein wollte.

FRANKREICH UND DEUTSCHLAND

Im November 1913 Straßendemonstrationen der elsässischen Bevölkerung gegen Offiziere der Garnison Zabern. Die Affäre führt zu einem Vorstoß der Linken im Reichstag und wirkt bis 1914 nach. In Lunéville und Nancy deutsch-französische Zwischenfälle.

DIE FRANZÖSISCHE REPUBLIK WÜNSCHT EINE ruhige, friedliche, von sanfter Hand besorgte Führung des internationalen Geschäftes und, als dessen Hauptertrag, würdige Verständigung mit dem Deutschen Reich: da ist, in einem Satz, das für uns wichtigste Ergebnis der Wahlschlacht. Vor der Stichwahl, dem scrutin de ballottage, geht's bei den Nachbarn noch wüster zu als in unserem lieben Vaterland. Fraktionen und Personen, die einander gestern anspien, schließen Notbündnisse und empfehlen einander dem Wohlwollen des Wählers. Der Herr Kandidatus, der die für den Wahlgang aufgewandten, aufgebettelten, aufgepumpten zwanzigtausend Franks samt der Hoffnung auf ein Mandat,

also zinslos, wegschwimmen sieht, sucht ein Bruchteilchen des Aufwandes zu retten; der Mitwerber, der ihm ein Drittel, die Hälfte (oder gar mehr) der Kosten ersetzt, wird den wackeren Bürgern als Abzuordnender vors Auge gerückt. Gestern war er ein stinkendes Schmutzbläschen im Abschaum der Menschheit, allermindestens ein verruchter Volksfeind und von Mammons Knechten erkaufte Wicht: heute ist er ein immerhin achtbarer Republikaner und, neben dem dritten Werber (der nichts oder nicht so viel geboten hat), das geringere Übel. Ein in der Stichwahl erstrittener Kammersitz ist oft recht teuer; und im ballottage ward offenbar, daß die vereinigten Sozialisten und die vereinigten Radikalen in stärkerer Goldrüstung aufmarschierten als ihre Gegner. Deren rechtes Flügelchen, die Royalisten der Action Française (Maurras, Daudet) flatterte unter der Losung: „Wählet, wenn unsere Leute nicht durchzubringen sind, niemals das kleinere, stets das größere Übel!“ Nicht den Liberalen oder Radikalen, sondern den röttesten aller wählbaren Sozialdemokraten. Ähnelte die neue Kammer einem Mohnfeld, dann wird die Wehrdienstzeit gekürzt und eine Einkommensteuer beschlossen, deren Härte jeden Besitzenden in Empörung treibt. Die französische Präsenzziffer wird um dreihunderttausend Köpfe kleiner als die deutsche, Frankreich sinkt auf die Stufe einer Macht zweiten Ranges und ist nicht mehr bündnisfähig. Da, meinte der allzu kluge Herr Maurras, ist die einzige Möglichkeit, den Franzosen die republikanische Staatsform rasch zu verekeln und unserem König Philipp den Weg nach Paris zu öffnen. Deshalb pries er die politique du pire und schalt alle anderen Monarchisten, weil ihr Streben von der ‚integralen‘ Glaubenslinie abirre. Auch diese Taktik, die den Kollaps, als Vorbedingung der Entgiftung, erzwingen will, hat den Rötlichen und Roten genützt. Die ‚machten‘ die Wahlen, hatten das Ministerium Doumergue als bureau de bienfaisance électorale eingerichtet, verfügten über die Geheimfonds, die Bändchen und Pfründen, Ehrenzeichen und Fördermittel des Staates: und durften drum mit getroster Zuversicht in den Kampf

ziehen. Doch ihr Sieg ist größer geworden, als sie selbst zu hoffen wagten. Für eine Weile ist die Herrschaft der Radikalen (verschiedener Farbentönung) gesichert. Das ist, erstens, eine persönliche Schlappe des Herrn Poincaré; aber der Wirtschaft Frankreichs fehlt in diesem Wunder spendenden Frühling der Glanz, der sie fast immer dem Auge umgoldete. Die Ungunst der Weltkonjunktur wirkte auch da, wo das Kapital fremde Industrien reichlicher als heimische gespeist hat. Bankbrüche erschreckten den Rentner. Die Börsenumsätze schrumpften von Tag zu Tag; wo aus Maklermund sonst Tobsucht zu brüllen schien, nistet nun schwüles Schweigen; und aus den Luxusgewerbestätten, Theatern, Restaurants weht Gestöhn durch die Schleier, die den blühenden Lenz verhängen. Schlechte Zeit. Muß Marianne sich in engeren Haushalt gewöhnen? Frankreich bezahlt nicht nur die eigene Armee und Marine, sondern, fürs erste, auch Rußlands; hat seit achtzehn Jahren fast achtzehntausend Millionen Franken ins Ausland verliehen; und die neuen Truppen, Schiffe, Kolonien, Wege, Waffen, Kasernen, Eisenbahnen, Grenzforts, Munition und Kriegsgerät für Erde, Meer, Luft haben viel Geld gekostet. Die Regimenter, die vor dem Britenkönig in Parade standen, sahen nicht aus wie die Berliner und Potsdamer Garde (die eleganteste, üppigste Truppe des Erdballs), sondern wie das Kriegsvolk eines Staates, der für Kinkerlitzchen nichts verschleudern darf. Und nun soll gar die Rente des Reichsgläubigers besteuert werden; der Abertausende, mit deren Geld die Republik wirtschaftet. Millionen (mancher behauptet: Milliarden) waren in schweizerische und Londoner Banken ausgewandert, den Stahlkammern der stärksten Pariser Häuser die Depositen entzogen worden, unter der festesten Kreditburg der Protestanten die Stützen gebrochen und die Feinde der herrschenden Jakobiner und ihrer mares stagnantes hatten mit allen erlangbaren Mitteln das Börsengeschäft zu lähmen gestrebt. 'So kann's nicht weitergehen': überall war der Seufzer zu hören.

Nur rascher Modenwechsel bewahrt den Franzosen vor

Mißmut. Er murrte, wenn ihm zugemutet wird, dieselbe Tracht durch zwei Lenze zu schleppen; lauter jetzt als in den Kindertagen gallischer Volkheit, da Julius Cäsar schrieb: ‚Galli sunt novarum rerum cupidi‘. Unser Snob, der, weil er die Krümel von Bergsons Mahl aufgeklaut hat, Frankreichs Seele zu kennen wähnt, schwatzte noch von der zerrüttenden Wirkung des revolutionären Geistes, als dessen Spur schon, durch den Wirbel des wiedererwachenden Nationalstolzes, aus dem Boden der Republik verweht worden war. Seit die blinde Torheit unserer Politik den *réveil national* ertrutzt hat, gab es in Frankreich kaum noch einen dem Heerwesen feindlichen Willen; war der Syndikalismus der Umsturzlüsternden schüchtern, die Tyrannenmacht der CGT (*Confédération Générale du Travail*) morsch geworden; folgte bis in die düstersten Arbeiterviertel des Pariser Ostens den ausrückenden, heimkehrenden Truppen aus dem Herzen der Masse morgens und abends der Ruf: ‚Vive l’armée!‘ Herr Hervé, der jahrelang zur Weigerung der Wehrpflicht aufgefordert hatte, schrieb nun in den ‚Matin‘, unter dem Druck deutscher Drohung werde er, wenn’s sein müsse, für fünfjährige Waffendienstzeit eintreten. Daß auch diese Mode bald, wenn Deutschland sich ruhig hielt, abgetragen sein werde, war vorauszusehen. Sie wäre nur noch im Museum zu erblicken, wenn das unnützliche Gelärm um Lunéville, Nancy, Zabern, Fremdenlegion ihr nicht einen Teil des Anhangs erhalten hätte. Wir helfen den französischen Nationalisten aus jeder Not; so oft die Republikaner sich naher Sorge ledig glauben und den Riemen der Rüstung lockern möchten, rüttelt Michel sie aus träger Ruhe. Sechsmal tut er’s seit 1904; und hat erreicht, daß die Republik heute zu Land und zu See stärker bewehrt ist, als vor Tanger der hitzigste patriotard zu hoffen wagte. Ihm war die Durchdrückung, ist die Erhaltung dreijähriger Dienstzeit zu danken. Doch die Wucht der nationalen Gemütsbewegung hat sich schon wieder gemindert. Neue Probleme heischen Lösung; Finanz-, Wahl-, Verfassungsreform wird gefordert. Eine Steuer, die, nach deutschem Muster, den Wähler-

schwarm zärtlich schont und den örtlich getrennten Häuflein der Wohlhabenden die Hauptlast aufbuckelt. Ein Wahlsystem, das auch den Willen der Minderheit zu wirksamem Ausdruck bringt, die Gelegenheit zu schwieriger Bezirksmächlerei einschränkt und sich doch der unausrottbaren Gewohnheit des Bauern anpaßt: das Schwein, das er kaufen, und den Mann, den er wählen soll, zuvor (nach dem Leitsatz: „Je veux connaître mon cochon et mon député“) genau anzusehen, zu beriechen und abzutasten. Eine Verfassungsform, die das Volk aus den hartkantigen, den Blutumlauf hemmenden Klammern des Zentralismus löst, den Provinzen wieder in selbständig schöpferisches Leben hilft und dem Reich die Möglichkeit stetiger Regierung gewährt.

Am 14. März sagte ich: „Die hellsten Köpfe der Republik hatten die Notwendigkeit mutiger, nicht entehrender Resignation erkannt. Unsere Aufgabe war nur, ihnen und ihren Landsleuten Ruhe zu lassen. Wir mußten wünschen, daß die Millerand, Barthou und Poincaré, die zwar nicht den Krieg, doch die Bereitschaft zum Krieg wollen, in der Wahlschlacht von den Radikalen und Sozialisten, den Gegnern dreijähriger Dienstzeit, nicht nur besiegt, sondern für Jahre in Ohnmacht zurückgeworfen werden. Ihr seht ja, hätten nach solchem Sieg die Roten zu den Rötlichen gesagt, daß die Deutschen Vernunft angenommen haben und in Eintracht mit uns leben wollen; wozu also noch drei Dienstjahre, unter deren Last der Student, Techniker, Kaufmann knirscht und die dem wichtigsten Volksteil die Republik verleiden? Daß unsere Heeresstärkung den Weg in diese Erkenntnis bahnen werde, war des Politikers Hoffnung. Frankreich, dachte er, wird bald merken, daß es die Kluft zwischen seiner und unserer Bevölkerungsziffer nicht überbrücken, die verhaßten trois ans gegen ein höflich mit ihm verkehrendes Deutschland nicht halten kann, und sich eines Tages auch fragen, wie lange es das für zwei Heere, zwei Flotten nötige Geld aufzubringen und dennoch der Bankier Südosteuropas zu bleiben vermöge.“ Wir waren nicht still, zwangen durch nutzlos schrille Geräusche den Nachbar in scheue Wach-

samkeit und lesen jetzt, daß den drei Jahren auch in der neuen Kammer die Mehrheit gewiß sei. Wie lange? Die Antwort wird von Deutschlands Haltung bestimmt werden. Frankreich hat leise, behutsam gesprochen; feinem Ohr aber seinen Wunsch klar angedeutet. Solange, wie Würde und Selbstachtungsbedürfnis der Nation es irgend erlauben, will Frankreich den Krieg vermeiden. Der bon sens seines wortkargen, arbeitsamen, nüchternen Landvolkes hat längst erkannt, daß die Republik die verlorenen Provinzen aus eigener Kraft nicht zurückerobern kann und noch im (unwahrscheinlichen) Fall ausreichender fremder Hilfe der ersten Aufpfad nicht in die Vogesenschlucht zurückbiegen darf, sondern vorwärtsführen muß: in die Weite des ungeheuren Afrikanerreiches, das jetzt, nach der Einnahme von Tazza, durch den Eisenbahnstrang Tunis-Oran-Fez zur Einheit zusammengeschmiedet und dessen Hauptstadt dann von Paris aus in sechzig Stunden erreicht werden kann. Der Republik gehört Tongking und Madagaskar, Senegambien und ein breites Lendenstück der Äquatorialprovinz, wird morgen ein großer und saftiger Fetzen kleinasiatischer Erde gehören. Und ein Gespenst soll sie hindern, ihre Kraft zu lohnendem Werk zu sammeln und ihres Lebens froh zu werden? Frankreich will den Frieden, weil es ihn wollen muß. Das ist der Sinn seiner Wahl. Dadurch ward sie zum internationalen Ereignis.

Zu dem für uns wichtigsten seit dem Frieden von Bukarest. Lasset nicht von Torheit noch von Randaliersucht den Sinn der Wahl wieder fälschen! Die Sozialisten und Radikalen verdanken drei Viertel der Wählerstimmen ihrer im Volksgedächtnis haftenden Bereitschaft, leis jeden gefährlichen Funken zu löschen, jeden Brandstoff zu wässern, bis er unschädlich geworden ist. Scheuchet, Diplomaten und Abgeordnete, Redner und Schreiber, sie nicht abermals von nützlichem Tun auf! Von einem, das ihres Vaterlandes Zukunft mit lauterer Stimme als unseres fordert. Frankreich braucht, als Kolonialmacht ersten Ranges, eine neue Trassierung seiner Willenswege; muß sich zu dem Entschluß zu

völlig gewandelter Politik aufrufen. Wie Britannien nicht ungestraft jahrelang in die Nordsee starren, jeder anderen Pflicht fehlen, um jeden Preis für den Fall des Kanalkrieges Genossenschaft erkaufen und sein Geld hastig verschleudern könnte, so darf Frankreich kein Schicksal nicht länger in ein Wahngelbild verankern, das es zwingt, die vage Hoffnung auf Hilfe mit dem Aufwand von Summen zu mieten, die ihm am nächsten Tag dann für größere Aufgaben unentbehrlich, aber auch unwiederbringlich sind. Den Krieg gegen Deutschland, den Krieg für zwei Provinzen, denen schon das Wirtschaftsinteresse die Sehnsucht nach der Rückkehr in Franzosenherrschaft wehrt, dürfte die Republik nur wagen, wenn in ihr der zuversichtliche Glaube lebte, das Deutsche Reich zerstückeln, auf ein Jahrhundert hinaus in kraftlose Staatenbröckchen zerstampfen zu können. Ein einzelner Sieg würde ihr nicht genügen: weil sie die Last der Serienkriege, die ihm folgen müßten, als muselmanische und asiatische Großmacht ungefährdet nicht auch nur durch fünf Lustren zu tragen vermöchte. Und die Republik müßte diesen Krieg, der, wie mancher dem Zoologen bekannte, eine wimmelnde Volkheit vernichten soll, morgen ausfechten oder ihn für immer aus dem Bezirk ihres Willens, sogar ihrer Vorstellung scheiden. Die Politik des rachsüchtigen Millionärs, der Fäuste und Revolver erdingt, oder der Weltmacht, die, mit vernarbter Brust, selbst sich den Wert schuf und zu wahren entschlossen ist: vor diesem Scheideweg steht Frankreich. Heute noch kann es für den ganzen Umfang seines Besitzstandes in drei Erdteilen die deutsche Bürgerschaft erlangen: und brauchte die Gewißheit solcher Assekuranz nur mit dem stummen Verzicht auf einen Gestus zu bezahlen, der nicht mehr schreckt, doch immer noch ärgert. Jede neue Sonne breitet den Lichtpfad solcher Erkenntnis. Jedes unbesonnene Gelärm deutscher Menschheit engt ihn und schleiert den Strahl in die Schatten ehrwürdiger Leidenszeit. Eindringlicher noch als im August des Gedenkjahres 1913 töne drum heute die Mahnung: „Da die Mehrheit des deutschen Volkes einen Krieg gegen Frankreich nicht wünscht und auch die Minder-

heit ihn (der an sich keinen von dem nötigen Kraftaufwand entschädigenden Ertrag verheißt) nur als das unvermeidbare Mittel gegen unerträglichen Drang hinnähme, sollte jeder, der öffentlich spricht, jeder, der öffentlichem Urteil Raum gewährt, sich sorgsamer als bisher vor ungerechtem, das Selbstachtungsbedürfnis der Franzosen verletzendem Meinsausdruck hüten. Auch das Gezeter gegen die römischen Muster nachgebildete Fremdenlegion sich in minder hartzackige Form sänftigen. Ist diese Legion deutschen Jünglingen eine Gefahr, so wird Frankreich höflich festem Antrag den Wandel des Rekrutierungssystems nicht weigern. Das Geschimpf schadet nur. Rät kluge Selbstsucht nicht beiden Völkern, das Vergangene endlich nun vergangen sein zu lassen?' Frankreichs Wahl hat die Frage schüchtern bejaht; die Notwendigkeit der Weltmachtwahrung wird sie laut bejahen. Wenn nicht ein neuer incident franco-allemand dem Mut zu klarer Antwort das Genick bricht. Alle Wetterzeichen drängen zu verhängnisvoller Entscheidung. Krieg oder Friede? Frankreich hat gesprochen. Wir würden von der blanken Diele guten Rechtes abgleiten, wenn wir den Spruch hochmütig überhörten.

Eine Probe. Sechs Monate lang; bis der Reichstag wieder an die Haushaltarbeit geht. Ein Halbjahr lang knappe, vorurteilslose, höfliche Erörterung des in der Republik Geschehenden. Tapfere Soldaten, in denen kein Äderchen eines Politikers ist, raten zu noch stärkerer Rüstung. Die würde den Nachbar in Verzweiflung treiben, den Führern und Schützlingen des Patriotenbundes endlich wieder in Macht helfen, den Wunsch nach einer Militärdiktatur entbinden. Neue Rüstung Deutschlands zwänge Britannien und Rußland, die Frankreichs Niederwerfung, mit oder ohne Bündnisvertrag, nicht müßig dulden dürften, zum Aufgebot aller erlangbaren Kräfte, militärischer und finanzieller, die auf allen Seiten, selbst um den Preis schwer erschwinglicher Opfer, Genossenschaft erkaufen müßten. Auch davor brauchten wir nicht zu zittern, wenn Notwendigkeit uns in solchen Engpaß pferchte. Doch wir wünschen ja nicht die

Schwächung noch gar die Vernichtung Frankreichs (wo lebt ein nüchterner Wachter, der solchen Wunsch hegt?); wünschen nur, in dem gewordenen Rechtszustand einträchtig mit ihm zu leben. Nicht das winzigste Dörfchen, nicht den Raum eines Schafstalles oder Rebenhügelchens ersehnen wir von ihm; nur den Verzicht auf eine angewöhnte Grimasse. Die Welt wäre ärmer, wenn die Flamme des Galliergenius nur dünn noch aus ihr loderte und Frankreichs Stimme in zaghaftes Flüstern verblühte. Eine Probe!

Heißet, Germanen, die wilden Männer sechs Monate lang schweigen. Redner und Schreiber. Vergesset, daß ‚gehetzt‘ worden ist. (Nur drüben?) Lasset nicht täglich drucken, daß jeder Deutsche in Frankreich gehaßt und verfolgt, geschmäht oder geknufft wird und daß wir den Franzosen, wir edle Barbaren, dennoch nicht grollen. Unsere Väter haben gesiegt, ihre sind geschlagen worden; und ihr Land hat Hunderttausenden guter Deutschen Obdach und Einkunft, Behagen und Wohlstand gewährt. Entsetzet nicht, was ihre Zeitung meldet; ändert den Sinn und die Farbe des in Frankreich Gesprochenen und Gedruckten niemals auch nur im allerkleinsten. Weder Weihrauch noch Schimpf.

Die Französische Republik kann dem Deutschen Reich nicht die schwächtigste Parzelle entreißen und danach sicher sein, daß sie, allen deutschen Gewalten zum Trotz, das Errungene sich zu wahren vermag. Deutschland will Frankreichs Macht nicht mindern, sondern, im ganzen Umfang des Dreifarbenbezirkes, mit seiner Wehrkraft verbürgen. Hier keine Absicht auf Gewinn, dort nationalen Dranges Gebieterruf in höhere, Zukunft verheißende Wirkenspflicht. Zwischen den Völkern der Jeanne d'Arc und Bismarcks nur eines Schmerzes Schatten. Der weicht, wenn der Wucht sich die Flamme vermählt. Deshalb: Höhnet den Wahlgang nicht; grunzet nicht, während Italiens Jugend wider Österreich tobt, die Triple-Entente gleiche der körperlos schillernden Seifenblase, der Dreibund dreifach gehärtetem Erz. Zäumet die Zunge! In diesem Sommer wird Schicksal.

EPILOG: VERSAILLES 1919

ACHTUNDZWANZIGSTER JUNI; FÜNFTE NACHmittagsstunde. Zwischen je zwei Regenböen eines Sonnenreiches kurze Herrlichkeit. Dicht am Berliner Kurfürstendamm, auf Wilmersdorfer Gelände, zwei Tennisturniere. Weiße Blusen, Röcke, Hosen. In der Mitte, auf hoher, von dünnen Holzbeinen getragener Kanzel, der Kampfrichter. Keine Lücke in dem Zuschauergedräng um den Zaun. Viel Jugend. Kräftig schlanke Männer, die nicht nur der Mützenrandstreif über den Brauen als Offiziere, bedienstete oder ausgeschiedene, erweist. Mädchen und Frauen in munterem Eifer. Jetzt ein Aufschrei der Freude; jetzt das Lippenzwitschern ärgerlicher Enttäuschung. Spieler und Gaffer in fast andächtigem Ernst der Sache hingegeben. Und in jeder Pause das fröhlichste Getummel. „Bier gefällig?“ „Mit fremdem Racket noch alles Mögliche. Weiß der Deibel, wo meines verkramt ist.“ „Wann fängt denn die Austernprinzessin an?“ „Wenn's nicht wieder gießt, morgen Mariendorf oder Stadion.“

Halb sechs. In Versailles ist die Unterzeichnungszereemonie nun wohl zu Ende. Herr Dr. Bell, Rechtsanwalt aus dem Ruhrbezirk, und Herr Müller, der's vom Parteisekretär bis zum Reichsminister für Auswärtiges gebracht, im Juli 1914 den Willen der deutschen Genossen zur Ablehnung jedes Kriegskredits den französischen Sozialisten angezeigt, im Juni 1919 auf dem Weimarer Parteitag den Friedensvertrag einen „Schurkenstreich“ genannt hat, haben, als Vertreter der Reichsregierung, ihre Namen und das Siegel der Republik unter den Vertrag gesetzt. Ein dem Menschenblick groß scheinendes Stück deutscher Geschichte ist abgeschlossen; fast aller seit Fritzens Polenteilung eingebrachte Gewinn verloren; Bismarck, wie Marxens reizbares Prophetenhirn früh ahnte, in der Außenwelt Episode geblieben. An diesem Tag werden in der Hauptstadt des Deutschen Reiches Tennisturniere ausgefochten. Werden abends alle Possentheater, Singspielhallen, Kinos gestürmt. Ist auf Tanz-

dielen, in Luxusschänken, Bars, Spielklubs kaum ein Plätzchen zu erstehen. Zu solchem Zeitvertreib haben, heute, unsere Menschen die Laune, den Kopf. Deutsche. („Was wollen Sie? Die Trauerwoche ist ja im Mai eskomptiert worden. Nur sah's da nicht etwa anders als an diesem fidelen Sonnabend aus.“) Die Straßenstimmung wie an jedem Wochenende. Nirgends eine Spur von Erregung, auch nur von dem, was heute Ereignis wird. Doch? Vorn auf der Elektrischen, hinter dem Fahrer, höre ich neben mir den Namen Haniel. So heißt der liebenswürdig frische Diplomat, der in Washington des klugen Bernstorff erster Gehilfe war, in Spaa und Versailles der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht blieb. Endlich also ein Zeichen politischer Regsamkeit aus dem Gewimmel Vergnügter. Nein. Der den Namen aus dem Abendblatt angelte, spricht von dem Stall, nicht von dem Gesandten; von dem aus Hamburg nach Berlin verlegten Derby, das, auf der Rennbahn im Grunewald, den Wettstreit zwischen den Ställen Graditz und Haniel entscheiden soll. Fast zwei Spalten darüber in der Zeitung.

Auch auf dem Heimweg klingt kein an den welthistorischen Vorgang erinnerndes Wort an mein Ohr. Ich blättere im Tagebuch Edmonds de Goncourt vom Februar und März 1871. „Wie konnte die Hand eines Franzosen einen solchen Vertrag unterschreiben! Hunderttausende hungernde, durch die Niederlage zuchtlos, sittenlos gewordene Menschen ohne Nahrungsmittel in der Hauptstadt: daraus muß Aufstand, Aufruhr, Plünderung werden. Bismarck kann seine Falle zu klappen lassen und hat Vorwände für den Einzug in Paris. König Wilhelm in der Versailler Spiegelgalerie, dicht vorm Auge des Vierzehnten Louis, dessen Steinbild im Hofe steht, zum Deutschen Kaiser ausgerufen! Das, an diesem Ort: mit Frankreichs Größe ist es nun aus. Zuchtlosigkeit, die das Heer getötet hat, wird auch die Gesellschaft töten. Morgen werden wir den Feind in der Stadt haben. Gott bewahre für alle Ewigkeit Frankreich vor diplomatischen Verträgen, deren Redaktoren Rechtsanwälte sind! Die Sonne scheint hell, aber man sieht so viele Raben, hört vom Himmel her

solches Gekrächz wie sonst nie in dieser Jahreszeit. Die Menschen, denen ich begegne, setzen die Füße behutsam, trippeln beinahe und scheinen doch glücklich, wie Genesende, die zum ersten Mal wieder gehen. Durch die Champs-Élysées stampft eine erregte, schwatzsüchtige Menge, die der Drang, Luft zu schöpfen, ins Freie trieb; sie achtet gar nicht darauf, daß ein Kaffeehaus, weil es den Preußen während der Besetzung jede Nacht offen blieb, von Rächerhänden zerstört worden ist. Die Friedensbedingungen scheinen mir so unerträglich, Frankreichs Untergang ist mir, wenn sie erfüllt werden müssen, so gewiß, daß ich fürchte, der Krieg werde wieder beginnen, ehe wir dazu bereit sind.“

Unsere Morgenblätter spinnen die Melodie ins Borsische weiter. Die Kreuzzeitung trägt einen Trauerrand (wie nach dem Tode des ersten Zaren Nikolai, den ihr Gerlach damals den Vater Preußens nannte, und dem zu Ehre die Gardeoffiziere schwarze Bändchen mit Trauermedaillen an die Uhr hingen). Leitartikel mahnen an die Pflicht, in jedem deutschen Kinde den Trieb zur Rächung der dem Vaterlande angetanen Schmach zu nähren. Todesanzeigen künden, daß einem „der Schmachfriede das Herz brach“, einer erspart blieb, „Deutschlands tiefste Erniedrigung zu sehen“. Abklang der Gemütstonart, die einst schrie: „In stolzem Glück zeige ich den Heldentod unseres einzigen Sohnes an“; der Empfindungssphäre, in der schlaue Händler Broschen und Armbänder mit der Aufschrift absetzten: „Auch mir war es vergönnt, ein teures Kind dem Vaterland zu opfern“. So schreiten wir in den Frieden.

Genau so falsch und so schädlich wie die stete Beteuerung der Berliner Unschuld ist die Angabe, erst die Revolution oder „das hochverräterische Treiben hinter der Front“ habe die Niederlage bewirkt. Seit den furchtbaren Enttäuschungen vom 19. Juli und 8. August 1918 hatte die Oberste Heeresleitung die Notwendigkeit schnellen Friedensschlusses erkannt. Weil das Auswärtige Amt nicht den Fühlungsver-

such meldete, den sie „den ganzen September über voll Spannung erwartete“, beschloß sie am Achtundzwanzigsten, Waffenstillstand erbitten zu lassen. Als am ersten Oktobernachmittag die Nachfolge Hertlings noch nicht gesichert war, telegraphierte Feldmarschall von Hindenburg: „Wenn bis heute Abend sieben bis acht Uhr Sicherheit vorhanden ist, daß Prinz Max von Baden die Regierung bildet, so bin ich mit dem Aufschub bis morgen Vormittag einverstanden. Sollte dagegen die Bildung der Regierung irgendwie zweifelhaft sein, so halte ich die Ausgabe der Erklärung an die fremden Regierungen heute nacht für geboten“. Da der badische Prinz das Kanzleramt erst mit Zustimmung des Großherzogs übernehmen und nur der Kaiser diese Zustimmung erbitten konnte, ließ in der zweiten Oktobernacht die Heeresleitung Wilhelms Sonderzug in Köln anhalten, mit dem Karlsruher Schloß telephonisch verbinden: und konnte um Mitternacht die Zustimmung nach Berlin melden. Fünfzehn Stunden zuvor hatte sie gesagt: „Jeder Tag bringt den Gegner seinem Ziel näher und wird ihn weniger geneigt machen, einen für uns erträglichen Frieden zu schließen. Deshalb darf keine Zeit verloren werden. Jede vierundzwanzig Stunden können die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben, unsere augenblickliche Schwäche klar zu erkennen. Das könnte die unheilvollsten Folgen für die Friedensaussichten wie für die militärische Lage haben.“ Am 3. Oktober: „Die Lage verschärft sich täglich und kann die Oberste Heeresleitung zu schwerwiegende Entschlüssen zwingen. Unter diesen Umständen ist es geboten, den Kampf abubrechen, um dem deutschen Volk und seinen Verbündeten nutzlose Opfer zu ersparen. Jeder versäumte Tag kostet Tausenden von tapferen Soldaten das Leben.“ Diese Urkunden wachen Gewissens beweisen, daß die militärische Niederlage längst besiegelt war, ehe außer einzelnen Sprudelköpfen von hemmungsloser Einbildnerkraft irgendwer, ehe auch nur das Sturmsehnen eines Unabhängigen an nahe Revolution glaubte.

Widert euch der Anblick unverdeckter Entsittlichung? Folge des Krieges, des öden Nutzenkultes, der würdelosen Würdenstreberei, die ihm vorangingen, der Lüge, die ihn gebar, säugte, in den Wulsttrug „großer Zeit“ aufpäppelte. Schneidet das Krebsgeschwür, die majestätisch funkelnde Lüge, aus Deutschlands Leib: und mit ihm gesundet das Herz. Floß nicht an einem Kriegstag mehr Blut, ward nicht an jedem mehr Greuel als, trotz dem neuen Militarismus, unter allen Monden seit dem Sturz der Monarchie?

Ruhe und Ordnung sind nicht immer nur dem Philister gute Dinge; dürfen aber erst in ein gesäubertes Deutschland wiederkehren, dessen Wahrheit nicht häßlich, dessen Schönheit nicht Kaiserkitsch, dessen Mythos nicht verschimmelte Propagandaware ist, dessen Kultursehnen nicht Spießherrschafft, deren Gott-Natur nicht vernagelte Götzen duldet. Das Tor dieses Deutschlands, einer nicht von Pfahl und Schlagbaum, von Schildfarben und Wappentieren eingegrenzten Menschheitprovinz, öffnet, zunächst einen schmalen Spalt nur, der Friedensvertrag. Anfang ist er, nicht Ende, wie Greiner fürchten; und nicht starr, sondern, als ein Lebendiges, dem Lebensgesetz der Wandlung untertan. Kein Böllerschrei grüßte die Unterschrift. Die Geschütze, die im Schloßhof, vor dem Steinbild des Vierzehnten Louis, die Geburt des Deutschen Reiches mit Krach und Qualm gefeiert hatten, sucht der Blick jetzt vergebens. Friede auf Erden. Aus dem Schwert wurde Pflugschar; aus dem wölfisch den Nachbar umlauernden Raufbold der in Halbpact von Glück und Leid standhafte Genosse. Über die Trümmer des letzten Krieges, den Schutt unnützen Erinnerns hinweg! Auf der Halde, die im Mittagsglanz hängt, verlobe sich Deutschland froher, Wert, nicht Ware nur, zeugender Arbeit!

INHALT

Vorbemerkung	7
Chronikon	9
König Phaeton	89
Monarchenerziehung	95
Bismarck im Schloß	101
Hofskandal	109
Kamarilla	121
Barbarossa	129
An den Kaiser	143
Festtagebuch	157
Topika	168
Tsin-Schi-Hoang-Ti	175
Der Kampf mit dem Drachen	184
Onkel Chlodwig	193
Alexandrinier	201
Liebenberg	208
Kaiser und Kanzler	217
Die Feinde des Kaisers	226
Einzug	234
Posen	239
Der Kaiser im Reichstag	245
Die Epistel an Hollmann	255
Döberitz	269
Das Volkslied	285
Waldersee	298
Lippe-Biesterfeld	311
Südwestafrika	321
Hohenzollern-Weltherrschaft	327
Fantasia	341
Der Polarstern	352
Die Schwarzseher	361
Brachmond	375
Ultimo	388
Bismarcks Nachfolger	397
Dies irae	420
Roulette	432

Wilhelms Höhe	446
Korypho	482
Gegen den Kaiser	489
Der Dreibund	535
Diurnale	546
Bethmann	555
Krieg und Friede	565
Marokko-Kongo	581
Theo-Mantie	586
Spoliarium	604
Frankreich und Deutschland	625
Epilog: Versailles 1919	634

ZU DEN ILLUSTRATIONEN

Die Reproduktionserlaubnis gaben:

für die Bilder Alexander III., Bülow, Eulenburg, Lord Grey, Lloyd George, Clemenceau, Eduard VII. und der Kaiser, Rückkehr vom Tempelhofer Feld, Einzug des Kaisers in Tanger, der Kaiser auf einer Nordlandreise, Unterzeichnung des Friedensvertrages in Versailles 1919 der Verlag August Scherl in Berlin;

für die Bilder Alfred Krupp, Bebel, Lenbach: Bismarck, Werner: Kaiserproklamation in Versailles die Photographische Gesellschaft in Charlottenburg.

X

SLUB Dresden

3 0411726